Rep. Meit

Handbuch

der

Geschichte Preussens

bis zur Zeit der Reformation.

In drei Bänden.

Von

Johannes Voigt,

Königl. Geheimen Regierungs-Rath, Professor der Geschichte, Director des geheimen Archivs zu Königsberg, Ritter des rothen Adler-Ordens 3r Cl. m. d. Schl. und des Dannebrog-Ordens, Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Kopenhagen und mehrer gelehrten Gesellschaften.

Voigt
Geschichte
Preussens
3

Dritter Band.

Königsberg.

Im Verlage der Gebrüder Bornträger.

1843.

20 G braun Ganzpergament

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Verhalten des Ordens zum Könige von Polen. Der Hochmeister Ulrich v. Jungingen. Stellung gegen Polen. Streitsache um Driesen. Drohende Kriegsgefahr. Sicherheitsanstalten im Lande. Verkauf von Driesen an den Orden. Krieg mit Polen. Samaitens Verlust. Waffenstillstand. Schiedsspruch des Böhmischen Königes. Verhandlung mit dem Könige von Ungern. Neuer Krieg mit Polen. Kriegsstellung des Ordens. Schlacht bei Tannenberg. Tod des Hochmeisters. Folgen der Schlacht. Graf Heinrich von Plauen, Statthalter des Hochmeisters. Unterwerfung des Landes. Belagerung und Vertheidigung Marienburgs. Wiedergewinn des Landes. Der Hochmeister Heinrich von Plauen. Kriegszug ins Kulmerland. Friede zu Thorn. Danzigs Widerstreben. Verschwörung gegen den Hochmeister. Bedrängnisse des Ordens. Der Römische König Sigismund. Verhandlungstag zu Ofen. Finanzbedrängnisse. Der Landesrath. Benedict von Macra. Die Burg Welun. Neue Feindseligkeiten und Kriegsrüstungen gegen Polen und Litthauen. Feindselige Spannung zwischen dem Hochmeister und den Gebietigern. Anklage und Amtsentsetzung des Hochmeisters Heinrich von Plauen.

1407—1413.

Es fehlten nur wenige Jahre, so war es gerade ein Jahrhundert, seitdem der Orden seinen Hauptsitz im Haupthause Marienburg erhalten hatte und in dieser Zeit war er wie im Innern an Festigkeit seines eigenthümlichen Verbandes, durch Regel und Gesetz in seiner eigenen Verfassung, durch Ordnung und Bestimmtheit im Gange seiner Verwaltung, durch Reichthum und Wohlhabenheit in der Fülle seines Staatsschatzes immer mehr erstarkt, so nach außen an Umfang seiner erweiterten Herrschaft, an politischer Geltung und Größe, an weltgeschichtlicher Bedeutung unter den Staaten des Nordens immer höher

emporgestiegen; und mit ihm auch das Land, so weit er es beherrschte; er gebot über Gebiete, die reich bevölkert durch fleißige und arbeitsame Unterthanen, bedeckt mit zahlreichen Dörfern, mit Städten voll frischen, jugendlichen Aufstrebens in einem regsamen, kräftig ausgebildeten Bürgerstande durch Handel und Wandel, durch Ackerbau und Gewerbfleiß in erfreuender Blüthe standen. Diese Höhe seines Glückes und seiner Macht nach außen und innen hatte der Orden unter Konrads von Jungingen weiser Waltung bereits erstiegen; von da an aber begann die Zeit seines Sinkens, seiner Verderbniß, seines Verfalles; denn was sich nun ereignen und wie es kommen sollte, daß er von seiner errungenen Höhe gestürzt ward, in langer Entkräftung mehr und mehr dahin schwand, in innerer Unordnung und Zerwürfniß immer mehr ermattete und endlich den wohlverdienten Untergang fand — das ist die Geschichte der unglücksvollen und trostlosen Zeit, deren Betrachtung jetzt vor uns liegt.

Das letzte Wort Konrads von Jungingen hatte den König von Polen keineswegs versöhnt, denn es waltete zwischen diesem und dem Orden eine Feindschaft ob, die ihre Wurzeln tiefer geschlagen hatte. Noch aber wirkte im Orden eine Zeitlang des Meisters Geist, der Geist des Friedens und der Sühne fort. Je sichtbarer von Tag zu Tag von Polen aus die Gefahr eines Kampfes drohte, um so mehr war man bemüht, den Orden mit seinen übrigen Gegnern auszugleichen. Der wichtigste von diesen war wegen des Streites um Gothland die Königin Margaretha von Dänemark; man knüpfte mit ihr auf ihren eigenen Wunsch neue Unterhandlungen an, die auch bald Hoffnung zum Frieden gaben. Gleiche Versuche zur Aussöhnung wurden mit dem Herzog von Stolpe und mit dem Könige von England begonnen. Der Freundschaft des Großfürsten Witowd hielt man sich jetzt völlig versichert. Nur der König von Polen erregte durch Wort und That immer neues Mißtrauen, verrieth überall versteckte Absichten. Wer konnte einem Fürsten Vertrauen schenken, der an einem Tage dem Orden seine fernere Gunst und Gnade bezeugte und ausdrücklich erklärte: „man dürfe um die harte Auslegung des Briefes des verstorbenen Hochmeisters keine weitere Besorgniß hegen“, während er am andern Tage dem

Fürsten Witowd schrieb: die letzte Antwort des Meisters Konrad von Jungingen sey für ihn noch bitterer und härter gewesen, als alles früher Gesagte, der ferner dem Komthur von Thorn auf der Burg Slotorie die scheinbar freundlichen Worte erwiederte: von jeher des Ordens Freund habe er keinen Nachbar, zu dem er so große Freundschaft hege, als gegen diesen, während er zur nämlichen Zeit den dem Orden befreundeten Marschall Iwan von Dobrin, den er längst gehaßt und verfolgt, weil zumeist durch ihn das Dobriner-Land an den Orden gekommen sey, gegen den Vertrag zu Raczans vor Gericht laden, gefangen nehmen und im Kerker schmachten ließ, bis er ihm selbst das Todesurtheil sprach. Die Ordens-Gebietiger traten jedoch dem Könige überall mit friedlichen Gesinnungen entgegen, vermieden mit Vorsicht jeden Schritt, der ihm Anlaß zu neuem Hader geben konnte. Sein bedenkliches Anerbieten, die Gebietiger in Preussen mit einem Besuche zu beehren, um zugleich, wie er vorgab, Danzig und die See zu sehen, ward mit aller Klugheit zurückgewiesen und als er selbst den Versuch wagte, aus Anlaß eines unbedeutenden Streites mit den Johannitern in der Neumark sich mit einer ansehnlichen Heeresmacht der Burg Zantoch zu bemächtigen, um von da aus in Verbindung mit einem Theile des gewonnenen Adels in der Eroberung der Neumark weiter vorzuschreiten, wußte man im Orden durch Warnungen und Vorsichtsmaaßregeln der Gefahr eines Kampfes auszuweichen. Obgleich man im Orden des Königes Plane längst durchschaut hatte, so erklärte der Ordens-Statthalter doch öffentlich: „man versehe sich zum Könige von Polen nichts anders als alles Gute."

Da erschien am 26. Juni des Jahres 1407 der angeordnete Tag der neuen Meisterwahl. Lange war diese nicht so vielfachen Bedenklichkeiten unterworfen gewesen. Man erinnerte sich wohl, wie der verstorbene Meister Konrad im Geiste des Friedens und der Versöhnlichkeit, um dem Kriege mit Polen auszuweichen, vor der Wahl seines Bruders zum Hochmeister gewarnt hatte. Gaben aber die jüngsten Ereignisse den Beweis, daß Konrads Nachgiebigkeit und Friedensliebe in den Planen und Bestrebungen des Königes nichts verändert, so ließ sich auch voraussehen, daß er sie bald weiter verfolgen, seine

Anforderungen noch höher steigern, keine Friedensmittel seinen versteckten Haß gegen den Orden mehr kühlen und endlich ein Kampf mit ihm der Erfolg aller friedlichen Bemühungen seyn werde. Dann aber war ein Mann an der Spitze des Ordens erforderlich, der männlichfest, kühnentschlossen und tapfer als Kriegsheld dem unabwendbaren Sturme die Stirne bieten konnte. Einen solchen glaubte man in Konrads Bruder, dem damaligen Ordensmarschall Ulrich von Jungingen zu erkennen; er ward in einstimmiger Wahl zum Oberhaupte des Ordens erhoben. Seit zwanzig Jahren, als er zuerst als Kompan des Ordensmarschalls Konrad von Wallenrod erschien, war sein Leben vielbewegt unter den Waffen auf Kriegsreisen in Litthauen und unter den Geschäften der Landesverwaltung dahingegangen. Seine Meisterwahl, sagt von ihm ein Zeitgenosse, war der Lohn seiner Tugend und Tüchtigkeit, und seinen Namen schmückten schon die rühmlichsten Verdienste. Seines Bruders Ruhe und Gelassenheit war ihm allerdings nicht eigen; oft allzu schnell aufgereizt, im Zorn häufig zu heftig entbrannt, ward er in seiner Leidenschaft leicht zu wilder, ungezügelter Hitze entflammt; aber rüstig zur That, besonnen in seinen Planen, kühn und kräftig in der Ausführung schien er in jeder Weise der Gefahr der Zeit gewachsen.

Diese Gefahr hatte auch er im Könige von Polen längst erkannt und er erkannte bald noch klarer, daß es unmöglich seyn werde, mit ihm auf längere Zeit in ungetrübtem Frieden zu leben, denn obgleich er dem Könige seine Meisterwahl mit Uebersendung eines stattlichen Ehrengeschenkes hatte anzeigen und um fernere Gunst bitten lassen, so deutete es dieser doch als eine Verachtung seiner Person, daß der Hochmeister kurz vor der Ankunft einer königlichen Gesandtschaft, die ihn im Namen des Königes als neuen Meister begrüßen sollte, eine Reise ins Niederland angetreten hatte; und wie hierin, so glaubte der König bald in allen Schritten des neuen Meisters nur versteckte Arglist, boshafte Absichten und feindselige Plane zu entdecken. Bedurfte es neuen Stoff zum Hader gegen den Orden, so fand ihn der König leicht wie im Osten, so nicht minder an der Westgränze des Ordensgebietes. Dort hatten erst vor kurzem die Samaiten, vielleicht nicht ohne Witowd's heimlichen

Antrieb, eine bittere Klagschrift an die geistlichen und weltlichen Fürsten erlassen, daß der Orden sie aller ihrer Freiheiten beraubt, ihren Handel gestört und sie auf alle Weise unterdrückt habe. Der Meister sah wohl ein, worauf die Klage hinziele und traf alsbald Anstalten, die Schutzburg an der Dobissa eiligst in ihrem Ausbau vollenden und noch stärker befestigen zu lassen. Auch im Westen des Ordensgebietes suchte sich der Meister gegen den König so viel als möglich sicher zu stellen. Die wichtigste Aufgabe war dort nach dem bisherigen Verlauf der Dinge der fernere Besitz der festen Burg Driesen. Man kam mit Ulrich von der Ost, dem Herrn der Burg, in der Bestimmung überein: der Orden wolle die Burg noch ein ganzes Jahr lang halten, wenn Ulrich mittlerweile durch sechs ritterliche Bürgen die Gewißheit gebe, daß er und seine Erben sie nachmals beständig der Neumark, wohin sie gehöre, bewahren und nie davon entfremden werde; sey dessen der Orden durch Brief und Siegel versichert, so verpflichte er sich zur Wiedereinräumung der Burg nach Jahresfrist ohne alle Widerrede. Man hatte somit erreicht, was man bezweckt; man war noch eine Zeitlang im Besitze von Driesen gesichert und so wagte vorerst der König von Polen noch nicht seinem Ziele näher zu treten.

Darauf glückte es dem Hochmeister, endlich auch den langwierigen Streit wegen Gothland beizulegen. Man glich sich auf einem Berathungstage zu Helsingborg mit König Erich von Dänemark in der Weise aus, daß der Orden nach Entrichtung einer ihm zugestandenen Entschädigungssumme dem Könige Gothland ohne weiteres einräumen, auf alle fernern Rechte darauf Verzicht leisten wolle, von keiner Seite irgend ein weiterer Anspruch an den andern erhoben werden, der König dagegen verpflichtet seyn sollte, die Bewohner des Eilandes bei allen ihren alten Rechten und Freiheiten zu lassen, worüber er ausdrücklich feste Versicherungsbriefe für die Gothländer auszustellen versprach. Dieser Vertrag ward hierauf im Verlaufe des Jahres 1408 wirklich vollführt.

Nun versuchte der Meister auch eine Ausgleichung der noch obwaltenden Streithändel mit dem Könige von Polen. Fürst Witowd vermittelte eine persönliche Zusammenkunft des Hochmeisters mit dem Könige zu Kauen in den ersten Tagen des

Jahres 1408. Es ward über Gränzverhältnisse und manches andere viel hin und her verhandelt; als darauf aber die wichtige Frage über die Rechte an Driesen zur Sprache kam und dem Großfürsten Witowd als Vermittler die Briefe des Königes und des Ordens in Betreff der Anrechte zur Entscheidung vorgelegt wurden, sprach er endlich das für den König höchst wichtige Wort: die Rechte Polens an das Haus Driesen dünkten ihm näher und begründeter, als die des Ordens. Der Meister indeß vertheidigte diese mit allem Nachdruck; es kam in nichts zu einer festen Ausgleichung und so blieb der Verhandlungstag ohne den erwünschten Erfolg.

Seitdem aber war Driesen der Punkt, an welchem sich die Widerstrebungen des Ordens und des Königes immer schärfer begegneten. Der letztere that sofort einen neuen Schritt, um sich des Hauses sobald als möglich zu bemächtigen. Durch Witowds Ausspruch noch mehr ermuthigt, ließ er bald darauf eine Anzahl Dörfer bei Driesen, angeblich zum Burgbezirke gehörig, seinem dortigen Hauptmanne überweisen, verlangend, der Ordensvogt der Neumark solle sich derselben nicht mehr unterwinden. Der Meister beschränkte des Königes Forderung nur auf solche Dörfer, die wirklich zu Polen gehörig dem Hause Driesen vormals zu Lehen gegeben seyen. Jetzt trat auch Ulrich von der Ost mit der offenen Erklärung auf: es sey durch Schriften gültig zu erweisen, daß Driesen von alten Tagen her ein wahres und rechtes Lehen der Markgrafen von Brandenburg gewesen, wie alle Getreuen der Neumark, so habe auch er dem Hochmeister gehuldigt; habe er sich früher zur Lehenspflicht gegen den König von Polen bekannt, so sey solches aus Unwissenheit geschehen, zudem ohne Wissen und Willen der Seinigen, folglich im Rechte ohne Kraft und ungültig. Auf diese Erklärung gestützt, konnte der Hochmeister jetzt dreist Witowds Ausspruch mit dem nachdrücklichen Worte entkräften: „nach gemeinem fürstlichen Rechte könne nimmermehr ein Untersasse, weder Graf, Ritter noch Knecht wider seinen natürlichen Herrn, d. h. die oberste Herrschaft, seine Güter entfremden oder seinen Herrn der Güter entsetzen oder sich eigenes Willens in eine andere Herrschaft setzen; dieses gemeine Recht zwinge ihn, auch über Driesen also zu sprechen."

So bestimmt sich aber in solcher Weise der Hochmeister über sein Recht an Driesen aussprach, so fest war auch der König entschlossen, sein Ziel nicht aus den Augen zu lassen. Nur Witowd schien Anfangs noch schwankend dazustehen. Allein obgleich er erklärte: er habe als Vermittler gerne Friede und Freundschaft stiften wollen, jedoch des Ordens Recht nicht richtig fassen können, weil er des Königes Briefe vorher nie gelesen habe, so war es doch bald kaum mehr zweifelhaft, daß er in einem Kriege zwischen dem Könige und dem Orden sich auf des erstern Seite schlagen werde, und eben so auch gewiß, daß das versteckte Kriegsfeuer bald auflodern müsse, denn der König benutzte mit sichtbarer Geflissenheit jede sich darbietende Gelegenheit, um gegen den Orden neue Klagen zu erheben; oft wurden sie mit einer Erbitterung geführt, daß der Hochmeister Mühe hatte, des Königes Zorn einigermaßen zu beschwichtigen. Es würde daher gewiß schon im Verlaufe des Jahres 1408 zum offenen Kampfe gekommen seyn, wenn nicht theils der Großfürst Witowd durch Krieg mit dem Großfürsten von Moskau und die feindseligen Verhältnisse mit dem Fürsten Switrigal von Sewerien im Osten so beschäftigt gewesen wäre, daß auf keinen Beistand von ihm zu rechnen war, theils auch den König von Polen nicht die Nachricht zurückgehalten hätte, daß zwischen dem Orden und dem Könige von Ungern ein Bündniß geschlossen sey, wonach beide in einem Kriege gegen Polen sich gegenseitig unterstützen wollten.

Der Hochmeister benutzte die Zeit der Ruhe zu zweckmäßigen Maaßregeln theils für die Sicherheit des Landes nach außenhin, theils für Ordnung und Gesetzmäßigkeit in der Verwaltung, auch für die Vermehrung der innern Staatskräfte durch Handel, Gewerbe und ländlichen Betrieb. Vor allem ließ er nichts unversucht, um alle noch obwaltenden Irrungen und Streitigkeiten mit den Herzogen von Pommern auszugleichen; dann wandte er seine Thätigkeit der stärkeren Befestigung oder dem neuen Aufbau der Gränzburgen zur Sicherung der Landesgränzen zu. Um Samaiten, wo sich schon allerlei bedrohliche Bewegungen kund gaben, im Gehorsam zu halten, wurden an der Memel das Haus zu Tilsit, im Lande selbst an der Wilia die Friedeburg neu aufgerichtet und das bereits

vollendete Ordenshaus an der Dobissa stärker bewehrt. Im Westen des Landes übernahm es der Orden, die Stadt Memel in bestimmter Frist mit Mauern und Wehrwerken zu versehen. In Betreff der innern Landesverwaltung kam der Hochmeister den Wünschen und Bitten der Ritterschaft und der Städte mit einer neuen Landesordnung entgegen, weil theils in der Gerichtspflege, theils im Handel und überhaupt im bürgerlichen Verkehr Mängel und Mißbräuche fühlbar geworden waren, die nothwendig einer Abhülfe und Verbesserung bedurften. Mit nicht minderem Eifer suchte er theils durch zweckmäßige Anordnungen den Binnenhandel und Verkehr in den Städten mehr zu regeln und zu beleben, theils durch Unterhandlungen mit den Staaten des Auslandes, mit denen Preussen in Handelsverbindungen stand, die Hemmungen und Hindernisse zu beseitigen, welche einem geordneten und regelmäßigen Verkehr nach außenhin immer noch entgegenstanden, und der Hochmeister erfreute sich auch in diesen Bemühungen manches glücklichen Erfolges, so daß seitdem der Handel Preussens zur See wieder freiere Bahn gewann. Auch in der Förderung des Ackerbaues und aller ländlichen Betriebsamkeit folgte Ulrich von Jungingen seines Vorgängers Beispiel. Häufig bereiste er das Land, um seiner Unterthanen Bedürfnisse überall selbst kennen zu lernen und wo er es nöthig fand, unterstützte er stets bereitwillig den Landmann durch ansehnliche Darlehen wie in Preussen selbst, so in Pommern und in der Mark. Ueberhaupt bewies Ulrich seit dem Antritte seines Meisteramtes durch wiederholte Landesspenden, wobei Arme, hülfsbedürftige Edle oder Bauern, Wittwen, arme Schüler, Priester, Kirchen, Klöster und fromme Stiftungen verhältnißmäßig bedacht wurden, daß es stets eine seiner süßesten Pflichten war, Wohlthaten zu spenden und die drückende Noth, wo er sie fand, zu lindern. Keiner seiner Vorgänger hat ihn darin übertroffen.

Immer aber hatte der Hochmeister bei dem Allem auch die nächste Zukunft im Auge. Er sah dabei unstreitig auf die drohenden Gefahren hin, wenn er die bedeutendsten Ritter im Kulmerland, um Osterode und in andern Nachbargegenden von Polen, darunter besonders auch die Ritter des Eidechsen-Bundes, den er als geschlossene Rittergesellschaft anerkannte, vorzugsweise

zum Schutze des Landes und zur Kriegsrüstung unterstützte; er hatte dieselben Gefahren vor Augen, als er im Verlaufe des Jahres 1408 die Ordensburgen in den Gränzgebieten von Polen besuchte und für ihre stärkere Befestigung und Bewehrung sorgte. Ueberall erhielten die Komthure Befehl, Alles zur Vertheidigung ihrer Häuser mit ernstem Eifer vorzubereiten; die Stückgießerei und die Pulverfabrik in Marienburg waren in einer Thätigkeit, wie noch nie zuvor und nicht nur an Zahl, sondern auch an Größe wurde dort schweres Geschütz bereitet, wie es in Preussen noch nie, selbst auch in Deutschland, Polen und Ungern bisher selten gesehen war. Alles deutete darauf hin, daß schwere und blutige Tage für das Land zu befürchten seyen.

Die Entscheidung rückte näher, als der Ritter Ulrich von der Ost wegen Driesen vom Hochmeister eine feste Entscheidung verlangte und es dem Orden zum Verkauf anbot. Der Meister versäumte nicht, den König von Polen alsbald von dem entscheidenden Schritte zu unterrichten, zu welchem des Ritters bedrängte Lage ihn dringe. Er erklärte zugleich auch offen, daß er auf die Anforderungen der Ritterschaft und der Städte der Neumark, wie auf die dringende Mahnung des Königes von Ungern sich verpflichtet fühle, dafür zu sorgen, daß die Burg Zantoch, die nach Aller Zeugniß stets zur Neumark gehört habe, in keiner Weise von dieser getrennt und entfremdet werde. Er bat daher endlich, der König möge es nicht ungnädig aufnehmen, wenn er jetzt Maaßregeln treffe, wie dringliche Verhältnisse und die Weisung des Königes von Ungern sie geböten. Der König schwieg; er dankte nicht einmal für die Geschenke von Falken und Rheinwein, womit der Meister ihm und der Königin seine geneigte Gesinnung hatte bezeugen wollen. Auch der Großfürst Witowd stand schweigsam da, erwiederte zwar des Meisters Geschenk von Wein und einem Clavicordium mit einer Gegenbeehrung, sprach sich aber über die Streitfrage nicht weiter aus.

Jetzt geschah der entscheidende Schritt. Es ward am 7. Septbr. mit Ulrich von der Ost ein Vertrag geschlossen, nach welchem er dem Orden die Burg und Stadt Driesen nebst allen zugehörigen Gütern für die Summe von 7750 Schock Böhm. Groschen überließ, sich verpflichtend, den Orden in allen etwanigen frem-

den Ansprüchen an das Haus vertreten und aller weitern Mahnung darüber überheben zu wollen. Somit war der Würfel geworfen und nur zu bald zeigte sich, wie seitdem Alles eine andere Gestalt gewonnen. In Samaiten thaten sich in kurzem allerlei bedenkliche Bewegungen kund. Der Hochmeister ließ daher auch eine bedeutende Anzahl von Lastschiffen, die der König mit Kujavischem Getreide beladen wegen Mißernte und Theuerung nach Litthauen durchs Ordensgebiet senden wollte, bei Ragnit anhalten, weil ihm gemeldet worden seyn soll, sie seyen zugleich mit einer großen Menge Waffen für die Samaiten heimlich befrachtet gewesen. Wie dem seyn mochte; der König erhob darob die bittersten Klagen. Auch Witowd warf nun neuen Stoff zu Mißtrauen und Feindschaft ein, den Hochmeister beschuldigend, daß er eine Verrätherei des Fürsten Switrigal gegen ihn, den Großfürsten, gebilligt und begünstigt habe. Es half nichts, daß sich der Meister gegen diesen Vorwurf rechtfertigte. Der Ordensvogt von Samaiten meldete bald von allerlei heimlichen Umtrieben, die dort von Litthauen aus befördert wurden; hie und da brachen aus Witowds Gebiet kleine bewaffnete Haufen ins Land, häufig durchzogen es Russen, Litthauer und Tataren, man wußte nicht, zu welchem Zwecke, bis endlich der Vogt erfuhr, daß der König und Witowd bei einer Zusammenkunft sich über den Plan berathen hätten, wie sie sich Samaitens wieder bemächtigen könnten. Als er nun häufig die im Lande umherschleichenden Litthauer, die unter dem Vorwande, Getreide einzukaufen, im Volke die feindliche Stimmung auf allerlei Weise vermehrten und es gegen den Orden immer heftiger aufreizten, aufgreifen und aus dem Lande schaffen ließ, erhob der Großfürst die bittersten Beschwerden gegen den „unnachbarlichen Vogt," immer noch mit der Miene des Wohlgesinnten gegen den Orden und dessen Meister; eben so der König, dessen Briefe an den Hochmeister immer noch voll waren von Worten der eifrigsten Freundschaft und Geneigtheit. Alles, selbst eine neue Unterhandlung mit dem Meister war nur auf Täuschung berechnet, um Zeit zur Kriegsrüstung zu gewinnen.

So brach das Jahr 1409 an, eine ernste, für den Orden unglücksschwangere Zeit. Der Hochmeister, des baldigen Ausbruches eines Kampfes gewiß, war rastlos thätig, wie an den

Gränzen Samaitens Memel und die Burgen Tilsit und Ragnit, die an der Dobissa und mehre andere, so in den Gränzgebieten Polens die dortigen Ordenshäuser Strasburg, 'Golub, Schönsee, Thorn und die im Kulmerland möglichst mehr zu befestigen und reichlicher mit Kriegsbedarf zu versorgen; überall Anstalten zu besserer Vertheidigung, überall im Lande eine kriegerische Thätigkeit ohne Gleichen.

Schon im März traf beim Meister die Nachricht ein: in Polen sey Alles in Rüstung, der König habe Befehl ertheilt, man solle sich aufs nächste Kriegsgebot zum Aufbruch bereit halten, der Kriegsplan stehe zunächst auf die Erstürmung der Ordensburg Nessau, um von dort her plötzlich ins Kulmerland einzufallen. Aus Samaiten ward berichtet, daß sich auch dort das Volk mit Speer und Schild zu einem Kriegszuge rüste, bereits durch königliche Baioren geleitet die Wege verhaue, daß Witowd fortan täglich durch feile Menschen das Volk zum Aufruhr gegen den Orden verhetze, mit dem Plane beschäftigt, Ragnit zu überfallen und dann weiter ins Ordensgebiet einzustürmen. Wirklich sprengte auch bald eine Samaitische Streitschaar bis gegen Memel vor, jedoch sich nur mit einiger Beute begnügend. Jetzt ward der Großfürst, da er immer noch die Rolle des Freundes spielte, um ihn der Maske zu entblößen, vom Hochmeister aufgefordert, ihm Rath zu ertheilen, wie dem Aufruhr in Samaiten Einhalt zu thun sey. Seine Antwort lautete schlau ausweichend. Er lauerte noch auf des Königes Wink, um die Maske abzuwerfen, denn seine Streitmacht stand zum Kampfe schon gerüstet. Den König aber beschäftigten zur Zeit noch seine Rüstungen und Unterhandlungen mit den Herzogen von Pommern, um auch diese auf seine Seite zu ziehen. Witowd hatte bereits erklärt: er könne nicht länger zusehen, daß die Deutschen wie auf des Königes Seite jetzt nach Driesen, so auch auf der seinigen immer mehr nach Land und Leuten griffen. Damit meinte er Samaiten.

Hier war Alles von ihm vorbereitet. Nachdem der König eine starke Heerschaar in Großpolen versammelt, dort die Ordensgränze bedrohend, und der Großfürst sich mit Herzog Switrigal ausgesöhnt, brach im Sommer in den Landschaften Samaitens plötzlich, jedoch von Witowd längst angeschürt, ein allge-

meiner Aufstand aus. Der Beihülfe des Großfürsten versichert, trat das Volk überall gegen die Ordensherrschaft in Wehr und Waffen, denn des Fürsten Hauptmann Rambold stand bereits mit einer starken Streitschaar an der Samaitischen Gränze, den Samaiten zu Hülfe zu eilen, sobald ein Ordensheer ins Land einbrechen oder der König seiner Seits den Kampf mit dem Orden beginnen werde. Da bald unter den Samaiten auch ein von Witowd ihnen zugeordneter Hauptmann auftrat, der ihrer Waffenmacht Regel und Richtung geben sollte, zudem auch von ihm ausgesandt mehre seiner Beamten das Land in seinem Namen in Besitz nahmen und da augenscheinlich Alles dahin berechnet war, daß sobald der Orden seine Streitmacht zur Unterdrückung des Aufruhrs nach Samaiten wenden werde, der König in die westlichen Gebiete des Ordens einfallen solle, so entsandte der Hochmeister eiligst eine Botschaft an den König, ihn zur Erklärung auffordernd: ob er die Samaiten oder den, durch dessen Aufhetzung ihr Abfall geschehen sey, den Großfürsten in seinem arglistigen und treulosen Unternehmen wider den Orden unterstützen werde? Der König verschob die Antwort, bis er sich auf nächstem Reichstage mit seinen Reichsräthen über die Sache werde berathen haben.

Keiner aber zweifelte mehr, wie des Königes Antwort heißen werde, denn er hatte schon offen erklärt: lieber wolle er nicht mehr König von Polen seyn, wenn er nicht Driesen mit seinem Reiche vereinigen könne. Mittlerweile ward in Preussen Alles zum Kampfe vorbereitet, der Herzog von Stolpe durch ein Darlehen zum Hülfsbündniß gegen Polen gewonnen, die Gränzen gegen Polen mit stärkerer Mannschaft besetzt, die Ordensburgen noch zahlreicher bemannt und eiligst in Pommern, Meißen, Thüringen und andern Theilen Deutschlands neue Söldnerhaufen angeworben. Es ward nichts versäumt, dem Feinde, wenn es zum Kampfe komme, mit Kraft und Macht zu begegnen.

Nun kam des Königes Antwort, vom Erzbischof von Gnesen überbracht. Sie lautete: „Der Großfürst ist dem Könige blutsverwandt; er hat sein Land von der Krone Polen nur als Schenkung; darum wird der König ihn nicht verlassen und nicht nur in diesem Kriege, sondern in jeder Bedrängniß mit Macht unterstützen; zieht man aber den Weg gütlicher Vermittlung vor,

so will der König etwa geschehenes Unrecht auf billige Weise auszugleichen suchen." „Mitnichten, erwiederte der Meister, dann werde ich lieber auf der Stelle in Litthauen selbst einfallen." „Deß hütet euch, entgegnete der Erzbischof, denn überzieht ihr Litthauen, so sucht euch der König mittlerweile in Preussen heim." „Dank dieser offenen Erklärung, antwortete der Meister, so will ich lieber das Haupt, als die Glieder fassen, lieber ein bewohntes und bebautes, als ein wüstes und ödes Land aufsuchen."

Der Meister schritt alsbald zur That. Ueberall lagen an den Gränzen bedeutende Heerhaufen kampffertig zum Einfall ins feindliche Land bereit, in der Neumark der dortige Ordensvogt Arnold von Baden, im Kulmerland der Ordensmarschall Friederich von Wallenrod; auch die Gränze gegen Masovien, wo jenseits Herzog Johannes an der Spitze eines starken Tatarenhaufens, den ihm Witowd zugesandt, schon Wochenlang das Ordensgebiet bedrohte, war hinreichend besetzt. Nachdem am 6. August ein Fehdebrief des Hochmeisters dem Könige nach Rittersitte den Frieden aufgekündigt, brach schon am zehnten Tag darauf ein starkes Ordensheer, der Meister mit dem Ordensmarschall an seiner Spitze, in die Gränzen des Dobrinerlandes ein. Es stürmte ohne bedeutenden Widerstand von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt und wo es erschien, unterlag das Land weit und breit einer schrecklichen Verwüstung; die alte Burg Dobrin ward bis auf den Grund niedergebrannt; mehre Städte ergaben sich freiwillig. Vergebens erbot sich im Lager vor der Burg Bebern der Erzbischof von Gnesen im Namen des Königes zur friedlichen Vermittlung. Die Ordenswaffen ruhten nicht eher, als bis das ganze Dobrinerland gewonnen war. Dann nach der Gränze Preussens zurückkehrend, erstürmte und zerbrach der Meister auch die alte Gränzburg Slotorie, nachdem acht Tage lang das schwere Geschütz ihre starken Mauern zertrümmert. Obgleich sich nirgends ein Feind zu einer geordneten Schlacht gestellt, so hatte bei der Erbitterung des Ordensvolkes der Kriegszug doch viel Blut gekostet. Das ganze Land behielt der Orden vorerst im Besitz.

Mittlerweile hatten auch an den andern Gränzgebieten die Feindseligkeiten begonnen. Die Komthure von Schlochau und Tuchel hatten das Krainer Land verheert, die Burgen Zempel-

burg und Kamin und die Stadt Bromberg in Asche gelegt. Der Vogt der Neumark hatte währenddeß das Gebiet von Driesen gesäubert und Einfälle ins nachbarliche Polen gewagt; auch Masovien unterlag bei einem Einfall der Komthure von Osterode und Brandenburg einer schweren Verheerung zur Strafe des Herzogs, des Königes Verbündeten. Zur Vergeltung war des Herzogs Sohn mit einer Schaar von Litthauern und Russen bis nach Rastenburg ins Land eingestürmt und hatte außer Soldau noch vierzehn Dörfer niedergebrannt. Auch in diesem Kriegsgewirre kam es nirgends zu einem gerechten Kampfe; nur die Lande mußten unter Raub, Mord und Feuer büßen, was als Strafe für die Fürsten galt. Vergebens trat der Erzbischof von Gnesen zur Vermittlung eines Waffenstillstandes ein; der König genehmigte ihn nicht. Fürst Witowd aber, als er vernommen, daß der Orden seine Waffen erhoben habe, war alsbald mit seiner ganzen Streitmacht in Samaiten eingebrochen, hatte dann, mit Samaitischen Heerhaufen verbunden, die Friedburg zur Uebergabe gezwungen, den Ordensvogt mit seiner durch Krankheit geschwächten Besatzung aus der Burg an der Dobissa und aus dem Lande vertrieben und sich so ohne Schwertschlag ganz Samaitens bemächtigt. Nadrauen erlitt darauf eine schwere Verheerung; selbst Memel ward bedroht; die Burg, in deren Umkreis eine große Zahl von Menschen erschlagen und gefangen wurde, rettete nur ihre starke Bewehrung gegen den stürmenden Feind.

Das Alles aber schien nur erst das Vorspiel eines noch weit ernsteren Kampfes. Während der Hochmeister selbst fortan noch das Kulmerland beschützte, sammelte der Ordensmarschall die Hauptmacht in der Gegend von Eilau und Kreuzburg, um von da nach Litthauen einzubrechen. Der König hatte sich ins Innere seines Reiches zurückgezogen, um seine Streitmacht noch zu vermehren. Mit dieser Macht kam er im September bei Bromberg an, dort sich lagernd. Der Hochmeister brach alsbald mit seinem Heere auf, ihm dort zu begegnen. Bis auf zwei Meilen zwischen Schwez und Bromberg standen sich beide einander gegenüber und es würde unfehlbar zu einem schweren Kampfe gekommen seyn, wäre nicht in denselben Tagen eine Gesandtschaft des Böhmischen Königes Wenceslav, an ihrer Spitze der Herzog Konrad der Aeltere von Oels mit Vollmacht zur Friedens-

vermittlung beim Könige von Polen angelangt. Die Unterhandlungen gediehen zu einem Waffenstillstand bis zum schiedsrichterlichen Ausspruche des Königes von Böhmen. Beide unterwarfen sich dessen Richterspruch, der in bestimmter Frist erfolgen sollte. Jeder behielt bis dahin die Städte und Lande besetzt, die er im Besitze hatte. Der König von Polen gelobte zudem, daß er den Samaiten und allen Unchristen nebst deren Helfern weder mit Rath noch That zu Hülfe stehen, sie auch in den Waffenfrieden nicht mit einschließen wolle. Demnach stand der Großfürst Witowd außer dieser Waffenruhe, vorerst vom Könige gewissermaßen aufgegeben. Hätte jetzt der Hochmeister sofort gegen ihn das Schwert gewandt, um ihm vor allem wenigstens Samaiten zu entreißen oder in einem ernsten Kampfe seine Kriegsmacht zu schwächen, es würde sich nachmals vieles anders gestaltet haben. Allein der günstige Augenblick blieb unbenutzt. Dem Meister genügte ein Bündniß, welches er mit Witowds keineswegs ganz ausgesöhntem Gegner, dem Herzog Switrigal abschloß, wiewohl es ihm wenig frommte.

Mittlerweile unterließ der König nicht, den Orden durch eine ausgesandte Klagschrift und allerlei angeschuldigte Verbrechen bei Königen und Fürsten zu verleumden und zu lästern und da dem Meister überdieß auch kund ward, daß zwischen dem Könige und Witowd eine Berathung über einen im nächsten Jahre zu veranstaltenden Kriegszug gegen den Orden Statt gefunden, wozu bereits auch Tatarische Hülfsvölker geworben und andere Anstalten getroffen wurden, so eilte er, außer dem Herzog Boguslav von Stettin auch den König Sigismund von Ungern zu einem Hülfsbündnisse zu gewinnen, denn es war ja auch das Interesse dieses Königes, daß Driesen und die übrigen streitigen Ortschaften in der Neumark für diese nicht verloren gingen. Sigismund versprach, den Orden gegen alle heidnischen und der Römischen Kirche nicht unterthanen Nationen, namentlich gegen Litthauer, Russen, Tataren mit aller Macht zu unterstützen, ihm dessen Länder und Güter, welche der König von Polen entrissen, wenn er sie erobere, sofort zurückzugeben und bei jedem Kriege zwischen dem Orden und dem Könige von Polen stets nur jenem, nie dem letztern beizustehen. Komme er selbst aber mit dem Polnischen Könige in Krieg über Gränzen, Land und Leute

und erhalte er von demselben Genugthuung, so könne er sie annehmen, ohne daß das Bündniß zwischen ihm und dem Orden damit verletzt oder aufgehoben seyn sollte. Es verlautet, daß der Orden dieses Hülfsbündniß (20. Decbr. 1409) mit einer namhaften Geldsumme habe erkaufen müssen.

Nun erschienen im Anfange des Jahres 1410 die beiderseitigen Abgeordneten auf dem Schiedstage zu Prag, wo nach vielen Klagen und Verhandlungen der König Wenceslav den Ausspruch that, daß Alles wieder in den Zustand vor dem Kriege zurückgesetzt, das Land Dobrin dem Könige zurückgegeben, Samaiten aber dem Orden wieder eingeräumt und Driesen, welches dem Könige von Ungern gehöre, diesem überantwortet werden solle, daß ferner kein Theil den Ungläubigen wider den andern Hülfe leisten, alle Gefangenen ohne Lösegeld frei gegeben und die Entschädigungen auf einem andern Tage ausgeglichen werden sollten, wo man zugleich auch den ewigen Frieden, zwischen König Kasimir und dem Orden geschlossen, erneuern und bestätigen wolle. Der König von Polen endlich solle sich des Titels eines Herrn von Pommern fortan nicht mehr bedienen.

Diesem Schiedsspruche aber verweigerten die Polnischen Gesandten ihre Zustimmung. Sie ließen sich auch nicht durch die Drohung schrecken, als Wenceslav zornig in die Worte ausbrach: „Nun sehen wir wohl, daß ihr eigentlich König von Polen seyd, nicht aber euer Herr; wollet ihr Krieg, wohlan! so wollen wir und unser Bruder, der König von Ungern, dem Orden wider euch zur Seite stehen und mit des Herrn Hülfe euch mit Heeresmacht in euere Gränzen zurücktreiben."

Bald darauf schloß der Orden ein neues Hülfsbündniß mit dem Könige von Ungern, wonach dieser dem Orden, der von neuem 40,000 Ungersche Gulden zahlte, den Besitz der Neumark bestätigte und den Rückkauf nur für sich, seinen Bruder Wenceslav und Vetter Jobst vorbehielt, zugleich aber versprach, den etwanigen Auskauf von Driesen an der Summe zurückzuzahlen. Zu gleicher Zeit sandte Sigismund, dem sehr daran gelegen war, daß die Steitigkeiten zwischen Polen und dem Orden ausgeglichen würden, eine Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Krakau. Der König von Polen zögerte mit der Zusage; er suchte für seine Kriegsrüstungen Zeit zu gewinnen. Erst um

Ostern sandte er den Großfürsten Witowd zur Unterhandlung mit Sigismund nach Käßmark an der Gränze von Ungern und Polen. Witowd ersuchte den Ungerischen König um die Erneuerung der alten Friedensverträge zwischen Polen und Ungern und bat ihn bei dem Kriege mit dem Orden neutral zu bleiben. Allein Sigismund lehnte den Antrag mit der Erklärung ab: es könne kein Friede zwischen Ungern und Polen bestehen, sobald der Orden befehdet werde, doch wolle er, um dem Kriege vorzubeugen, gerne als Vermittler eintreten. Er erbot sich deshalb selbst sich nach Preussen zu begeben, um den Hochmeister zu friedlicheren Gesinnungen zu stimmen. Statt des Königes aber, da ihm Nachrichten von verrätherischen Absichten gegen seine Person auf seiner Reise durch Polen zugekommen waren, erschienen bald darauf nur seine Gesandten in Krakau und dann auch in Thorn beim Hochmeister. Ihre Vermittlung war jedoch ohne Erfolg, denn vertrauend auf die Beihülfe des Königes von Ungern, wollte der Meister sich nur dann zum Frieden verstehen, wenn alle gerechten Forderungen des Ordens, namentlich die Zurückgabe Samaitens unverweilt erfüllt würden. Desgleichen erklärte sich auch der König von Polen nur unter der Bedingung zum Frieden geneigt, wenn der Orden auf Samaiten keine weitern Forderungen erhebe und Dobrin an Polen zurückgebe.

So standen die Ansprüche einander gegenüber; so drohte die Gefahr eines schweren Kampfes schon immer näher, denn wie der König mittlerweile im Ausland durch Werbung bedeutender Söldnerhaufen und in seinem eigenen Reiche durch fortgesetzte Kriegsrüstungen Alles aufbot, um dem Orden, wenn es zum Kampfe komme, mit voller Macht zu begegnen, so war man auch in Preussen in rastloser kriegerischer Thätigkeit. Man sah das wilde Ungewitter schon immer mehr herannahen, zumal da der König von Polen einen neuen Verhandlungstag, den der König von Böhmen nach Breslau zur Ausgleichung des Streites bestimmt, nicht einmal beschickt hatte, woraus klar war, daß er keine Sühne weiter mehr erwartete. Da nun schon mit jedem Tage der Ausbruch des Kampfes zu fürchten war und bald auch die Kunde kam, daß Witowd mit seinen rohen Kriegshorden zum Einfall ins Land bereit stehe, so erließ der Meister an die

Komthure im Kulmerlande, wo die Gefahr zunächst drohte, den Befehl: da Krieg bevorstehe und Witowd bereits zahlreiches heidnisches Kriegsvolk aufgeboten, so solle jeder Gebietiger, sobald sich Kriegsgeschrei erhebe, mit seinem Kriegsvolke zujagen; nur die Komthure von Althaus und Strasburg, der Kellermeister von Thorn und der Vogt von Brathean sollten daheim bleiben zur Vertheidigung ihrer Burgen. Jeder Gebietiger solle sein Haus mit einem tüchtigen Ordensbruder als Befehlshaber versorgen und möglichst stark bemannen. Was nach Bemannung der Ordensburgen vom Landvolke noch übrig bleibe, solle in Dörfern, deren Bewohner am besten beritten seyen, zur Hälfte seinem Gebietiger ins Feld folgen und zur Hälfte daheim bleiben, desgleichen in den Städten. Darauf ging auch vom Ordensmarschall durchs ganze Land ein allgemeines Aufgebot, daß jeder Kriegspflichtige sich bereit halte, auf den ersten Befehl zuzujagen.

Durfte man des Königes eigener Zusage trauen, so konnte vor Johanni noch kein offener feindlicher Schritt geschehen, denn bis dahin dauerte noch der Waffenstillstand; auch der Großfürst hatte versprochen, bis dahin die Waffen noch ruhen zu lassen. Der Hochmeister benutzte diese Zeit, um seine Kriegsmacht auch von außenher noch mehr zu verstärken. In Böhmen und in Deutschland wurden überall Söldnerhaufen aufgenommen und dem Orden zugesandt; man suchte auch den Herzog Ulrich von Meklenburg zum Solddienst für den Orden zu gewinnen. Der Meister von Livland erhielt den Befehl, sofort dem Großfürsten den bestehenden Frieden aufzukündigen, damit alsbald ein Streitheer in Litthauen einfallen könne, um ihn von der Verbindung mit dem Könige zurückzuhalten. Was der Meister dort aber an Mannschaft erübrigen könne, solle er eiligst nach Preussen senden.

Da es dem Hochmeister wichtig seyn mußte, vor der Welt gerechtfertigt dazustehen, so stellte er in einem Sendschreiben an den Röm. König und die vornehmsten Reichsfürsten den Abfall der Samaiten, die Verrätherei des Großfürsten Witowd, die kriegerische Stellung des Polnischen Königes und ihre Kriegsverstärkung durch allerlei heidnische Völker umständlich als Gründe vor, durch welche der Orden das Schwert zu ergreifen gezwungen werde, sie zugleich dringend bittend, ihren Fürsten, Herren und Rittern zu erlauben, dem Orden zu Hülfe ziehen zu dürfen zur

Beschirmung der Christenheit. Dem Könige von Polen entbot der Meister kein Wort weiter. Nur an dessen Schwester, die Fürstin Alexandra, Gemahlin des Herzogs Semovit von Masovien, wandte er sich in einem herzlichen und vertrauensvollen Schreiben, worin er ihr seine aufrichtige Friedensliebe zu erkennen gab und es offen und frei aussprach, wie sein Sinn niemals nach Krieg gestanden und seiner Seits nichts unterlassen sey, um eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen, die er selbst zur Stunde noch wünsche. Dieß friedliche Wort aber, wenn es der König auch vernahm, ward weiter nicht beachtet. Der Meister mußte jetzt ohne Säumen das Schwert ergreifen. Da bereits zahlreiche Söldnerhaufen aus Deutschland, besonders aus Meißen, Schlesien, Franken, vom Rhein und andern Gegenden theils in Preussen angelangt, andere noch auf dem Zuge begriffen waren, auch der Herzog von Stettin seinen Sohn Kasimir mit 600 Rossen und etlichen Fähnlein Knechten zu Hülfe gesandt hatte und endlich um die Mitte des Juni auch das herbeigerufene Livländische Streitvolk angekommen war, so verließ der Hochmeister das Haupthaus Marienburg, nachdem er es hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt und stark mit Mannschaft und Geschütz versehen. In denselbigen Tagen erließ auch König Sigismund von Ungern, durch eine namhafte Geldsumme gewonnen, an den König von Polen einen Absagebrief, worin er erklärte, daß er als Vicarius des heil. Römischen Reiches zum Schutz des Ordens verpflichtet und überdieß durch einen Freundschaftsvertrag mit demselben verbunden sey. Vom Hause Engelsburg aus, in dessen Nähe der Ordensmarschall die Söldner und Hülfstruppen in einem Lager versammelt hatte, traf der Meister die nöthigen Anordnungen zur Vertheidigung der Landesgränzen. Die Stellung der Ordensmacht war folgende.

Der Vogt Michael Küchmeister von Sternberg ward befehligt, mit seiner Streitmacht die Gränzen der Neumark in Hut und Schutz zu halten. An ihn schloß sich unweit Friedland an der Gränze der Komthur von Schlochau Jost von Hohenkirch mit Märkischem Kriegsvolke und etlichen Söldnerhaufen an; einige Meilen von ihm stand mit seiner Streitschaar der Komthur von Tuchel Heinrich von Schwelborn. Die Gränze in Pommerellen hielt der Komthur von Schwez Graf Heinrich von

Plauen mit einem Kriegshaufen von dreitausend Mann besetzt. Thorn und die Umgegend am Weichsel-Strom ward vom Komthur von Ragnit Eberhard von Wallenfels bewacht und weiter ostwärts an der Gränze des Dobriner- und Michelauer-Landes an der Drewenz entlang lag die ansehnliche Streitmacht des Komthurs von Birgelau Paul Rolmann von Dademberg. Die fernere Gränze gen Litthauen hin von der Wildniß bei Johannisburg bis an den Pregel-Fluß nordwärts schützte mit seinen Fähnlein der Komthur von Rhein. Dort endlich schloß sich am Memel-Strom Ulrich Zenger Komthur von Memel an, um mit den Bannern der Gebiete von Tilsit, Ragnit und Labiau etwanige Einfälle der Samaiten und Litthauer vom Lande abzuwehren. So war die ganze ausgedehnte Gränzlinie von der Neumark bis an die Memel mit Wachthaufen besetzt, hier mehr dort minder stark, je nachdem die Gefahr drohte.

Das Hauptlager bei Schwez füllte sich mit jedem Tage mehr durch heranziehende Söldnerhaufen und den Zuzug mehrer Gebietiger. Der Hochmeister, in Thorn verweilend, wünschte den Feind wo möglich noch hinzuhalten, um die vom Komthur von Thorn in Deutschland neu angeworbenen und bis in die Neumark geführten Söldnerhaufen zuvor noch heranziehen zu können. Auch der König erwartete noch einen Theil seiner aus Podolien und von Lemberg heranrückenden Truppen zur Vermehrung seiner Streitmacht. Also ward der Waffenstillstand noch bis zum 8. Juli verlängert. Mittlerweile zog der Meister seine Streitkräfte näher an der feindlichen Gränze zusammen und schlug hart an den Ufern der Drewenz bei Kauernick ein großes Lager. Der König versammelte seine ganze Kriegsmacht in einem weit ausgedehnten Lager bei Ploczk. Von ihrer Stärke drohte ein furchtbarer Kampf; man zählte 60,000 Polen, 42,000 Litthauer, Samaiten und Russen, 40,000 Tataren und 21,000 Söldner aus Böhmen, Mähren, Ungern und Schlesien, also eine Gesammtmacht von 163,000 Mann, wovon 97,000 Fußvolk und 66,000 Reiter; dazu ungefähr sechszig Stück schweres Geschütz. Das Ordensheer bei Kauernick betrug kaum etwas mehr als halb so viel: 50,000 Mann aus Preussen und den nahen Ordenslanden, 33,000 Mann ausländisches Volk, meist Soldtruppen aus Deutschland, also insgesammt eine Macht von

83,000 Mann unter 65 Heerbannern, wovon 57,000 Mann Fußvolk und 26,000 Reiter. Nicht bloß in der gewaltigen Uebermacht, sondern auch darin stand der König im Vortheil, daß er seine Streitkräfte mehr auf einem Punkte sammeln konnte, während der Orden die seinige, wie wir gesehen, auf einer sehr ausgedehnten Linie vertheilen mußte. Der Hochmeister suchte den Mangel seiner Streitkräfte einigermaßen dadurch zu ersetzen, daß er aus dem Haupthause Marienburg und andern nahen Ordensburgen alles nur irgend entbehrliche schwere Geschütz eiligst ins Lager nach Kauernick bringen ließ. Ueberdieß rechnete er auch darauf, daß der König von Ungern, wie er versprochen, einen Theil der feindlichen Macht durch einen Einfall in Polen bald anderwärts beschäftigen werde. Sigismund entbot dem Meister noch in denselben Tagen, dem Kampfe mit dem Feinde noch so lange auszuweichen, bis er entweder selbst komme oder sein Hülfsvolk senden werde.

Der König von Polen aber brach noch während des Waffenstillstandes, schon am ersten Juli aus dem Lager bei Ploczk auf, warf sich nach wenigen Tagen nordöstlich hin nach Soldau und schlug dort ein Lager, denn es war dem Ordensmarschall, der dort mit einigen Komthuren die Gränzwacht hielt, nicht möglich gewesen, die starke feindliche Macht zurückzuhalten. Der Feind stand also nun schon in des Ordens Gebiet und am 8. Juli, dem letzten Tage des Waffenstillstandes ward nicht nur Soldau, sondern durch einen seitwärts abgesandten Streithaufen zugleich auch Neidenburg unter Mord und Brand erstürmt. Wenige Tage darauf (12. Juli) erschienen Sigismunds Gesandten im Polnischen Lager mit der Kriegserklärung ihres Herrn an den König von Polen. Er empfing sie nicht ohne bittere Worte über den Undank des Königes von Ungern, dem er schon manchmal in gefahrvoller Zeit zu Hülfe gestanden; doch hielt er, um sein Heer nicht zu entmuthigen, die Kriegserklärung geheim und traf alsbald Anstalten, die Sache durch eine Schlacht zur Entscheidung zu bringen, ehe das Ungerische Hülfsvolk sich mit dem Ordensheere vereinigen konnte. Er brach sofort nordwärts gen Gilgenburg auf, wo er sich südlich in der Nähe der Stadt mit seiner Streitmacht lagerte. So sehr indeß die Stadt durch ihre Lage inmitten zweier Seen von außenher geschützt und durch die

Tapferkeit ihrer zahlreichen Besatzung vertheidigt ward, so fiel sie doch schon am nächsten Tage zum Theil durch Verrätherei sammt der Burg dem stürmenden Feinde in die Hände und erlag einem schrecklichen Schicksale. Die Barbarei des rohen, blutdürstigen Tatarenvolkes fand keine Gränze in der Grausamkeit, in Mord und Gräueln aller Art. Weder Alter noch Geschlecht fand Schonung beim rachgierigen Feinde. Männer und Jünglinge erwürgte das Schwert. Eine große Zahl von Frauen und Jungfrauen, die sich in die Hauptkirche der Stadt geflüchtet, wurden die Nacht hindurch unter viehischer Lust von den barbarischen Kriegern geschändet und nachdem der heilige Ort durch Laster und Missethaten aller Art besudelt war, lasen die Barbaren die schönsten Jungfrauen als Gefangene aus, schnitten andern die Brüste ab, schlossen die übrigen in die Kirche ein und steckten diese in Brand. Als endlich die unglückliche Stadt nichts mehr darbot, was zur Sättigung der Raubgier und Sinnenlust dienen konnte, ward sie an allen Orten angezündet und vom Feuer verzehrt.

Auf die Nachricht von diesen Gräuelthaten setzte Zorn und Erbitterung im Ordensheere Alles in Bewegung. In allen Kriegern war nur Ein Wunsch nach Rache am gottvergessenen Feinde. Das ganze Ordensheer verlangte einmüthig, ihm zum Kampfe entgegen geführt zu werden, also daß der Hochmeister, wenngleich ungern in solcher Eile, noch am 13. Juli aus dem Lager bei Kauernick aufbrach, nordwärts am Ufer der Drewenz entlang nach Löbau zog, dort aber sich ostwärts wendend seinen Zug bis zum Dorfe Frögenau fortsetzte, wo er ein festes Lager schlug. Das große Ordensbanner mit dem hochmeisterlichen schwarzen und goldenen Kreuze, dazwischen der goldene Schild mit dem schwarzen Adler wehte in der Mitte.

Dem Könige, noch im Lager bei Gilgenburg, kam des Feindes eiliger Heranzug unerwartet. Er gebot alsbald, das Feldlager abzubrechen, um dem Feinde entgegenzugehen. Während er selbst Anstalt traf zur Sicherung des Gepäckes, der Lebensmittel und Gefangenen, führte der Großfürst Witowd eine bedeutende Streitmacht von Litthauern, Samaiten, Russen und Tataren bis in die Gegend zwischen den Dörfern Logdau und Faulen hinauf, dort eine feste Stellung gewinnend, um das La-

ger des Königes bis zum Abbruch gegen Ueberfall zu decken. Es stand ein schwerer, unheilvoller Tag bevor; eine furchtbare Nacht ging ihm voran. Ein schreckliches Ungewitter umwölkt den ganzen Himmel, jeden Augenblick durchbrechen Blitze die grausige Finsterniß, unaufhörlich rollt der Donner, wie in Strömen fällt der Regen, ein gewaltiger Sturmwind reißt in den Lagern beider Heere fast alle Zelte nieder; nicht eine Stunde konnten die Krieger Ruhe genießen. Und als der Morgen des unglückseligen Tages anbrach — es war der 15. Juli — tobte der wilde Sturm noch in gleicher Stärke fort.

Das Ordensheer hatte bereits seit Tagesanbruch von seinem Lager aus drei Meilen zurückgelegt, als die äußersten Vorposten von einer Höhe den Vortrab von Witowds Heerhaufen an einem kleinen Gehölze erspähten. Der Hochmeister stellte daher alsbald seine Streitmacht südwärts vom Dorfe Grünwalde in drei Schlachtreihen auf, deren erste mit dem linken Flügel sich an das Dorf Tannenberg anlehnte. Auf beiden Flügeln der ersten Schlachtreihe legte er in einiger Entfernung kleine Heerhaufen zur Deckung aus. Eine ansehnliche Streitmacht stand noch im Feldlager bei Frögenau zur Deckung des Gepäckes. So erwartete das Ordensheer des Feindes Anzug.

Der König hatte sich mittlerweile der Heerschaar Witowds angeschlossen, die Führung seines Heeres dem Schwertträger von Krakau Zindram von Maschkowycz, einem kleingestalteten, aber äußerst tapfern und umsichtigen Kriegsmanne anvertrauend. So standen nun die feindlichen Heere einander so nahe, daß sie sich gegenseitig wahrnehmen konnten, doch das des Königes noch ungeregelt und ohne Ordnung, während die Schlachtreihen des Ordens den Feind schon drei Stunden lang zum Angriffe erwarteten. Vielleicht war dieß der Augenblick, in welchem der Hochmeister durch einen Sturmangriff auf den Feind dem Tage eine andere Entscheidung hätte geben können. Er blieb jedoch unbenutzt. Es nahete schon die Mittagszeit und nirgends nahm man im Polnischen Heere Anstalten zum Kampfe wahr; der König zauderte fort und fort, seine Streitmacht zur Schlacht zu stellen. Mag seine Zögerung als Vorsicht oder als Furcht und Muthlosigkeit gedeutet werden, er ließ sich lange Zeit weder durch die wiederholte Nachricht von der drohenden Stellung des Feindes noch durch

des Großfürsten dringende Bitten bewegen, zur Aufstellung der Schlachtordnung und zum Beginne des Kampfes Befehl zu geben.

Da sandte der Ordensmarschall Friederich von Wallenrod — denn also war es in solcher Lage Kriegsgebrauch, wie einige kriegskundige Edle im Ordensheere versicherten — ohne des Meisters Beirath dem Könige zwei Herolde zu. Vor dem Könige und Witowd erscheinend boten sie ihnen zwei bloße Schwerte entgegen, hinzufügend: „Es ist Brauch kriegerischer Streiter, wenn ein Kriegsheer zum Kampfe bereit des andern wartet, so sendet es diesem zwei Schwerte zu, um es zum gerechten Streit auf den Kampfplatz zu fordern. Sehet, so reichen auch wir euch jetzt zwei Schwerte entgegen, das eine für euch, den König, das andere für euch, Herzog Witowd, im Namen des Meisters, des Marschalls und der Ritter des Ordens, auf daß ihr den Kampfplatz erwählet, wo ihr ihn wollt. Nehmet sie euch zu Hülfe, diese Schwerte, zum Beginne des Streites. Aber zaudert nicht ferner und versäumet nicht die Zeit. Wozu verstecket ihr euch in die Wälder und verberget euch, um dem Kampfe auszuweichen, dem ihr fürwahr doch nicht mehr entgehen könnt?" Der König antwortete: „Wir haben nie von einem andern Hülfe erbeten außer von Gott; in seinem Namen nehmen wir auch diese Schwerte an; doch die Wahlstatt zu wählen, geziemt uns nicht; wo sie Gott uns giebt, wollen wir sie nehmen als gegeben und erwählt." Also schieden die Herolde von dannen.

Jetzt ward das Polnische Heer zur Schlacht geordnet. Der Großfürst mit seiner Streitmacht, mit einem Theile der Tataren, stellte sich auf dem rechten Flügel in drei Schlachtreihen dem Ordensheere gegenüber; der König ließ in gleicher Weise sein Kriegsvolk auf dem linken Flügel zum Kampfe ordnen. Hinter diesen Schlachtlinien standen in mäßiger Entfernung zwei kleinere Streithaufen vierfach geschaart als Rückhaltstruppen. Der König überließ alles, was die Stellung und Führung seiner Kriegsschaaren betraf, seinem Feldherrn Zindram, sich selbst mit einer zahlreichen Leibwache umschaart zu den Rückhaltstruppen zurückziehend. Man sagt, daß er aus banger Vorsicht bereits von Ort zu Ort die nöthigen Rosse zur etwanigen Flucht habe aufstellen lassen. Um so thätiger und muthvoller zeigte sich seinen Kriegsvölkern der Großfürst, hier ordnend, dort ermunternd,

bald dem einen, bald dem andern Haufen die nöthigen Befehle ertheilend. Auch jetzt ward der günstige Augenblick versäumt, durch einen plötzlichen Angriff auf den noch wenig geordneten Feind für die Ordenswaffen vielleicht eine glückliche Entscheidung zu gewinnen.

Es war um die Mittagszeit; der Sturm des Morgens hatte sich gelegt; vom heitern Himmel stach eine drückende Sonnenhitze, als der Großfürst, über des Königes ferneres Zögern ungeduldig, mit seiner Streitmacht vorwärts schreitend, auf dem rechten Flügel den Kampf begann. Es erhob sich beiderseits, als die Heere sich näherten, ein gewaltiges Kriegsgeschrei. Das Ordensheer empfing den Feind von der Höhe herab mit dem schweren Geschütz, dessen Donner bald auf der ganzen Schlachtlinie sich immer weiter ausdehnte. Dann stürmten plötzlich die beiden Schlachtlinien des Ordens unter erneuertem Schlachtruf gegen die feindliche Heeresmacht auf das ebene Blachfeld und nun begann der Kampf. Es war ein furchtbares Zusammentreffen; man focht hier wie dort mit unglaublicher Tapferkeit. Stunden lang stand Mann gegen Mann, Waffe gegen Waffe. Wenn nicht der Tod die Reihen durchbrach, räumt keiner seinen Platz; jeder will für den Sieger gelten. Immer wogen die Streitmassen hin und her, aber überall gleicher Heldenmuth mit gleichem Glücke. Da wankt endlich auf dem rechten Flügel Witowds Streitmacht der Litthauer, Russen und Tataren; die Kraft ihres Widerstandes scheint ermattet. Eiligst verstärkt jetzt der Meister seinen linken Flügel, um dort mit größerer Macht in Witowds Haufen einzudringen. Er stürmt auf sie ein und wirft sie in die Flucht; selbst eine bedeutende Schaar nahe stehender Polen wird vom Strome der Fliehenden mit fortgerissen. Umsonst bietet Witowd Alles auf, die flüchtigen Haufen zum Stillstand zu bringen. Ein Theil ward in die Sumpfgegend des Maranse-Flusses getrieben und fand dort seinen Tod; einen andern erwürgte das feindliche Schwert. Nur zwei der fliehenden Haufen erreichten eine Brücke der Maranse und jagten in ununterbrochener Flucht bis nach Litthauen fort, hier überall die Nachricht vom Verluste der Schlacht verbreitend. Jetzt standen von Witowds gesammter Streitmacht nur noch drei Fahnen von Russen auf dem Kampf-

platze, die schnell mit den Rückhaltstruppen verbunden den stürmenden Angriff der Ordenskrieger mit wackerem Muthe aushielten.

Auch gegen die Hauptmacht der Polen auf dem linken Flügel unter Zindrams Führung hatten die Ordenswaffen bereits bedeutende Vortheile errungen. Als dort im wilden Andrange des Ordensheeres das große Polnische Reichspanier niedergeworfen und vom Feinde genommen war, wich des Königes Streitmacht vom Kampfplatze schon mehr und mehr zurück. Um so heftiger dringen die Schlachtreihen des Meisters mit steigender Kampflust in den Feind ein und schon erschallt auf der ganzen Linie des Ordensheeres der Siegesgesang: „Christ ist erstanden!" Da sprengten eiligst auf Zindrams Befehl die Rückhaltstruppen der Polen bis an den äußersten linken Flügel des Polnischen Heeres vor, dem rechten Flügel des Ordensheeres dort eine überwiegende Macht entgegenstellend. Auf Witowds dringende Bitten und durch sein muthiges Wort ermannt, erscheint nun auch der König auf dem Kampfplatze, doch nur von ferne, durch eine starke Leibwache geschützt. Es gelingt den Polen, dem Feinde das Reichspanier wieder zu entreißen. Sie gewinnen frischen Muth und da der König seine ersten Schlachtreihen durch Theilung der dritten mehr verstärkt und auch Witowd auf dem rechten Flügel durch neue Streitkräfte die Schlachtordnung wiederherstellt, tobt jetzt der Kampf wieder mit verdoppelter Macht und in noch größerer Ausdehnung.

In diesem Augenblick begann für den Orden die unglückselige Entscheidung. Die große Uebermacht im Mittelpunkte des königlichen Heeres und die neugeordneten Heerhaufen auf beiden Flügeln drängten die Streitschaaren des Ordens bald mehr und mehr zurück. Die Schlacht fing an zu wanken; zwar eilten jetzt jene Ordenshaufen, die den geschlagenen rechten Flügel des Feindes verfolgt, beutebeladen zurück und schlossen sich den Ihrigen an, um ihre Kraft zu verstärken. Allein das sinkende Waffenglück war nicht wieder aufzurichten. Ein neuer wilder Ansturm des Ordensheeres auf die feindlichen Reihen ward nicht nur hier im Mittelpunkte der Schlachtordnung mit aller Macht zurückgeworfen, sondern der Feind hatte bereits auch auf den beiden Flügeln so bedeutende Vortheile und eine so günstige Stellung gewonnen, daß der Sieg für ihn schon fast außer

Zweifel war. Der äusserste rechte Flügel des Ordensheeres ward durch den Feind, den ein dort liegendes Gehölz deckte, gezwungen, eine zurückgezogene Flanke zu bilden, was nicht nur hier die Kraft der Schlachtlinie des Ordens ausserordentlich schwächte, sondern auch den Streitmassen des Königes im Mittelpunkte den Kampf mit dem geschwächten Feinde bedeutend erleichterte. So konnte hier das Ordensheer unmöglich lange mehr Widerstand leisten. Mittlerweile war auch der linke Flügel der Ordensmacht durch Witowds wiederhergestellte Schlachtreihe zurückgedrängt. Die Erbitterung der Kämpfenden stieg mit jedem Augenblick. Es glückte dem Großfürsten jetzt, die nördlich vom Dorfe Tannenberg stehende Streitschaar des Ordens aus ihrer Stellung zu werfen und nachdem er sich des genannten Dorfes bemächtigt, den linken Flügel des Ordensheeres zu zwingen, auch hier eine zurückgebogene Stellung zu nehmen. So hatte jetzt der Feind die noch kämpfende Streitmacht des Ordens auf beiden Seiten umfaßt und trieb sie, den einen Flügel nordwärts bei Tannenberg bis an den dortigen Bruch, den andern bis an ein sumpfiges Wiesenland am Dorfe Grünfeld zurück, hier wie dort unter verzweifelten Kämpfen. Auch im Mittelpunkte glückte es dem königlichen Heere, die immer mehr geschwächte Streitmacht des Ordens Schritt vor Schritt zurückzudrängen und auf einen immer engern Raum von beiden Seiten zusammenzupressen.

So waren nach wenigen Stunden die beiden Schlachtreihen des Ordens theils aufgerieben und ihrer Führer beraubt, theils zerrissen und zerworfen, Alles in Unordnung und Auflösung, die Schlacht zum Unheil des Ordens entschieden. Die Gebietiger in des Meisters Umgebung riethen jetzt zum Rückzuge, um die gerettete Mannschaft wo möglich in die wichtigsten Burgen des Landes zu werfen und diese gegen den König zu vertheidigen. Der Meister aber erwiederte: „das soll, so Gott will, nicht geschehen, denn wo so mancher brave Ritter neben mir gefallen ist, will ich nicht aus dem Felde reiten.“ Alsbald stellt er sich an die Spitze von noch sechzehn Fähnlein frischen Volkes, die bisher im Rückhalte gestanden hatten, die letzte noch übrige Kraft seines ganzen Heeres. Er führt sie eiligst gegen den Feind. Zwar wirft sich schon im Vorrücken ein

Theil plötzlich in die Flucht; der Kulmische Bannerführer Nicolaus von Renys, der Häuptling des Eidechsen-Bundes und einige andere Ritter vom Kulmerland waren es, die aus dem Streithaufen wie feige Verräther entwichen. Allein der Meister hält mit Muth und Kraft die übrige Streitschaar zusammen, sie dorthin führend, wo er das große königliche Panier mit mehren andern wehen sieht. Es war der letzte Augenblick seines Lebens, denn alsbald stürzt eine mächtige feindliche Reiterschaar auf seine Fähnlein ein; zum letztenmal beginnt ein furchtbares Mordgewühl, blutiger noch als je zuvor. Das Ordensvolk mit seiner letzten Kraft kämpft und ringt mit wahrem Löwenmuthe, allen voran der wackere Held, der ritterliche Meister, nur noch mit wenigen seiner Brüder. So hatte noch nie einer seiner Vorgänger den Seinen im Kampfe vorgeleuchtet. Aber immer mächtiger, in immer größerer Masse, immer heftiger im Ansturm brach die feindliche Streitmacht auf die Ordensfähnlein ein. Rings lagen schon Leichen auf Leichen; da sank plötzlich zu ihnen auch der Hochmeister darnieder; von zwei tödtlichen Geschossen auf die Stirne und in die Brust getroffen, stürzte er vom Streitrosse zu Boden und sein Heldengeist entwich.

Um ihn her lag die ganze Blüthe seines Ordens, die Ersten seiner Gebietiger, die Tapfersten seiner Brüder, die Theuersten seiner Freunde, unter ihnen der edle Kuno von Lichtenstein, der Großkomthur, der wackere Ordensmarschall Friederich von Wallenrod, der Oberst-Trapier Graf Albrecht von Schwarzburg, der Ordens-Treßler Thomas von Merheim, die Komthure von Graudenz, Althaus, Engelsburg, Nessau, Strasburg, Schlochau, Mewe, Osterode, der edle Graf Johann von Sayn, Komthur von Thorn u. a. Sie alle hatten den unheilvollen Tag nicht überleben wollen. Heinrich von Schwelborn, der Komthur von Tuchel, vom Hasse gegen die Polen so durchglüht, daß er zwei blanke Schwerte vor sich hertragen ließ und sie nicht eher in die Scheide stecken wollte, als bis sie mit feindlichem Blute gefärbt seyen, hatte weder im Kampfe den erwünschten Tod finden, noch sich durch die Flucht retten können; von den Polen gefangen, wurde er enthauptet; gleiches Schicksal theilte der tapfere Komthur von Brandenburg, Marquard von Salzbach. Der Großfürst Witowd, den er einst beleidigt,

ließ ihn jetzt durch einen Scherchen hinrichten. Ueberhaupt waren von allen Gebietigern, die im Kampfe gestanden, nur drei, der Oberst-Spittler Werner von Tettingen, der Komthur von Danzig Johann von Schönfeld und Graf Friederich von Zollern, Komthur von Balga aus der Schlacht entkommen. Auch die Herzoge Konrad von Oels und Kasimir von Stettin fielen in Gefangenschaft; jener ward all des Seinigen beraubt; dieser, dessen Kriegsvolk fast insgesammt erschlagen war, büßte eine Zeitlang im Kerker, bis ihm der König die Freiheit schenkte.

Welch ein gräßlicher Anblick jetzt auf dem Schlachtfelde! Mehr als zweihundert Ordensritter, im Ganzen sechshundert Ritter und Knechte und 40,000 vom gemeinen Kriegsvolke des Ordens bedeckten weit und breit die blutvolle Wahlstatt. Der König hatte den Sieg mit noch größerem Verluste erkauft; ihm waren 60,000 Mann erschlagen, darunter zwölf seiner ausgezeichnetsten Führer. Ueber 100,000 Leichen also hatte die Entscheidung gekostet. Gegen funfzehntausend Mann vom Ordensheere geriethen in Gefangenschaft. Sein sämmtliches schweres Geschütz, alle seine Paniere, Waffen, eine große Menge von Wagen, Rossen und Gepäck fielen dem Feinde in die Hände; die Beute war unermeßlich. Da dem Könige des Hochmeisters kostbarer Kriegsmantel als Siegesbeute und zugleich die Botschaft überbracht ward, daß der Meister selbst mit unter den Todten gefunden sey, sollen ihm Thränen entfallen seyn.

Es war in später Abendzeit, als die Ueberreste des Ordensheeres vom Feinde gedrängt, das blutige Feld von Tannenberg im langsamen Rückzuge verlassend und jeden Schritt Landes noch mit Tapferkeit vertheidigend, über die Feldmark von Grünfeld sich gegen das Lager zurückzogen. Durch den dort zum Schutze des Troßes und Gepäckes zurückgelassenen Heerhaufen verstärkt, wagte man in der Gegend zwischen Grünfeld und Frögenau noch einmal gegen den verfolgenden Feind eine zum Kampf geordnete Stellung zu nehmen. Allein nach einiger Gegenwehr zurückgeworfen und, wie man bald wahrnahm, von feindlichen Haufen von Tannenberg her umgangen, ergriff auch diese letzte Schaar des Ordensheeres die Flucht und löste sich bald gänzlich auf. Der Feind kehrte auf das Schlachtfeld zurück.

So endete das blutige Werk der Schlacht bei Tannenberg, ruhmvoll für den Meister, der ritterlich und tapfer für die Sache seines Rechts, für die Ehre seines Ordens kämpfend gefallen war; es endete für den Orden ein großer Tag: ein Tag seines höchsten Ruhmes ritterlicher Tapferkeit, seines heldenmüthigen Rittergeistes, aber auch der letzte Tag seiner Blüthe, seiner Macht, des Glückes seines Landes, des Wohlstandes seiner Unterthanen. Es begannen nun die Tage seines Elends, seines Unheils, seines Sinkens für alle Zeiten.

Durchs ganze Land ging bei der Nachricht vom Verluste der Schlacht Furcht und Bangigkeit; allen entsank der Muth, allen schien die Herrschaft des Ordens unrettbar verloren. Die Burgen des Landes standen meist ohne Vertheidiger, ohne Befehlshaber, ohne Geschütz, nur wenig mit Lebensmitteln versorgt da, so selbst auch das Haupthaus Marienburg, die Städte und das Landvolk, vom furchtbaren Schlage erschreckt und erschüttert, trostlos und verzagt, ohne Haltung und Besonnenheit. Der König hielt daher das ganze Land für eine leichte Beute und forderte die Landschaften, Städte und Burgen, vor allem das Kulmerland zur freiwilligen Unterwerfung auf. Darauf zog er an der Spitze seines Heeres über Osterode, Mohrungen, Preussisch-Mark und Christburg heran, um sich vor das Haupthaus Marienburg zu werfen und es zu erstürmen. Angst und Schrecken gingen vor ihm her; Jammer und Elend folgten ihm überall nach. Das Land erlag einer furchtbaren Verwüstung durch Feuer und Schwert, Raub und Mord; Alles ward vom wilden Tatarischen Kriegsvolke mit Lastern und Schandthaten aller Art erfüllt. Weder Alter noch Geschlecht, selbst das Heiligste in Kirchen und Klöstern fand keine Schonung. Wo der König erschien, ergab sich Stadt und Land ohne allen Widerstand; keine einzige Burg wagte eine Gegenwehr; die eine fiel aus Mangel an Vertheidigern, eine andere durch Verrätherei, eine dritte aus Unmuth und Zaghaftigkeit ihrer geringen Besatzung in des Feindes Gewalt. So schien keine Rettung mehr möglich. Im Lande war alle Ordnung, alles Gesetz aufgelöst, im Orden selbst aller Gehorsam verschwunden; viele Ordensbrüder rafften eiligst Geld und Gut zusammen und entflohen nach Deutschland; ihre Herrschaft im Lande schien ihnen unwiederbringlich verloren.

Doch Ein entschlossener und kühner Ritter stand unerschüttert im Sturme da und trat zur Rettung des bedrohten Haupthauses und zur Befreiung des überwältigten Landes auf, ein wahrer Held in der Noth. Es war Graf Heinrich von Plauen, der Zeit Komthur von Schwez, wo er dem Amte bereits drei Jahre vorgestanden. Auf die Kunde des unglücklichen Tages bei Tannenberg eilte er aus Pommern, wohin ihn der Hochmeister mit einer Heerschaar zum Schutze der Gränzen entsandt, noch vor des Königes Anzug mit seinem geringen Streithaufen dem Haupthause zu. Zu ihm gesellte sich sein Vetter, Graf Heinrich von Plauen, ein tapferer, im Kriegswesen sehr erfahrener Kriegsmann, der dem Orden mit einigen Fähnlein zu Hülfe gezogen, zur Schlacht aber zu spät gekommen war. Kaum im Haupthause angelangt ging er mit seinen wenigen Ordensrittern zu Rathe, wie dem Orden die erhabene Burg zu erhalten sey, denn sie zu erhalten, waren alle mit Gut und Blut entschlossen; auf ihr beruhte jetzt die Rettung oder der Untergang der Herrschaft des Ordens. Um so mehr galt es jetzt verzweifelte Mittel. Die Stadt Marienburg, hart an der Burg liegend, konnte gegen den seit der Schlacht mit schwerem Geschütz reichlich versehenen Feind auf keine Weise vertheidigt werden; in den Händen des Königes aber konnte sie ihm gegen die Burg zum sichern Haltpunkt dienen und dann die Errettung der letztern unmöglich machen. Sie mußte also vernichtet werden. Graf Heinrich ließ daher in Eile alle Vorräthe, Vieh und Lebensmittel in die Räume der Burg bringen; dann zogen auch die Bürger sammt Weib und Kind aufs Haupthaus und sahen bald von dessen Zinnen aus die ganze Stadt in Flammen aufgehen. Zugleich ward auch die Nogatbrücke, da man sie nicht vertheidigen konnte, bis auf den Grund vernichtet, um den Feind von dieser Seite von der Burg entfernt zu halten. Aus den nahen Höfen des Hauses wurden eiligst alle Lebensbedürfnisse und Vertheidigungsmittel herbeigeführt. Auch die Mannschaft auf der Burg ward ansehnlich verstärkt. Söldnerhauptleute und Ordensritter eilten aus der Schlacht mit ihren geretteten Heerhaufen und den Besatzungen der andern Burgen zur Vertheidigung des Haupthauses herbei; auch Danzig sandte eine Schaar bewaffneter Schiffskinder oder Matrosen. Also be-

trug die gesammte Wehrmannschaft auf Marienburg gegen vier- bis fünftausend Mann. Graf Heinrich übernahm selbst die Vertheidigung der obern Burg, des s. g. rechten Hauses, die des mittlern Hauses, der hochmeisterlichen Hofburg vertraute er einem kriegsgewandten Ordensritter; die Vorburg, wohin sich der größte Theil der Bewohner der Stadt und viel Volk aus dem Werder geflüchtet, übergab er seinem Vetter zur Beschützung.

Da traten die wenigen Ordensritter auf dem Haupthause mit dem Ordensspittler Werner von Tettingen zu einem Kapitel zusammen und erwählten den Grafen Heinrich von Plauen zu des Meisters' Statthalter, ihn mit meisterlicher Macht bekleidend. Mittlerweile aber war der König langsamen Zuges erst am neunten Tage nach der Schlacht bis zur Ordensburg Stuhm zwei Meilen von Marienburg herangezogen, von wo er am 26. Juli einen Theil seines Heeres gegen das Haupthaus voraussandte. Er hoffte auch hier wie überall schnelle Ergebung. Das ganze Kulmerland bis auf die Burg Rheden hatte sich bereits unterworfen. Von Stuhm aus erließ er das Gebot der Unterwr fung auch an des Ordns Unterthanen in Pommerellen, Pomesanien, Ermland und den übrigen Landschaften und fast überall fügte man sich dem fremden Herrn. Selbst die vier Landesbischöfe, der von Ermland zuerst, erschienen im königlichen Lager und gelobten Ergebung und Gehorsam; ihnen folgten auch die Stadt und Burg Elbing und bald auch die Stadt Danzig. Also blieben nur die Ordensburgen Danzig, Schwetz, Rheden, Schlochau, Balga, Brandenburg, Königsberg und die östlich liegenden dem alten Landesherrn getreu.

Den König aber täuschte die Hoffnung, daß auch im Haupthause Schrecken und Unmuth ihm die Thore öffnen würden, denn obgleich die Schaaren seines Kriegsvolkes, die wilden Heerhausen der Tataren, Wallachen, Russen und Litthauer in immer stärkeren Massen das Haus umlagerten und bald von allen Seiten umringten, hier Tag und Nacht mit zahlreichen Wurfmaschinen und schwerem Geschütz die Mauern beschossen, dort sie untergruben und Sturm auf Sturm wagten, so brach dieß Alles doch keineswegs den Muth der ritterlichen Besatzung. So sehr auch des Hochmeisters Wohnburg und die Vorburg vom feindlichen Geschütze litten, so konnte doch kein einziger Burg-

graben vom Feinde gewonnen werden; selbst einzelne Gefechte im Freien hatten für ihn keinen Erfolg. Das Land umher litt freilich furchtbar durch Raub und Verheerung der Litthauer und Tataren; sie durchschwärmten die dortigen Werder bis über die Weichsel; die Bewohner flüchteten, wurden gemißhandelt, gemordet und an Dörfern und Getreidefeldern durch Plünderung und Feuer eine schreckliche Verwüstung geübt.

Als dieß der Statthalter vernahm und als er hörte, wie immer mehre Städte und Burgen, wie Thorn, Strasburg, die Stadt Schwez, Mewe, Dirschau, Sobowitz, Tuchel u. a. durch List, Verrath und Gewalt in des Königes Gewalt gefallen seyen, und wie manche andere in ihrer Treue schon wankten, als er von den Zinnen der Burg selbst wahrnahm, wie die Kämpfe bei den Ausfällen der Besatzung für den König zwar meist ungünstig endigten, doch aber auch für die Rettung des Hauses keinen sonderlichen Erfolg hatten, da beschloß er, voll Trauer über des Landes jammervolles Schicksal, dem Könige ein friedliches Wort zu entbieten. Er erschien unter sicherem Geleite im königlichen Lager und soll, wie berichtet wird, dem Könige als Geschenk für den Frieden das Kulmerland, Michelau und ganz Pommerellen versprochen haben, sich zugleich erbietend, die Streitsache dem Richterspruche des Papstes, des Röm. Königes und der Reichsstände unterwerfen zu wollen. Der König aber soll geantwortet haben: gewonnene Lande könne er nicht als Geschenke für den Frieden nehmen; das Haus Marienburg und was sich seinen Waffen noch nicht ergeben, müsse ihm zuvor geräumt werden; erst dann wolle er über Frieden sprechen. Also ging der Statthalter unverrichteter Dinge in die Burg zurück.

Seitdem schwand dem Könige das Glück mit jedem Tage mehr. Mangel an Lebensmitteln und Futter, schlechte Nahrung, drückende Sonnenhitze, Erschöpfung in täglichen Kämpfen mit der Besatzung der Burg und ähnliche Mühsale erzeugten unter den Rossen Krankheiten, unter dem Kriegsvolke pestartige Seuchen. Die ganze Umgegend war bald verpestet und mit lästigem Ungeziefer angefüllt. Zudem schwächten den Muth und die Tapferkeit der Belagerer auch manche zufällige Mißgeschicke, die man als Zeichen der Ungnade des Himmels deutete. Auf der Burg dagegen wuchs das Vertrauen und die kriegerische

Freudigkeit des Volkes mit jedem Tage. Der edle Plauen begeisterte die Seinen mit solchem Muthe, daß man oft Mühe hatte, die Streithaufen aus dem Kampfe aufs Haus wieder zurückzubringen. Ueberdieß belebten auch manche andere glückliche Ereignisse die Hoffnung der Besatzung; dahin gehörte vor allem ein dem Statthalter eingebrachtes Schreiben des Königes von Ungern, welches er der Besatzung unter Trompeten- und Paukenschall verkündigen ließ: „der König ermuntere die Vertheidiger Marienburgs, sich tapfer zu halten; er werde herbeieilen, das Ordenshaus zu entsetzen." Der König bot jetzt andere Mittel auf, seinem Ziele näher zu kommen. Tückische Verrätherei, wobei ein Ermländischer Domherr der Mithülfe beschuldigt wurde, sollte ihm, wie er hoffte, die Thore der Burg öffnen. Allein es fruchtete ihm nicht, daß er es mit Hülfe eines verrätherischen Dieners des Statthalters versuchte, durch einen Schuß von jenseits der Nogat den mächtigen Granitpfeiler des großen Remters zu zertrümmern und die dort eben versammelten Ritter mit dem Statthalter unter dem Schutt des zusammenbrechenden Gewölbes zu begraben. Die große Steinkugel verfehlte den Pfeiler und schlug in die gegenüberstehende Wand ein, wo sie zur Erinnerung an die Arglist nachmals eingemauert noch bis heute zu sehen ist.

Da entsandte der König, um in Eile und unter täglich steigender Bedrängniß noch zu erreichen, was möglich sey, einen Herold auf die Burg mit dem Erbieten: er wolle jetzt den Frieden unter den Bedingungen genehmigen, die ihm der Statthalter früher vorgelegt. Dieser aber verwarf das Anerbieten, denn er kannte des Königes gefahrvolle Lage. Sie ward mit jedem Tage drückender; die Gegend war schon rings umher weit und breit verheert, die nächsten Städte vom Kriegsvolke ausgehungert, die Getreidefelder verwüstet, die Erndte unergiebig. Dabei drohte ihm bald von allen Seiten der Feind; aus der Mark und Pommern waren neue Söldnerhaufen, aus dem Ermlande eine ansehnliche Livländische Streitmacht im Anzuge. Da verlangte Witowd, klagend, daß die Ruhr täglich Hunderte seiner Krieger hinwegraffe und der Unmuth in seinem Lager immer höher steige, des Königes Einwilligung zum Abzuge mit seinen Litthauern und Tataren. Trotz vieler Gegenvorstellungen des

Königes und ungern von diesem entlassen, zog er mit seinem Heerhaufen von dannen; dieser war schon so bedeutend aufgerieben, daß ihn der König aus Besorgniß eines Ueberfalls vom livländischen Kriegsvolke bis an die Litthauische Gränze geleiten lassen mußte. Ihm folgten darauf auch die Herzoge von Masovien mit ihrem Volke, und als die Nachricht kam, daß der König von Ungern in Polen eingedrungen sey, schickte auch der König auf Anrathen seiner Heerführer sich zum Aufbruch an, steckte sein Lager in Brand und zog am 19. September vom Haupthause hinweg, nachdem er es acht Wochen umlagert hatte.

Zwar reich an Raub und Beute, die er auf zahlreichen Wagen mit sich schleppte, aber ohne den Ruhm, den er sich nach der Schlacht bei Tannenberg versprochen, trat der König den Rückzug an, jedoch wie man aus allem wahrnahm, nicht ohne die Absicht, bald ins Ordensland zurückzukehren. Um seine Eroberung zu sichern, ließ er die Burg Stuhm mit eigenem Kriegsvolke stark bemannen, gewann die Stadt Marienwerder mit manchen lockenden Freiheiten, erstürmte darauf auch die Burg Rheden und besetzte sie mit Polnischem Volke; auch im Kulmerland legte er überall in Städte und Burgen Polnische Besatzungen und versorgte sie mit allen nöthigen Bedürfnissen.

Marienburg, die Burg der Königin der Ehren, war durch Heldenmuth gerettet; das flößte überall neues Vertrauen und neue Zuversicht auf ihre fernere Hülfe ein. Also hob sich auch seit des Königes Abzug das Glück des Ordens wieder schnell empor. Der Marschall von Livland und die Gebietiger im Niederlande hatten mittlerweile schon alle Städte und Burgen bis Elbing wieder gewonnen und nachdem auch dieses sich von neuem dem Orden zugewandt und die Polnische Besatzung aus der Burg vertrieben war, warf sich das Ordensheer ins Kulmerland, wo es sich fast sämmtlicher Städte und Burgen in kurzem wieder bemächtigte; nur die Burgen zu Thorn, Rheden und Strasburg blieben noch in feindlichen Händen. Währenddeß hatte der Komthur von Ragnit mit einer starken Heerschaar ganz Ermland in Besitz genommen und die Polnischen Besatzungen in Preussisch-Holland und Preussisch-Mark aufgehoben. In Soldau ward der Polnische Hauptmann sammt der ganzen Besatzung in den Kerker geworfen und im Osterodischen Gebiete der Feind von den

dortigen Landesrittern aus Stadt und Land vertrieben. Ueberall wurden die wiedergewonnenen Städte und Burgen so schnell wie möglich mit der nöthigen Mannschaft, meist mit Söldnerhaufen besetzt, mit Geschütz und Lebensmitteln versorgt und stärker befestigt. Auch in Pommern hatte sich bald Alles wieder zu Gunsten des Ordens gewendet; wie die Burg Tuchel, so waren nach und nach das Haus Sobowitz zwischen Schöneck und Danzig, die Burg zu Dirschau und die Burg und Stadt Mewe in die Hände des Ordens gefallen, denn überall entsank den Polnischen Besatzungen Muth und Vertrauen. Nun ward auch Stuhm dem Orden wieder eingeräumt; man bewilligte dort der Polnischen Besatzung in Rücksicht ihrer tapfern Vertheidigung freien Abzug in die Heimat. Auf der Burg zu Thorn aber hielt die feindliche Mannschaft den Ansturm des Ordensvolkes kräftig aus und vertheidigte sich lange Zeit mit außerordentlichem Muthe.

Gewiß würde der Orden Thorn, sowie die übrigen vom Feinde noch besetzten Burgen leicht wieder gewonnen haben, hätte er nur seine Truppenmasse mehr auf einem Punkte vereinigen und seine Kriegsmittel für einen Zweck verwenden können. Allein von allen Seiten her wurden diese in Anspruch genommen. Mehre Burgen mußten stärker mit Mannschaft, Geschoß und sonstigen Vertheidigungsmitteln so eilig wie möglich versorgt werden; andern gebrach es an Lebensmitteln, Getreide u. s. w. Ueberdieß forderte die Noth in dem verheerten und ausgehungerten Lande außerordentliche Opfer und welche Kräfte mußten nicht aufgeboten werden, um die im Lande liegenden Söldnerhaufen zu befriedigen. Man war aber auch gegen den Feind an den Gränzen nirgends sicher. Bei Neidenburg stürmten bald Masovier und Tataren ins Land, raubten und brannten Alles nieder; aus Litthauen kamen Nachrichten von Witowds neuen Kriegsrüstungen, die auf einen Einfall in Samland zielten. Wie an den Polnischen Gränzen in Pommern, wo sich die Polen an der Netze stark versammelt, den Fluß bereits überschritten und eine große Menge schweres Geschütz herbeigeführt hatten, so drohte auch im Kulmerlande die Gefahr mit jedem Tage mehr. Die in Polen eingefallenen Ungern waren geschlagen und in die Flucht geworfen worden. Der König noch immer in Kujavien schien auf neue Plane zu sinnen; seine Hauptmacht lag zu Bromberg

und verstärkte sich von Tag zu Tag; ein Haufe Böhmen, der ihn hatte verlassen wollen, war von ihm wieder in Sold genommen, mit dem Versprechen eines reichlichen Lohnes, sobald der Großfürst, den er erwartete, wieder herbeiziehen werde. Alles Anzeigen, daß dem Lande noch schwere Tage bevorzustehen schienen.

Unter solchen Gefahren war nichts nothwendiger, als ein neues Oberhaupt an die Spitze des Ordens zu stellen. Bereits waren auch in der ersten Hälfte des Novembers die beiden Meister von Deutschland und Livland nebst den übrigen eingeladenen Gebietigern im Haupthause angelangt, wo am neunten dieses Monats im versammelten Wahlkapitel die Stimmen einmüthig auf den Erretter Marienburgs, den Grafen Heinrich von Plauen fielen, und fürwahr keiner war des hohen Meisteramtes würdiger, als dieser Held in der Noth. Da nur der alte Werner von Tettingen als oberster Spittler in seinem Amte noch dastand, so ernannte der neue Meister alsbald mit des Kapitels Einstimmung als neue Großgebietiger Hermann Gans zum Großkomthur, Michael Küchmeister von Sternberg, sobald er aus seiner Gefangenschaft befreit seyn würde, zum Ordensmarschall, Albrecht von Tonna zum obersten Trapier und Behemund Brendel zum Ordenstreßler. Zugleich wurden auch die Ordensburgen, deren Komthure in der Schlacht gefallen waren, neuen Verwaltern zugewiesen.

Kaum aber war Graf Heinrich von Plauen im vollen Besitz der Meistergewalt, als er mit zahlreichem Geleite, in welchem sich auch der Erzbischof Johannes von Riga, die Bischöfe von Würzburg und Pomesanien befanden, an der Spitze einer Kriegsmacht, meist aus Söldnerhaufen bestehend, gegen das Kulmerland hinaufzog, theils um die dort noch feindlich besetzten Ordensburgen zu gewinnen, theils mit dem Könige, sofern es glückte, friedliche Unterhandlungen anzuknüpfen oder ihm auch den Ernst der neuen Waffenrüstung des Ordens zu zeigen. Die noch besetzten Burgen wurden sofort von den Söldnerhaufen umlagert; allein so gering auch ihre Besatzungen waren, so gelang es dem Meister doch nicht, sich ihrer zu bemächtigen, denn das Söldnervolk war zu keiner Unternehmung mit Nachdruck zu gebrauchen und scheute jede ernste Anstrengung, zumal die Schlesier, ein

mattes, lässiges Kriegsgesindel. Das Schmerzlichste aber für den Hochmeister war die Wahrnehmung des verrätherischen, treulosen Geistes, der sich hie und da im Kulmerlande zeigte. Es fanden sich feile Seelen, wahrscheinlich zum Theil aus dem Bunde der Eidechsen-Ritter, die den Polnischen Hauptleuten auf Strasburg und Rheden heimlich warnende Nachrichten zubrachten und die Plane der Ordensritter verriethen. Selbst der Rath zu Thorn trieb ein geheimes finsteres Spiel mit dem Könige und sandte jede Woche Abgeordnete zu ihm hinüber nach Leslau; auch der Rath von Strasburg machte sich der Verrätherei verdächtig. So konnte auch die Burg zu Thorn vom Meister nicht gewonnen werden.

Da begannen in den ersten Tagen des Decembers friedliche Unterhandlungen mit dem Könige. Ihr Erfolg war ein Waffenstillstand, nach welchem die Burgen zu Thorn, Strasburg, Rheden, Nessau und Bütow vorerst noch im Besitz des Königes bleiben und ihre Besatzungen nicht weiter beunruhigt werden sollten. Fast schien es auch, als habe der König friedlichere Gesinnungen gewonnen, denn in denselbigen Tagen wünschte er dem Hochmeister in einem freundlichen Schreiben nicht nur Glück zu seiner Erhebung ins Meisteramt, erinnerte ihn an ihre frühern freundschaftlichen Gesinnungen, beklagte die durch seine Vorfahren veranlaßte Feindschaft, sondern sprach auch den Wunsch aus, den unseligen Krieg zwischen ihnen beendigt zu sehen und lud deshalb den Hochmeister zu einer friedlichen Verhandlung zu sich nach Raczans ein. Dieser kam und bot drei Tage lang, unter dringenden Bitten, das Christenblut fernerhin zu schonen, alle Mittel der Ueberredung auf, den König in irgend einer Weise zum Frieden zu stimmen. Allein jede schiedsrichterliche Entscheidung und alle andern friedlichen Vorschläge des Meisters wurden zurückgewiesen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich immer wieder, so oft sie auch erneuert wurden. Da währenddeß aber der Großfürst Witowd mit frischen Heerhaufen herbeigeeilt war, so faßte man Argwohn, der König habe bisher nur gezögert, um nun von neuem die Waffen zu ergreifen, denn seine Heeresmacht war der des Ordens weit überlegen.

Unter solchen Besorgnissen brach das Jahr 1411 an. Mittlerweile aber waren dem Orden neue Söldnerhaufen zugekom-

men und seine Streitkräfte hatten sich merklich vermehrt. Dieß und der schnelle Wiederverlust fast aller seiner Eroberungen in Preussen machte jetzt den König zu einer friedlichen Ausgleichung geneigter. Als daher die Unterhandlungen auf einer Thorn gegenüber liegenden Weichsel-Insel von Seiten des Königes unter Vermittlung des Großfürsten, der jetzt friedlichere Gesinnungen hegte, und von Seiten des Ordens durch den Bischof von Würzburg, den Meister von Livland und den Grafen Heinrich von Plauen wieder angeknüpft wurden, boten sich zwar noch manche große Schwierigkeiten dar; es kam indessen endlich doch zu einem Friedensschluß, der am 1. Februar 1411 zu Thorn zwischen dem Könige, dem Großfürsten, den Herzogen von Masovien und dem von Stolpe einer, und dem Hochmeister und seinem Orden in Preussen und Livland anderer Seits auf folgende Bedingungen festgestellt ward: Aller Streit, alles Unrecht auf beiden Seiten solle vergessen seyn, die Kriegsgefangenen beider Theile frei gegeben, die eroberten Burgen und Städte ihren frühern Besitzern wieder eingeräumt und deren Bewohner von ihrer geleisteten Huldigung entbunden werden; nur das Land Samaiten solle dem Könige und dem Großfürsten für ihre Lebenszeit verbleiben und erst nach ihrem Tode der Orden laut der ihm darüber ertheilten Briefe sich dasselbe zueignen. Dobrinerland und alle früheren Besitzungen des Königes sollen der Krone Polen, Pommern dagegen, das Gebiet Michelau, Kulmerland, Nessau und alles Uebrige, was der Orden vor dem Kriege besessen, ihm wieder zufallen. Den Streit über Driesen und Zantock solle ein Schiedsgericht zur Entscheidung bringen und wenn dieses ihn nicht beendigen könne, so solle der Papst als Oberrichter eintreten; derselbe solle auch entscheiden, wenn über Irrungen, die den Frieden stören könnten, ein anderes bevollmächtigtes Schiedsgericht auf dem Wege des Rechts und der Freundschaft keine Ausgleichung bewirken könne. In den Landen beider Theile solle freier Handel seyn. Der König und der Großfürst verpflichteten sich, unter allen Ungläubigen ihrer Lande den christlichen Glauben zu befördern, Kirchen zu erbauen und alle heidnischen Irrthümer zu vertilgen. Verweigerten die Heiden die Annahme des Christenthums, so sollten beide Theile einander zur Ausführung des Bekehrungswerkes unterstützen und die Theilung der ge-

machten Eroberungen nach früher darüber festgesetzten Bestimmungen erfolgen. Der König Sigismund von Ungern ward in den Frieden mit eingeschlossen, sofern er beitreten wollte; der Hochmeister sollte ihn darüber in Kenntniß setzen; der König von Polen versprach, ihn mittlerweile mit Krieg nicht zu belästigen. Endlich hieß es: Beide Theile sollen bei allen ihren bisherigen Privilegien und Rechten bleiben, insofern es nach den festgestellten Friedenspunkten geschehen kann. Niemals wieder soll die Krone Polen mit ihren Landen und Leuten zu Litthauen gegen den Orden und niemals der Hochmeister und der Orden gegen die Krone Polen und die Lande Litthauen auftreten oder sich deren Feinden anschließen.

So weit der Friedensschluß. In einem besondern Vertrage aber mußte der Hochmeister sich noch verpflichten, dem Könige für die Lösung der Gefangenen, namentlich der Herzoge Kasimir von Pommern und Konrad von Oels die Summe von hunderttausend Schock Groschen zu entrichten: ohne Zweifel die drückendste Bedingung für den Hochmeister, denn sie vor allem untergrub sein ganzes ferneres Glück.

Kaum ins Haupthaus zurückgekehrt, erhielt der Meister von Sigismund von Ungern, der mittlerweile auch zum Römischen Könige erwählt war, die Meldung, daß jetzt nach dem Tode des Markgrafen Jobst von Mähren ihm die Mark Brandenburg als rechtmäßigen Erbherrn zugefallen sey; da er nunmehr in Stand gesetzt sey, kräftigere Hülfe zu leisten, so möge der Orden den Krieg mit allem Ernste fortsetzen und keinen Frieden schließen; man dürfe jetzt hoffen, den Kampf zum Vortheil des Ordens und der ganzen Christenheit schnell zu beendigen.

Die wohlgemeinte Meldung konnte freilich jetzt nicht weiter fruchten, wiewohl der Orden sich des Friedens wenig zu erfreuen hatte, denn eigentlich konnte auch kaum von einem Frieden die Rede seyn, da fortwährende Räubereien an den Gränzen und Feindseligkeiten der Polen gegen Preussen, namentlich auch bei der Einräumung der Ordensburg Nessau immer fort feindliche Gesinnungen nährten. Am meisten aber erfüllten Geldnoth und die zerrütteten Finanzverhältnisse den Hochmeister mit schwerem Kummer. Die starke Kriegsrüstung, die außerordentlichen Soldausgaben, der Wiederausbau und die bessere Befestigung der wieder-

gewonnenen Burgen, besonders auch des Haupthauses hatten den Ordensschatz schon fast gänzlich erschöpft, und doch erfolgten an den Hochmeister Tag für Tag unabweisbare Forderungen. Heinrichs von Plauen muthvoller Geist aber hielt sich auch in diesem Drange der Verhältnisse dennoch immer aufrecht. Die meisten Söldnerführer und Rottmeister begütigte er vorerst durch ausgestellte Schuldscheine, die er auf nächste Ostern zu lösen versprach. Um ferner auch den König von Polen, der einen großen Theil der Gefangenen noch zurückbehielt, möglichst zu befriedigen, griff er zu einem Mittel, welches seiner Neuheit wegen allerdings etwas gewagt schien; er schrieb zum erstenmal eine allgemeine Landsteuer oder einen s. g. allgemeinen Schoß über das ganze Land aus, der nicht nur von Stadt und Land, sondern auch von Geistlichen, Mönchen und überhaupt jedem Ordensunterthan nach bestimmten Verhältnissen eingefordert ward. Trotz der Neuheit dieses Mittels aber zeigte man sich doch überall für des Landes Rettung zu den verlangten Opfern bereit, denn man erkannte wohl, daß außerordentliche Zeiten auch außerordentliche Maaßregeln forderten und rechtfertigten. Nur Danzig widersetzte sich mit trotzigem Muthe. Längst dem Orden feindselig und abgeneigt, schon vordem häufig mit dem dortigen Komthur im Streite liegend, hatte sich die Stadt ungeachtet ihrer dem Orden gegebenen Zusage unwandelbarer Treue ohne alle Noth treulos dem Feinde ergeben und dem Könige von Polen Huldigung geleistet; und nicht bloß dieß, man hatte von Danzig aus eine Zeitlang an Ordensbeamten und Ordenseigenthum Frevel auf Frevel verübt. Der Bürgermeister Konrad Letzkau und mehre aus dem Rathe hatten es in Verbindung mit dem in die Stadt aufgenommenen Polnischen Hauptmanne keck und kühn gewagt, den dortigen Komthur zu Uebergabe der Ordensburg aufzufordern. Selbst nachdem die Polen die Stadt wieder verlassen, hatte sich der Rath, in Ungehorsam verharrend, eigenmächtige, gesetzwidrige und gewaltthätige Schritte erlaubt und jetzt verweigerte er auch den ausgeschriebenen Schoß; er traf sogar Anstalt zu kriegerischer Gegenwehr gegen den Orden. Es schreckte die Stadt nur auf kurze Zeit, als ihr der Hochmeister zu Wasser und Land alle Zufuhr abschneiden ließ. Ein heftiger Streit des Rathes mit dem Komthur über eine neue Rathswahl er-

hitzte bald die Gemüther von neuem, weil ersterer jeden Einfluß des Ordens auf die innern städtischen Verwaltungsangelegenheiten gerne völlig erdrückt sehen mochte. Wagte es doch selbst ein Rathsherr dem Komthur geradezu zu erklären: Man habe wohl noch Mittel, die Füchse aus den Löchern zu jagen. Erst als der Komthur die beiden Bürgermeister Konrad Letzkau und Arnold Hecht und die Rathsherren Bartholomäus Groß und Tiedemann Hurer, die bewaffnet auf der Burg erschienen, gefangen nehmen und die drei ersten als des Todes-schuldig enthaupten ließ, machte dieß auf die ganze Gemeine so gewaltigen Eindruck, daß man beim Hochmeister um Gnade und Verzeihung bat. Er gewährte sie. Die Stadt mußte jetzt als Schoß 14,000 Schock Groschen zahlen und vom Hochmeister einen von ihm selbst neuangeordneten Rath annehmen.

Es erhoben sich aber bald neue Gefahren. Es kam die Nachricht, daß der Orden die ihm bisher so günstig gesinnten Könige von Ungern und Böhmen dadurch schwer gegen sich erzürnt habe, daß er den Frieden mit Polen ohne ihr Vorwissen abgeschlossen, zumal da Sigismund nicht nur als Röm. König, sondern auch als des Ordens Verbündeter wohl hatte verlangen können, zuvor davon unterrichtet zu werden. Es hieß sogar, daß beide sich mit dem Könige von Polen verbinden wollten. Diesem ward ferner zwar ein Theil der verheißenen Lösesumme aus dem Ertrage des Schosses entrichtet; als nun aber der Hochmeister die Freigebung der beiden genannten Herzoge, mehrer Ordensritter und anderer Gefangenen verlangte, erhob der König Klagen, daß den Besatzungen von Thorn, Rheden und Strasburg bei ihrem Auszuge ihre Waffen, Harnische u. a. geraubt, gefangene Polen sogar ersäuft und auf andere Weise getödtet worden seyen. Obgleich sich darüber nichts ermittelte, so behielt der König die Gefangenen doch in seiner Gewalt. Ueberdieß erbaute der Großfürst Witowd zwei neue Burgen an der Gränze Preussens und schien neuen Hader über Samaitens Gränzgebiete vorzubereiten. Also drängten sich dem Hochmeister von allen Seiten neue schwere Besorgnisse auf.

Da brach unerwartet ein neuer Sturm, eine Verschwörung gegen ihn aus. Die wichtigsten Glieder der Eidechsen-Gesellschaft, Nicolaus von Renys, Johannes von Polkau, Friederich

von Kynthenau, Günther von der Delau, Hans von Zippeln u. a., die sich zum Theil schon auf dem Schlachtfelde von Tannenberg unritterlich und feig gezeigt und auch nachmals im Kulmerlande insgeheim mit allerlei Umtrieben gegen den Orden beschäftigt gewesen, standen an der Spitze einer Verbindung, die nichts Geringeres bezweckte, als sich des Haupthauses Marienburg zu bemächtigen, den Hochmeister gefangen zu nehmen oder zu tödten und den Komthur von Rheden Georg von Wirsberg auf den hochmeisterlichen Stuhl zu setzen. Dieser rasch thätige, in Geschäften sehr gewandte, aber dem Vergnügen und Wohlleben sehr ergebene Ordensritter, früher Großschäffer zu Königsberg, war bereits für den verrätherischen Plan gewonnen. Man bereitete Alles mit Vorsicht vor, vertraute auf die im Kulmerland unter dem Adel herrschende Stimmung gegen den Meister, auf die Erbitterung der Danziger, den Zorn der Könige von Ungern und Böhmen gegen den Orden; man sah auch nicht ohne Hoffnung auf den König von Polen und den Großfürsten hin. Georg von Wirsberg, der sich heimlich als Rath in des Königes von Böhmen Dienst geschworen, ließ in dessen Landen bereits durch seinen Bruder Truppen werben, denn an Geldmitteln gebrach es ihm nicht, da ihn der Hochmeister beauftragt hatte, zur Abzahlung der Lösesummen an Polen alles vorräthige Geld und Silbergeräth aus den Ordensburgen zusammenzubringen. Selbst das ansehnliche Silbergeräth des letzten Hochmeisters war in seine Hände gekommen und das Beste in Sicherheit gebracht. Man war eben noch beschäftigt, wie in Danzig so in andern Städten unter Gleichgesinnten Verbindungen anzuknüpfen und erwartete endlich nur noch die in Böhmen angeworbenen Soldtruppen, um den entscheidenden Schlag zu wagen.

Da ward dem Hochmeister durch einen Ritter aus dem Kulmerlande, den man in die Verschwörung hineingezogen, der verrätherische Plan entdeckt. Der Komthur und Nicolaus von Renys wurden aufgegriffen und in den Kerker geworfen; letzterer bekannte bald den ganzen Verschwörungsplan und die vom Komthur beabsichtigte Vergiftung des Hochmeisters; des Todes schuldig erkannt, büßte er als Verräther an seinem Landesherrn sein Verbrechen durch Enthauptung zu Graudenz. Den Kom-

thur verurtheilte das Ordenskapitel zu ewigem Gefängniß; erst nach achtzehn Jahren erhielt er seine Freiheit wieder. Die übrigen Verschworenen hatten sich durch die Flucht nach Polen gerettet, wo sich der König ihrer annahm.

Diese Flucht der Verschworenen aber in des Königes Schutz, die Aussage eines derselben, daß sie sich auch Beihülfe aus Polen und Litthauen versprochen, die fortwährende Zurückhaltung der Gefangenen, alles dieß mußte beim Hochmeister gegen den König neues Mißtrauen erwecken. Es ward noch vermehrt durch die wiederholten Unterredungen und Berathungen zwischen Witowd und dem Könige über allerlei Plane, die, wie man erfuhr, eben nicht auf lange Dauer des Friedens zielten. Dieß alles veranlaßte den Hochmeister, auch seiner Seits wiederum auf Krieg bedacht zu seyn und aus Deutschland Hülfsvölker herbeizuziehen. Um deutsche Ritter zur Heerfahrt nach Preussen zu locken, ließ er ihnen durch den Deutschmeister selbst auch wieder die alte ritterliche Sitte des Ehrentisches versprechen, um die herbeikommenden Kämpfer nach Ehren und Würden zu belohnen.

Zu dieser Spannung zwischen den beiden Nachbaren kamen noch innere Mißverhältnisse im Orden und im Lande. Zuerst waltete eine Zeitlang ein bedenklicher Unfriede zwischen dem Hochmeister und dem Meister von Livland, weil ersterer an diesen in einem Tone Anforderungen gemacht hatte, der ihn und den ganzen Orden in Livland schmerzlich kränkte und verletzte. Zum Glück wurde der Streit bald beigelegt. Noch weit bedenklicher für den Orden war ein anderer wegen des Bischofs Heinrich von Ermland. Der Hochmeister wollte diesen Prälaten, der sich früher dem Könige von Polen besonders günstig gezeigt und deshalb beim Abzuge des Feindes aus dem Lande entflohen, im Frieden zu Thorn aber in sein Bisthum wieder eingesetzt worden war, durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg verdrängen. Der Vorschlag fand am Römischen Hofe auch Beifall. Der König von Polen indeß kaum davon benachrichtigt, bot Alles auf, ihn zu hintertreiben. Er nahm sich seines Freundes am Römischen Hofe mit solchem Eifer an und ließ dem Papste so ernstlich drohen, daß dieser es nicht wagte, dem Gesuche des Hochmeisters weiter zu willfahren. Es half auch nichts, daß sich der Letztere an den Römischen König wandte, denn

zum Schiedsrichter in der Sache aufgefordert, gab dieser den Ausspruch: der Bischof müsse vor allen Dingen wieder in den vollen Besitz seines Bisthums gesetzt werden, erst dann könne man gegen ihn den Weg des Rechts verfolgen. Handle der Hochmeister nicht nach diesem Ausspruche, so verfalle er in eine Strafe von zehntausend Mark. Dann erst und als der Procurator des Ordens von Rom aus ihm die ganze dem Orden drohende Gefahr vor Augen stellte, ihn namentlich an das traurige Schicksal des Tempelordens erinnerte, gab der Hochmeister wiewohl höchst ungern seinen Plan auf.

Dabei kämpfte der Meister fort und fort mit einer Geldnoth, aus der er sich auf keine Weise zu retten wußte. Außer den Anforderungen der Söldner und der immer noch nicht ganz entrichteten Lösesumme an Polen sprach ihn auch der Römische König Sigismund um eine nicht unbedeutende Geldsumme an, die aber auf keine Weise aufzubringen war, denn die Städte waren in ihren Kräften so erschöpft, daß sie nicht einmal die Söldner ferner mehr beköstigen konnten. Auch von auswärts her schlugen dem Meister alle Hoffnungen fehl. Die Balleien und Ordensgüter in Deutschland waren insgesammt in so traurigen Umständen, meist so verarmt und verschuldet, daß sie selbst mehr Hülfe bedurften als leisten konnten. Ueberdieß waren seit dem Abschlusse des Friedens zwischen des Königes und des Ordens Unterthanen wieder allerlei Irrungen und Streitigkeiten eingetreten, die auf einem angeordneten Verhandlungstage nicht beigelegt und vom Könige leicht zu ernstern Maaßregeln benutzt werden konnten. Es war also für den Hochmeister eine Zeit voll Kummer und Besorgniß. Ueberall erfüllte die Gemüther Angst und Bangigkeit, denn im September des Jahres **1411** sollte auch eine Prophezeiung in Erfüllung gehen, die von Paris aus, durch einen großen Philosophen verfaßt, sich in viele Länder Europas verbreitet, Stürme, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Krieg, Menschensterben und allerlei anderes Unglück verkündigte.

Der Hochmeister hatte sich mittlerweile um Hülfe auch an die Fürsten in Deutschland, selbst auch an die Könige von Frankreich und England gewandt und ihnen das schwere Unglück seines Ordens und seiner Lande geschildert. Bedrängt durch

den neuen Zahlungstermin der an Polen schuldigen Summe, schrieb er an den König Wenceslav von Böhmen: „Es ist leider so mancherlei und groß, was mich und meinen Orden ansicht, daß ich es die Fülle nicht schreiben kann und auf Erden keinen Trost nächst Gott habe, denn allein euere Gnade und meinen Herrn von Ungern, euern allerliebsten Bruder. So rufe ich an euere Großmächtigkeit als meinen gnädigsten Herrn und ein Haupt der Christenheit, bittend, daß ihr gnädiglich ansehen wollet und mit Erbarmung zu Herzen nehmen diesen Gedrang und großen Uebermuth, der an mir, meinem armen Orden und Lande begangen ist und noch täglich wird; wollet, lieber Herr, mich, meinen Orden und Land gnädiglich in euerem Beschirm halten, weil es nie so Noth gethan als jetzt. Ich besorge wahrlich, wo euere königliche Hochwürdigkeit mir und meinem Orden nicht Hülfe und Rettung thut, daß ich dieses Land mit der Macht, als es jetzund mit mir und meinem Orden gelegen ist, nicht wohl behaupten kann.“ So und ähnlich lauteten des Meisters Klagen und Bitten auch an die andern Fürsten.

Das Schicksal des Ordens fand überall die regste Theilnahme; man erkannte zugleich die dringende Nothwendigkeit, die vereinigte Macht Polens und Litthauens durch Ueberwältigung des Ordens selbst für die Sicherheit Deutschlands und Ungerns nicht übermäßig emporwachsen zu lassen. Nicht nur die Könige von Ungern und Böhmen wandten sich dem Orden wieder mit gütigern Gesinnungen zu, sondern auch die deutschen Reichsfürsten, unter ihnen vornehmlich der Kurfürst von Mainz, legten beim Römischen Könige Sigismund die kräftigste Fürsprache für den Orden ein. Selbst die Könige von Frankreich und England verwandten sich für ihn beim Papste mit dem wirksamsten Eifer, diesen dringend bittend, den Orden in seinen Schutz zu nehmen und den König von Polen nachdrücklich zum Frieden zu ermahnen.

Zuerst griff der Römische König Sigismund kräftig in die Verhältnisse ein. Den Plan verfolgend, die Macht Polens und Litthauens zu trennen und letzteres von jenem unabhängig zu machen, trat er mit dem Großfürsten in nähere Verbindung und forderte ihn zu friedlicheren Gesinnungen gegen den Orden auf. Witowd begab sich selbst an Sigismunds Hof. Die Tren-

nung Litthauens von Polen kam zwar damals nicht zu Stande; allein der Gedanke war, wie wir später sehen werden, nicht umsonst in Witowds ehrgeitzige Seele geworfen und auf den König von Polen machte Sigismunds Annäherung an den Großfürsten so bedeutenden Eindruck, daß er dem Hochmeister sofort von neuem friedliche und versöhnliche Gesinnungen wenigstens in Worten entbot, zugleich auch sich beeilte, in einer Schrift an alle geistlichen und weltlichen Fürsten sich wegen der Klagen zu rechtfertigen, die der Hochmeister an den Fürstenhöfen gegen ihn geführt hatte. Es kam hinzu, daß als gegen Ende des Jahres 1411 der Hochmeister durch eine Botschaft den Römischen König von neuem im Fall der Noth um Schutz und Beistand für den Orden bitten ließ, dieser den König von Polen aufs ernstlichste ermahnte, fortan Friede zu halten und sich mit dem Orden zu vergleichen, indem er als des Römischen Reiches Oberhaupt trotz des zwischen Ungern und Polen bestehenden Friedens in keiner Weise dulden werde, daß dem Orden, „diesem festen Schild der ganzen Christenheit Gewalt und Unbill widerfahre, denn was demselben geschehe, geschehe auch ihm, dem Römischen Könige, dem Reiche und der ganzen Christenheit.“ Der Herzog Johannes von Glogau erhielt alsbald auch den Befehl, im Falle eines Krieges dem Orden sofort mit seiner ganzen Kriegsmacht zu Hülfe zu eilen, und früher war auch schon der Burggraf Friederich von Nürnberg, Statthalter von Brandenburg, von Sigismund beauftragt, beim Böhmischen Könige dahin zu wirken, daß er nicht weiter gestatte, daß aus Böhmen und Mähren oder seinen andern Landen dem Könige von Polen Ritter und andere Kriegsleute zum Solddienst gegen den Orden zuziehen dürften, denn wider den Orden zu Dienst reiten, heiße gegen Gott, die Christenheit und das heilige Römische Reich streiten. Der Orden müsse geschützt werden, zumal da der König von Polen, der immer noch Gefangene zurückhalte, keineswegs die eingegangenen Friedensbedingungen erfülle.

Sigismund, dem offenbar zugleich auch aus eigenem Interesse die Rettung des Ordens als einer Gegenmacht gegen Polen sehr am Herzen lag, schloß bald darauf (5. Jan. 1412) mit dem Orden einen förmlichen Hülfsvertrag, worin er diesem im Falle eines Angriffes durch den König von Polen mit aller sei-

ner Macht beizustehen, während des noch dauernden Friedens aber zwischen Polen und Ungern wo möglich eine Beilegung des Streites zu bewirken versprach. Sofern der König von Polen Krieg anhebe, verhieß Sigismund in eigener Person dem Orden zu Hülfe ins Feld zu rücken, wofür ihm der Orden 375,000 Unger. Gulden binnen zwei Jahren entrichten sollte. Er gab überdieß die Zusicherung, wenn er Polen erobere, dem Orden die Lande Dobrin und Kujavien ohne weiteres abtreten zu wollen. Da er die Hoffnung hegte, mit Hülfe der Polen und des Deutschen Ordens wo möglich die Türken aus Europa wieder zu vertreiben, so bemühte er sich mit allem Eifer, eine völlige Ausgleichung zwischen beiden zu Stande zu bringen und es gelang ihm bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Polen zu Lublow, diesen zur Annahme eines Verhandlungstages zu gewinnen, auf welchem aller Streit zwischen Polen und dem Orden nach der Entscheidung des Röm. Königes und der Kurfürsten beigelegt werden sollte. Bis dahin verpflichteten sich beide Theile zur Waffenruhe. Auch Witowd ward in den Waffenstillstand mit aufgenommen.

Mittlerweile beschäftigten den Hochmeister die fortdauernden Streitigkeiten mit den Bischöfen von Leslau und Ermland, denn der erstere forderte vom Orden nicht bloß die Rückgabe gewisser bischöflicher Güter, welche dieser besetzt hielt, sondern auch eine bedeutende Geldsumme als Schadenersatz. Auch diesen Streit suchte Sigismund durch seine Vermittlung auszugleichen; allein alle seine Versuche scheiterten an der unmäßigen Anforderung des Bischofs in Betreff des Schadenersatzes, zumal da auch hier der König von Polen seine Hände mit im Spiele hatte. Eben so wenig konnte die Streitfrage über das Bisthum Ermland zu einer festen Entscheidung kommen. Am Röm. Stuhle hatte unterdessen ein gewisser Hermann Dwerg als neuer Bewerber um die Ermländische bischöfliche Würde Hoffnung gewonnen. Der Hochmeister indeß hielt noch immer an seinem Plane fest, das Bisthum dem Grafen von Schwarzburg zuzuwenden, weshalb er auch trotz der Weisung des Röm. Königes Alles aufbot, den bisherigen Bischof Heinrich nicht wieder ins Land kommen zu lassen, weil man, wie er erklärte, fürchten müsse, daß nach des Bischofs Rückkehr vielleicht in einer Nacht alle Ordensburgen in

die Hände der Polen fallen könnten. Da nicht nur die Ausgleichung dieser Verhältnisse, sondern überhaupt auch die ganze künftige Stellung des Ordens zu Polen immer noch höchst ungewiß war, so gebot dem Meister die Vorsicht, die Sicherheit des Landes nicht aus den Augen zu lassen. Eifrigst wurden daher die Gränzburgen wie an den Gränzgebieten Samaitens, so in den Gränzlanden nach Litthauen und Polen hin theils stärker befestigt, theils zahlreicher bemannt, theils besser mit Waffen und andern Vertheidigungsmitteln versorgt. Das ganze Land trat von neuem in wehrhaften Stand, wie zum Ausbruche eines Krieges vorbereitet.

Da kam die Nachricht, der König von Polen habe nicht nur die beiden Herzoge Ernst und Friederich von Oesterreich zu einem Schutz- und Hülfsbündniß wider alle seine und Witowds Feinde zu gewinnen gewußt, sondern bald darauf (15. März 1412) ein eben solches Bündniß mit König Sigismund abgeschlossen, dem auch Witowd beigetreten sey. Obgleich es nicht gegen den Orden gerichtet, dieser auch keineswegs als der Feind genannt war, den der König von Polen dabei im Auge gehabt haben könne, so erregte es bei den Deutschen Fürsten doch an sich schon großes Aufsehen und Verdacht, daß sich der Röm. König so eng mit dem von Polen verbunden habe; man fürchtete, daß er sich für diesen parteiisch gegen den Orden entscheiden werde. Nicht nur einzelne Fürsten, wie der Landgraf Friederich von Thüringen u. a., sondern das gesammte Kurfürsten-Collegium reichten beim Röm. Könige eine eindringliche Vorstellung ein, ihm darin erklärend, welche hohe Bedeutung und Wichtigkeit der Orden in allen Zeiten für das Reich und die ganze Christenheit als eine feste Schutzmauer an der Gränzen der Ungläubigen und roher barbarischer Völker gehabt, und ihn erinnernd, mit welchem warmen Eifer alle seine Vorgänger für des Ordens Wohlfahrt besorgt gewesen, wie sehr es daher auch seine Pflicht sey, ihn gegen den vom Könige von Polen gedrohten Untergang zu schützen.

Nachdem hierauf Sigismund die urkundlichen Versicherungen seines Schiedsamtes erhalten und beide Theile sich seinem Ausspruche untergeben hatten, bestimmte er zur Ausgleichung aller Streitpunkte einen Verhandlungstag zu Ofen, der am

6. Juni 1412 gehalten werden sollte. Bevor indeß die Ordensgesandten dort anlangten, traten in Preussen wieder neue Mißhelligkeiten in den Weg. Trotz des Waffenstillstandes rückte plötzlich der Großfürst Witowd mit einem starken Heerhaufen hinter Ragnit in die Landgränze des Ordens ein, um dort auf einem Gebiete, welches der Orden schon über hundert Jahre besaß, eine feste Wehrburg, Welun genannt, aufzurichten. Zu gleicher Zeit fiel nach einem offenbar verabredeten Plane ein starker Polnischer Reiterhaufe ins Ordensgebiet bei Johannisburg ein und führte unter Brand und Verheerung zahlreiche Gefangene hinweg. Ueberdieß ward lautbar, Witowd und der König, von neuem mit nahen heidnischen Völkern verbunden, würden den Orden, nachdem sie ihn dem Untergange schon so nahe gebracht, unfehlbar noch im Verlaufe dieses Jahres überwältigen und aus Preussen gänzlich vertreiben. Da schrieb der Hochmeister an den Römischen und Böhmischen König, die er von neuem um Beistand anrief: „Wir können schlechts nichts anderes vernehmen aus solchen und allen andern Werken Witowd's, als daß sie mit großer Bosheit umgehen; sie mögen geloben, was sie wollen, es wird doch von ihnen nichts gehalten. Sie werden sich ihrer veralteten Gewohnheit und Missethat nicht entwöhnen."

Wie konnte da der Hochmeister Vertrauen auf den Verhandlungstag zu Ofen fassen! Ueberdieß war auch der Empfang der Ordensgesandten, an deren Spitze der Erzbischof von Riga Johannes von Wallenrod, der Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg und mehre der obersten Gebietiger standen, beim Röm. Könige keineswegs der freundlichste, denn dieser nahm es höchst übel auf, als die Bevollmächtigten des Ordens die Forderung thaten: die richterliche Entscheidung solle nicht von ihm allein, sondern vom gesammten Kurfürsten-Collegium geschehen. Er erklärte sogar: er werde dem Könige von Polen Friede verschaffen, wenn er auch selbst deshalb dem Orden den Krieg ankündigen sollte.

Als hierauf die Verhandlungen eröffnet wurden, legten die Ordensgesandten ihre Klagen und Beschwerden dem Röm. Könige in drei und vierzig Artikeln vor, darunter als Hauptpunkte, daß der Friede von Thorn fast in keinem Stücke mehr gehalten, eine Menge Gefangener immer noch zurückgehalten, manche in

die entferntesten Gegenden verschleppt oder auch ermordet, die über den Rückfall Samaitens an den Orden verheißene Urkunde dem Meister verweigert werde, daß ferner Witowd und der König sich noch fort und fort Einfälle ins Ordensgebiet erlaubten, ersterer selbst gegen alles Recht auf Grund und Boden des Ordens feste Wehrburgen aufrichte und beide Fürsten jede rechtliche und freundliche Ausgleichung der Streitpunkte vereitelt oder entschieden zurückgewiesen hätten. Diesen Beschwerden setzten die Polnischen Bevollmächtigten einige achtzig Klagpunkte entgegen, worunter besonders hervorgehoben ward, daß der Orden noch immer einige Güter und Lehen des Königes im Besitz habe, Polnische Gefangene zurückbehalte, königliche Vasallen zum Ungehorsam und Abfall verleite, Witowds Lande verwüste, die zu Samaiten gehörige Burg Memel nicht räumen wolle u. s. w. Den Vorwurf, daß der König und Witowd zum Verderb des Ordens sich mit Heiden und Tataren verbunden, erklärten die Gesandten als bloße Verleumdung.

Die Verhandlungen und Untersuchungen dauerten mehre Monate, während beide Theile Alles aufboten, um Richter und Fürsten für sich günstig zu stimmen, zumal der König von Polen, der sich in Sendschreiben an geistliche und weltliche Fürsten in jeder Weise zu rechtfertigen und auf den Orden Schuld auf Schuld zu häufen bemüht war. Erst am 24. August 1412 erfolgte zu Ofen des Römischen Königes Richterspruch. Er lautete dahin: der Handel zwischen Polen und Preussen soll durchaus frei seyn; der Bischof von Leslau wird in seine bischöflichen Güter und entzogenen Kirchen zu freiem Genuß und mit Schadenersatz wieder eingesetzt; desgleichen soll der Bischof von Ermland in sein Bisthum zurückkehren und auch ihm Schadenersatz geleistet werden. Der Friede zu Thorn wird fortan in allen Punkten aufrecht erhalten und die Urkunde über den Rückfall Samaitens dem Orden binnen sechs Monaten ausgestellt werden. Alle Gefangenen sollen ohne weiteres von beiden Seiten frei gegeben werden. Der Orden entrichtet dem Könige die noch rückständige Geldsumme und räumt ihm, bis sie bezahlt ist, als Unterpfand die Neumark nebst dem Hause Driesen ein. Wer von beiden Theilen einen Punkt dieses Ausspruches bricht, verfällt in eine Buße von zehntausend Mark Silber. Soweit der Ausspruch

des Röm. Königes. In einem besondern Vertrage kam er mit den Ordensbevollmächtigten überein, daß der Orden ihm die noch an Polen schuldige Summe von 50,000 Schock Groschen zahlen solle, wenn er dem Orden die an Polen ausgestellte Schuldverschreibung einhändigen werde. Dieß sollte, wie es scheint, der Lohnpreis der Friedensstiftung seyn. Allein Sigismund wandte vergeblich alle ersinnlichen Mittel an, den König von Polen zur Aushändigung des Schuldbriefes zu bewegen.

Der Hochmeister hatte den Ausspruch günstiger erwartet, am wenigsten, daß die ungetreuen Bischöfe, „die Aechter und Verräther," wie er sie nannte, wieder in den Besitz ihrer Bisthümer und Einkünfte gelangen und von ihm entschädigt werden sollten. Auch damit war er unzufrieden, daß der Ausspruch vom Röm. Könige allein und nicht zugleich mit durch das Kurfürsten-Kollegium geschehen war. Allein er mußte sich ihm fügen, wenn er nicht noch größeres Unheil über den Orden bringen wollte und er zeigte auch jetzt wieder, daß sein männlich fester, muthig starker Geist durch die Schwere der Zeit keineswegs erdrückt ward.

Vor allem durfte die Neumark unter keiner Bedingung, wenn auch nur als Pfand, dem Könige von Polen übergeben werden. Da der Meister klar einsah, welche schwere Gefahr dieß dem Orden bringen könne, so bot er alsbald alle möglichen Mittel auf, um den König zu befriedigen. Das nächste war ein neuer Schoß, der durchs ganze Land, von Geistlichen wie von Laien, selbst von Hirten, Knechten und Mägden erhoben ward; ferner mußten die Komthure alles, was sie nur irgend an silbernen Gefäßen oder sonst an Gold und Silber besaßen, einliefern; Städte und Dörfer wurden aufgefordert, alles Silbergeschirr, Geschmeide u. dgl. dem Ordensschatze einzusenden gegen Vergütung auf andere Weise. Alles entbehrliche Kirchengeräthe wurde zu Geld eingeschmolzen. Dennoch belief sich der ganze Ertrag nur auf einige 60,000 Mark, bei weitem noch nicht hinreichend, um die Schuldforderungen der Könige von Ungern und Polen, die versprochenen Soldzahlungen an die Rottmeister und Söldnerführer u. s. w. damit zu bestreiten, denn des Ordens gesammte Schuld betrug nicht weniger als 110,000 Mark. Zwar wandte sich der Hochmeister in seiner Noth ans Ausland,

an die Könige von Böhmen, Frankreich und England, theils um Geldanleihen aufzunehmen, theils um vom letztern eine alte rückständige Schuld einzuziehen; er stellte ferner auch wiederholt dem Deutschmeister die schwere Bedrängniß des Ordens in Preussen vor, mit der dringendsten Bitte, einen wenn auch nur geringen Theil der Schuld auf sich zu nehmen, um den König von Ungern zu befriedigen. Allein alle diese Bemühungen hatten nicht den erwünschten Erfolg. Selbst dem Könige von Polen konnte die Schuld nicht abgetragen werden.

Um jedoch vor allem die Neumark zu retten, trat sofort der Hochmeister mit dem Markgrafen von Brandenburg in engere Verbindung, denn auch diesem konnte es nicht gleichgültig seyn, ob dieses Land forthin im Besitze des Ordens bleibe oder in die Hände des Königes von Polen komme, und nachdem man sich des Markgrafen Geneigtheit versichert und ein Bündniß mit ihm eingeleitet hatte, traten auch die Neumärker mit kaiserlichen Privilegien hervor, nach welchen die Neumark nie an auswärtige Fürsten verpfändet werden dürfe. Der Meister meldete dieß dem Könige von Polen, zugleich mit der Bitte um Verlängerung der Zahlungsfrist und Berücksichtigung der schweren Bedrängniß des Landes. Mit einer ähnlichen Bitte wandte er sich an den König Sigismund wegen Entrichtung der Schuldsumme von 25,000 Schock Groschen. Dieser gewährte sie ihm; nicht so der von Polen, denn er ließ nicht nur schon vorläufig eine förmliche urkundliche Anerkennung über die an ihn erfolgte Verpfändung der Neumark ausfertigen, sondern ernannte bereits sogar den Ritter, dem die Schlösser und Städte daselbst übergeben werden sollten. Allein der Hochmeister trat ihm mit der festen Erklärung entgegen, daß er die Mark ihm nimmermehr zum Pfande stellen werde.

Es war in der That eine höchst schwierige Aufgabe, die der Meister jetzt zu lösen hatte, eine Aufgabe, deren Ausführung fast ans Unmögliche gränzte. Um so mehr drängte sich dem Geiste Heinrichs von Plauen die feste Ueberzeugung auf: der Orden, wie er jetzt im Drange der Noth dastehe, könne sich ohne ein engeres Anschließen an die Stände des Landes und das Land ohne die kräftigere Stütze des Ordens forthin nicht lange mehr aufrecht und frei erhalten gegen den nie befriedigten, unversöhn-

lichen Feind, das Interesse beider müsse sich nothwendig inniger durchdringen, wenn eine Rettung aus der schweren Bedrängniß möglich werden solle. Dieß war es daher, was er erzielte, als er mit Rath und Einstimmung seiner Gebietiger auf einem Berathungstage zu Elbing (28. Octob. 1412) die Idee des Landesrathes ins Leben rief. Es ward dort bestimmt, daß forthin zwanzig der Vornehmsten vom Adel, meist aus dem Ritterstande und sieben und zwanzig Vertreter der Städte in den Rath des Ordens zur Theilnahme und Mitberathung in der Landesverwaltung, sowie zur Mitwissenschaft aller wichtigen Landesangelegenheiten unter Eid und Pflicht mit aufgenommen werden sollten, theils um als beständige Räthe das Heil und Beste des Ordens, theils als Vertreter der Rechte und Freiheiten ihrer Stände des Landes Wohlfahrt und Gedeihen in allen Fällen zu fördern. Alle das Land betreffenden, wichtigen Unternehmungen, wie Krieg, Bündnisse, Verträge u. dgl. sollten fortan nur mit Wissen und Willen der geschworenen Räthe vollführt, ebenso nothgezwungene Steuern, Schoß oder Zinse nur mit ihrer Zustimmung dem Lande auferlegt werden. Jedes Jahr sollte zu Elbing eine Gemein-Versammlung, ein Landtag gehalten werden, auf welchem jedermann frei stehen sollte, etwanige Klagen über Verletzung oder unrichtige Auslegung seiner Privilegien und Rechte vorzubringen, die dann vom Hochmeister, seinen Gebietigern und den Räthen entschieden werden sollten. Der Meister versprach, auf diesem Landtage mit den Räthen jeder Zeit die zweckmäßige Landesverwaltung oder „ein gutes Regiment des Landes“ in Berathung zu nehmen und etwanige Mängel, allgemeine Gebrechen und Unordnungen zu verbessern und abzustellen. — So tritt uns gerade in dieser Zeit des Gedranges und der Noth zum erstenmal die Erscheinung einer allgemeinen Landes-Vertretung entgegen, freilich noch in beengter und beschränkter, unvollkommener Form, denn es ward dabei ausdrücklich bestimmt, daß diese neue Anordnung die oberherrlichen Privilegien, alte Gewohnheiten, redliches Herkommen und die gemeinen Rechte des Hochmeisters und seiner Gebietiger keineswegs verkürzen solle.

Mittlerweile aber war als Abgesandter des Röm. Königes Benedict von Macra in Preussen angekommen theils zur Vollführung des vom Röm. Könige ausgesprochenen Urtheils, theils

wegen Schlichtung der noch unentschiedenen Klagpunkte, theils auch wegen Feststellung der streitigen Gränzen zwischen Preussen, Litthauen und Polen. Der Hochmeister nahm ihn ehrenvoll auf. Vor allem sollte die Streitfrage über die Burg Welun, die, wie der Meister behauptete, gegen Fug und Recht auf dem Gränzgebiete des Ordens errichtet sey, entschieden werden. Man trat darüber im Anfange des Jahres 1413 in Verhandlung, nachdem man von Seiten des Ordens den Gesandten über die Gränzverhältnisse unterrichtet. Allein man nahm bald wahr, daß dem Großfürsten die Sache höchst ungelegen kam; er wandte Alles an, um den königlichen Botschafter für sein Interesse zu gewinnen und dieser zeigte sich auch bald für Witowds Verlokkungen zugänglich. Dem Zwecke seiner Sendung entgegen mischte er sich in Streitfragen, über die er keine Vollmacht hatte; der Orden bestritt wenigstens deren Ausdehnung und wollte ihm überhaupt kein Richteramt in den obwaltenden Irrungen zugestehen, zumal als man erfuhr, daß nicht nur Witowds Ehrengeschenke und Polnisches Geld bei ihm leichten Eingang gefunden, sondern er sogar von ersterm den Ritterschlag erhalten habe. Ein Verhandlungstag zu Kauen, der in Vorschlag gebracht war, kam unter allerlei Streitigkeiten über des Gesandten Vollmacht nicht einmal zu Stande. Es ward also für die Feststellung eines sichern Friedens zwischen Witowd, dem Könige und dem Orden durch den Botschafter nicht das Mindeste bewirkt.

Eben so unerfreulichen Erfolg hatten die übrigen Verhandlungen zur Vollführung des königlichen Ausspruches. Mit dem Bischofe von Leslau ward fort und fort fruchtlos über Mein und Dein gehadert; der Orden fand des Bischofs Anforderungen im Schadenersatz übermäßig hoch gestellt. Auch mit dem Bischofe von Ermland konnte es zu keiner Sühne kommen. Beiderseitiges Mißtrauen ließ nicht einmal eine nähere Verhandlung zu. Zwar schrieb der Hochmeister dem Röm. Könige in Beziehung auf den Bischof: „obgleich es mir, als Gott mein Zeuge ist, allzumal schwer wird, daß ich die Natter im Bußen und das Feuer im Gehren hüten und hegen soll, so soll Euere Großmächtigkeit doch nicht anders finden, denn daß ich Euerem königlichen Ausspruche nach allen meinen Kräften nachfolgen und ihm gehorsam seyn will;“ allein selbst diese Worte vertrieben

wen er fort und fort im Bischofe zu finden fürchtete und wie ungern er ihn wieder im Lande sehen mochte.

Die wichtigste Aufgabe des Hochmeisters blieb vor allem, die Forderungen des Königes von Polen zu erfüllen. Es gelang ihm endlich, die Schuldsumme, für den König noch 39,400 Schock Böhm. Groschen und für den Großfürsten 5000 Schock zusammen zu bringen. Als nun aber am bestimmten Tage zu Thorn die Zahlung an die Polnischen Abgesandten geleistet werden sollte, erhoben diese über den Silber- und Geldwerth einen Streit, der gegen drei Wochen dauerte und dennoch blieb den Sendboten des Meisters endlich nichts weiter übrig, als den Polen das Silber zu geben, wie sie es nach Polnischer Währung bestimmten, nicht ohne großen Verlust des Ordens. Der Schuldbrief des Hochmeisters wurde hierauf zurückgegeben; dasselbige geschah bald nachher auch vom Großfürsten.

Dennoch konnte der Hochmeister nichts weniger als eine feste Hoffnung zur Fortdauer des Friedens fassen. Witowd, dessen Anmaßungen über des Ordens alte Gränzgebiete immer weiter und weiter gingen, war fest entschlossen, die Burg Welun nicht aufzugeben. „Er werde das Haus nimmer räumen, erklärte er, es müßten wenigstens erst viele Köpfe um seine Mauern umherliegen; es sey sein väterliches Erbe, und nicht bloß dieses, sondern ganz Preussen habe einstmals seinen Voraltern gehört und er wolle es noch ansprechen bis an die Ossa; er kehre sich an niemand mehr, denn keiner werde ihn bezwingen." Und diesem kecken Worte entsprach bei ihm die That. Der eingereichte Verschreibungsbrief über den Rückfall Samaitens, wozu ihn der Ausspruch des Röm. Königes verpflichtete, war so unvollständig, unsicher und zweideutig abgefaßt, daß der Hochmeister ihn nicht annehmen konnte, weil er klar sah, daß man damit durch schlaue List den Orden nur umstricken und täuschen wollte. Man erfuhr auch bald, daß Witowds Gemahlin und Töchter und die Freiherrn aus Polen in Hedwigs, der Tochter des Königes, Namen eine förmliche Protestation gegen die Abtretung Samaitens nach ihrer Väter Tod hatten einlegen müssen. Der Verfasser derselben war Benedict von Macra. Der Hochmeister protestirte daher jetzt öffentlich und feierlich nicht nur gegen dessen Verhandlungen über die Gränzstreitigkeit,

sondern erklärte auch dem Römischen Könige, daß er durchaus Alles, was Benedict gethan, als nichtig und ungültig verwerfen müsse. Dasselbe eröffnete er auch dem Könige von Polen, jedoch mit der Versicherung, daß er selbst sehr geneigt sey, in einer persönlichen Verhandlung mit dem Könige wo möglich allen Zwist in Güte zu beseitigen.

Statt einer Annäherung aber zu einer friedlichen Ausgleichung der noch schwebenden Streitfragen entfremdeten sich die Gemüther der Fürsten immer mehr; jeder beobachtete des andern Schritte mit Argwohn und Mißtrauen; mit jedem Tage ward die Aussicht in die Zukunft betrübender und der Hochmeister ward immer mehr überzeugt, daß ein neuer Krieg mit Witowd und dem Könige unvermeidlich seyn werde. Er traf Anstalten zu neuen Rüstungen; er gewann das kräftige Volk Samlands zu neuen Opfern durch Verleihung des so wichtigen s. g. Samländischen Privilegiums über freie Fischerei im Kurischen Haff und freie Holzgerechtigkeit in den Ordenswaldungen; er suchte befreundete Könige und Fürsten des Auslandes zum Beistande zu gewinnen, wie den König von Böhmen, die Herzoge von Oesterreich und Baiern. Zu demselben Zwecke ließ er jetzt auch dem Römischen Könige abermals einen Theil seiner Schuldsumme entrichten. Allein Sigismund ließ sich dadurch nicht begütigen; höchst erzürnt über den Orden, weil er meinte, es sey des Hochmeisters Schuld, daß man dem Schiedsspruche so wenig nachkomme, machte er ihm die bittersten Vorwürfe über die Versäumung der noch rückständigen Geldzahlungen und über den Undank, den er dadurch gegen ihn an den Tag lege. Das zornige Wort des Königes ging dem Meister tief zu Herzen; er erließ daher eiligst an den Deutschmeister den ernstlichsten Befehl, alle Mittel aufzubieten, um dem Römischen Könige die noch schuldigen 13,000 Schock Böhm. Groschen schleunigst zu entrichten; auch der Meister von Livland ward mit nachdrücklichem Ernst zu kräftigerer Beisteuer in der Noth des Ordens aufgefordert.

Als indeß in den Nachbarlanden die kriegerischen Bewegungen immer bedenklicher wurden, die Kriegsgefahr immer näher drohte, Witowd mit einem starken Kriegsheere sich dem Narew immer mehr näherte, verdoppelte nicht nur der Hochmeister

seine Kriegsrüstungen im Lande, sondern wiederholte auch seine dringendsten Bitten bei nahen und fernen Fürsten um Beistand und Rettung. Da erfolgte plötzlich ein königliches Machtgebot, worin Sigismund dem Hochmeister nicht nur sein großes Mißfallen über seine kriegerischen Absichten zu erkennen gab, sondern auch mit strengem Ernste alle Feindseligkeiten untersagte. Der Hochmeister indeß suchte sich in einem Schreiben an Sigismund zu rechtfertigen; er betheuerte ihm aufs heiligste, daß nur Friede sein höchster Wunsch sey, sofern dem Orden seine Lande und seine Rechte und Freiheiten ungeschmälert und unverkürzt blieben; um aber dem Könige zu beweisen, daß er mit Krieg und Frieden kein leichtfertiges Spiel treibe, suchte er durch Thatsachen darzuthun, daß weder der Friede zu Thorn, noch des Königes Ausspruch, die beide der Orden mit so unermeßlichen Opfern erkauft, für seine Ruhe bis jetzt das Mindeste gefruchtet hätten, wie die so häufige Niederlegung, Beschatzung, Beraubung, Mißhandlung und Ermordung seiner Unterthanen auf freier Handelsstraße in Polen, die Vorenthaltung der Kriegsgefangenen wie des Versicherungsbriefes über Samaiten, der Aufbau von Welun, das Herbeiziehen von Kriegsvölkern an die Gränzen des Ordensgebietes und vieles andere hinlänglich beweisen könnten.

Der König von Polen setzte nun zwar seine Unterhandlungen, wie er vorgab, zur Aufrechthaltung des Thorner Friedens noch immer fort, behauptend, daß er seiner Seits streng die Bestimmungen dieses Friedens beobachten werde. Allein der Hochmeister glaubte darin nur ein Spiel der Arglist und des Trugs zu sehen und betrieb daher auch seine Kriegsrüstungen fortan noch mit gleichem Eifer. Dabei boten neben den Gesandten des Ordens auch die des Königes an den Deutschen Fürstenhöfen wie nicht minder am päpstlichen Hofe alle möglichen Mittel auf, um durch Vorstellungen, Beschwerden, Anklagen und Verleumdungen die Meinung und Gunst der Fürsten und des Papstes hier für den Orden, dort für den König von Polen zu gewinnen. Die Hoffnung auf den Röm. König war dem Meister schon gänzlich entschwunden, denn in allen bisherigen Verhandlungen hatte er stets mehr gegen als für den Orden gewirkt. Daß er, ohne Rücksicht auf des Ordens Noth und Be-

drängniß, nur nach Geld dürstete, bewies ein neues scharfes Mahnungsschreiben, worin er abermals mit allem Nachdruck die noch rückständige Schuld forderte. Um nicht den Zorn des Königes noch zu steigern, übersandte der Hochmeister alsbald dem Deutschmeister eine neue Aufforderung zur schleunigsten Zahlung der verlangten Summe. Neben dem freundlichen Schreiben aber, worin er ihn bittend ersuchte, die Zahlung gutwillig zu leisten, erhielt der Botschafter auch einen s. g. Machtbrief, in hartbefehlender Sprache abgefaßt, worin dem Deutschmeister Frevel und Ungehorsam in Nichtvollführung des hochmeisterlichen Befehls vorgeworfen und zugleich angekündigt ward, daß man im Rathe der Gebietiger Preussens übereingekommen sey: der Deutschmeister solle beim Erscheinen der Gesandten des Römischen Königes ohne Säumen die Schuldsumme entrichten. Werde er sich weigern, so erhalte er den Befehl, dem Ordensbotschafter alle seine und seiner Mitgebietiger Siegel kraft des Gehorsams zu überliefern und ihm so viel Burgen und Güter unverweigerlich abzutreten, als er fordern werde, um damit dem Könige durch Pfandstellung für die Schuld Genüge leisten zu können.

Mittlerweile war im Septbr. des Jahres 1413 in Preussen schon Alles in kriegerischer Bewegung. Der Hochmeister ließ bereits einen starken Heerhaufen an der Gränze des Herzogs von Stolpe aufstellen, weil dieser sich dem Könige von Polen zu einem Angriff auf das Ordensland verpflichtet hatte. Eine andere stärkere Streitmacht zog hinauf an die Gränze des Dobrinerlandes, weil man Nachricht hatte, daß dort der König eine ansehnliche Heerschaar versammle, um sich des Hauses Nessau zu bemächtigen und dann ins Kulmerland einzudringen. Eine dritte nicht unbedeutende Kriegsmacht sollte an den Gränzen Masoviens einen Einfall des Großfürsten abwehren. So stand alles kriegsfertig.

Beide Fürsten suchten sich in ihrem Verfahren vor der Welt zu rechtfertigen. Der Hochmeister, den des Königes Sachwalter und Sendboten in Böhmen wie in Deutschland überall als Friedensbrecher und Anheber des Krieges verleumdet, fand es nothwendig, in einem Sendschreiben an alle geistlichen und weltlichen Fürsten und Stände die Thatsachen der unversöhnlichen Feindschaft, Wortbrüchigkeit, Verfolgungssucht und den

ganzen arglistigen Plan auseinander zu setzen, wie der König und Witowd durch Raub an Land und Leuten, Plünderung und Ermorden der Ordensunterthanen, durch den Aufbau von Welum, Sperre der freien Handelsstraßen, räuberische Einfälle ins Ordensgebiet und eine Reihe anderer Verbrechen und Gräuelthaten den Orden ins Verderben und zum Untergang zu führen schon seit Jahren unablässig thätig gewesen seyen und wie dieß alles den Hochmeister jetzt zwinge, obgleich mit schwerem Herzen gegen den König das Schwert zu ergreifen. Desgleichen suchte auch der König in einem Sendschreiben an die Fürsten und Reichsstände durch eine Menge einzelner aufgezählter Fälle darzuthun, daß nur die Ungerechtigkeit, Raubsucht, feindliche Einfälle und allerlei Verbrechen der Ordensritter ihm die Waffen gegen sie in die Hand gegeben, nachdem alle friedlichen Erbietungen von ihnen zurückgewiesen seyen.

Ein dauerhafter, ehrenvoller Friede war nicht mehr zu erreichen; also schien dem Hochmeister jetzt nichts weiter übrig als Entscheidung durch das Schwert. Alles, was ihm theuer war, Glück und Eigenthum seiner Unterthanen, Habe und Gut des Ordens war aufgeopfert, um dem Lande den Frieden, dem Orden seine Ehre zu erhalten. Diese letztere wollte jetzt der Meister durch einen entscheidenden Kampf noch retten. Allein Krieg war nicht der Wille aller Gebietiger, noch weniger der Städte und des verarmten Landes. Zuerst trat unter den erstern der Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg gegen den Komthur von Danzig Heinrich von Plauen, des Meisters Bruder, mit dem Verbote auf, gegen den Herzog von Stolpe zu Felde zu ziehen. Der Komthur achtete zwar dessen nicht; darauf aber verweigerte auch die Wehrmannschaft, welche mehre Komthure nach der Masovischen Gränze führten, den Kriegsdienst, weil sie den Frieden mit Polen nicht brechen wollte.

Es hatte aber längst schon zwischen dem Meister und einem großen Theil der Gebietiger eine feindliche Spannung geherrscht. Die strengen Maaßregeln, die im Drange der schweren Zeit in Beziehung auf sittliche Zucht, häusliche Ordnung, besonders auf Sparsamkeit und Einschränkung der Gebietiger und Komthure, wie aller Ordensbrüder vom Meister hatten verfügt werden müssen, ingleichem die starken, aus dem Einkommen und den Schätzen

der Ordenshäuser verlangten Opfer mochten keineswegs von allen als heilbringende Rettungsmittel betrachtet worden seyn. Es herrschte keineswegs bei allen die Lauterkeit der Gesinnung, die männliche Willensfestigkeit, die ruhige Besonnenheit, das edle Selbstgefühl ritterlicher Tugend und die schwere, aufopfernde Selbstverläugnung, die allein noch in solcher Zeit zu Heil und Rettung führen konnten. Je höher aber der Hochmeister nicht sowohl durch sein erhabenes Amt, als vielmehr durch das Gefühl seiner mächtig durchgreifenden Kraft und seinen unerschütterlichen Willen über allen dastand, je lebendiger er in allen Schritten sich seines großen Zweckes bewußt war, um so mehr mochte er streben, sich vom engherzigen Willen und kleinmüthigen Rathe seiner Mitgebietiger frei zu machen, um so öfter mochte er selbständig und unabhängig seine Plane in Dingen verfolgen, in denen die Gebietiger gewohnt waren zu Rath gezogen zu werden. Die Thatsachen der letztern Zeit bewiesen auch, daß vielfach die obersten Gebietiger bei Beschlüssen zu wichtigen Unternehmungen, besonders auch in den Unterhandlungen mit dem Könige von Polen in den Hintergrund gedrängt schienen. Es war schon so weit gekommen, daß der Hochmeister sich von vielen nicht mehr sprechen, von bewaffneten Dienern bewachen ließ, vor ihnen sein Gemach verschloß und nur mit seinem Bruder, dem Komthur von Danzig und einigen befreundeten Ordensrittern sich über wichtige Angelegenheiten berieth.

Da berief der Meister eines Tages (14. October 1413) ein Ordenskapitel und entbot dazu ins Haupthaus auch den Ordensmarschall, wahrscheinlich um ihn wegen des erwähnten Kriegsverbotes zur Rede zu stellen und seines Amtes zu entlassen. Dieser aber ahnend, was ihm bevorstand, faßte gegen den Hochmeister denselben Plan; und nicht bloß dieß, seine ehrgeizige Seele strebte, sich selbst auf den Meisterstuhl zu schwingen, denn hohes Alter und Krankheit der übrigen obersten Gebietiger ließen ihn allerdings hiezu gegründete Hoffnung fassen. Auf die Beistimmung der meisten Gebietiger in Preussen und selbst der Meister von Deutschland und Livland konnte er sicher rechnen. Kaum war das Kapitel eröffnet, als er mit einer Menge schwerer Klagartikel gegen den Meister auftrat. Da hieß es in den wichtigsten: der Meister verschmäht den Rath der ihm beigeord-

neten obersten Gebietiger und folgt nur eigenem Willen und fremdem Rathe weltlicher Leute, wie des Landesrathes, was nicht nur dem Ordensgesetze widerstreitet, sondern auch dem Orden schwer geschadet. Er befolgt nicht, was mit Zustimmung der Gebietiger und Rathsgeschworenen beschlossen wird, sondern verwandelt Alles nach eigenem Willen. Das ganze Land klagt über den hohen Schoß und doch steht der Meister fortan nach Krieg und des Landes Verderb. Alles, was zum Frieden diente, hat er den Gebietigern vorenthalten und ihnen nur bekannt gemacht, was zu Krieg und Unglück führte. Trotz des ewigen Friedens will er Krieg anheben wider aller Gebietiger und der Landes-Prälaten Willen, weshalb er ohne ihr Wissen Söldner herbeigerufen und den Orden, wie das Land in bösen Ruf gebracht. Ohne der Gebietiger Rath und Willen hat er unnütz durch Botschaften des Ordens Geld und Gut vergeudet. Land und Städte klagen über Verschlechterung der Landesmünze, ohne daß der Gebietiger Vorstellungen darüber bei ihm je gefruchtet.

Solche und ähnliche Klagen wurden noch in Menge geführt; sie betrafen meist die Verminderung des Einflusses, den sonst die obersten Gebietiger, als des Meisters obersten Räthe auf die Verhältnisse des Ordens und des Landes gehabt. Sie wurden insgesammt für wichtig genug gefunden, den Hochmeister seines Amtes zu entsetzen. Der Beschluß ward im Kapitel gefaßt und dem Meister sofort die Insignien des Meisteramtes entnommen. Heinrich von Plauen aber legte die Würde gelassen nieder, die ihm sein Heldenmuth einst zugebracht. Er bat um das ruhige Komthuramt von Engelsburg und man gab es ihm. An die Spitze der Verwaltung trat als Statthalter der Ordensspittler Hermann Gans bis zur neuen Meisterwahl.

So trat Heinrich von Plauen von dem Schauplatze seines Wirkens ab, auf dem er drei Jahre unter Mühen und Sorgen an des Ordens Spitze gestanden. Nachdem er das prachtvolle Haupthaus Marienburg und mit ihm Preussen gegen Polnische Gewalthaberschaft gerettet, zog er sich, durch Neid und Ehrsucht von seiner Höhe gestürzt, in das arme und dürftige Komthuramt der einsamen Engelsburg zurück. Das war der Lohn der großen Verdienste, die auf seinem Namen ruhten. Ueber die Wahrheit und das Gewicht der gegen ihn aufgestell-

ten Klagpunkte können wir jetzt wohl schwerlich entscheiden. Manche flossen sonder Zweifel aus unlauterer Quelle; andere mochten begründeter seyn; in den meisten aber rechtfertigt den Beschuldigten die Schwere der außerordentlichen Zeitverhältnisse, die außerordentliche Maaßregeln erheischten. Wie dem jedoch auch seyn mag, ein Blick in den innern Zustand des Ordens selbst läßt es wenig befremdend finden, wie ein Mann von so gewaltiger Kraft des Geistes, von solcher unerschütterlichen Willensfestigkeit, von so rastlosem Streben nach Einem Ziele und so männlich festem Beharren in seinen Vorsätzen von der Höhe seiner Stellung verdrängt werden konnte. Den meisten der um ihn stehenden obersten Gebietiger, dem Großkomthur Friederich Graf von Zollern, dem Ordensspittler Hermann Gans, dem Ordenstrapier Friederich von Wellen, dem Ordenstreßler Behemund Brendel hatten Alter, Krankheit, Mühen und Sorgen Kraft und Muth gebrochen; sie waren dem Sturme der Zeit nicht mehr gewachsen. Nur der Ordensmarschall stand in frischkräftiger Rüstigkeit da, aber voll Ehrgeiz und Neid auf des Meisters Größe; er wollte auf der Höhe stehen, wo dieser stand; deshalb mußte er Friede wünschen, denn in Stürmen des Krieges war Heinrichs Geisteskraft unbeugsam. Der größere Theil der Komthure und andern Ordensbeamten standen erst seit wenigen Jahren in ihren Aemtern, viele noch unbekannt mit den Verhältnissen des Landes, alle verarmt und niedergedrückt durch die Opfer und den Mangel ihrer Häuser wie an den Bedürfnissen des Lebens, so an den Mitteln zur Wehr und Vertheidigung, und überdieß bei der Verheerung und den schweren Aufopferungen des Landes ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft. So fand Heinrich von Plauen in dem Sturme, der ihn von allen Seiten umtobte, von außen her nirgend Stütze und festen Halt. Zudem herrschte im ganzen Orden statt der frühern brüderlichen Einigkeit schon mehr und mehr eine gewisse Aufgelöstheit und Zerrissenheit des alten innigen Verbandes. Viele der ältern Brüder waren nach der unheilvollen Schlacht nach Deutschland entflohen, andere dem Orden abtrünnig schweiften in fremden Landen umher, manche dienten sogar den Polen als Spione. Immer mehr drang schon Unordnung, Mangel an Zucht und Gehorsam, Gesetzlosigkeit und Ungebundenheit

auch ins Innere der Konvente ein; das Gesetz verlor schon mehr und mehr seine alte heilige Achtung, die Regel des Ordens ihre alte ehrwürdige Scheu, und damit schon war die Blüthe des Ordens auf ewige Zeit dahin. Das bösartige Geschwür, welches in seinem Innern fraß, war nun schon nicht mehr auszuheilen. So trat Heinrich von Plauen von dem fürstlichen Amte eines Ordens ab, der seiner auch schon deshalb nicht mehr würdig schien, da er ihn mit Undank aus seiner großen Bahn hinwegstieß. Aber der Lohn ist ihm geblieben, daß die Geschichte ihn ewig rühmt als den Retter Marienburgs, als den Helden in der Noth!

Zweites Kapitel.

Der Hochmeister Michael Küchmeister von Sternberg. Fortdauernde Feindschaft des Polnischen Königes. Der Tag zu Grabau. Neuer Krieg mit Polen. Einfall der Polen in Preussen. Trauriger Zustand des Landes. Verhalten des Kostnitzer Conciliums in der Streitsache des Ordens. Waffenstillstand mit Polen. Unglückliche Ereignisse im Lande. Parteien-Eifer in Kostnitz. Günstigere Verhältnisse des Ordens zu den Nachbarfürsten. Verhandlung im Concilium. Der Tag zu Welun. Plan zur Vertreibung der Ordens aus Preussen. Päpstliches Einwirken in die Streithändel mit Polen. Der Tag zu Gnebkau. Neue Kriegsgefahren. Günstige Verwendung der Reichsfürsten für den Orden. Ausspruch des Römischen Königes zu Breslau. Verhalten des Polnischen Königes und Witowd's Widerstreben gegen den Ausspruch. Neuer Kriegssturm. Verhalten des Papstes und des Römischen Königes in der Geltung des Breslauer Ausspruchs. Schwere Bedrängniß des Hochmeisters. Rüstung gegen die Hussiten. Aufrechthaltung des Breslauer Ausspruchs. Amtsentsagung und Tod des Hochmeisters. Traurige Lage des Landes. Lähmung des Verkehrs und Handels mit dem Auslande.

1414 — 1422.

Die obersten Gebietiger versäumten nicht dem Könige von Polen sofort des Meisters Entlassung in einem sehr demüthigen

Schreiben anzuzeigen und dabei zugleich ihre friedfertigen Gesinnungen zu erkennen zu geben; sie warfen alle Schuld der bisherigen Kriegsanstalten auf den entlassenen Hochmeister und erklärten sich allzumal bereit, alle noch obwaltende Irrungen und Mißverhältnisse auf einem Verhandlungstage friedlich auszugleichen. Auch den Königen von Ungern und Böhmen sandten sie eine rechtfertigende Erklärung über die Ursachen der Amtsentsetzung Heinrichs von Plauen zu und baten sie beide um Vermittlung zur Aufrechthaltung des Friedens beim Könige von Polen, indem sie selbst erklärten, daß diesem die Entfernung des Hochmeisters als hinreichende Genugthuung für das ihm widerfahrene Unrecht dienen könne. Letzterer empfing die Nachricht von dem Allem ziemlich kalt und gleichgültig, gebot jedoch alsbald seinen Hauptleuten an den Gränzen Ruhe und Friede und ließ sich darauf unter des Großfürsten Vermittlung zu einem Verhandlungstage geneigt finden, auf welchem er selbst und der neuerwählte Hochmeister persönlich gegenwärtig die Verhandlungen ihrer Räthe leiten wollten. Um so mehr eilten nun auch die Ordensgebietiger, den Röm. König durch eine feste Zusicherung wegen Entrichtung der noch schuldigen Summe zu begütigen, um nöthigen Falls auf seinen Beistand rechnen zu können.

Schon deshalb war die baldige Wahl eines neuen Meisters nothwendig. In den ersten Tagen des Januars 1414 fand man bereits das Wahlkapitel im Haupthause versammelt, an seiner Spitze der Deutschmeister Konrad von Egloffstein und der Meister von Livland Dieterich Tork. Es hatte dießmal manches Ungewöhnliche. Man lud zuerst den vorigen Hochmeister vor das Kapitel vor; er erschien, hörte noch einmal die gegen ihn aufgestellten Anklagen und Beschuldigungen mit Ruhe und Würde an, vertheidigte sich mit Offenheit und Nachdruck und entsagte dann freiwillig dem Amte, aus dem er bereits verstoßen war. Darauf erfolgte am 9. Januar die neue Meisterwahl; sie fiel einstimmig auf den Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg. Einem Fränkischen Geschlechte entsprossen, trat er in sein hohes Amt nicht ohne reiche Erfahrung, die er sich theils zuerst in mehren niedern Aemtern, theils nachmals auch als Großschäffer, als Vogt von Samaiten und in der Neumar gesammelt hatte, worauf ihn nach der Schlacht bei Tannenberg,

an der er nicht selbst Theil genommen, da er in feindlicher Gefangenschaft war, Heinrich von Plauen zur Würde des Ordensmarschalls emporgehoben.

Trotz dieser Erfahrungen aber hatte er, wie es scheint, den König von Polen in seinem Wesen und Treiben, in seinen Planen nicht begriffen, denn diese erzielten jetzt nichts anders, als in dem Orden den gefährlichen Feind, den sein siegendes Schwert in der blutigen Schlacht darniedergeworfen, in keiner Weise zu Kraft und Macht wieder emporsteigen zu lassen. Während er daher Alles aufbot, durch demüthige Bezeugung seiner Friedsamkeit den König zu gleich friedlichen Gesinnungen gegen den Orden umzustimmen, fuhr dieser fort, ihn durch gottlose Schmähreden, Anklagen und Beschuldigungen in Briefen und durch Botschafter beim Papste, am ganzen Römischen Hofe, beim Römischen Könige und andern Fürsten des Reichs zu lästern und zu verleumden; es gab kaum eine Schandthat, deren der Orden von ihm nicht bezüchtigt ward. Die Folge war eine Vorladung des Römischen Königes zu einem Gerichtstage nach Ofen (10. April 1414), auf welchem der König, der Großfürst, die Herzoge von Stolpe und Masovien, sowie der Hochmeister mit seinen vornehmsten Gebietigern persönlich erscheinen und den Ausspruch eines vom Römischen Könige angeordneten Gerichtes erwarten sollten. Allein der Hochmeister konnte dieser Vorladung nicht Folge leisten theils aus Mißtrauen gegen Sigismunds Räthe, denn auch Benedict von Macra sollte mit im Gerichte sitzen, theils auch weil ihm vom Könige von Polen, wie es ihm schien, absichtlich die Vorladung erst sehr spät zugesandt worden war. Ueberhaupt glaubte er in Allem wieder nur ein arglistiges Werk des Polnischen Königes zu sehen und ließ daher vorläufig um Aufschub des Tages bitten.

Mittlerweile beschäftigten den Hochmeister theils mancherlei Anordnungen in den innern Landesverhältnissen, neue Verordnungen in Betreff der Rechtsverhältnisse, Freiheiten und Gerechtsame der Städte, zur Förderung des Handels und der Gewerbe, Gleichheit des Maaßes und Gewichtes im Lande u. dergl., theils auch die Sorge, Alles zu beseitigen, was nur irgend den Frieden im Innern oder nach außenhin stören konnte. Allein so sehr ihm auch die Ausgleichung mit dem Bischofe von Ermland am

Herzen lag, so glückte sie ihm trotz der Vermittlung der drei andern Bischöfe dennoch nicht. Nur mit dem Herzog von Stolpe kam es auf einem Verhandlungstage zur Sühne.

Auch mit dem Könige von Polen und dem Großfürsten stand der Meister noch fort und fort in Unterhandlungen zur Beseitigung der obwaltenden Irrungen; allein je näher der mit dem Könige aufgenommene Verhandlungstag heranrückte, um so mehr schwanden bei Witowds fortgesetzten Kriegsrüstungen des Meisters Hoffnungen zu einer friedlichen Ausgleichung. Der Tag fand bald nach Ostern in dem Städtchen Grabau südlich von Kalisch Statt. So geneigt sich indeß der Hochmeister zu Allem erklärte, worin er dem Könige nach Billigkeit und Recht gefällig seyn könne, so steigerte dieser seine Forderungen doch auf die unmäßigste Weise. Pommern, das Kulmerland, das Gebiet von Michelau, die Gegend von Nessau bis an den Fluß Coddau und Driesen und Santock sollten ihm eingeräumt werden, der Herzog von Stolpe im Besitz seiner alten Gränzen bleiben, desgleichen auch der Großfürst und endlich sollte der Orden dem Könige, Witowd'n, dem Herzog von Masovien und den Bischöfen von Leslau und Ploczk allen durch Mord, Raub und Brand an verheerten Gütern, vernichteten Dörfern und ausgeplünderten Polnischen Kaufleuten verübten Schaden vergüten. Neun Tage gingen fruchtlos unter allerlei Verhandlungen hin, denn auch die bald etwas anders gestellten Forderungen der Polen, wobei die Ausgleichung des Schadenersatzes vorerst auf die Seite gestellt bleiben sollte, mußte der Orden ohne weiteres zurückweisen. Da der König aber fest bei seinen letzten Forderungen beharrte und der Meister umsonst um mildere Bedingungen zur Befestigung des Friedens bat, so blieb der Tag zu Grabau ohne allen Erfolg. Der König hatte nun zwar in die Verlängerung des Beifriedens bis nach Johanni gewilligt, denn bis dahin sollte der Ausspruch des Römischen Königes erfolgen; allein der Hochmeister gab nun schon alle Hoffnung zum Frieden auf, denn des Königes Räthe hatten ganz offen erklärt: werde man den Orden je wieder zu Kräften kommen lassen, so werde er an Polen die nachdrücklichste Rache üben; man müsse ihn daher immer mehr schwächen, damit er nie wieder emporkomme.

Bald erfuhr man auch, der König sey fest entschlossen, bei einem irgend ungünstigen Ausfalle des Richterspruches den Orden mit seiner ganzen Kriegsmacht zu überziehen. Der Hochmeister versäumte daher nicht, sich auf den drohenden Sturm vorzubereiten, sprach die Fürsten des Auslandes um Beistand an, ließ überall Söldner werben und im Lande selbst Alles zum Kriege rüsten. Die Rüstungen wurden beschleunigt, als aus Ofen die Nachricht kam: man werde dort im Richterspruche den Forderungen des Polnischen Königes in keiner Weise nachgeben, weil man sich von seinem angeblichen Rechte durchaus nicht überzeugen könne. Aber auch der König und der Großfürst rüsteten sich schon mit solcher Macht zum Kampfe und ließen in den Nachbarlanden so bedeutende Mannschaft werben, daß es schien, als wollten sie jetzt die Herrschaft des Ordens durch einen Hauptschlag mit einemmale vernichten. Diese Besorgniß verbreitete sich auch in Deutschland. Mehre Fürsten und Reichsgroße drangen daher mit allem Nachdruck in den Römischen König: er möge sich jetzt der Erhaltung des Ordens mit kräftigem Ernste annehmen, damit nicht dessen Untergang auf seine Zeit unvertilgliche Schmach und Schande bringe. Auch der Meister selbst rief ihn dringend um Schutz und Rettung an, denn seine Lage ward dadurch noch ungleich bedenklicher, daß der alte Hochmeister Heinrich von Plauen, sey es aus Rachsucht und Zorn wegen des Undankes seiner Gegner oder um sich selbst wieder an die Spitze des Ordens zu stellen, mit dem Könige von Polen während des Tages zu Grabau heimliche Verbindungen angeknüpft hatte. Er ward zwar, als man den mit dem Könige angesponnenen Plan entdeckte, sofort seines Amtes zu Engelsburg entsetzt und in das entfernte Haus zu Brandenburg gefangen verwiesen; allein sein mit in die Sache verwickelter Bruder, Pfleger zu Lochstädt, war zum Könige nach Polen entflohen und stand diesem jetzt als ein Mann zur Seite, der erfüllt von glühendem Hasse gegen den Hochmeister bei seiner Kenntniß aller Verhältnisse des Ordens und des Landes ihm bei seinen Unternehmungen von der größten Wichtigkeit seyn konnte.

Der König säumte nun auch nicht lange. Kaum hatte er Nachricht aus Ungern, daß der Ausspruch in Ofen ihm nicht günstig ausgefallen sey, als er dem Orden sofort in der Mitte

des Juli 1414 den Krieg erklärte und mit einer sehr starken Kriegsmacht, in der auch sieben Schlesische Fürsten in des Königes Sold dienten, gegen Preussen anrückte. Umsonst suchte der Hochmeister mit einem Heerhaufen den Uebergang über die Drewenz zu wehren. Der Feind gewann zuerst Neidenburg, stürmte dann über das Schlachtfeld von Tannenberg gegen Hohenstein herauf und brach von da unter den schrecklichsten Verheerungen, Plünderungen und Gräuelthaten aller Art ins Bisthum Ermland ein. Dort wurde auch jetzt wieder von den rohen, heidnischen Völkern unter Witowds Fahnen weder Göttliches noch Menschliches, weder Alter noch Geschlecht geschont. In wenigen Wochen lagen nahe an dreißig Kirchen in Schutt und weit über tausend Menschen hatte das feindliche Schwert erwürgt. Mehrmals sandte der Hochmeister dem Könige Anerbietungen zum Frieden entgegen; allein die Anforderungen des letztern waren stets so hoch gesteigert, daß sie unmöglich bewilligt werden konnten. Da mittlerweile aber mehre Heerhaufen des Ordens von Pommerellen und dem Kulmerlande aus sich ins Polnische Gebiet, namentlich ins Dobrinerland geworfen hatten, überdieß auch Mangel an Lebensmitteln den König zwang, seinen Plan, sich in die Niederlande zu werfen, auch schon deshalb aufzugeben, weil dort alle Bewohner aus Städten und Dörfern geflüchtet waren, so stürmte er jetzt mit seinem raubsüchtigen Heere westwärts nach Elbing hin ins Gebiet von Pomesanien, auch dort unter gleichen Gräueln der Verheerung und Verwüstung. Preussisch-Holland widerstand zwar mit der rühmlichsten Tapferkeit; Christburg aber, Saalfeld, Liebmühl, Riesenburg, Marienwerder, Bischofswerder und die Dörfer und Höfe ringsumher gingen größten Theils in Flammen auf, so daß dem Bischofe von Pomesanien nach gräßlicher Verheerung seines ganzen Gebietes nichts mehr übrig blieb als seine Dörfer im Werder. Darauf führte der König die Hauptmacht hinauf ins Kulmerland; er selbst lagerte sich vor das wichtige Strasburg, den Schlüssel zum Eingange nach Preussen. Die schwache Besatzung aber schlug die stürmenden Angriffe des Feindes stets mit wahrem Heldenmuth zurück. Auch die übrigen Ordensburgen im Kulmerland, alle stark bemannt, vor allem Thorn und Kulm behaupteten sich mit ruhmvoller Tapferkeit, während der Ordensmarschall, der Kom-

thur von Thorn und andere Gebietiger Masovien, das Dobrinerland und andere Gebiete des Königes weit und breit mit Raub und Brand durchzogen.

So wurden beider-Seits die Lande mit Grausamkeit und Vernichtungswuth furchtbar verwüstet. In Preussen herrschte überall namenloses Elend. Nur Samland, ein Theil der Niederlande und der Werder jenseits Marienburg waren vom Feinde verschont geblieben; aber auch dort war von den Tausenden der dahin geflüchteten Familien fast Alles aufgezehrt. Neun Wochen hatte der rohe Feind im Lande sich mit Raub und Mord gesättigt. Nun lag er wie ermattet von der Arbeit seiner Gräuelthaten noch vor dem festen Strasburg. Dort kam dem Könige von Sigismund ein sehr ernstes Schreiben zu: er solle unverweilt sein Heer aus Preussen zurückziehen und seine Streitsache an das Concilium zu Kostnitz zur Entscheidung bringen. Auch der Hochmeister wurde zugleich dorthin gewiesen. Zur nämlichen Zeit traf als päpstlicher Legat der Bischof von Lausanne im Lager vor Strasburg ein und vermittelte am 7. October einen Waffenstillstand auf ein Jahr mit der Bestimmung: es solle währenddeß die Streitsache beider Theile im Concilium durch den Papst und den Röm. König, durch das Concilium selbst oder durch geistliche und weltliche Fürsten verhandelt und ausgeglichen werden.

Also zog nun der König von Strasburg in sein Reich zurück, nicht einmal im Stande, seine zahlreichen Söldnerhaufen in ihrem Solde zu befriedigen. Die Folgen des Krieges waren für Preussen fürchterlich. Der Hochmeister mußte alle Mittel und Kräfte aufbieten, um den Forderungen der Söldner zu genügen; eine Menge eingeschmolzener goldener und silberner Gefäße und ansehnliche Anlehen von den Städten Danzig und Thorn reichten dazu kaum hin. Im ganzen Lande herrschte Hungersnoth und Theuerung; der Handel mit dem Auslande lag wegen der schlechten Münze in Preussen fast ganz darnieder; bei der Vernichtung so vieler Städte und Dörfer irrten Tausende von Menschen ohne Heimath und Unterhalt im Lande umher. Endlich mußten auch bedeutende Summen aufgebracht werden, um die glänzende Gesandtschaft zum Concilium in Kostnitz in geziemender Weise auszustatten. An ihrer Spitze der Erzbischof Johannes von Riga und der Deutschmeister Konrad von Egloffstein

fand sie zwar bei Sigismund wie beim Papst, denen der Hochmeister seine Sache durch Bittschreiben aufs dringendste empfahl, einen sehr freundlichen und ehrenvollen Empfang; allein die anderweitigen wichtigen Verhandlungen des Conciliums, die Absetzung der drei Päpste, die damals um den Römischen Stuhl stritten, ließen vorerst keine Zeit zur Berathung über die Verhältnisse des Ordens übrig.

Auch das Jahr 1415 hob das gesunkene Glück nicht wieder empor; die Lage des Ordens war noch nie so traurig und trostlos als jetzt. Fast mit allen Nachbarfürsten stand er in feindlicher Spannung; mit dem Herzog von Stolpe walteten noch immer alte Streithändel ob; mit dem Herzog Johannes von Masovien gaben Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten der Gränzunterthanen immer neuen Stoff zu Zwistigkeiten. Der König von Polen und der Großfürst von Litthauen ließen sich in keinem Streitpunkte, über den man sich ohne Einmischung eines andern vergleichen wollte, in irgend einer Weise zufrieden stellen. Vielmehr vernahm man bald, der König werde sich auch keineswegs an den Ausspruch des Conciliums halten, sobald er seinem Wunsche nicht entspreche. In Polen wurden auch wirklich schon wieder neue Rüstungen begonnen, Söldner geworben und Alles in wehrhaften Stand gesetzt. Es fehlte auch nicht an Feindseligkeiten, die häufig an Ordensunterthanen begangen wurden. Auch bei Witowd, der sich einige Zeit friedlicher gehalten, ward das Kriegsfeuer bald von neuem angeschürt. Im südlichen Polen war bereits im März das Gebot ergangen: Alles solle sich kriegsfertig halten, um sogleich beim zweiten Gebot ins Feld zu rücken.

Also war der Orden wiederum von allen Seiten mit Krieg bedroht. Die Neumark war zwar jetzt gegen die Herzoge Otto und Kasimir von Pommern und gegen drohende Feindseligkeiten dadurch mehr gesichert, daß der Burggraf Friederich von Nürnberg, Verweser der Mark Brandenburg, nicht nur zu ihrem Schutze auftrat und den Krieg der Herzoge von Pommern mit abzuwehren versprach, sondern es auch bewirkte, daß diese Fürsten, da sie sich Feindseligkeiten gegen die Neumark erlaubt hatten, mit drei ihrer Städte vom Römischen Könige in die Reichsacht erklärt wurden; allein der Orden konnte doch jetzt aus Deutschland im Falle eines Krieges fast gar keine Hülfe erwarten. Theils waren die Fürsten durch ihre eigenen Angelegenheiten viel

zu sehr beschäftigt, theils hatten auch die Verwandten des entsetzten Hochmeisters Heinrich von Plauen durch schwere Anklagen über das „meineidige, treu- und ehrlose" Verfahren des Ordens gegen diesen Meister an vielen Fürstenhöfen, bei den Reichsgroßen und selbst auch unter dem deutschen Adel eine für den Orden höchst nachtheilige Stimmung angeregt, die durch alle Bemühungen des Hochmeisters und des Meisters von Deutschland, den Orden in seinem Verfahren zu rechtfertigen und zu vertheidigen, nicht wieder verdrängt werden konnte. Ueberdieß schwanden auch im Innern des Landes selbst durch allerlei unglückliche Ereignisse noch manche Kräfte dahin. Preussen wurde im Verlaufe des Jahres 1415 durch Dammbrüche der Nogat, durch dürre Witterung, Mißwachs, Theuerung und Hungersnoth so schwer heimgesucht, daß selbst die Komthureien Birgelau und Engelsburg aufgehoben werden mußten, weil die Konvente in den verarmten Häusern sich nicht mehr erhalten konnten.

Nirgends aber bot sich dem Orden eine Aussicht zur Rettung aus dieser schweren Bedrängniß dar. Zwar nahmen sich im Concilium der Herzog Ludwig von Baiern, der Bischof von Regensburg und mehre andere geistliche und weltliche Fürsten der Sache des Ordens eifrig an und mahnten den Römischen König wiederholt zur Beschleunigung der Streitsache; es konnte ferner zwar auch der Tod des feindseligen Bischofs Heinrich von Ermland (4. Juni 1415) als ein günstiges Ereigniß für den Orden betrachtet werden, denn es folgte ihm in seiner Würde in dem bisherigen Propst zu Frauenburg Johannes Abezier ein Mann, der durch seine Friedensliebe nicht nur eine Ausgleichung des Streites wegen des Bisthums Ermland erwarten ließ, sondern auch bisher schon durch seine Klugheit und Geschäftserfahrung im Concilium für den Orden günstig wirkte. Allein bei den lebhaften Verhandlungen über die wichtigern kirchlichen Angelegenheiten ließ sich von dort bei allem guten Willen des Römischen Königes vorerst noch keine baldige Entscheidung erwarten. Ueberdieß häuften sich die Klagen des Polnischen Königes gegen den Orden wie die des Ordens gegen den König und den Großfürsten von Tag zu Tag mehr. Die letztern beschuldigten jenen, daß er fort und fort die Samaiten als angebliche Heiden mit Krieg überziehe, während doch dieses Land keineswegs mehr heid-

nisch sey, und um dieß zu beweisen, fertigte Witowd eine zahlreiche Samaitische Gesandtschaft, die ganz aus Christen bestand, nach Kostnitz ab. Die Folge war, daß das Concilium zur nähern Prüfung der Sache eine Gesandtschaft nach Samaiten schickte und zugleich den Ausspruch that, daß das Land, um es gegen feindliche Angriffe zu sichern, forthin in weltlichen Dingen unter dem Römischen Könige, in geistlichen aber unter seinen Bischöfen stehen solle. In gleicher Weise beschuldigte der Orden den König wiederholt des Friedensbruches und bewies dieß unter andern auch dadurch, daß während des Friedens zwei vom Könige gewonnene Verräther des Ordens mit einem Heerhaufen an die Gränze Preussens gesprengt seyen, um sich Soldau's zu bemächtigen. Ueberhaupt suchten die Ordensgesandten das Concilium zu der Ueberzeugung zu bringen, daß der König von Polen sich dem Ausspruche weder des Conciliums noch des Römischen Königes unterwerfen würde, sobald ihm die Pommerische Seite nicht zugesprochen werde.

Da nun Sigismund und mit ihm die meisten weltlichen Fürsten schon in der Mitte des Jahres 1415 Kostnitz verlassen hatten, in ihrer Abwesenheit aber nichts in der Streitsache des Ordens und des Königes entschieden werden sollte, so mußte der Röm. König darauf denken, vorerst wenigstens den Waffenstillstand noch aufrecht zu erhalten. Es gelang ihm bei seinem Aufenthalt in Paris, wohin ihm auch verschiedene Bevollmächtigte des Ordens und des Königes von Polen gefolgt waren, unter Vermittlung des Königes Karl VI. von Frankreich, die Waffenruhe bis zum 12. Juli des Jahres 1417 zu verlängern. Man kam überein, daß der Orden einige streitige Orte in die Hände des Römischen Königes übergeben solle, der sie, jedoch ohne Eintrag der Anrechte des Ordens, einstweilen dem Könige von Polen einräumen könnte. Die Bürgschaft des verlängerten Beifriedens ward dem Concilium übertragen.

Allein die Stellung des Ordens gegen Polen ward seit dem Anfang des Jahres 1416 dadurch für die Zukunft noch ungleich gefahrvoller, daß es dem Könige von Polen und Witowd'n gelungen war, ein für den Orden höchst nachtheiliges Bündniß mit dem Könige von Dänemark abzuschließen, denn dieser suchte jetzt die Bedrängnisse des Ordens zu benutzen, um sich in den

Besitz von Reval zu setzen. Auch gegen den König von Polen und den Großfürsten von Litthauen ward der Hochmeister in Betreff der Neumark und der östlichen Ordenslande von allen Seiten her gewarnt und die fortdauernden Kriegsrüstungen der Gegner ließen den Orden keinen Tag auf vollkommenen Frieden vertrauen.

Außer dieser gefahrdrohenden Stellung aber nach außenhin ward Preussen im Verlaufe des Jahres 1416 noch von andern schweren Leiden und Unglücksfällen heimgesucht. Eine furchtbare Pestseuche verbreitete sich von Danzig aus durchs ganze Land und raffte bis in den Nachsommer eine unzählige Menge von Menschen hin, unter den sechs und achtzig Ordensbrüdern auch den Großkomthur Grafen Friederich von Zollern, den Ordenstreßler Otto von Eilenburg, den ehrwürdigen Bischof Arnold von Kulm u. a. Auch das Bisthum Samland stand durch den Tod seines Bischofs Heinrich von Schaumburg eine Zeitlang verwaist da. Außerdem machte die Schlechtigkeit der Landesmünze, der Stillstand des Handels mit dem Auslande und eine enorme Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse eine Veränderung der Münze nothwendig. Sie erregte aber, da sich der Landesrath der besseren Anordnung des Hochmeisters widersetzte, wegen der erlittenen Verluste im ganzen Lande so große Unzufriedenheit, daß Danzig darüber in vollen Aufruhr gerieth und dem Hochmeister, sowie dem Rathe der Stadt aller Gehorsam aufgekündigt ward. Acht Wochen lang stand die Stadt in gänzlicher Auflösung aller innern Ordnung da; Alles war dem Frevel durch Raub und Plünderung Preis gegeben. Erst als es dem Hochmeister, durch den bessern Theil der Bürgerschaft zur Herstellung der Ruhe aufgefordert, möglich ward, ein strenges Gericht anzuordnen und mehre der Rädelsführer und Haupttheilnehmer mit dem Tode zu bestrafen, kehrten nach und nach Ordnung und Gesetz zurück. Manche der Schuldigsten, unter diesen auch der Anstifter der Empörung Johann Lupi waren durch die Flucht entkommen und wurden mit der Acht bestraft.

Mittlerweile wurden die auswärtigen Verhandlungen mit den Gegnern des Ordens fortgesetzt. Es glückte dem Hochmeister, den Herzog Johannes von Masovien zur Ausgleichung der obwaltenden Mißhelligkeiten zu gewinnen. Auch den Großfür-

sten von Litthauen fand man seit einiger Zeit friedlicher gesinnt, zumal seitdem die Einfälle der östlichen Tataren-Horden in seine Gebiete ihn unablässig beschäftigten; desgleichen bot auch der König von Polen auf einem Verhandlungstage zu Gnievkowo friedlichere Bestimmungen namentlich in Betreff der Sicherheit und Freiheit des Handels in beiden Ländern dar. Nur mit dem Herzog von Stolpe, dessen Unterthanen und Beamten die Neumark und das Gebiet von Schlochau fort und fort belästigten, konnte es zu keiner Ruhe kommen; eben so wenig glückte es, mit dem Könige von Dänemark eine Verständigung und Ausgleichung über die dem Orden aufgebürdeten Beschuldigungen zu bewirken. Günstigeren Erfolg hatten die Unterhandlungen mit den Herzogen von Schlesien. Es kam zwischen ihnen und dem Hochmeister bei der Einkleidung des jüngsten Bruders Konrads Senior von Oels ein gegenseitiges Schutz- und Hülfsbündniß gegen den König von Polen und Witowd zu Stande, welches der Orden freilich von den geldbedürftigen Herzogen mit einer ansehnlichen Geldanleihe erkaufen mußte.

Sey es, daß dieses Bündniß den Hochmeister neu ermuthigte oder daß er den Absichten des Römischen Königes nicht traute: er verweigerte jetzt die Uebergabe der im Vertrage zu Paris benannten Orte an den dazu bevollmächtigten Markgrafen von Brandenburg unter mancherlei Vorwänden. Dadurch wurde aber nicht nur eine neue Spannung zwischen dem Römischen Könige und dem Orden angeregt, sondern auch der Zwist mit Polen auf den alten Punkt zurückgeführt. Nun ward zwar durch des Meisters von Livland und Witowds Vermittlung im Herbst des Jahres 1416 ein neuer Verhandlungstag zu Welun eingeleitet und der Hochmeister, sowie der König erschienen dort persönlich; allein bei dem Mißtrauen, womit man sich begegnete, zerschlugen sich an den gegenseitigen hochgestellten Anforderungen schon in den ersten Tagen alle weitern Verhandlungen und der Tag blieb ohne allen Erfolg. Der Hochmeister hatte die Fürsten nicht einmal gesehen. Den König erbitterte es aufs neue, daß jener ihn nicht einmal begrüßt hatte.

Obgleich nun im Concilium bei der fortdauernden Abwesenheit des Römischen Königes vorerst noch keine Aussicht zu einer baldigen Entscheidung war, so boten doch fort und fort beide

Theile alle möglichen Mittel auf, um sich unter den dort Versammelten Anhang und Gunst zu verschaffen. Zwar suchten mit allem Eifer die Polnischen Abgeordneten nicht nur durch glänzende Berichte über die Bemühungen ihres Königes um die Bekehrung der Samaiten, sondern auch durch Geldspenden und Geschenke an die Kardinäle für ihre Sache und ihren Herrn zu wirken, allein es glückte ihnen dennoch nicht, den überwiegenden Einfluß des Ordens bei der hohen Geistlichkeit und den Fürsten zu erdrücken, namentlich zeigten sich der als Halbbruder in den Orden aufgenommene Pfalzgraf Ludwig vom Rhein, Markgraf Friederich von Brandenburg, Herzog Ludwig von Brieg u. a. für seine Sache äußerst thätig. Um so mehr suchte der König von Polen den Römischen König für sich zu gewinnen. Noch in den letzten Tagen des Jahres 1416 schilderte er diesem in einem Berichte über den Verhandlungstag zu Welun, wie auf demselben abermals alle Friedensversuche durch des Hochmeisters Uebermuth vereitelt seyen, wie dieser den frühern Beleidigungen wieder neue hinzugefügt und wie trotzig und hartnäckig er selbst mehren Bestimmungen des verlängerten Waffenstillstandes entgegen handle.

So standen die Verhältnisse, als Sigismund nach langer Abwesenheit im Anfange des Jahres 1417 nach Kostnitz zurückkehrte. Der ordnungslose und zerrissene Zustand des Conciliums hatte bisher jede Berathung über die wichtigen Streitsachen des Ordens gehindert. Die Parteien hatten fort und fort nur Klagen auf Klagen, Beschuldigungen auf Beschuldigungen gehäuft, die zu nichts weiter fruchteten, als die eigentlichen Streitfragen immer mehr zu verwirren. Jetzt griff Sigismund thätiger ans Werk, um wo möglich eine Entscheidung des Streites herbeizuführen. Er hatte bereits früher den Herzog Ludwig von Baiern und den Markgrafen von Brandenburg beauftragt, vor allem die Klagsache des Bischofs von Leslau gegen den Orden zu verrichten. Auf Sigismunds Erfordern sandte darauf der Hochmeister auch neue Bevollmächtigte nach Kostnitz, die mit dem Erzbischof von Riga Alles aufboten, um einen Beschluß der Sache zu erlangen. Zwar regte eine gegen den König von Polen gerichtete sehr heftige Schmähschrift des Dominicaner-Mönchs Johannes Falkenberg wieder neue Erbitterung an, zumal da der König die Meinung faßte, der Hochmeister habe die Abfassung dieser Schrift

durch Bestechung veranlaßt. Allein es gelang dem Römischen Könige doch, den Waffenstillstand von der Mitte des Jahres 1417 noch auf ein Jahr hinaus zu verlängern.

Uebrigens hatten sich auch schon die Verhältnisse für den Orden nach allen Seiten hin ungleich günstiger gestellt. Der Großfürst von Litthauen, im Osten von Tataren bedroht, hatte schon seit dem Tage zu Welun alle Mittel angewandt, den Orden je mehr und mehr von seiner friedlichen Gesinnung zu überzeugen und den Hochmeister für sich zu gewinnen. In Deutschland hatte sich wie unter den Fürsten, so unter dem Adel dem Orden auch wieder eine weit günstigere Stimmung zugewendet; von mehren Seiten her war ihm im Fall eines Krieges mit Polen ansehnliche Hülfe zugesagt. Mit den Hansestädten hatte er ein gegenseitiges Hülfsbündniß auf zehn Jahre abgeschlossen, wie es scheint, zunächst gegen den König von Dänemark. Den König von Polen, der jetzt auf Witowds Beistand nicht viel rechnen konnte, drückten manche Sorgen in seinem eigenen Lande. Der Reichsadel stand dort in Hader und Zerwürfniß, denn der König hatte durch seine heimliche Vermählung mit Elisabeth von Pilcza, der Wittwe eines Kastellans, einen großen Theil der Reichsgroßen sich sehr entfremdet. Auch mit den Herzogen von Stolpe und Stettin wurden durch Vergleiche und Verträge die jahrelangen Zwistigkeiten über Gränzen, Gewaltthätigkeiten u. dgl. endlich glücklich beseitigt. Vor allem aber glückte es den eifrigen Bemühungen des Hochmeisters, auch mit dem Bischofe von Leslau, der bisher dem Orden im Concilium immer am heftigsten entgegengewirkt, eine Sühne einzuleiten und ihn vorerst wenigstens in den Hauptpunkten des Streites zufrieden zu stellen. Dieß Alles hatte endlich auch beim Könige von Polen friedlichere Gesinnungen erweckt, wozu vorzüglich auch die dem Orden günstig gesinnte neue Königin Elisabeth wesentlich mit beigetragen.

In solcher Weise hatten sich die Verhältnisse des Ordens schon ungleich günstiger gestaltet, als am 12. Juli 1417 in Gegenwart des Römischen Königes im Concilium die Streitsache zwischen Polen und dem Orden zum erstenmal zur öffentlichen Verhandlung kam. Der Bischof von Posen, als Polnischer Bevollmächtigter, verlangte zuerst, der Römische König solle auf

Vollführung seines Ausspruches in Bezug auf ihn und den Bischof von Leslau bringen. Allein der Ordenssachwalter bestand auf der Ausführung des Ausspruches in allen Punkten und Stücken, nicht bloß in einzelnen Bestimmungen, und ebenso auf Aufrechthaltung des Thorner Friedens. Da legte Sigismund beiden Theilen die Frage vor: „Erkennet ihr allzumal das Reich als eueren Obersten an?“ Die Polen wichen einer bestimmten Antwort aus, indem sie bloß erklärten: „ihr König sey von jeher und immerdar ein freier König.“ Darauf wandte sich der Römische König an die Ordensgesandten: „Ueber euch ist hier viel geklagt, daß ihr euch eigentlich zu keinem Rechte verstehen wollet; lade man euch vor den Kaiser, so sprächet ihr: ihr gehört der Kirche und dem Papste zu; würdet ihr aber vor dem Papste beschuldigt, so sey euere Ausrede: ihr gehöret unter das Reich. Jetzt saget klar und offen heraus: wollet ihr euch unter das Gericht der Kirche, des Conciliums und des Reiches stellen?“ Darauf erwiederte ein Ordensgesandter: „Der Orden, von jeher der Römischen Kirche und dem Reiche untergeben und gehorsam, unterwirft sich in allen Stücken dem Gerichte der Kirche, des Conciliums und des Reiches und wir Sendboten des Ordens haben zu Beidem Vollmacht, zum Gerichte und zu freundlicher Vergleichung.“

Der Römische König, wie die ganze Versammlung über diese Erklärung hoch erfreut, nannte sie „eine kluge, weise und heilige Antwort.“ Mit Unwillen dagegen vernahm man die Erwiederung der Polnischen Abgeordneten: „sie würden ihre Sache keineswegs zum Gerichte setzen; sie hätten einen Friedensbrief zu Strasburg ausgestellt, den wollten sie halten.“ Da trat der König den Ordensgesandten näher mit den Worten: „Fürwahr ihr habt heute eine That gethan, die euch mehr frommt, als wenn ihr einen mächtigen Sieg gewonnen hättet.“ In der That hatte der Orden durch diese Verhandlung wie bei dem Römischen Könige und vielen Fürsten, so bei den Kardinälen und Prälaten außerordentlich an Gunst und Einfluß gewonnen, indem man sich von seiner Friedensliebe immer mehr überzeugt hatte. Zwar schlugen nun seine Abgeordneten vier verschiedene Wege vor, auf denen eine Entscheidung des Streites erfolgen könne. Sigismund indeß erklärte ihnen: er allein könne nichts vollführen, was dem

Orden einen festen Frieden versichern möge; sobald aber der Kirche ein neues Oberhaupt gegeben sey, werde er mit aller Kraft sein Bestes zu befördern suchen.

Also ward Alles auf die Zeit nach der Wahl des neuen Papstes verschoben. Zur Freude des Ordens aber bestieg im November des J. 1417 in Martin V. den päpstlichen Stuhl ein Mann, der längst für einen seiner größten Gönner galt. Durch ein reiches Ehrengeschenk vom Hochmeister erfreut, bot er alsbald im Verein mit dem Röm. Könige auch Alles auf, um einen festen Frieden zwischen dem Orden und dem Polnischen Könige herbeizuführen. Er forderte sofort in Verbindung mit dem Concilium den Letztern ernstlich und dringend auf, sich auf irgend eine Weise mit dem Orden auszugleichen. Der König versprach auch, noch während der Dauer des Waffenstillstandes wo möglich einen Vergleich einzuleiten und da auch der Großfürst von Litthauen, den fort und fort Tatarische Horden und andere Feinde an seinen Gränzen mit Krieg bedrohten, jetzt mehr als je einen festen Frieden zwischen dem Orden und dem Könige hergestellt zu sehen wünschte, so faßte auch der Hochmeister eine Zeitlang einige Hoffnung. Sie verschwand indeß, als man sah, daß des Königs ganzes Streben nur darauf hinziele, den Orden durch Unterhandlungen so lange zu täuschen, bis er beim Ausgange des Beifriedens das Schwert wieder ergreifen könne. Ueberdieß ward kund, der König erwarte nur die Rückkehr seiner Botschafter vom Concilium, um sich über Krieg oder Frieden zu entscheiden. Der Orden sah sich daher von neuem zu kriegerischen Rüstungen gezwungen.

Um so mehr bot der Papst Alles auf, den Ausbruch eines neuen Krieges zu verhindern, sprach nicht nur von Bann und Interdict, sobald sich der König von Polen und dessen Verbündete irgend eine Feindseligkeit gegen den Orden erlauben würden, sondern brachte es in Verbindung mit dem Röm. Könige auch dahin, daß eine abermalige Verlängerung des Beifriedens vom 12. Juli 1418 auf ein Jahr zu Stande kam, doch mit der Bestimmung, daß der Hochmeister die im Pariser Vertrag benannten Orte dem Bevollmächtigten des Röm. Königes bei einer Buße von hunderttausend Gulden übergeben solle. Dieß bewog auch den König von Polen, den verlängerten Beifrieden anzu-

nehmen, denn die erwähnten streitigen Orte sollten ihm übergeben werden.

Vom Concilium aus war jetzt nichts mehr für Sühne und Frieden zu erwarten. Die Parteien lagen dort über die bereits erwähnte Schmähschrift des Dominicaners Falkenberg gegen den König von Polen von neuem im heftigsten Kampfe mit einander. Ein großer Theil des Conciliums hatte schon früher die Verdammung der Schrift ausgesprochen und den Verfasser zu immerwährender Gefangenschaft verurtheilt. Der Beschluß war aber weder allgemein gewesen, noch öffentlich bestätigt oder ausgeführt worden. Der neue Papst wollte daher, wahrscheinlich auf Antrieb der Ordensgesandten, die Sache noch einmal zur Untersuchung bringen, um vielleicht eine Milderung des Urtheils zu bewirken. Die Polnischen Abgeordneten verlangten dagegen eine öffentliche Verdammung der aufrührerischen und ketzerischen Schrift. Es kam darüber zwischen Beiden zu einem so ernsten Wortwechsel, daß der Papst mit dem Banne, die Polen dagegen mit einer Appellation an das nächste Concilium, drohten. Ehe noch dieser Streit beendigt war (denn die vom Papst mehren Kardinälen aufgetragene Untersuchung dauerte noch sieben Jahre, während welcher Falkenberg gefangen blieb), ging das Concilium um Pfingsten d. J. 1418 auseinander.

Was im Concilium nicht hatte bewirkt werden können, eine völlige Ausgleichung des obwaltenden Streites zwischen Polen und dem Orden, sollte im Herbst des J. 1418 auf einem neuen Verhandlungstage zu Welun versucht werden, und die friedlichen Gesinnungen des Großfürsten, die Friedensliebe der Königin von Polen und selbst neu angeknüpfte Unterhandlungen des Königes erweckten auch beim Hochmeister die größten Hoffnungen. Um das langwierige Hinderniß des Friedens zu beseitigen, räumte er zuvor einem Bevollmächtigten des Röm. Königes die früher erwähnten streitigen Ortschaften jetzt ohne weiteres ein und weil ihm daran gelegen war, so viel als möglich auch aus Deutschland von Fürsten und Städten Theilnehmer und Zeugen zu den Verhandlungen herbeizuziehen, so lud er außer dem Deutschmeister und mehren der vornehmsten Ordensgebietiger auch den Pfalzgrafen vom Rhein, den Erzbischof von Köln, mehre andere Fürsten und verschiedene Hansestädte ein, den Tag durch ihre

Räthe zu besenden. Die meisten erfüllten seine Bitte. In sehr zahlreichem Gefolge, begleitet vom Erzbischof von Riga, den Bischöfen von Dorpat, Pomesanien und Ermland, fürstlichen Räthen, Prälaten, Gebietigern, Landesrittern u. a. langte der Hochmeister um Michaelis bei Welun an, wo bald darauf auch der König von Polen und der Großfürst in reicher Begleitung erschienen. Die Polnischen Räthe indeß traten alsbald mit der Forderung auf: der König verlange zur Aufrechthaltung des Friedens, was der Orden ihm schon vor vier Jahren angeboten, Verzichtleistung auf Samaiten, die Hälfte Sudauens, die Burg Nessau mit ihrem Gebiete, das Michelauerland und einige andere Ortschaften. Man erwiederte ihnen: dieses Erbieten sey damals nur unter der Bedingung geschehen, daß die Polen Preussen sofort verlassen sollten; da sie dieß damals nicht gethan, so sey der Orden jetzt an dieses Anerbieten nicht mehr gebunden; er verlange die Aufrechthaltung des Friedensbriefs von Thorn, nach welchem zwölf Schiedsrichter alle Streitigkeiten entscheiden und in dem, was unentschieden bleibe, der Papst Obmann seyn solle. Die Polen aber erklärten diesen Friedensbrief, sowie den Ausspruch des Röm. Königes für kraftlos und ungültig, verwarfen auch des Papstes künftigen Richterspruch und forderten: nur der Röm. König solle zwischen den beiden Parteien nach Recht oder Freundschaft richten. Wie indeß der Hochmeister fest dabei beharrte, daß der Papst entscheide, so wiesen auch die Unterhändler des Königes jede weitere schiedsrichterliche Ausgleichung zurück, die nicht ausschließlich und allein durch den Röm. König geschehe. Nachdem man Tage lang über diese Streitfragen verhandelt, verließen plötzlich der König und Witowd den Versammlungsort und es blieb somit der für so wichtig aufgenommene Verhandlungstag wiederum ohne Erfolg.

Der König aber, hier abermals in seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte in sein Reich mit einem Plane zurück, der auf nichts Geringeres hinzielte, als auf die gänzliche Vertreibung des Ordens aus Preussen. Er getraute sich, es dahin zu bringen, mit Hülfe des Röm. Königes, des Königes von Dänemark und des Großfürsten von Litthauen den Orden in Preussen förmlich aufzuheben und ihn nach Cypern zu versetzen, weil er dort, wie er vorgab, der Christenheit viel nützlicher werden könne.

Mit dem Könige von Dänemark, der längst mit dem Orden haderte, trat er alsbald in nähere Unterhandlungen und glaubte ihn leicht für seinen Plan zu gewinnen. Auch auf die Beistimmung des Röm. Königes, der sich so sehr durch leidenschaftliche Eindrücke beherrschen ließ, meinte er gerade jetzt um so sicherer rechnen zu können, da dieser jetzt aufs höchste gegen den Orden erbittert war, denn er glaubte in des Hochmeisters Weigerung, die Entscheidung des Streites bloß seinem Ausspruche zu überlassen, eine widerspänstige Entfremdung des Ordens von ihm und dem Reiche zu finden. Er beschwerte sich darüber in Schreiben an verschiedene Fürsten mit großer Bitterkeit, untersagte nicht nur jede Hülfe für den Orden, sondern drohte sogar, dem Könige von Polen gegen ihn ein Hülfsheer zusenden zu wollen. Da nun im Anfange des Jahres 1419 auch der Großfürst Witowd in allerlei Klagen über den Orden wieder Stoff zu neuer Zwietracht zu suchen schien, so stand dem letztern allerdings von allen Seiten her eine außerordentliche Gefahr bevor, die selbst eine Zeitlang sein ferneres Daseyn in Preussen in Frage stellte.

So mußte der Orden abermals auf kriegerische Rüstungen denken. Der Hochmeister ließ sofort auch die Fürsten in Deutschland um Hülfe ersuchen und Söldner werben; er hoffte von dorther um so sicherer auf nachdrücklichen Beistand, da seit den letzten Ereignissen auf dem Concilium zu Kostnitz die Stimmung an den meisten Deutschen Fürstenhöfen für den Orden wieder ungleich günstiger geworden; selbst die ihm früher so nachtheilige Zwietracht mit dem gräflichen Hause von Plauen war jetzt fast ganz beigelegt, da man diesem die Zusicherung ertheilt hatte, daß das Loos des alten Hochmeisters Heinrich von Plauen forthin in aller Hinsicht erträglicher und besser gestellt werden solle. Am meisten aber vertraute der Hochmeister auf die Gunst und den Beistand des päpstlichen Hofes. Durch den Deutschmeister bewogen stellten bereits im Anfange des J. 1419 die Kurfürsten und mehre andere Fürsten des Reiches nicht nur dem Röm. Könige aufs dringendste vor, wie nothwendig bei dem großen Nachtheil des ewigen Unfriedens zwischen Polen und dem Orden für die ganze Christenheit endlich eine kräftige Vermittlung zum Frieden sey und wie ernstlich es seine als des Reichsoberhauptes Pflicht erfordere, den Orden als Schutzmauer gegen die Un-

gläubigen aufrecht zu erhalten und ihm Friede zu schenken, sondern sie legten auch zugleich für den Orden ein kräftig nachdrückliches Wort beim Papste und dem Kardinal-Kollegium ein, sie inständig bittend, durch Wort und That in die Sache einzugreifen und noch vor Ablauf des bestehenden Beifriedens dem Verderben vorzubeugen.

Der Papst versprach Beistand und griff sogleich ans Werk. Er untersagte nicht nur durch eine Bulle, in der er seinen tiefen Schmerz über die fortdauernde Zwietracht zwischen Polen und dem Orden aussprach, dem Hochmeister und dem Könige mit strengstem Ernste alle weitern Feindseligkeiten, sondern er beauftragte alsbald auch die Bischöfe Jacob von Spoleto und Ferdinand von Lucca, sich als päpstliche Legaten nach Preussen zu begeben, dort eine genaue Untersuchung aller Streitfragen anzuordnen und Alles aufzubieten, um den Frieden herzustellen. Bereits hatte zwar auch Sigismund mit dem Könige von Polen einen neuen Verhandlungstag zu Kaschau aufgenommen, wohin von ersterm auch der Hochmeister eine Einladung erhielt; allein er konnte zu Verhandlungen kein Vertrauen fassen, die durch den Röm. König geleitet wurden und sandte daher nur den Komthur von Thorn dahin, theils sich durch ihn zu entschuldigen, theils um über die dortigen Berathungen genau unterrichtet zu werden.

Während nun mittlerweile bei dem ungewissen Ausgange der Verhandlungen die Kriegsrüstungen in Polen wie in Preussen unablässig fortgesetzt wurden, langten die päpstlichen Legaten, überall, wo sie erschienen, als kluge, erfahrene, rechtlich gesinnte Männer hochgeachtet und an mehren Fürstenhöfen für das Interesse des Ordens mit wärmstem Eifer wirksam thätig, nachdem sie zuvor auch den König von Polen zur Sendung seiner Bevollmächtigten zu einem Verhandlungstage bewogen, um Ostern des J. 1419 in Thorn an. Es ward alsbald ein Friedenstag zu Gnievcowo oder Gnebkau in Kujavien aufgenommen, auf welchem die gegenseitigen Forderungen und Anerbietungen ausgeglichen werden sollten. Der König aber erhob dort durch seine Bevollmächtigten abermals die unmäßigsten Ansprüche: Wiederaufbau der zum Schimpf für den König vom Orden vernichteten Burg Slotorie, das Michelauerland mit den Burgen

Nessau und Jeßnitz und mehren nahen Ortschaften, die Hälfte der Weichsel und Drewenz mit der Mühle zu Lübitsch, die Burg Driesen in der Neumark, ganz Samaiten auf ewige Zeiten bis ans Meer mit Einschluß der Burg Memel und endlich eine Gesammtsumme von 40,000 Schock Böhm. Groschen. Erst wenn dieses Alles bewilligt sey, wollte der König in Rücksicht der, wie er vorgab, im Umfange seines Königreiches liegenden Lande Pommern und Kulmerland sich zur' richterlichen Untersuchung verstehen und dem Richterspruche des Papstes, eines Conciliums oder anderer erwählter Schiedsrichter unterwerfen. Auf solche Forderungen konnte der Orden unmöglich eingehen; auch mäßiger scheinende, welche die Polen vorlegten, waren noch viel zu überspannt, als daß sie bewilligt werden konnten. Der Hochmeister machte Anerbietungen, wollte unter andern Samaiten für immer abtreten, auch für Schadenersatz, Beilegung aller weitern Streitigkeiten, Aufrechthaltung des Thorner Friedens, Freiheit der Handelsstraßen u. s. w. eine Summe von 30,000 Unger. Gulden entrichten. Allein die Polnischen Bevollmächtigten wiesen Alles zurück angeblich aus Mangel an Vollmacht. Vergeblich versuchten die päpstlichen Legaten eine Vermittlung; man schied von dem Tage abermals ohne weitern Erfolg.

Da brachten Sendboten des Röm. Königes vom Tage zu Kaschau theils eine Erklärung des Königes von Polen, daß er sich in der Streitsache unbedingt und ohne alle Widerrede dem Spruche des Röm. Königes unterwerfen und ihm steten Gehorsam leisten wolle, theils das Versprechen dieses letztern, daß er seinen Schiedsspruch bis Michaelis (1419) vollführen werde, theils endlich an den Hochmeister auch die Aufforderung, daß wie der König von Polen auch der Orden den Röm. König als Schiedsrichter anerkennen solle, was der Ordensgesandte in Kaschau verweigert hatte. Mochte immerhin die Drohung Sigismunds, daß er bei fernerer Widerspänstigkeit des Ordens ihm den Frieden aufkündigen, ein Kriegsheer durch Polen senden, den Orden züchtigen und sein ganzes Land mit dem Polnischen Könige theilen werde, nur in der ersten unüberlegten Hitze ausgesprochen seyn, so erklärte er doch bald mehren Fürsten, daß er im Begriff stehe, mit dem Könige von Polen ein Hülfsbündniß abzuschließen und verbot zugleich, daß aus ihren Landen dem

Orden kein Hülfsvolk zugesandt werden dürfe. Trotz dieser Drohung aber eröffnete der Hochmeister den königlichen Gesandten auf einem Tage zu Thorn: der Orden werde sich dem alleinigen Ausspruche des Röm. Königes nicht unterwerfen, wohl aber der Entscheidung des Königes, des Papstes und der Kardinäle oder der Kurfürsten und anderer Reichsfürsten.

Also drohte jetzt dem Orden ein neuer verderblicher Kriegssturm. Da der Meister bald Nachricht erhielt, daß in Polen und Litthauen mit außerordentlicher Eile kriegerische Rüstungen betrieben und bedeutende Streitheere versammelt würden, so säumte auch er nicht, in Deutschland Söldnerhaufen anzuwerben, von dorther Hülfsvolk herbeizuziehen und im Lande selbst eiligst Alles zum Kampfe vorzubereiten. Dennoch war nicht abzusehen, wie er der überlegenen feindlichen Macht auch nur mit einigem Glück werde begegnen können, denn der Großfürst Witowd warf sich schnell mit seinen Litthauern und Tataren nach Masovien, nachdem er den Großfürsten von Moskau durch ein Bündniß bewogen, dem Orden in Livland den Frieden aufzukündigen. Mit gleicher Eile rückte der König mit einer starken Kriegsmacht ins Dobrinerland ein, um von da aus Preussen im Sturme zu überfallen. Die drohende Stellung des Feindes zwang den Hochmeister, so schnell wie möglich mit den angelangten Soldtruppen und der eigenen Kriegsmacht hinauf ins Kulmerland zu ziehen, um dort und in Pommerellen bei Schwez und an der Braa gegen den Feind vorerst wenigstens die Gränzen zu schützen. So stand Alles wieder schlagfertig zum Kampfe da. Der 12. Juli (1419) mußte die Entscheidung bringen, denn an diesem Tage lief der verlängerte Waffenstillstand zu Ende.

Da trat wieder der Papst ins Mittel. Längst benachrichtigt von der dem Orden drohenden Gefahr sandte er eiligst den Erzbischof Bartholomäus Capra von Mailand nach Preussen mit dem Auftrage, Alles anzuwenden, um dem Ausbruche der Feindseligkeiten vorzubeugen. Hier angelangt, bot dieser in Verbindung mit den noch anwesenden päpstlichen Legaten Alles auf, vorerst wenigstens eine neue Verlängerung des Beifriedens zu Stande zu bringen. Auch der Röm. König war mittlerweile anderes Sinnes geworden. Seine Verbindung mit dem Könige von Polen und seine Drohung gegen den Orden hatte im Reiche

überall Unwillen und Mißbilligung erweckt; allenthalben sprach sich die öffentliche Stimme im nachdrücklichsten Tadel und in den heftigsten Ausdrücken darüber aus, daß das Oberhaupt des Reiches den Polenkönig in dem frechen Unternehmen, den Orden, „dieses merkliche Glied der Christenheit, diesen festen Schild und Schirmhalter wider die Heiden, von welchem dem Adel bisher so viel Gutes geschehen," zu vertilgen, unterstützen wolle. Scheu vor dieser Macht der öffentlichen Meinung trat jetzt Sigismund von seinem Plane ab und bot beim Könige von Polen allen seinen Einfluß auf, um den Waffenfrieden aufrecht zu erhalten. Es kam im Juli des J. 1419 auch wirklich eine neue Verlängerung des Waffenstillstandes zu Stande, wobei der Hochmeister auf den Rath der Legaten mit Zustimmung der Landesbischöfe und seiner Gebietiger sich dahin erklärte, daß der Orden in seinem Streite mit Polen sich jetzt ebenfalls dem schiedsrichterlichen Spruche des Röm. Königes unterwerfen wolle. Dieser versprach ihn auf Michaelis zu vollführen, meldete jedoch bald darauf dem Hochmeister von Ofen aus, daß er ihn aus nothgedrungenen Ursachen bis zum Anfange des nächsten Jahres verschieben müsse.

Mittlerweile beschäftigten den Hochmeister theils die innern Landesangelegenheiten, namentlich ein Streit in Betreff Danzigs, der mit dem frühern Aufruhr in dieser Stadt zusammenhing, theils die Ausgleichung neuer Zwistigkeiten mit dem Bischof von Leslau über Gränzbestimmungen, Zehntleistung u. dgl. Als nun aber die Zeit nahete, in welcher der Schiedsspruch des Röm. Königes erfolgen sollte, legten es die Kurfürsten diesem in einem nachdrucksvollen und für den Orden äußerst wohlwollenden Schreiben aufs dringendste ans Herz, bei seinem Spruche wohl zu erwägen, welche hohe Bedeutung der Orden von seinem Beginne an für die ganze Christenheit gehabt, wie sorgsam und väterlich er von jeher von Päpsten, Kaisern, Königen und Fürsten gepflegt, beschützt und mit Rechten und Begnadigungen ausgestattet worden, wie wichtig vor allem sein Daseyn und seine Stellung in Preussen für die Kirche und den Glauben und wie er gerade an diesem Orte „der ganzen Christenheit ein fester, nützlicher und löblicher Friedensschild und alles Adels getreuer Aufenthalt viele Jahre her gewesen und zur Zeit noch sey." Sie

wiesen zugleich in ernsten Worten den König auch auf die Pflicht hin, die er als des Ordens Vogt und Schirmherr für seine fernere Erhaltung und Befreiung von dem jetzt auf ihm lastenden Drucke habe, zumal da der Orden selbst des Röm. Reiches Glied sey und als solches stets der Kaiser und Könige Schutz und Schirm genossen habe. Mit gleicher Wärme sprachen für den Orden zum Könige auch andere Fürsten; überall ward die allgemeine Meinung für den Orden laut; es war die Stimme der allgemeinen Ueberzeugung, daß der Orden für die Zeit noch nothwendig sey, daß sein Recht, für welches er kämpfe, mit aller Kraft aufrecht erhalten werden müsse und daß es als eine Schmach des Deutschen Namens gelte, wenn er unter Mithülfe des Oberhauptes des Deutschen Reiches durch Polens und Litthauens Waffen seinen Untergang finde.

So ermahnt und an seine Pflicht gewiesen eröffnete Sigismund den wichtigen Reichstag zu Breslau durch seine Ankunft am 5. Januar 1420, auf welchem außer den Berathungen über die Deutschen Reichsangelegenheiten und die Mittel der Ausrottung der Hussitischen Ketzerei auch die Streitsache des Ordens entschieden werden sollte. In der zahlreichen Versammlung der Fürsten und der Abgeordneten der Reichsstädte erschienen dort als Bevollmächtigte des Ordens der Ordensmarschall Martin von der Kemnate, der Oberstspittler Paul von Rußdorf, der Komthur von Mewe Johann von Selbach u. a., als solche des Königes von Polen der Erzbischof von Gnesen, die Bischöfe von Krakau, Ploczk und Posen, des Königes Marschall und mehre Woiwoden. Auf die dringende Forderung dieser Letztern, die ohnehin über Sigismunds verspätete Ankunft unwillig waren, mußte die Streitsache des Ordens alsbald am Tage nach des Königes Einzug, so gern er auch einen Aufschub von einigen Tagen gesehen hätte, vorgenommen, unter großer Anstrengung die Ansprüche und Rechte, Beweise und Gegenbeweise beider Theile vorgetragen, erwogen und geprüft werden. Nach anstrengender Untersuchung der Sache that dann Sigismund noch am nämlichen Tage (6. Januar) vor den versammelten Fürsten und Geistlichen folgenden Ausspruch:

Alle Straßen sind für die Unterthanen beider Theile, besonders für den Kaufmann, sicher und frei; der Friede zu Thorn

soll in allen Punkten in Kraft erhalten werden; die Gränzen von Pommern, Kulmer- und Michelauerland, so wie die Burg Nessau mit ihrem Bezirke bleiben, wie frühere Verträge, besonders der des Königes Kasimir und die zu Thorn und Ofen sie bestimmt haben, ebenso die gegen Masovien, wie die Herzoge des Landes und der Hochmeister Ludolf König sie angeordnet. Der Orden soll dem Könige von Polen für die Wiederherstellung der Burg Slotorie binnen zwei Jahren fünf und zwanzig tausend Unger. Gulden zahlen und die Burg und Mühle Lübitsch an der Drewenz binnen sechs Monden niederreißen; alle Gefangenen sind frei und alle Beleidigungen und Verlezzungen vergessen und hingelegt. Samaitenland soll laut des Thorner Friedens in des Königes und des Großfürsten Besitz bleiben, jedoch nur auf Lebenszeit und nach festbestimmten Gränzen. In diesen dem Orden und dem Großfürsten zugewiesenen Gebieten soll kein Theil bei des letztern Lebenszeit Festen erbauen. Erheben sich in diesem Spruche noch Zweifel und Bedenken, so behält der Röm. König die Auslegung darüber sich selbst vor. Des Spruches Verletzung in irgend einem Punkte soll mit einer Strafsumme von zehntausend Mark gebüßt werden, der Spruch aber dennoch in Kraft bleiben. In diese Strafe soll der König von Polen auch verfallen, wenn er nicht binnen zwei Monaten dem Orden die Burg Jeßnitz wieder einräumt.

Erstaunt über diesen dem Orden so günstigen Ausspruch wagten die Polnischen Bevollmächtigten nicht einmal, das Dokument darüber aus der königlichen Kanzlei in Empfang zu nehmen und ihrem Herrn zu übersenden. Als der König von Polen, damals beim Großfürsten in Litthauen, den Inhalt vernahm, gerieth er in so heftigen Zorn, daß er den Röm. König einen hinterlistigen, falschen, meineidigen Fürsten nannte. Voll Erbitterung ließ er diesem sagen: er habe nicht Friede geschaffen, sondern vielmehr blutige Schwerte zwischen beide Theile geworfen; jetzt müßten er und der Großfürst ihre Schätze, die sie gerne gegen die Ungläubigen verwendet, durch neue Verbindungen mit diesen zur Beschützung und Wiedererlangung ihres väterlichen Erbes gebrauchen. Sigismund rechtfertigte sich gegen den König in einer ausführlichen Schrift, die er diesem zusandte, indem er die Gründe seiner wohlüberdachten Entscheidung genau darlegte.

Aber er unterließ auch nicht, den Polnischen König über seine kriegerischen Absichten und Drohungen mit Nachdruck zurecht zu weisen. „Es lautet schlecht, schrieb er ihm, wenn euere Gesandten erklären, ihr müßtet euch mit den Ungläubigen verbinden, um euer väterliches Erbtheil zu vertheidigen; dazu dringt keine Noth, wenn ihr nur unsern mit so wichtigen Gründen und mit Beirath so großer Männer gefaßten Spruch annehmen wollt. Wir mahnen und bedeuten euch pflichtgemäß, denkt nicht an solcherlei und lasset es nicht von den Eueren sagen, denn es gereicht euerer Ehre, die wir so gerne fördern, zu großem Nachtheil."

Das ernste Wort hatte beim Könige von Polen wenigstens den Erfolg, daß er sich zur Annahme einiger Punkte des Ausspruches bereit erklärte; in andern dagegen ließ er durch seine Gesandten den Röm. König um Veränderungen ersuchen, so daß Nessau, die Burgen Driesen und Santock der Krone Polen zufallen, der Memel-Strom die Hauptgränze bilden und also auch dort ein ansehnlicher Landstrich noch zu Samaiten gehören solle. Sigismnnd aber erklärte, daß er ohne anderweitige Vollmacht keine Aenderung vornehmen dürfe und die päpstlichen Legaten stimmten ihm darin bei.

Der König von Polen schwieg vorerst. Um nicht die im Ausspruche bestimmte Strafe zu verwirken, ließ er nicht nur dem Orden sofort die Burg Jeßnitz übergeben, sondern auch in seinem Reiche bekannt machen, daß er den vom Röm. Könige gebotenen Frieden annehmen und aufrecht halten, auch die Handelsstraßen überall frei geben wolle. Um so heftiger aber erklärte sich der Großfürst von Litthauen dagegen. Der Ausspruch, behauptete er in einem Schreiben an Sigismund, sey offenbar nur zu Gunsten des Ordens gefällt; er werde sich ihm in keiner Weise fügen; Samaiten gehöre, ebenso wie Litthauen, zu seinem väterlichen Erbe; stets seyen beide Länder eins gewesen. Daß der Orden es rechtmäßig erworben, wie der Röm. König vorgebe, sey unrichtig; er habe sich dessen mit Gewalt bemächtigt; der König habe überhaupt nicht erwogen, daß die Ordensherren nur Fremdlinge und Ankömmlinge aus Deutschland seyen, die sich zuerst Preussens bemächtigt und sich jetzt erkühnten, rechtmäßige Erbherren mit Gewalt aus ihren Landen und ihrem Besitze zu verdrängen. Da er den Ausspruch noch nicht anerkannt habe, so

könne der König ihn füglich noch ändern; aber wie es auch komme, aus seinen Gränzen und Landen werde er nimmermehr weichen.

Sigismund antwortete dem Großfürsten eben so nachdrücklich als würdig, widerlegte den Vorwurf der Parteilichkeit für den Orden, wies dem Großfürsten nach, daß er selbst mehr Vortheile für sich erwartet, als Recht und Gerechtigkeit gestattet und zeigte ihm das Unstatthafte seiner Behauptungen in Betreff Samaitens auch dadurch, daß er ja selbst im Thorner Frieden das Land nach seinem Tode dem Orden zugesprochen habe u. s. w. Bald zeigte aber auch der König, wie wenig es ihm mit der Annahme des Spruches Ernst sey; er lauerte auf irgend eine Gelegenheit, den Hochmeister der Nichterfüllung des Spruches beschuldigen zu können, um ihn dann auch für sich für unverbindlich zu erklären. Geringfügige Nichtbeachtungen der im Ausspruche gestellten Verpflichtungen von Seiten des Ordens, z. B. die Zahlung der ersten Hälfte der genannten Summe zum Theil in Silber statt ganz in Gold benutzte der König zu neuen Anklagen des Ordens, behauptend, dadurch und durch mancherlei Gewaltthaten sey der königliche Spruch vom Orden verletzt und gebrochen. Da indeß Sigismund, durch den Hochmeister von Allem genau unterrichtet, die Beschuldigungen als unerwiesen und unzulänglich zurückwies, lenkte der König wieder ein und nahm die Zahlung an, wie sie ihm geboten wurde.

Wie wenig aber der Großfürst von Litthauen geneigt sey, den Ausspruch Sigismunds in irgend einer Weise anzuerkennen und sich zu einer Ausgleichung mit dem Orden bestimmen zu lassen, bewiesen seine eifrigen Kriegsrüstungen, wobei ihn der König von Polen mit Kriegsmannschaft kräftig unterstützte. Dieß nöthigte auch den Hochmeister zu neuen kriegerischen Vorbereitungen und zu stärkerer Bemannung und Befestigung der Ordensburgen besonders an den Gränzen Masoviens und Polens. Nun kam zwar als Bevollmächtigter des Röm. Königes sein Kämmerer Konrad von Weinsberg in Preussen mit dem Auftrage an, alle noch obwaltenden Mißhelligkeiten und Irrungen völlig zu beseitigen, den König von Polen zu friedlicheren Gesinnungen zu bewegen und vor allem eine Sühne zwischen dem Großfürsten und dem Orden zu bewirken. Es ward deshalb

auch ein neuer Verhandlungstag zu Welun aufgenommen. Ehe indeß dieser noch eröffnet ward, brach im Sommer des Jahres 1420 der Krieg von neuem aus. Der Beifriede war kaum zu Ende, als der Polnische König dem Orden den Frieden förmlich aufkündigte und seine Heerhaufen die Gränzen Preussens mit Raub und Brand überschritten. Ein großer Theil des Kulmerlandes erlag der Verheerung und Verwüstung; die Burgen Golub und Rheden konnten gegen das schwere Geschütz der Polen kaum noch behauptet werden; auch Thorn war in großer Gefahr. Zu gleicher Zeit hatte auch der Herzog Johannes von Masovien, der längst mit dem Orden gehadert, einen Heerhaufen ins Gebiet von Osterode einstürmen lassen. Die Burgen zu Soldau und Neidenburg würden ohne Zweifel vom Feinde erstürmt worden seyn, hätte sie nicht der Ordens-Spittler mit seinem herbeigerufenen Hülfsvolke gerettet. Der Kriegssturm aber kam dem Orden so unerwartet, daß er dem Feinde nirgends bedeutenden Widerstand leisten konnte. Unter diesen Verhältnissen blieb auch der Verhandlungstag zu Welun ohne weitern Erfolg; nur mit großer Mühe gelang es dort, daß der Beifriede abermals auf ein Jahr verlängert wurde.

Den König aber beschäftigte schon ein anderer Plan, um sich des Breslauer Spruches völlig zu entledigen. Er rief den Papst als Schiedsrichter auf und reiche Geschenke bewirkten auch bald, daß dieser sich der Sache annahm und sofort eine Bulle erließ, worin er nicht nur dem Hochmeister gebot, den Waffenstillstand aufs pünktlichste zu beobachten, sondern auch versprach, während dessen Dauer des Königes Beschwerden, daß Sigismunds Ausspruch „nichtig, ungerecht und ärgerlich" sey, genau untersuchen zu lassen und sodann einen festen Frieden zu vermitteln. Dabei erklärte er, wie er als Oberhirte der Christenheit berufen und verpflichtet sey, den Streit vor sein Gericht zu ziehen, um endlich Friede und Eintracht zu stiften. So ward jetzt der Römische Hof der Schauplatz der hadernden Parteien, denn wie der Hochmeister, so sandte auch der König seine Bevollmächtigten dorthin, um seine Sache beim Papst in jeder Weise zu fördern.

Es galt jetzt aber die Ehre des Römischen Königes, gegen den Papst mit Nachdruck aufzutreten. Er erließ an ihn nicht

bloß die ernstlichste Mahnung, an dem Breslauer Spruch nichts zum Nachtheil des Ordens zu ändern, sondern gab ihm zugleich auch zu erkennen: er könne sich nicht genug wundern, wie der König von Polen mit Witowd es wagen dürfe, gegen seinen schiedsrichterlichen Ausspruch am Römischen Hofe eine so unangemessene Klage zu führen und nicht nur seine, sondern auch des Papstes Ehre so schwer zu verletzen, zumal da er bei dem Ausspruche sowohl dem Rathe der päpstlichen Legaten als dem der Kurfürsten und Fürsten, sowie der Großen von Ungern und Böhmen gefolgt sey und Alles sich auf die Beweisgründe und Einsicht der Briefe und Urkunden des Königes selbst, Witowds und deren Vorfahren stütze; er habe in Allem nur nach strengster Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit geurtheilt und müsse demnach den Papst aufs dringendste bitten, des Königes und Witowds Sachwaltern weiter kein Gehör zu geben und ihnen Stillschweigen zu gebieten, zugleich aber auch den rechtmäßig gethanen Spruch in Rücksicht auf seine Ehre und Gerechtigkeit seiner Seits zu bestätigen. Auch die Deutschen Reichsfürsten wandten sich in einem eindringlichen Schreiben an den Papst und das Kardinal-Collegium für die Aufrechthaltung des Breslauer Spruches.

Diese Mahnungen machten Eindruck. Der Papst ließ die Sache erst mehre Monate ruhen; dann trug er, vom Könige von Polen gedrängt, die nähere Prüfung des Streites einem Kardinale auf, erklärte dabei aber ausdrücklich: er wolle in der Streitsache keineswegs als Richter verfahren, sondern nach sorgsamer Prüfung der Rechte beider Theile auf irgend ein Mittel denken, wie der Friede zu bewirken sey. Der König von Polen sah bald ein, daß er auch am päpstlichen Hofe nicht zu seinem Ziele gelangen werde und wandte sich nun zu andern Mitteln, spann in der Neumark unter dem Adel allerlei Umtriebe an, suchte die Stadt und Burg Falkenburg in seine Gewalt zu bringen und schloß, als ihm dieß mißlang, ein Bündniß mit dem neuen Kurfürsten Friederich von Brandenburg, der gerne die Neumark mit seinen Landen wieder vereinigen wollte und deshalb kein Bedenken trug, dem Könige im Fall eines Krieges gegen den Orden Hülfe zu versprechen. Man verständigte sich schon im voraus über die Theilung der Eroberungen, die man dem Orden entreißen werde.

Am meisten aber drohte im Osten fort und fort der Großfürst von Litthauen, der, von der Gefahr gegen die Tataren jetzt wieder mehr befreit, trotziger und feindlicher als je zuvor nicht nur mit schweren Klagen den Orden am Römischen Hofe verleumden und anschwärzen ließ, sondern auch mit solcher Macht sich rüstete, daß man von ihm schon fast jeden Tag einen Einfall ins Gebiet des Ordens befürchten mußte. Vergebens rief der Hochmeister in dieser Bedrängniß den Römischen König um Hülfe an, denn diesen beschäftigten die Hussiten in Böhmen; vergebens suchte er Trost und Beistand am Römischen Hofe, denn der Papst, seit der ernsten Sprache des Römischen Königes und der Reichsfürsten kleinmüthig und zaghaft, wollte es offenbar mit keinem Theile verderben, ließ Alles unentschieden und suchte höchstens eine abermalige Verlängerung des Beifriedens zu Stande zu bringen. Trostlos und kummervoll schrieb daher der Hochmeister dem Römischen Könige: „Gott sey mein Zeuge, es ist in meinem Herzen eine solche Pein und Quaal, daß ich es die Fülle nicht zu schreiben weiß. Wir haben es Gott weiß jetzt schwer; darum, gütigster Herr, geruhet von angeborener Güte darauf zu denken, ob nicht auf irgend eine Weise diesen Landen Trost und Schutz in so großer Fährlichkeit kommen könne. Würden meine Widersacher ihren Vorsatz, da Gott vor sey, an diesen Landen behalten, so betrachtet selbst, was daraus für das Christenthum und euch selbst entstehen würde.“

In der That war jetzt die Lage des Hochmeisters in aller Weise verzweiflungsvoll. Im Osten stand Witowd in gewaltiger Rüstung da, jeden Tag mit Krieg drohend, im Süden und Westen der König von Polen und der Kurfürst von Brandenburg mit einander im Bündniß gegen den Orden, also daß diesem leicht alle Kriegshülfe aus Deutschland abgeschnitten werden konnte. Ohnedieß war der Orden in Deutschland so verarmt und verschuldet, daß der Deutschmeister sich nicht einmal im Stande sah, dem Hochmeister mit dreißig Pferden zu Hülfe zu kommen. Der Römische Hof war für den Orden lau, die Sprache des Papstes unentschieden und zweideutig, der Römische König, dem Orden noch am meisten wohl gesinnt, damals eben viel zu sehr mit den Angelegenheiten Böhmens beschäftigt, als daß er viel an den Orden in Preussen hätte denken können.

Und dabei war kaum noch eine Aussicht, daß der König von Polen sich zu irgend billigen Bedingungen verstehen werde, denn er hatte bereits beschlossen, sich mit dem Orden in keine Unterhandlungen mehr einzulassen, bevor ihm nicht die letzte Hälfte der im Breslauer Ausspruche zugesprochenen Geldsumme entrichtet sey; er forderte diese fort und fort, obgleich er den Ausspruch für „nichtig, ungerecht und ärgerlich" erklärt hatte. Seine Vorwürfe wegen Nichtzahlung dieses Geldes und seine übrigen Klagen über den Orden wurden immer heftiger und drohender, so daß selbst der Papst und der Röm. König den Ausbruch des Krieges fürchteten und ersterer sogar rieth, den König von Polen mit der Abtretung Pommerellens zu befriedigen, letzterer, wenigstens alle Rechte auf Samaiten aufzugeben. Der Hochmeister und seine Gebietiger waren wirklich schon zu diesem Opfer bereit, weil Sigismund versprochen hatte, den König von Polen dann mit allem Nachdruck zum Frieden zu bewegen; und sie würden es wohl auch gebracht haben, wäre nicht bald die Nachricht eingetroffen, daß der Kurfürst von Brandenburg eine abermalige Verlängerung des Waffenstillstandes auf ein Jahr (bis 24. Juni 1422) bewirkt habe, so daß man wieder einiger Ruhe entgegensah.

Da nahm der Röm. König von neuem die Kräfte des Ordens in Anspruch. Die Sache der Hussiten hatte bereits nicht bloß in Böhmen reißenden Fortgang gewonnen, so daß Sigismund in großer Gefahr war, seine Böhmische Königskrone zu verlieren, sondern durch ganz Deutschland ging der Aufruf zur Rettung der gläubigen Kirche gegen die ketzerischen Schaaren, die mit stürmischer Macht auch schon die Nachbarlande bedrohten. Auch dem Orden in Preussen drohte von den Unruhen in Böhmen manchfaches Unheil; schon hatten sich auch hier Spuren der Hussitischen Ketzerei gezeigt; die Bürger von Gilgenburg klagten schon im Jahre 1420 ihren Pfarrherrn wegen Hussitisch-ketzerischer Lehren an. Daher fand es der Hochmeister nothwendig, die Magistrate mehrer Städte zur Achtsamkeit aufzufordern, daß die Irrlehre sich nicht auch in Preussen einschleiche und Wurzel fasse. Dieß war aber um so mehr zu fürchten, da der König von Polen die Hussiten schon seit dem Jahre 1420 aus Rache gegen Sigismund nicht nur vielfach be-

günstigt, sondern auch bei ihnen bereits so viel Vertrauen gewonnen hatte, daß sie ihm durch eine feierliche Gesandtschaft die Böhmische Krone hatten anbieten lassen. Während er seitdem die Sache der Hussiten unter der Hand fort und fort förderte, zog er die Annahme des lockenden Anerbietens in die Länge, um die Beihülfe der Hussiten nöthigen Falls zu seinen Zwecken gegen Sigismund und den Orden benutzen zu können. Als daher auf dem Reichstage zu Nürnberg im Frühling des Jahres 1421 von den Reichsfürsten der Beschluß gefaßt ward, mit einem Reichsheere gegen die Hussiten ins Feld zu ziehen, erging von dort auch eine Aufforderung an den Hochmeister zur Beihülfe gegen den Glaubensfeind. Er erhielt die Weisung, zunächst mit aller Macht sich gegen den König von Polen und den Großfürsten von Litthauen zu rüsten, um sie sofort anzugreifen, sobald sie den Ketzern offenen Beistand leisten würden. Auch der Röm. König rief den Orden zum Beistand auf. Der Hochmeister versäumte nicht, den Reichsbefehlen Folge zu leisten und ordnete, nachdem er die Sache auf einem Landtage zu Elbing näher berathen, im ganzen Lande eine neue Rüstung an. Man hatte jedoch für rathsam befunden, die gesammelte Streitmacht vorerst im Lande stehen zu lassen, um so den König von Polen zu zwingen, seine Kriegsmannschaft in seinem Lande zurückzubehalten.

Obgleich indeß der Hochmeister öffentlich erklärte, die Kriegsrüstung in Preussen ziele gegen die Ketzer in Böhmen, so sahen der König von Polen und Witowd ihren eigentlichen Zweck doch bald ein; sie suchten nach alter Art zu täuschen. Der Großfürst spiegelte in freundlichen Worten und Geschenken friedliche Gesinnungen vor und der König bot sogar Sigismunden Hülfe gegen die Böhmen und Türken an, sofern dieser ihm nachher auch gegen seinen Feind, den Deutschen Orden, Beistand leisten wolle: ein Anerbieten, welches Sigismund nicht nur ohne weiteres zurückwies, sondern es auch alsbald dem Hochmeister meldete.

Unter diesen Ereignissen ging das Jahr 1421 zu Ende. Am Röm. Hofe stand der Streit zwischen Polen und dem Orden gleichsam noch in der Schwebe. Reiche Polnische Ehrengeschenke setzten den Papst nach langem Zögern endlich wieder in Thätigkeit. Er beschloß, zur Schlichtung des Streites durch

einen päpstlichen Nuntius, den Doctor Antonius Zeno in Polen und Preussen eine neue Untersuchung der einzelnen Streitpunkte vornehmen zu lassen, um wo möglich dann die Parteien zu versöhnen. Vergebens suchten die Sachwalter des Ordens die Sendung als dem Breslauer Ausspruche widersprechend zu hindern. Der päpstliche Nuntius wurde mit Vollmacht abgesandt. Allein auch der Röm. König nahm diesen Schritt des Papstes nicht gleichgültig auf. „Der König von Polen, schrieb er demselben, habe wegen des Breslauer Spruches an den Römischen Hof appellirt und dieser habe die Appellation nicht zurückgewiesen; das sey neu und unerhört und beeinträchtige die kaiserliche Würde, da in weltlichen Dingen der Kaiser keinen Höhern anerkenne; also werde auch der Röm. König in keiner Weise sich nach des Papstes Aussprüchen richten, denn es sey ebenfalls unerhört, daß je ein Papst über kaiserliche Erkenntnisse verfügt und erkannt habe." Sigismund ersuchte daher den Papst nicht nur wiederholt, an dem Breslauer Ausspruch nichts zu ändern und ihn ohne weiteres zu bestätigen, sondern er protestirte auch seiner Seits gegen die Sendung des päpstlichen Nuntius und dessen Untersuchung und appellirte zugleich an den besser zu unterrichtenden Papst. Dasselbe geschah bald darauf auch vom Hochmeister, um sich im voraus gegen jeden sein Recht verletzenden Schritt des päpstlichen Nuntius zu verwahren. Ueberdieß erhielt er vom Römischen Könige auch die ernstliche Warnung, sich mit dem päpstlichen Gesandten in keine Verhandlung einzulassen. „Wir verbieten dir, schrieb ihm Sigismund, bei unserer und des Reiches Huld und bei Behältniß deines Ordens Land und Gut, daß du ohne unsern Willen und Wissen keinen Anlaß oder Teiding mit dem Könige von Polen und Witowd'n anschlagest, aufnimmst oder des Ordens Lande übergiebst. Wäre es, daß Antonius, des Papstes Bote, etwas thun wollte, was uns, dem Reiche und deinem Orden schädlich wäre, so wollen wir, daß du dich dann davon rufest und appellirest an den Papst, der uns auch entboten hat, daß er wider unsern Ausspruch nichts vornehmen oder verändern wolle ohne unser Wissen und Wollen."

So viel hatte also Sigismund durch sein ernstes Wort beim Papst bereits gewonnen. Dennoch ward die Verwickelung

der Verhältnisse immer unauflösbarer. Während der König von Polen und Witowd sich immer mächtiger zum Kriege rüsteten, aus Deutschland und Rußland bedeutende Kriegsschaaren werben und zusammenführen ließen, hatte jetzt der Röm. König dem Orden jede weitere Berathung und Beschließung mit seinen Gegnern untersagt. Er schien jetzt überhaupt keinen festen Frieden zwischen dem Orden und dem Könige zu wollen, sondern vielmehr zu wünschen, daß letzterer durch jenen fort und fort beschäftigt bleibe, damit die Kriegsmacht Polens den Hussiten nicht zu Hülfe kommen könne. So viel war wenigstens gewiß, der Röm. König wollte jetzt den Orden für den ihm näher liegenden Zweck benutzen. Das sah auch der Hochmeister mehr und mehr ein; er wankte im Vertrauen auf Sigismunds Gesinnungen; er fürchtete, der König von Polen werde sich zuletzt, zum Kriege gehörig vorbereitet, weder um den Papst, noch um den Röm. König, noch um Recht und Urkunden weiter viel bekümmern und thun, was er wolle. Der Orden aber werde das Opfer aller dieser Verwickelungen seyn.

Diesem drohenden Sturme aber fühlte sich der Hochmeister in seinem hohen Alter nicht mehr gewachsen. Durch Kummer und Sorgen längst entmuthigt und niedergedrückt, ohne Vertrauen auf sich selbst, auch körperlich in seiner Kraft geknickt und durch eine schmerzliche Krankheit seit längerer Zeit schon sehr angegriffen, beschloß er, dem Meisteramte zu entsagen und die letzten Tage seines Lebens in stiller Ruhe hinzubringen. Keine Bitten der Gebietiger konnten ihn bewegen, diesen Entschluß aufzugeben. Er vollführte ihn in einem Ordenskapitel im Anfange des März 1422, wo er in Gegenwart der beiden Meister von Livland und Deutschland sein Amt, dem er über acht Jahre vorgestanden, förmlich niederlegte. Auf seinen Wunsch ward ihm das Komthuramt zu Danzig übertragen; er verwaltete es aber nicht einmal zwei Jahre, denn er starb schon am 20. December 1424.

Michael Küchmeister hatte allerdings in seinem Meisteramte eine schwere, traurige, bedrängnißvolle Zeit durchlebt und so viel mit Sorgen und Kummer gekämpft, daß ihm wohl kein Tag in reiner Freude hingegangen war. Aber vielleicht hatte er dieses Loos an seinem Vorgänger um so mehr verdient, da

er, wie es scheint, nie zur Erkenntniß seines Unrechts kommen wollte, denn der alte Meister Heinrich von Plauen saß noch immer, seiner Freiheit beraubt, in seinem einsamen Gemache zu Brandenburg und sein Bruder, der ehemalige Komthur zu Danzig, hatte es noch nicht gewagt, vor dem Hochmeister zu erscheinen.

Die Lage des Landes war unter Küchmeisters Verwaltung von Tag zu Tag trauriger geworden. Wiederholte Beschatzungen der Städte und des Landvolkes, fast jedes Jahr erneuerte Kriegsrüstungen, fruchtlose Geldzahlungen an den König von Polen, kostspielige Verhandlungstage und Gesandtschaften, dazu mehre Jahre Mißwachs und pestartige Seuchen — das war die trostlose Reihe von Opfern, Mühen und Bedrängnissen, die den Ordensschatz gänzlich erschöpften, die besten Kräfte des Landes verzehrten und wie in die Burgen des Ordens, so in Haus und Hütte des Städters und des Landmannes Armuth und Elend brachten. Der Meister selbst war oft in solcher Noth, daß ihm die Zahlung einiger tausend Gulden Schulden schwer wurde; auch die Bischöfe kämpften häufig mit drückenden Sorgen. Selbst die großen Handelsstädte, wie z. B. das sonst so reiche und regsame Elbing, kamen von ihrer früheren Wohlhabenheit und Blüthe immer mehr zurück.

Man ließ es allerdings wohl nicht an Gesetzen und Anordnungen fehlen, um Handel und gewerblichen Betrieb in Stadt und Land zu heben, zu ordnen, von beschränkenden Hemmungen zu befreien und kaufmännischen Fleiß mehr und mehr zu beleben. Dahin zielten eine Menge von Landesgesetzen und Beschlüssen, die theils unmittelbar vom Hochmeister selbst, theils von Tagfahrten der Hansestädte ausgingen und die verschiedenen Verhältnisse und Thätigkeiten im Handel und Wandel betrafen. Das städtische Leben und Gewerbswesen wurden überhaupt in vieler Hinsicht freier und beweglicher; es wurde wie in den städtischen, so in den Landesverhältnissen manche alte hemmende Form zerbrochen, manche veraltete, beengende Satzung und Gewohnheit abgethan und dagegen manches neue Recht und manche neue Freiheit zu freieren Lebensrichtungen gewonnen. Die Städte errangen sich z. B. das Vorrecht, nach der Wahl der Hochmeister bei der Huldigung gewisse Bestimmungen vorlegen zu können, deren Genehmigung und Aufrechthaltung sie verlangen zu

dürfen glaubten. Der neue Meister mußte geloben, das Land bei seinen alten Rechten und Privilegien zu lassen, den Städten die freie Wahl ihrer Bürgermeister, Rathsmanne und Schöppen nach alter Gewohnheit und Recht nicht zu verkümmern, zu seinen und der Gebietiger Diener vorzugsweise Landeskinder zu wählen und nicht so viele Fremdlinge in Dienst zu nehmen, den Schulmeister, den eine Stadt zum Besten ihrer Jugend annehme, jedesmal zu bestätigen. Die Städte wirkten sich ferner auch das Recht aus, sich mit Rath und Mitwissen ihrer Herren selbst befestigen zu dürfen. Man forderte Aufhebung des Heirathszwangs und Mühlenzwangs. Der Hochmeister mußte dem Antrage nachgeben, daß jemand, der als gewählter Landesdeputirter auf Landtagen über Landessachen spreche, von der Herrschaft deshalb weder Hinderung noch Nachtheil erleiden solle, weil wenn eine solche freie Sprache in Landesangelegenheiten nicht gehört werden dürfe, dem Orden und dem Lande daraus großer Schaden entstehen werde.

Trotz dieser und ähnlicher errungenen Rechte und Zugeständnisse aber gewann das gelähmte Volksleben keine neue Frische und keinen gedeihlichen Aufschwung. Den frühern regen Handelsgeist drückten nicht bloß immer noch die alten Hemmungen und Beschränkungen von außenher, sondern es kamen auch noch neue hinzu, die alle Regsamkeit im Handel und Verkehr mit dem Auslande unmöglich machten; dahin gehören vorzüglich die seit Heinrichs von Plauen Zeit immer zunehmende Verschlechterung der Landesmünze, die den Kaufmann im Auslande von allem Verkehr mit Preussen zurückschreckte, nicht minder auch der in Preussen immer noch von eingehenden Kaufwaaren erhobene Pfundzoll, den die auswärtigen Hansestädte schon längst abgestellt hatten. Zehn Jahre lang lag darüber der Hochmeister mit den Hanseaten im Streit, indem er sich durch keine Klagen und Vorstellungen zur Aufhebung der Abgabe bewegen ließ. Erst als im Jahre 1421 die Hansestädte Preussens einen förmlichen Bruch zwischen der Hanse und ihrem Landesherrn befürchten mußten, vermittelten sie eine Ausgleichung, indem der Hochmeister nicht nur versprach, den Pfundzoll zum Besten der Städte abzustellen, sondern auch einwilligte, daß die in Gegenwart der Preussischen und Livländischen Bevollmächtigten gefaßten Be-

schlüsse und Satzungen der Hanse auch für seine Lande gültig seyn sollten und er sie bestätigen wolle, sofern sie nicht dem Wohl seines Ordens und Landes entgegen seyn würden. Außerdem dauerte auch das alte Unwesen der Seeräuberei jetzt noch fort. Die See war vom Raubvolke der Vitalienbrüder noch immer nicht gesäubert, noch immer bildete Friesland den Schlupfwinkel, wo die losen Raubgesellen für sich Schutz und Herberge fanden. Ueberdieß wurden die Preussischen Handelsschiffe aus Thorn und Danzig auch noch von Raubschiffen aus andern Ländern, besonders oft von Schotten, zuweilen selbst von Spaniern aufgefangen und ausgeplündert. Ausrüstungen von s. g. Friedeschiffen, womit man die See zu säubern suchte, Verbote wegen Schutz der Seeräuberbanden, Einstellung des Handels mit Schottland und andere ähnliche Vorkehrungen fruchteten jetzt so wenig als in früherer Zeit. Endlich kam zu diesen Störungen im Handel mit dem Auslande theils noch das wegen Mißwachses in Preussen so häufig nothwendige Verbot der Getreideausfuhr, theils das leidige System persönlicher Repressalien gegen das Eigenthum jedes Volkes, von dem jemand Schaden erlitten hatte. Jeder erholte sich seines erlittenen Verlustes, wo und wie er konnte.

Unter solchen Störungen und Hemmungen konnte der Handelsverkehr Preussens mit keinem Lande zu rechtem frischen Leben gedeihen. In Folge des Streites über den Pfundzoll war zwischen den Städten Preussens und den Hanseaten eine gewisse Spannung eingetreten, die auch auf den gegenseitigen Verkehr nachtheilig einwirkte. Erstere standen jetzt schon überhaupt nicht mehr in der Wichtigkeit, mit der sie früher in den Hanseatischen Verhandlungen immer eine Hauptrolle gespielt hatten. Der Handel mit England, durch den Preussen vorzüglich seinen Bedarf an Salz, Oel, Tuch u. dgl. erhielt, hatte sich auch jetzt noch in seinem früheren Charakter nicht weiter verändert. Gegenseitige Beschränkungen in früher zugestandenen Freiheiten und Privilegien, Klagen über aufgebürdete, ungewöhnliche Auflagen, Beschwerden über Repressalien und Beschlagnahme der Waaren oder räuberische Ueberfälle, Versprechungen von Seiten des Königes und des Hochmeisters wegen Abhülfe der geführten Klagen oder wegen Schadenersatzes — dieß und Aehnliches ist es

allein, wovon die Handelsgeschichte in Betreff Englands um diese Zeit zu sprechen weiß. Es kam also trotz alles Bestrebens der Fürsten zwischen England und Preussen auch in dieser Zeit zu keinem friedlichen und ungestörten Verkehr. — Der Handel mit Flandern, woher Preussen seine Tücher, Wein, feine Früchte und Gewürze u. dgl. erhielt, litt nicht minder durch vielfache Störungen. Wie überall, so war es auch hier der Mangel des Gefühls für Recht, Ehrlichkeit und Heiligkeit des Besitzrechts, der keine Freiheit und Sicherheit im Handelsbetrieb bestehen ließ; man sah den Kaufmann meist schon deshalb für rechtlos und sein Kaufgut für eine Beute an, weil er sich mit diesem auf der See oder in fremden Landen befand. Die Hochmeister und die Herzoge von Holland und Burgund ermüdeten sich viele Jahre lang bald mit Klagen über Mißhandlungen ihrer Kaufleute, Räubereien, Verkürzung und Verletzung der Privilegien, bald mit Wünschen und Versprechungen wegen friedlichen Verkehrs, Aufrechthaltung der verliehenen Freiheiten u. dgl.; das Bemühen der Fürsten aber zur Ausführung ihrer Wünsche scheiterte immer am Handelsneid der Handelsstädte und Handelsvölker. Auch im Bernsteinhandel mit Brügge fielen manche Störungen vor; bald klagte man über vertragswidrige Erhöhung des Preises, bald über die Schlechtigkeit der gelieferten Waare. — Den Handel mit den Skandinavischen Reichen drückte theils die in diesen Ländern, besonders auf Schonen gangbare schlechte Münze, theils die zwischen dem Dänischen Könige und dem Hochmeister herrschende Feindschaft, theils eine Menge anderer Belästigungen in dem Maaße nieder, daß der Hochmeister längere Zeit allen Verkehr nach Dänemark völlig untersagte. — Was endlich den Handelsverkehr mit Polen, Litthauen und Masovien betrifft, so litt dieser an allen den Störungen und Gebrechen, die bei dem zwischen den Fürsten und Völkern herrschenden Mißtrauen und feindseligen Geiste nur irgend denkbar sind. Seit dem Jahre 1414 hörte der Verkehr mit Polen für lange Zeit gänzlich auf.

Drittes Kapitel.

Der Hochmeister Paul von Rußdorf. Heinrich von Plauen. Vergebliche Bemühungen zum Frieden mit Polen. Neuer Einfall der Polen nach Preussen. Gräuelvolle Verwüstung des Landes. Friedensschluß am Melno-See. Schwankende Stellung des Hochmeisters. Bestätigung des Friedensschlusses. Mißbilligung desselben beim Orden in Deutschland. Witowd's geneigtere Stellung gegen den Orden. Vergleich zwischen dem Könige von Polen und dem Orden. Innere Landesverhältnisse. Verordnungen im Gerichtswesen. Förderung des Handels und Verkehrs. Kriegsrüstung gegen die Hussiten. Verhältnisse zu den Nachbarfürsten. Unglückliche Ereignisse im Lande. Anordnungen in der Landesverwaltung. Ordensgesetze. Zunehmende Spannung zwischen Witowd und dem Könige von Polen. Die Fürstenversammlung zu Luczk. Verhandlung über Witowd's Königskrönung. Ausgleichung des Ordens mit dem Könige von Polen wegen Driesen. Kriegsrüstung gegen die Hussiten. Witowd's vereiteltes Krönungsfest. Witowd's Tod. Erneuerung des Landesrathes.

1422 — 1430.

In demselben Ordenskapitel, in welchem der alte Hochmeister Michael Küchmeister von Sternberg seinem Amte entsagte, ward zu seinem Nachfolger einstimmig der bisherige Oberst-Trapier Paul von Rußdorf erwählt, von Geburt ein Rheinländer, durch eine Reihe von Aemtern, die er seit Jahren verwaltet, an vielfacher Erfahrung bereichert, an Geschick und Fähigkeit zu höheren Amtsverwaltung hinlänglich erprobt, wegen seiner Frömmigkeit, friedsamen Gesinnung und strengen Ordnungsliebe allgemein geachtet, „ein Mann von hohem, klugem und witzigem Verstande, der selbst bei den Polen große Achtung genoß.“

Es giebt aber Zeiten, in welchen Tugenden für viele als tadelnswerthe Mängel und Gebrechen gelten und löbliche Bestrebungen als unzeitige und verkehrte Richtungen gedeutet werden. So war auch Pauls von Rußdorf Zeit. Die innere Einheit, der innige Verband durch Gehorsam und Gesetz war im Orden längst zerrissen; es standen in ihm Parteien da, die in

den Verhältnissen zu Polen die widersprechendsten Interessen verfolgten, in ihren Bestrebungen von den verschiedensten Ansichten getrieben wurden. Die innere Zerrissenheit und zunehmende Entsittlichung fraß am Herzen des Ordens wie ein bösartiger Krebs, der nicht mehr geheilt werden konnte. Es war eine schon unheilvolle, verderbendrohende Zeit, in der Paul von Rußdorf das Steuer in die Hand nahm, denn auch er vermochte es nicht, den heillosen Geist im Busen des Ordens zu unterdrücken und den von außen drohenden Sturm in irgend einer Weise zu beschwichtigen.

Die erste edle Handlung, mit welcher der neue Meister sein Amt begann, war die Sühne einer alten Schuld, die noch schwer auf dem Orden lag: er befreite den alten Hochmeister Heinrich von Plauen aus seinem einsamen Gemach zu Brandenburg und wies ihm mit einem angemessenen Jahrgehalt die Burg Lochstädt am frischen Haff als Aufenthalt an, wo er in stiller Zurückgezogenheit noch acht Jahre lebte, obwohl unter den Bedrängnissen der Zeit nicht immer gegen Mangel geschützt. Das dortige Pflegeramt, welches ihm der Hochmeister zuletzt übertrug, verwaltete er kaum ein Jahr, denn er starb bald darauf in den letzten Tagen des Jahres 1429. Die nahe See, die heute stürmt und morgen wieder in ihre Ruhe zurücktritt, schien ihm das Bild seines Lebens.

Nur durch Eintracht im Lande und durch Frieden nach außen schien dem Meister das verarmte Land wieder zu Wohlstand und Gedeihen gelangen zu können. Darauf ging sein ganzes Streben. Dieses stand ihm als Ziel vor Augen, als er bald nach Antritt seines Amtes auf einer Tagfahrt zu Marienburg sich mit den Städten über Anordnungen zur Aufrechthaltung des Friedens, der Landesordnung und zur Förderung des Gemeinwohls berieth. Er verfolgte dasselbe Ziel in seinen Unterhandlungen mit dem Herzog von Masovien zur Ausgleichung aller noch obwaltenden Streitigkeiten. Auch zur Beseitigung des unheilvollen Streites mit dem Könige von Polen hätte er gerne mit kräftigem Willen eingewirkt; hiezu aber eröffnete sich vorerst noch keine Aussicht. Wie der Großfürst von Litthauen, so stand der König noch fort und fort in feindlicher Gesinnung zum Kriege gerüstet dem Orden gegenüber. Auch zu einer Vermitt-

lung durch den päpstlichen Nuntius konnte man kein Vertrauen fassen, denn der Römische König schilderte ihn als „einen Mann, der mit unredlichen Dingen umgehe, dem man nachstellen, aufhalten und bekümmern müsse, wo man nur könne.“ Es begannen nun zwar, als er in Preussen erschien, von neuem Unterhandlungen; da indeß der König jetzt wieder mit seinen alten Forderungen auftrat, die Abtretung Pommerns, Kulmerlands, des Gebietes von Michelau und mehres andere verlangte, da ferner auch der Großfürst auf seinen alten Ansprüchen beharrte, so hatte die Vermittlung des Nuntius keinen weitern Erfolg, zumal da auch der Hochmeister sich in keine Verhandlung einlassen wollte, die nicht mit dem Ausspruche des Römischen Königes im Einklang stand. Ueberdieß rief auch der Papst auf die wiederholten Beschwerden des Römischen Königes über des Nuntius Verfahren in Preussen diesen bald darauf nach Rom zurück, denn Sigismund sah überhaupt schon dessen Sendung als eine Schmälerung seines königlichen Ansehens an.

Kaum aber hatte der päpstliche Nuntius das Land verlassen, als in Polen und Litthauen sofort die kräftigsten Rüstungen zum Kriege begonnen wurden und da bald darauf der König von Polen in einem offenen Schreiben an die Stände in Preussen sich zu rechtfertigen suchte, daß er gegen den Orden das Schwert ergreifen oder, wie er sich ausdrückte, den Ausgang seiner gerechten Sache dem Gerichte Gottes anheimstellen müsse, war es entschieden, daß er seine Forderungen jetzt mit Gewalt erzwingen wolle. Während er und Witowd eine ungeheuere Heeresmacht zusammenzogen und bereits den Uebergang über den Narew und die Weichsel vorbereiteten, trat auch in Preussen Alles in kriegerische Thätigkeit. Allein der Hochmeister war nur auf die Kriegskräfte seines Landes beschränkt, ohne auf auswärtige Beihülfe viel rechnen zu können, denn in Deutschland waren jetzt unter den Hussitischen Unruhen schwer große Söldnerhaufen aufzubringen; überdieß hatte auch der Kurfürst von Brandenburg den Durchzug von Kriegsvölkern durch die Altmark untersagt.

Während aber der Hochmeister an der Spitze seiner gesammelten Streitmacht gegen Ende des Juli (1422) ins Kulmerland gegen die Gränze Polens hinabzog, weil man dort den Ein-

fall des Feindes erwartete, brach plötzlich in denselben Tagen der König, mit des Großfürsten Streithaufen vereinigt, mit einer furchtbaren Kriegerzahl, angeblich über 100,000 Reiter, das Fußvolk ungerechnet, fast auf dem nämlichen Wege, wie vor der Schlacht bei Tannenberg, bei Lautenburg ins Gebiet des Ordens ein und stürmte ohne Widerstand bis Löbau vor. Da die Stadt, vom Vogt von Dirschau aufs tapferste vertheidigt, aus Mangel an schwerem Geschütz vom Feinde nicht gewonnen werden konnte, warf er sich weiter ins Kulmerland hinein, drängte die Heerhaufen des Ordens überall zurück, verwüstete das Gebiet von Brathean, drang in einzelnen Haufen bis Riesenburg vor, legte die vom Vogt von Pomesanien ihm aus Feigheit übergebene Stadt nebst der herrlichen Kirche in Asche und streifte verheerend bis vor das Haupthaus Marienburg.

Da ließ der König auf ein dringendes Ermahnungsschreiben der Kurfürsten aus Nürnberg dem Hochmeister Friede anbieten, sofern ihm der Orden gewähren wolle, was er für recht und billig halte. Einen Frieden aber, wie ihn der König mit dem Schwerte erzwingen wollte, konnte der Meister nicht annehmen, zumal da ihm zur nämlichen Zeit auch Zusicherungen von ansehnlicher Beihülfe aus Deutschland zukamen, denn auf dem Reichstage zu Nürnberg hatte nicht nur König Sigismund öffentlich erklärt: er werde Alles daran setzen, um den Orden zu retten, sondern auch die versammelten Fürsten hatten ihren Beistand zugesagt. Es kam überdieß auch die Nachricht, der Römische König sey entschlossen, Polen zu gleicher Zeit mit einem doppelten Heere von Ungern und Schlesien aus überziehen zu wollen, sofern der König von Polen gegen den Orden nicht die Waffen niederlege. Trotz dieser Aussicht auf Hülfe aber ward das Schicksal des Landes mit jedem Tage schrecklicher. Die Kriegsmacht des Ordens, kaum nur hinreichend, um die Burgen des Landes zu schützen, zudem auch zerstreut und gegen den übermächtigen Feind überall viel zu schwach, konnte ihm nirgends bedeutenden Widerstand leisten, viel weniger ihm eine entscheidende Schlacht bieten. Er hatte sich bei seiner gewaltigen Stärke bald über den größten Theil des westlichen Ordensstaates ausgedehnt; während er bei Strasburg sengte und brannte, leuchteten seine Feuerflammen auch beim Ordenshause Stuhm unfern

von Marienburg und während er bei Osterode heerte und raubte, mußte der Vogt der Neumark Alles aufbieten, um der verstärkten Macht der Polen bei Woldenberg widerstehen zu können. Von allen Seiten ergingen an den Meister die dringendsten Bitten um stärkere Beihülfe; am meisten bedrängt waren die Komthure von Golub, Strasburg, Golub und überhaupt im Kulmerlande. Nachdem sich Witowd Bischofswerder's bemächtigt, warf er sich mit seiner Kriegsmacht vor Golub, um durch dessen Gewinn die Verbindung mit Polen frei zu machen. Die Stadt ward mit verrätherischer List erstürmt. Der Komthur der Burg aber vertheidigte diese eine Zeitlang mit rühmlichster Tapferkeit, bis ein Thurm und die Burgmauern durchs feindliche Geschütz ringsumher zusammenstürzten und kein Widerstand mehr möglich war. Funfzehn Ordensritter, unter ihnen auch der Komthur waren im Kampfe gefallen. Während aber die überall nur schwach besetzten Ordensburgen im Kulmerlande von feindlichen Haufen umzingelt waren, unterlag das platte Land aller Orten der schrecklichsten Verheerung und Plünderung; allenthalben in Dörfern und Höfen leuchteten die Feuerflammen. Täglich mehrte der Feind die Schaaren seiner Gefangenen. Dabei verübten die rohen Horden der Tataren und Wallachen die fürchterlichsten Gräuel; Jungfrauen und Frauen wurden selbst in Kirchen bis zum Tode geschändet, ihre Leichname zerfleischt, Priester bei den Füßen aufgehängt und aufs frevelhafteste zerstückelt; Christi Brot warfen die wilden Krieger aus den heiligen Gefäßen, zerstampften es mit den Füßen und riefen höhnend aus: das ist der Christen Gott; laßt sehen, ob er sich helfen kann!

Jetzt bot der König Alles auf, die beiden Hauptburgen des Kulmerlandes Thorn und Kulm zu überwältigen und rückte zuerst mit gewaltiger Macht vor Thorn; es schien bei der Schwäche seiner Besatzung kaum gerettet werden zu können. Da brach auf die dringendsten Aufforderungen des Ordensmarschalls und mehrer Gebietiger der Meister mit dem Heere ins Kulmerland hinauf, zunächst um die bedrängte Burg Rheden zu retten. Er wagte zwar auch jetzt nicht sich dem Feinde zu einem entscheidenden Kampfe entgegenzustellen; er hinderte jedoch, daß Thorn vom Feinde gewonnen werden konnte, denn der König, besorgt, in dem Winkel zwischen der Weichsel und der

Drewenz eingeschlossen zu werden, ließ seine Hauptmacht wieder tiefer ins Land rücken und lagerte sich nun vor Kulm. Die Burg wie die Stadt schlecht bemannt und von meist unbrauchbarem Volke schwach vertheidigt, wurden vom Feinde ohne bedeutenden Widerstand erobert, die Besatzung größten Theils niedergemetzelt und unter den Bewohnern furchtbar gemordet. Da warf sich eiligst der Hochmeister mit seiner Kriegsmacht, verstärkt durch einen Heerhaufen aus Pommerellen, vor Kulms Mauern, verschanzte sich ringsumher und schloß somit den König in der Stadt ein, den bald Mangel an Lebensmitteln und die Unmöglichkeit der Zufuhr, weil weit umher Alles verwüstet und die Stadt vom Ordensheere umzingelt war, in die größte Bedrängniß brachten.

Diese Lage des Königes glaubte der Meister benutzen zu müssen, um dem Lande Friede zu verschaffen, denn es leuchtete ihm sonst keine Hoffnung mehr auf Glück. Aus Deutschland war auch jetzt noch keine bedeutende Hülfe zu erwarten. Vom Römischen Könige und aus dem Reiche waren stets nur Zusagen und Aussichten zur Beihülfe vorgehalten, keine noch erfüllt worden; man konnte also auch zu neuen Zusicherungen kein Vertrauen fassen. Da überdieß auch die Stände des Landes auf einem Tage zu Marienwerder allgemein für den Frieden stimmten, so traten im Auftrage des Hochmeisters die Bischöfe von Pomesanien und Ermland nebst einigen Gebietigern mit dem Könige in Unterhandlungen. Sie wurden im Polnischen Kriegslager am Melno-See geführt und gediehen endlich unter folgenden Bedingungen zum Frieden: der Orden tritt das Gebiet von Nessau nebst mehren Dörfern mit der Hälfte der Weichsel, ihren Inseln und Zöllen vom Einflusse der Drewenz an bis an die alten Gränzen von Pommern und Bidgost, nebst der Hälfte des Fährzolles bei Thorn an Polen ab. Die Burg Nessau soll der Orden in bestimmter Zeit bis auf den Grund brechen. Samaiten und Sudauen mit genau gemessenen Gränzen werden an den König und den Großfürsten abgetreten. Der Handel zwischen Polen, Preussen und den andern Landen soll frei seyn und durch keine neue Abgabe erschwert werden. Entlaufene Dienstpflichtige werden beider Seits ausgeliefert, flüchtige Verbrecher von keinem Theile gehegt, sondern bestraft. Alle Urkunden und Verträge

des Ordens über den Besitz Nessau's und der andern Orte, besonders die Urkunde des Thorner Friedens, die beiden Aussprüche Sigismunds zu Ofen und Breslau, sowie des Polnischen Königes eigene Verzichtleistungen über Samaiten, Sudauen und Livland werden diesem ausgeliefert. Alle Privilegien des Ordens, die diesem Friedensvertrage in irgend einem Punkte widersprechen, sollen für ungültig und nichtig gelten. Pommern, Kulmer- und Michelauerland verbleiben forthin dem Orden. Alle Abtrünnige des Ordens werden aus des Königes Landen vertrieben und dort nicht mehr geduldet. Endlich hieß es am Schlusse des Vertrages: „wenn ein Theil dem andern gegen diesen Frieden Krieg oder Fehde zuziehen wolle, so sollen des Friedbrüchigen Unterthanen ihm weder Gehorsam noch Beistand leisten und er ihnen schriftlich die Befugniß zur Widersetzlichkeit und zum Ungehorsam verbriefen und verbürgen. Alle künftigen Könige von Polen, Großfürsten von Litthauen und Hochmeister des Ordens sollen sich zu steter, unverbrüchlicher Aufrechthaltung dieses Vertrages verpflichten.“

Noch nie hatte man einen solchen Frieden, so schmachvoll für den Orden, abgeschlossen. Aber die Stände des Landes hatten Friede verlangt, die unzufriedene Stimmung der Unterthanen und Drohungen des Abfalls vom Orden, die hie und da schon laut wurden, hatten ihn nothwendig gemacht, die Uebermacht des Feindes, die Armuth und das Elend des ganzen Landes hatten ihn erzwungen. Und doch standen der König, der Großfürst und der Hochmeister auch nach dem Abschlusse des Friedens noch immer voll Mißtrauen einander gegenüber. Forderungen des Königes, die der Hochmeister nicht alsbald befriedigen konnte, Schwierigkeiten bei der Besiegelung der Friedensurkunde und die Ankunft neuer Söldnerhaufen in Preussen erweckten bei Witowd und dem Könige bald Zweifel, ob der Hochmeister den Frieden wirklich aufrecht halten wolle. Wirklich machten auch bald neu eintretende Verhältnisse diesen eine Zeitlang unschlüssig, ob er den Frieden durch die nöthigen Förmlichkeiten bestätigen solle. Die Ankunft des Erzbischofs von Köln, des Pfalzgrafen Ludwig vom Rhein, des Herzogs Heinrich vom Baiern nebst mehren andern hohen Herren mit ansehnlichem Kriegsgeleite (im Novbr. 1422), ferner auch die durch eine Heerschaar des Landkomthurs von El-

saß und andere heranziehende Söldnerhaufen bedeutend verstärkte Kriegsmacht, vor allem aber der Plan des Römischen Königes, zwischen den Magnaten Ungerns, den Fürsten und Städten Schlesiens und dem Orden zu dessen Gunsten ein Hülfsbündniß zu Stande zu bringen, den König von Polen dann zu einem günstigeren Frieden aufzufordern und im Fall der Weigerung im nächsten Sommer im ganzen Reiche einen allgemeinen Heereszug gegen ihn in Bewegung zu setzen: dieß Alles machte den Hochmeister eine Zeitlang schwankend, ob er Krieg oder Frieden wählen solle, zumal als in den ersten Tagen des Jahres 1423 das erwähnte Bündniß mit Einschluß des Römischen Königes selbst wirklich abgeschlossen ward.

Man fand es jedoch auf einem Berathungstage zu Elbing im Beiseyn der genannten Fürsten für rathsam, den König von Polen wo möglich zur Veränderung einiger Punkte im Friedensvertrage zu gewinnen und ihn dann zu vollziehen. Sie betrafen vornehmlich die Erhaltung der bisherigen Landesgränzen. Am Lande Samaiten sollte höchstens einiges Gebiet und bei Nessau einige Dörfer an Polen übergeben, diese Burg aber und die einträgliche Fähre bei Thorn dem Orden erhalten werden. Allein statt einer Antwort vom Könige erhielt der Hochmeister bald darauf die Schreckensnachricht: der König und der Großfürst, von jenem Bündnisse und des Meisters geheimen Planen unterrichtet, rüsteten von neuem mit aller Macht sowohl gegen den Orden als gegen den Römischen König, um ein Heer nach Preussen, ein anderes mit den Hussiten vereint nach Schlesien zu führen; beide Fürsten wollten, bereits mit den Türken und Tataren in Unterhandlungen, alle Mittel aufbieten, um zugleich auch diese gegen Sigismund und den Orden zum Kriege aufzuhetzen.

Durch diese neue schwere Gefahr erschreckt eilte jetzt der Hochmeister, vom Großfürsten einen Verhandlungstag zu erbitten, auf dem er die Besiegelung und Bestätigung des Friedens zu vollziehen versprach. Er fand im Mai (1423), nachdem sich der Hochmeister durch mancherlei Geschenke Witowd's Gunst zu versichern gesucht, zu Welun an der Gränze Samaitens Statt. Obgleich der Meister nochmals mehre Punkte des Friedens „als gegen das natürliche und geschriebene Recht streitend" anders gefaßt und ermäßigt wünschte und Alles aufbot, den Großfürsten

und die Polnischen Bevollmächtigten dazu zu bewegen, so blieb dieß doch fruchtlos; er mußte Alles bewilligen, was man im Frieden am Melno-See ihm vorgeschrieben. Selbst eine Bestätigung desselben durch den Papst oder den Röm. König wollten die Polen nicht zugeben. Mittlerweile hatte sich auch Sigismund, nachdem er vom Schritte des Hochmeisters Nachricht erhalten, bei einer persönlichen Zusammenkunft zu Käsmark mit dem Könige von Polen auf Grund der alten Verträge in einem Friedensbündnisse ausgeglichen, ohne daß er dabei des Ordens auch nur im mindesten gedächte, so schwer hatte ihn des Hochmeisters Verhalten verdrossen.

So stand nun der Orden, obwohl im Frieden, gegen seine alten Widersacher wieder völlig hülflos da, auch fortan noch den launenhaften Neckereien des Polnischen Königes hingegeben, denn am Papste, den die bisherige Stellung des Hochmeisters zum Röm. Könige erzürnt hatte, fand er jetzt keine Stütze mehr; ebenso wenig konnte er ferner noch auf Sigismunds Schutz und Beistand rechnen. Um so mehr glaubte der König von Polen mit aller Strenge auf die Vollführung der einzelnen Bestimmungen des Friedens halten zu können und der Hochmeister mußte sich in alle Forderungen fügen. Die Burg Nessau mußte in aller Eile gebrochen werden, da der König nicht einmal einen Aufschub von einigen Monaten gestatten wollte.

So schwer es aber dem Meister auch geworden war, mit seinen Gegnern einen solchen Frieden zu schließen, so erntete er doch überall nur Undank und Unzufriedenheit ob dessen, was geschehen war und was er im Drange der Noth und Gefahr unmöglich hatte ändern können. Besonders ließ gegen ihn der Deutschmeister seinen Unwillen über den Frieden in bittern Worten laut werden. In erzürnter Stimmung ihm meldend, welche große Mißbilligung auf dem Fürstentage zu Frankfurt bei den Reichsfürsten sich über den Frieden kund gegeben habe, schrieb er ihm: „sie haben es allzu gröblich und schwerlich aufgenommen und gefällt ihnen mitnichten, daß sich unser Orden also gar weichlich und liederlich seinen Feinden widersetzt und also leichtlich und geringlich Schlösser, Lande und Leute übergeben hat, die vor Zeiten von ihren Altvordern, Fürsten, Herren, Rittern und Knechten so schwer mit unermeßlicher Vergießung

christliches Blutes gebaut, gewonnen und überkommen sind dem christlichen Glauben zu einem sonderlichen Schirm und Schild an dem Orte." Der Deutschmeister und seine Gebietiger verweigerten daher Anfangs aufs entschiedenste die Genehmigung des Friedens durch die von ihnen verlangte Besiegelung desselben; selbst ein s. g. Machtbrief, durch welchen der Hochmeister sie ihnen unter dem Gebote des Gehorsams anbefahl, hatte keinen Erfolg. Erst später, als der Hochmeister durch eine vom Deutschmeister zur Bedingung gestellte Verschreibung auf neuntausend Gulden die Kosten ihrer Rüstung zu vergüten verheißen, bequemten sie sich zur Besiegelung des Friedensinstruments. Auch der Römische König war mit dem Verhalten des Ordens sehr unzufrieden. Unter vielem Rühmen seines Eifers und seiner großen Bemühungen für den Orden warf er die Schuld des verderblichen Friedens auf diesen selbst, weil nicht er den Orden, sondern dieser ihn zweimal unter gefährlichen Verhältnissen verlassen und ohne sein Wissen und Wollen Friede geschlossen habe.

Um so erfreulicher war für den Hochmeister und den ganzen Orden die jetzt immer mehr hervortretende aufrichtige und friedliche Gesinnung des Großfürsten von Litthauen. Seit dem Friedensschlusse, besonders aber seit der letzten Zusammenkunft mit dem Meister schien eine völlige Veränderung seines innern Wesens erfolgt zu seyn. Unermüdlich in dem Bemühen, dem Hochmeister seine wahrhaft freundschaftliche und wohlgeneigte Gesinnung in Worten und Geschenken zu bezeugen, gab er ihm auch darin einen Beweis seiner besondern Gunst, daß er sich erbot, bei einer Zusammenkunft mit dem Könige Alles, was etwa zwischen diesem und dem Orden noch zu Streit Anlaß geben könne, völlig auszugleichen. Witowd hatte jetzt sein Ziel erreicht; schon ziemlich hoch in den Jahren sehnte er sich nach seinem sturmvollen Leben je mehr und mehr nach Ruhe und wünschte daher nichts mehr als Friede zwischen Polen und dem Orden. Des Kampfes gegen den Orden müde, in dem er meist nur wie ein Vasall des Königes Winken hatte folgen müssen, bot er jetzt überall die Hand, wo es die Ausgleichung noch obwaltender Streitfragen galt; so namentlich auch bei einer Zusammenkunft des Polnischen Königes mit dem Hochmeister, die in der Nähe

von Thorn im Frühling des J. 1424 Statt fand, denn als hier Ersterer unter dem Vorwande, daß mehre dunkle und zweifelhafte Punkte des Friedensvertrages noch einer näheren Erörterung bedürften, von neuem mit mancherlei Forderungen, besonders in Betreff der Handelsverhältnisse beider Länder auftrat, gelang es nur durch die Vermittlung der Gesandten Witowd's, daß man sich leichter als je zuvor über Alles verständigte. Es wurde festgestellt, daß für die nach Ungern, Litthauen, Masovien und Rußland Handel treibenden Unterthanen des Ordens die Handelsstraße durch Polen und des Königes andere Lande völlig frei seyn und ihnen nicht bloß freier Durchzug mit allerlei Handelsgegenständen, sondern auch der Verkauf ihrer Waaren in jeder Stadt und jedem Orte verstattet werden solle, nur mit Vorbehalt der alten Zölle, Niederlagen und sonstiger Gewohnheiten, wie es der Friedensvertrag bestimme. Des Königes Forderungen betrafen vornehmlich die Befreiung seiner Unterthanen von manchen Handelsauflagen im Ordensgebiete und der Hochmeister hob auch vorläufig die Abgabe des Pfundzolles für die Kaufleute aus Polen auf. Es war jedoch für das, was hierdurch der Hochmeister aufgegeben, für den Handel Preussens ein ungleich weiterer und freierer Spielraum eröffnet, wie der Meister gegen Witowd auch sehr dankbar anerkannte. Die noch obwaltenden Irrungen wegen der Gränzen Samaitens, Kujaviens, Polens und bei Driesen stellten die Fürsten bei einer abermaligen Zusammenkunft in Garthen einer spätern Untersuchung und schiedsrichterlichen Entscheidung anheim.

So waren die wichtigsten Streithändel mit dem Könige von Polen vorerst wenigstens beigelegt; auch der Deutschmeister war mittlerweile zufrieden gestellt. Wo noch Mißverhältnisse mit nahen Fürsten obwalteten, wie z. B. mit dem Herzog Boguslav und der Herzogin Sophia von Pommern wegen Gewaltthätigkeiten des Komthurs von Schlochau, war der Hochmeister bemüht, sie auf friedliche Weise auszugleichen. Die Fürsten im Reiche gewann er je mehr und mehr durch die beliebten Falken-Geschenke, auf die man in Deutschland von jeher einen großen Werth legte. Nur mit dem Bischofe von Leslau, der wegen des in einigen Dörfern des Komthurbezirks von Schwetz ihm verweigerten Zehntens einen neuen Streit erhob und die Dörfer

in den Bann erklärte, desgleichen mit dem Bischofe von Posen, einem alten Widersacher des Ordens, der auch jetzt wieder am Röm. Hofe dem Orden durch allerlei heimliche Umtriebe und Angriffe zu schaden suchte, konnte der Hochmeister vorerst noch auf keine Weise zur Ruhe kommen.

Der Hochmeister konnte daher jetzt mehr als je seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit den innern Landesverhältnissen zuwenden. Je strenger er von jeher auf gewissenhafte Handhabung des Rechts und der bestehenden Landesgesetze gehalten hatte, so daß selbst Ausländer seine strenge Gerechtigkeitsliebe rühmend anerkannten, um so mehr glaubte er auch die unter ihm schon nicht selten vorkommende Einmischung fremder Gerichte in die innern Angelegenheiten seines Landes entschieden zurückweisen zu müssen. Er wirkte zunächst beim Röm. Könige die neue Verfügung aus, daß der Orden fortan vom Reichshofgerichte befreit seyn und also „niemand, wer es auch sey, des Ordens Untersassen und Leute, in welchen Würden oder Wesen sie auch seyen, vor des Königes und des Reiches Hofgericht laden und heischen solle.“ Da ferner auch öfter fremde geistliche Gerichte, wenn Klagen gegen Unterthanen des Ordens an sie gebracht wurden, diese mit Umgehung der eigenen Landesgerichte durch ihre Vorladungen fort und fort belästigten und dieser Mißbrauch außer manchen andern Nachtheilen auch das Ansehen und die Wirksamkeit der Landesgerichte schwächte, so beschloß der Hochmeister mit Beirath der Landesbischöfe, den Papst um eine Bulle zu ersuchen, wodurch die Unterthanen gegen die Eingriffe fremder Gerichte geschützt würden, zumal da meist bei solchen Vorladungen es nur auf Geldgewinn abgesehen war. Auch manchen andern Mißbräuchen im Kirchenwesen wirkte der Hochmeister so viel als möglich mit ernsten Verboten entgegen, denn der innerlich zerworfene Zustand der kirchlichen Verhältnisse Preussens erforderte manche strenge Maaßregel. Häufig klagten schon die Prälaten des Landes über die immer mehr herrschend werdende Ketzerei, über Verachtung des geistlichen Standes, Verspottung der Priesterwürde, Geringschätzung des Ansehens des päpstlichen Stuhles, Nichtachtung der kirchlichen Gerichtsbarkeit u. s. w.

Auch zur Förderung der Industrie und des Verkehrs im Lande traf der Hochmeister manche zweckmäßige Anordnung,

stellte im Marktverkehr Mißbräuche ab, die das Gedeihen einzelner Gewerke hinderte, verbesserte die Gewerksordnungen, regelte das städtische Marktrecht, gab Gesetze über das kaufmännische Schuldenwesen u. dgl. Um auch den Handel und Verkehr mit dem Auslande durch eine Verbesserung der Landesmünze wieder mehr emporzuheben, ward nach vielen Verhandlungen über die schwierige Aufgabe vom Hochmeister mit Zustimmung der Gebietiger und der Stände des Landes auf einem Tage zu Elbing der Beschluß gefaßt: es solle durchs ganze Land ein allgemeiner Schoß erhoben und der Ertrag als ein Hauptkapital in die Münze gebracht werden, um auf diese Weise den Klagen über die schlechte Münze abzuhelfen. Um den Seehandel Elbings und Königsbergs mehr in Schwung zu bringen, unternahm der Hochmeister am neuen Tief bei der Ausfahrt aus dem frischen Haff in die offene See einen schwierigen und kostspieligen Wasserbau, wobei eine weitausgedehnte Verdämmung vorgenommen werden mußte.

In solcher und ähnlicher Weise benutzte der Meister die Zeit der Ruhe, um die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen und so manches, was unter den Stürmen des Krieges aus dem Geleise gewichen war, wieder in Richtung und Ordnung zu bringen. Allein das ruhige Jahr 1426 sollte nicht vorübergehen ohne neue kriegerische Rüstungen. Es kam die Nachricht aus Deutschland: der Röm. König habe mit den Kurfürsten einen großen Plan zur Bekämpfung der Hussiten entworfen; alle Fürsten, der hohe Adel und die Reichsstädte sollten nach Vermögen und Gebühr ihre Kriegsmannschaft zum Reichsheere stellen; auch der Orden in Preussen, ohnedieß zum Kampfe für die Kirche verpflichtet, habe sich dießmal der Beihülfe nicht entschlagen können; der Römische König verlange jetzt ausdrücklich auch von ihm ein ansehnliches Hülfsvolk. Der Hochmeister erließ alsbald wie an die Komthure und deren dienstpflichtige Einsassen, so an die Landesbischöfe und Städte ein allgemeines Aufgebot; es sollten funfzig Spieße gerüstet und zum Reichsheere gesandt werden. Um die kleinen Städte und die Dienstpflichtigen mit der Rüstung nicht zu schwer zu belästigen, übernahm der Hochmeister einen großen Theil der zu stellenden Mannschaft auf die Gebietiger und die Ordens-Zinsleute, so

daß das Land verhältnißmäßig nur eine geringe Krieger-Zahl zu stellen hatte. Ueberhaupt bewies der Meister auch bei dieser Gelegenheit, wie sehr er stets bemüht war, das Volk seines Landes mit Milde und aller möglichen Schonung zu behandeln. Freilich war der im Frühling des J. 1427 ausgesandte Heerhaufe mit Allem auch nur so spärlich versorgt, daß sein Hauptmann, der Vogt von Leipe, schon auf dem Hinauszuge den Hochmeister um bessere Ausstattung seiner Kriegsleute ersuchen mußte, weil sonst der Orden Schande davon haben werde, mit solchen Kriegern beim Reichsheere zu erscheinen. Als um dieselbe Zeit auch der Prediger-Mönch Gerhard Bantschneider aus Danzig als Kreuzprediger gegen die Hussitische Ketzerei in Preussen erschien, um auch hier, durch eine päpstliche Bulle bevollmächtigt, zur Beisteuer und Hülfe gegen die Ketzer aufzufordern, wußte der Hochmeister mit Beirath seiner Landesbischöfe, ohne des Papstes Willen zu verletzen, die Sache doch dahin einzuleiten, daß dem fremden Mönche die Kreuz- und Ablaßpredigt entnommen und dagegen solchen von den Bischöfen erwählten Geistlichen übertragen wurde, von denen man keinen Mißbrauch der verliehenen Gewalt zu befürchten hatte.

Mittlerweile waren auch die Verhandlungen mit dem Könige von Polen wegen Berichtigung der Landesgränzen fortgesetzt worden; allein obgleich deshalb immer neue Verhandlungstage aufgenommen und mitunter auch gehalten wurden, so konnte es doch nie zu einer Ausgleichung kommen, denn des Königes eigentliches Ziel ging auch jetzt noch immer darauf hin, dem Orden Driesen zu entziehen. Zwar suchte Witowd die Entscheidung des Streites in seine Hände zu bekommen und wußte auch, als der König bei ihm in Litthauen das Weihnachtsfest (1427) feierte, zwischen ihm und den Abgesandten des Hochmeisters eine Verhandlung einzuleiten; als indeß die Letztern mit der Erklärung auftraten: der Meister könne in des Königes Forderung, ihm die Hälfte der Netze bei der Burg Driesen abzutreten, auf keine Weise eingehen, zerschlugen sich alle weitern Unterhandlungen. Nur dazu ließ sich endlich der König noch bewegen: es sollten vier Richter gesetzt und Klage und Antwort ihnen vorgelegt werden; sie und ein Obmann sollten dann im nächsten Jahre über den Streit entscheiden.

Im Uebrigen stand der Orden mit den benachbarten Fürsten in durchaus friedlichen Verhältnissen. Die Verbindung zwischen dem Hochmeister und dem Großfürsten wurde immer freundlicher und inniger. Beide erfreuten sich gegenseitig durch allerlei Geschenke, Witowd den Hochmeister z. B. einst durch sechs Tataren, um sie bei sich als Diener zu gebrauchen, dieser wiederum jenen durch Zusendung eines Hofnarren, der den Fürsten durch seine lustigen Streiche und Einfälle ergötzen sollte. Auch mit den Herzogen von Masovien lebte der Meister jetzt in den freundlichsten Verhältnissen; sie sandten selbst mitunter ihre jungen Söhne oder junge Edelleute an den Hof des Hochmeisters, damit sie sich in Erlernung der Deutschen Sprache und im feinern Hofleben ausbilden möchten und der Hochmeister nahm sie gerne in seinen Hofdienst auf.

Inmitten dieser Ruhe würde gewiß Preussen unter des Meisters eifriger Thätigkeit bald wieder zu einigem Gedeihen und Wohlstand haben gelangen können, wären nicht seine innern Kräfte immer wieder von außenher in Anspruch genommen oder in ihrer Anwendung zum Besten des Landes gehindert und geschmälert worden. So hatten die damaligen Streithändel zwischen dem Könige Erich von Dänemark und den Hansestädten, von deren Theilnahme der Hochmeister sich auf eine kluge Weise zurückzog, für Preussen doch die nachtheilige Folge, daß der Seehandel wieder bedeutend gestört wurde, denn die See ward von neuem mit einer Menge von Seeräubern überzogen, die nicht nur Alles, was ihnen auf der offenen See begegnete, auffingen und ausplünderten, sondern sogar sich selbst bis an die Preussische Küste wagten, den aus- und einsegelnden Schiffen nachjagten und Alles raubten, was sie fanden. Ferner kostete auch die Unterhaltung des zum Ketzerkriege ausgesandten Kriegshaufens und die Bezahlung der Söldner, mit denen der Hochmeister seine Schaar noch hatte verstärken müssen, so bedeutende Opfer, daß, um die nöthigen Geldsummen aufzubringen, auf das Land eine neue Grundsteuer und auf die Städte abermals ein Schoß ausgeschrieben werden mußten. Dazu kam, daß gerade in diesem Jahre (1427) das Land wiederholt von Unglücksfällen aller Art schwer heimgesucht ward. Zuerst durchbrach im Frühling beim Eisgange eine gewaltige Wasserfluth die Weichsel-Dämme und

stürzte sich mit so reißender Schnelligkeit in den kleinen Werder bis gegen Danzig, daß eine große Menge Menschen und Vieh in den Wellen ihren Tod fanden. Ein ähnliches Unglück traf im Herbst die Memel-Gegend, denn es strömte im October aus der Wildniß wahrscheinlich durch einen Wolkenbruch plötzlich eine solche Wassermasse in den Memel-Strom, daß sie in wenigen Stunden die Dämme an mehren Orten überstieg. An beiden Strömen hatten die Dämme so außerordentlichen Schaden gelitten, daß Monate lang Hunderte von Menschen beschäftigt waren, um ihnen wieder die nöthige Höhe und Festigkeit zu geben. Noch schrecklicher waren die Folgen einer ungewöhnlichen Witterung, denn nachdem im Sommer eine fast beispiellose Trokkenheit und Hitze geherrscht, folgte ein so lauer und gelinder Herbst und Winter, daß im Anfange des Dezembers die Bäume wieder blühten. Da brach eine ansteckende Seuche aus, die so fürchterlich um sich griff, daß nicht weniger als 183 Ordensbrüder, 560 Domherren und Priester, über 38,000 Bürger und Bauern, über 25,000 Knechte und Mägde und gegen 18,000 Kinder hingerafft seyn sollen. Die Pomesanische Kirche verlor damals auch ihren Bischof Gerhard; er hinterließ das Bisthum in einem so traurigen, verarmten Zustande und die bischöflichen Einkünfte waren seit der letzten gräuelvollen Verwüstung der Güter durch die Polen und Tataren so geschmälert, daß der bischöfliche Stuhl eine Zeitlang unbesetzt bleiben mußte.

Unter so unglücklichen Verhältnissen aber, wie sie seit vielen Jahren schon auf dem Lande lagen, war manches aus der Bahn gesetzlicher Ordnung und sittlichen Gebrauchs gewichen, was durch neue Gesetze und Feststellungen wieder geregelt werden mußte. Dieß war besonders der Fall in den Verhältnissen der dienenden Klasse und der Handwerker. Der Hochmeister erließ demnach verschiedene Landesverordnungen theils in Betreff einer strengeren Gesindeordnung, theils für eine genauere Regelung im gewerblichen Verkehr; mehre beschränkten auch den unnützen Aufwand bei Hochzeiten und Kindtaufen oder verboten den Verkauf fremder Biere; andere betrafen den Handel und Marktverkehr u. s. w. Da ferner auch im Lebenswandel und Verhalten der Ordensbrüder selbst manche Unordnung eingerissen, manches alte zweckmäßige Gesetz vergessen oder lange unbeachtet geblieben,

auch für manche neugestalteten Verhältnisse neue Bestimmungen nothwendig geworden waren, so versammelte der Meister im Dezember dieses Jahres (1427) ein Kapitel seiner Rathsgebietiger, um theils die Verordnung zu erneuern, daß die ältern Gesetze den Ordensbrüdern öfter in Erinnerung gebracht und auf deren strenge Beobachtung mit Nachdruck gehalten werden solle, theils auch um mit Beirath der Gebietiger mehre neue Satzungen zu entwerfen, welche sowohl die Sittlichkeit, den Lebenswandel und das Verhalten der Ordensbrüder in ihrer Berührung mit weltlichen Leuten, als auch ihre amtlichen Verhältnisse zu den Unterthanen betrafen. In dieser Beziehung ward z. B. verordnet: man solle dem Landmanne nicht ungewöhnliches Scharwerk zumuthen und das Land damit beschweren; auch solle jeder Gebietiger darauf sehen, daß das Land nicht mit den Gerichten zu sehr belästigt und arme Leute gnädig gerichtet würden. Wenn sich ein Armer von Noth wegen auf den Meister berufe, so solle man ihn ungehindert diesen aufsuchen lassen, um ihm seine Noth zu klagen und darum solle man ihn nicht stocken oder thürmen. Daß solche Verordnungen aber gegeben werden mußten, zeugt dafür, daß es nicht an Beispielen von Bedrückungen und Mißhandlungen einzelner Komthure und Ritter gegen das Landvolk gefehlt haben mag; hören wir doch, daß selbst unter den Ordensbrüdern einzelner Konvente mitunter die gröbsten Excesse und blutige Prügeleien vorfielen.

Je mehr aber der Hochmeister in solcher Weise seine Thätigkeit den innern Verhältnissen des Landes zuzuwenden für nöthig fand, um so eifriger war er seit dem Anfange des Jahres 1428 auch bemüht, so bald als möglich den noch obwaltenden Streit mit dem Könige völlig beizulegen. Allein seit Witowd sich dem Orden je mehr und mehr mit freundschaftlichen Gesinnungen genähert, nahm das Mißtrauen des Königes gegen ihn mit jedem Tage zu. Gerne unterwarf jetzt der Orden die Ausgleichung des zwischen ihm und dem Könige bestehenden Streites dem Ausspruche des Großfürsten, wie früher der König auch selbst vorgeschlagen hatte. Auch der Römische König trat jetzt wieder vermittelnd ein, indem er sich erbot, die noch obschwebenden Irrungen in Hinsicht Driesens und der Neumark durch eine Ausgleichung zu beseitigen. Er betrieb daher eine abermalige

Zusammenkunft mit dem Könige von Polen, dem Großfürsten und dem Hochmeister mit vielem Eifer, denn nur auf diesem Wege hoffte er nicht nur dieselben unter einander zu versöhnen, sondern von ihnen auch Hülfe gegen die Türken zu erhalten.

Mittlerweile stieg die Spannung zwischen dem Könige und dem Großfürsten immer mehr. Letzterer nahm den Vorschlag einer persönlichen Zusammenkunft mit Sigismund gerne an, hatte jedoch dabei noch seine besondern Absichten. Er schlug Luczk, die damalige Hauptstadt Volhyniens, als Ort der Fürstenversammlung vor, kam indeß insgeheim mit Sigismund noch wegen einer besondern Berathung überein, an welcher der König von Polen nicht Theil nehmen sollte. Als Zweck dieser Versammlung wurde die Besprechung der Fürsten in Betreff des Türken- und Hussitenkrieges und die Befestigung ihrer Freundschaft vorgeschoben. In der That aber ging sein Plan auf nichts Geringeres hinaus, als sich mit Hülfe des Römischen Königes und des Ordens von der ihm täglich lästiger werdenden Lehensabhängigkeit von Polen frei zu machen, das immer lockerer gewordene Band zwischen Polen und Litthauen völlig zu zerreißen, über seine Lande, die er seit einigen Jahren durch Eroberungen sehr vergrößert, als eigener Herr zu herrschen und sich am Abende seines Lebens die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Dieser Schritt lag zu entschieden im Interesse des Römischen Königes und des Ordens, als daß Witowd nicht auf die Zustimmung und Beihülfe Beider hätte rechnen können, denn Sigismund grollte dem Könige von Polen längst wegen dessen heimlicher Begünstigung der Hussiten und wegen Verweigerung der Beihülfe zum Türkenkrieg, und der Orden hatte ja längst nichts mehr als eine Trennung Litthauens von Polen gewünscht. Also bereiteten sich jetzt auch für den Orden höchst wichtige Ereignisse vor.

Im Uebrigen ging das Jahr 1428 für Preussen ziemlich ruhig vorüber. Zwar beschäftigten den Hochmeister im Verlaufe desselben auch vielfältig theils die Streithändel der Holsteiner und der Hansestädte mit dem Könige von Dänemark, theils die Zwistigkeiten des Erzbischofs von Riga und der Geistlichkeit in Livland mit dem dortigen Ordensmeister; allein Beide griffen nicht eben bedeutsam in die Verhältnisse Preussens ein. Die

erstern hatten für dieses nur die traurige Folge, daß der Seehandel der Preussischen Städte eine Zeitlang gänzlich aufhörte, weil der König von Dänemark befohlen hatte, daß auch alle aus Preussen aussegelnde Schiffe, die ohne einen besondern Ausweis des Hochmeisters durch den Sund gehen wollten, ohne weiteres aufgegriffen werden sollten.

Im Anfange des Jahres 1429 entsandte nun der Hochmeister den Komthur von Balga und den Pfleger von Rastenburg als Bevollmächtigte zur Fürstenversammlung nach Luczk, wo der Großfürst und der König von Polen nebst vielen Fürsten und Geistlichen in zahlreichen Geleiten bereits angelangt waren. Nachdem auch der Röm. König (am 22. Januar) dort seinen Einzug gehalten, begannen die Verhandlungen zuerst über den Türken- und Hussitenkrieg und über verschiedene andere Verhältnisse, die hier keine Erwähnung finden können, weil sie Preussen nicht weiter berührten. Darauf kam auch der Hauptzweck der Zusammenkunft, die Krönung Witowds, von Seiten Sigismunds zu Sprache; er regte die Sache zuerst im vertraulichen Gespräch mit dem Großfürsten an. Dieser indeß schien Anfangs ohne die Zustimmung des Polnischen Königes keinen Schritt thun zu wollen. Sigismund übernahm es daher, den König von dem Plane zu benachrichtigen und dessen Meinung darüber auszuforschen. Da sich dieser wider Erwarten für die Sache geneigt erklärte, so kamen die drei Fürsten darin überein, sie zuvor auch den Großen ihrer Reiche mitzutheilen und ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Allein die Polnischen Reichsgroßen traten in der Berathung hierüber mit dem heftigsten Widerspruche auf. Der König spielte zwar öffentlich immer noch die Rolle, als sey er der Krönung Witowds nicht abgeneigt; insgeheim indeß scheint er den Widerstand seiner Reichsgroßen unterstützt zu haben. Da jedoch Witowd und der Röm. König immer noch hofften, der König werde die Großen seines Reiches endlich noch gewinnen, so fanden weiter keine Verhandlungen Statt und die Fürsten trennten sich nach wenigen Tagen.

Witowd aber und Sigismund erfuhren bald, wie sehr sie sich in der Meinung des Polnischen Königes getäuscht hatten; denn kaum war letzterer nach Kaschau in Ungern zurückgekehrt, als ihm der König von Polen in einem Schreiben offen erklärte,

daß er bei näherer Erwägung des Planes wegen Witowds Krönung zwischen Polen und Litthauen Spaltung und Krieg befürchte und daß auf jeden Fall eine Auflösung der bestehenden Bündnisse und Verträge zu besorgen sey; der Röm. König möge daher von dem Vorhaben der Krönung Witowds abstehen. Sigismund indeß, erstaunt über des Königes Wankelmuth, war keineswegs geneigt, in dessen Ansinnen einzugehen und erklärte ihm, daß er den mit seiner Einwilligung und seinem Beifall aufgenommenen Plan nicht aufgeben werde. Sobald Witowd von des Königes Sinnesänderung Nachricht erhielt, war er über ihn höchst aufgebracht, und sprach nicht nur in einem Schreiben an ihn seinen ganzen Unmuth und bittern Zorn in den nachdrücklichsten Vorwürfen über die Art seines zweideutigen Benehmens aus, sondern beklagte sich auch beim Röm. Könige über des Polnischen Königes heuchlerisches Verhalten, indem er dessen Einwendungen gegen die Krönung nicht allein für grundlos, sondern selbst für seine und seiner Barone schuldige Achtung dadurch für verletzend erklärte, daß der König die Herzoge und Herren Litthauens zu Vasallen seiner Krone machen wolle, da sie doch immer frei und keinem Lande je lehnspflichtig gewesen seyen.

Diese Wendung der Sache hatte nun aber die wichtige Folge, daß der Großfürst in seiner aufgereizten, feindseligen Stimmung gegen den König von Polen sich noch enger an den Hochmeister und den Röm. König anschloß, was dem Orden in seinem Verhältnisse zu Polen nicht anders als sehr erwünscht seyn mußte. Um so mehr war dieser nun auch bemüht, den Röm. König vom Polnischen Könige abzuziehen und sich zu verbinden; er nahm ihn deshalb nebst seiner Gemahlin Barbara auch in seine Mitbrüderschaft auf. Das innige Einverständniß aber zwischen Witowd und dem Orden machte den König von Polen bald so besorgt, daß er alle Mittel aufbot, den letztern zu begütigen; er knüpfte neue Unterhandlungen wegen der Gränzberichtigung bei Driesen an und zeigte jetzt eine solche Nachgiebigkeit, daß es auf einem Verhandlungstage zu Lancziz ohne besondere Schwierigkeiten zu einer Ausgleichung kam. Der König verzichtete auf alle Ansprüche, die er wegen der Gränze bei Driesen, Landsberg und dortumher sowohl in der Neumark als anderswo bis-

her behauptet hatte; der Meister überließ ihm dagegen die Gränzen jenseits Driesen bis in die Mitte der Netze gegen Polen hinab, doch so, daß dort keine Befestigung errichtet werden solle, die dem Hause Driesen schädlich werden könne. So war der Streit beendigt, der viele Jahre hindurch so großes Unheil über Preussen gebracht hatte. Der Hochmeister ließ indeß dem Röm. Könige ausdrücklich erklären, daß er sich durch diese Ausgleichung von dem mit ihm eingegangenen Bündnisse keineswegs getrennt habe. Als Belohnung für diese treue Anhänglichkeit überließ bald darauf (7. Sept. 1429) Sigismund dem Orden mit Aufhebung des Wiederkaufs und Verzicht auf alle Ansprüche für immer die Neumark „zur Förderung der Wohlfahrt und Erhebung des Ordens aus seiner Gesunkenheit."

Je mehr nun aber der König von Polen klar erkannte, daß Sigismund die geheime Triebfeder sey, die ihm so viele Verlegenheiten bereitete, um so eifriger war er bemüht, ihn durch dessen Feinde anderwärts zu beschäftigen, indem er die Türken und Hussiten von neuem zum Krieg gegen ihn anregte. Die Neumark war bereits in großer Gefahr, von den Ketzerhaufen aus Böhmen überzogen zu werden und da bald auch die Nachricht kam, daß die Anführer den Plan gefaßt hätten, wo möglich durch die Neumark bis nach Preussen vorzurücken, so fand der Hochmeister nothwendig, sich durch Kriegsrüstungen gegen den Ansturm vorzubereiten. Um die nöthigen Mittel aufzubringen, mußte bei der großen Erschöpfung des Ordensschatzes im ganzen Lande nicht nur eine Getränk-Accise eingeführt, sondern auch eine von den Landesbischöfen bisher immer verweigerte Hussiten-Steuer erhoben werden. Und diese neuen Opfer mußte Preussen bringen, während der Handel, die Quelle seines Wohlstandes, völlig darnieder lag und bei der fortdauernden nordischen Fehde zwischen dem Könige von Dänemark und den Hansestädten die Schifffahrt in Preussen in einem Verfalle war, wie sie noch nie gewesen.

So standen die Verhältnisse im Anfange des Jahres 1430, während in Preussen und Pommerellen die Rüstung zum Kriege mit größtem Eifer betrieben ward, denn nicht bloß der Kurfürst von Brandenburg forderte wiederholt den Vogt der Neumark zum Zuzug gegen die Ketzer in Meißen auf und beklagte sich

bald aufs bitterste am Röm. Hofe, daß bereits auch sein Land, entblößt von aller Beihülfe aus den Nachbarlanden, von den Hussiten schrecklich verheert und durchplündert worden sey, sondern auch der Papst erklärte: der Deutsche Orden sey verpflichtet und zugleich auch mächtig genug, sich diesen Feinden der Kirche mit wehrhafter Hand entgegen zu stellen, und er beschloß alsbald, den Meister mit Ernst an seine Pflicht zu mahnen und zum Widerstand gegen die Ketzer aufzufordern. Ein im Solde des Polnischen Königes stehender Kardinal wußte jedoch durch seinen Einfluß beim Papste diesen Entschluß zu unterdrücken.

Mittlerweile hatte die feindliche Spannung zwischen Witowd und dem Könige von Polen noch zugenommen und jener sich noch enger an den Hochmeister angeschlossen. Da ein durch den letztern vermittelter Verhandlungstag für eine Ausgleichung ohne Erfolg blieb, so beschlossen jetzt die Verbündeten entschiedenere Schritte zu thun. Die Krönung sollte jetzt auch ohne des Polnischen Königes Zustimmung erfolgen. Der Röm. König hatte die Zusendung der Königskrone aufs bestimmteste versprochen; das Krönungsfest sollte zu Anfang des Septemb. (1430) zu Wilna aufs feierlichste begangen werden. Außer einer großen Zahl anderer vornehmer Gäste wurden auch der Hochmeister, der Ordensmarschall und mehre Gebietiger dazu eingeladen. Der König von Polen aber hatte bereits Alles aufgeboten, vom Röm. Hofe aus die Krönung zu hindern; man stellte dort nicht nur des Röm. Königes Recht in Frage, ob er, da er vom Papste die Kaiserkrone noch nicht erhalten habe, einem Fürsten die Königskrone ertheilen dürfe, sondern der Hochmeister wurde auch aufgefordert, die Krone nicht durch Preussen tragen zu lassen. Der König ging noch weiter; er suchte sich durch List und Gewalt zu helfen und stellte an der Gränze seines Landes bewaffnete Schaaren auf, um des Röm. Königes Gesandten mit der Krone aufzufangen und es gelang ihm wirklich, die Gesandtschaft, welche bereits bis Köslin gekommen war, an der Weiterreise zu hindern.

Unterdessen waren die geladenen Gäste, die Großfürsten von Moskau und Twer, der Hochmeister nebst seinen Gebietigern und eine große Zahl anderer Fürsten, Herren und Ritter aus nahen

und fernen Landen in Wilna eingetroffen. Man erwartete zum Beginne des Festes nur noch die Gesandtschaft mit der Krone, über deren langes Ausbleiben man in großer Besorgniß schwebte. Obgleich man endlich Nachricht erhielt, daß die Gesandten sich zu Alt-Berlin befänden und über Alt-Stettin gehen wollten, so ward ihre Ankunft in Wilna doch vergeblich erwartet. Mittlerweile hatte der König von Polen, da er sah, daß er mit Gewalt nichts ausrichtete, einen andern Entschluß gefaßt. Da Witowd auf alle seine bisherigen Vorschläge zu einer friedlichen Ausgleichung nicht eingegangen war, so entschloß sich jetzt jener plötzlich selbst zur Reise nach Wilna, wo man immer noch auf die Königskrone harrte.

Mit des Königes Ankunft in Wilna aber änderte sich die ganze Sache. Es kam zu Unterhandlungen, die in des Hochmeisters Gegenwart geführt wurden. Zu Witowds Verlangen, daß der König sich in seinen Streitigkeiten mit dem Röm. Könige und dem Hochmeister ausgleichen solle, gab jener seine Zustimmung; in Betreff der Forderung dagegen, in Witowds Krönung einzuwilligen, erklärte er keinen Beschluß fassen zu können, ohne den Rath seiner Landes- und Reichsräthe, den er alsbald einzuholen versprach. Da jetzt die Ankunft der Gesandten mit der Krone nicht mehr erwartet werden konnte, so gingen die Versammelten auseinander und auch der Hochmeister kehrte nach Preussen zurück. Noch aber hatte Witowd seinen Plan nicht aufgegeben, denn in denselbigen Tagen erhielt er vom Röm. Könige die Zusicherung, ihm die Königskrone unter bewaffneter Macht bis nach Preussen entgegenbringen zu lassen. Da trat ein Ereigniß ein, welches dem Krönungsstreit mit einemmale eine unerwartete Lösung gab. Auf der Reise von Wilna nach Traken, bis wohin Witowd den König von Polen begleitete, stürzte der achtzigjährige Greis vom Pferde und einige Wochen später am 27. October 1430 starb er in Folge dieses Sturzes kinderlos, nachdem er sich mit dem Könige von Polen versöhnt und ihm sein Land Litthauen zur sorgsamen und redlichen Verwaltung empfohlen hatte. Ueber ein halbes Jahrhundert hatte er in der Geschichte der nordöstlichen Länder als einer der größten und mächtigsten Fürsten dagestanden.

Es stand jetzt dahin, wie sich die Verhältnisse in Litthauen gestalten und welche Stellung der König von Polen zu diesem Lande nehmen werde. Den Hochmeister beschäftigten mittlerweile theils die vom Röm. Könige ihm aufgetragene Ausgleichung der Streitigkeiten zwischen dem Könige von Dänemark, den Holsteinern und Hansestädten, theils Verhandlungen wegen der ihm in der Neumark zu leistenden Huldigung: Verhältnisse, welche Preussen nur in entfernter Beziehung berührten.

Wichtiger für das Land war eine Tagfahrt zu Elbing, welche bereits im Frühling dieses Jahres gehalten und auf welcher die schon früher getroffene Einrichtung des s. g. Landesrathes erneuert wurde, vielleicht weil er bisher in seiner Wirksamkeit noch nicht die Stellung gehabt hatte, die von den Ständen des Landes von ihm erwartet worden war. Man bestimmte nämlich: der große Landesrath solle bestehen aus dem Meister, sechs Gebietigern, sechs Prälaten, sechs aus der Landesritterschaft und sechs von den Städten, alles redliche und erfahrene Männer, vom Hochmeister und dem Lande erwählt, ohne deren Beirath und Zustimmung keine wichtige Landesangelegenheit beschlossen und ausgeführt werden solle. Der Meister solle ihn jedes Jahr wenigstens einmal versammeln, um über die Landesverwaltung, besonders die Münze mit ihm zu berathen; man solle dann darauf achten, daß jedem seine Privilegien und Besitzrechte unangetastet blieben; Streit darüber solle der Meister mit dem großen Rathe entscheiden; kein Unterthan des Ordens solle ohne Gericht und Urtheil an Leib und Gut gestraft werden. Ohne des Rathes und der Stände Bewilligung solle der Hochmeister dem Lande weder einen Schoß noch sonst eine beschwerliche Abgabe auferlegen dürfen, wobei sich jedoch der Meister die Gerechtsame seines Ordens vorbehielt, die ihm durch kaiserliche Privilegien zugesichert waren.

Wesentlich verändert und umgestaltet wurde die Verfassung und Landesverwaltung durch diese Erneuerung einer schon längst bestehenden Anordnung zwar keineswegs und der Hochmeister in seinen landesherrlichen Rechten auf keine Weise mehr beschränkt als er es bisher schon war; auch konnte im Charakter seiner Regierung wohl schwerlich irgend ein Grund zu einer eingreifenden Neuerung liegen, denn milder und schonender als jetzt die

Anforderungen des Ordens waren, konnten sie kaum je gewesen seyn. Allein ohne Bedeutung für die Zeit tritt doch diese Erneuerung, diese wie von Frischem aufgeweckte Wirksamkeit des Landesrathes keineswegs hervor; auch in ihr drängt sich die immer fühlbarer werdende Nothwendigkeit der ständischen Vertretung und Mitwirkung in Dingen der Verwaltung wieder mehr ins Leben ein und macht sich fort und fort mehr geltend. Je mehr die alte Herrscher-Macht des Ordens nun schon geschwächt und gebrochen war, um so wirksamer tritt nun immer mehr die von ihm selbst mit emporgehobene politische Macht der Stände, namentlich der Landesritterschaft und der Städte oder des Bürgerthums in Geltung auf. Das nächste Jahrzehend aber bereitete hierin große und wichtige Ereignisse vor.

Viertes Kapitel.

Hülfsbündniß mit dem Großfürsten Switrigal von Litthauen. Krieg mit Polen. Gefährliche Stimmung im Kulmerland. Der Großfürst Sigismund in Litthauen. Der König von Polen und die Hussiten. Einfall der Hussiten in die westlichen Ordenslande. Belagerung von Konitz. Die Hussiten vor Dirschau. Die Hussiten vor Danzig. Waffenstillstand zu Jeßnitz. Widerspänstiger Geist des Adels und der Städte gegen den Orden. Der Beifriede zu Brzesc. Tod des Königes von Polen. Der ewige Friede zu Brzesc. Unzufriedenheit des Kaisers. Stimmung des Ordens in Deutschland wegen des Friedensschlusses. Streit mit dem Deutschmeister. Allgemeiner Zwiespalt im Orden. Verhältnisse zu den Nachbarfürsten. Der Verhandlungstag im Sund. Unzufriedene Stimmung im Lande. Anschließen des Adels an die Städte. Erster Bundesbeschluß. Verhandlungen der Stände über Landesgebrechen. Sittlicher Verfall und Parteiung im Orden. Die aufrührerischen Konvente. Tagfahrt zu Elbing. Hans von Baisen. Bundeseinigung. Die Konvente und der Bund. Verhandlungstag zu Elbing. Der Tag zu Danzig. Tod des Hochmeisters Paul von Rußdorf.

1431 — 1441.

In früherer Zeit wäre Witowds Tod für den Orden ein Glück gewesen; jetzt war er es keineswegs. Da man behauptete, der

Großfürst habe kurz vor seinem Tode das Fürstenthum dem Könige von Polen als Erbherren wieder übergeben, so eilten die Großen Litthauens durch eigene, freie Wahl unter vier Bewerbern den Herzog Switrigal, des Polnischen Königes Bruder, auf den großfürstlichen Stuhl zu erheben. Zwar gab dazu auch der König, mehr gezwungen als freiwillig, seine Zustimmung; allein es herrschte längst zwischen den Brüdern nichts weniger als brüderliche Gesinnung, denn Switrigals Seele war seit Jahren schon voll Mißtrauen gegen den König. Kaum auf seinem Throne gesichert, bot er daher sofort dem Röm. Könige und dem Orden ein gegenseitiges Hülfsbündniß an. Um ein solches bewarb sich zwar beim Hochmeister auch der König von Polen; allein man wies ihn damit von Seiten des Ordens zurück; selbst zu einem offenen Bündnisse mit dem Großfürsten trug man Anfangs noch Bedenken. Erst als man in Preussen sichere Nachricht theils von neuen Verbindungen zwischen dem Könige von Polen und den Hussiten in Böhmen, theils von eiligen Kriegsrüstungen in des erstern Reich erhielt und bald auch schon starke Heerhaufen der Gränze Preussens näher rückten, säumte der Hochmeister nicht länger, sich dem Großfürsten anzuschließen, denn durch die zum Schein vom Könige auch noch während der ernsten Kriegsrüstungen fortgesetzten friedlichen Unterhandlungen ließ sich weder der Großfürst noch viel weniger der Hochmeister täuschen. Also kam im Juni des J. 1431 in einer zahlreichen persönlichen Zusammenkunft zu Christmemel ein gegenseitiges Hülfsbündniß zu Stande, in welchem Beide sich einander gegen jeglichen Feind mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen versprachen, so daß keiner von ihnen mit irgend jemand ein Bündniß oder einen Sühnevertrag eingehen sollte, ohne zugleich den andern mit einzuschließen.

Kaum aber war dieses Bündniß abgeschlossen, als die Polnische Heeresmacht sich den Gränzen Litthauens näherte und verheerend in das Land einfiel. Alsbald ließ auch in Preussen der Hochmeister auf des Großfütsten dringendes Gesuch um Hülfe ein allgemeines Kriegsgebot ergehen; im ganzen Lande begannen eiligst Kriegsrüstungen, denn auch für Preussen war jetzt der Krieg entschieden. Zwar war der König fort und fort bemüht, sich nicht nur beim Röm. Könige wegen des Krieges gegen sei-

nen treulosen Bruder, der, wie er vorgab, die zu Polen gehörigen östlichen Lande ihm unrechtmäßig entrissen habe, zu entschuldigen, sondern auch den Hochmeister durch neue angeknüpfte freundliche Unterhandlungen so lange als möglich hinzuhalten und durch wiederholte Mittheilungen über sein Kriegsglück in Switrigals Lande vom Bündnisse mit diesem abzuziehen. Allein der Meister ließ sich nicht verlocken; er bot vielmehr alle Mittel und Kräfte auf, theils um an der Gränze Polens von Masovien an bis in die Neumark hin die zur Wehr des Landes nöthige Mannschaft aufzustellen, zumal da sich an den Gränzen Polens schon immer mehr feindliche Heerhaufen sammelten, theils um im Lande selbst die Rüstungen aufs möglichste zu beschleunigen. Und als er im August mit seiner Macht völlig kriegsfertig dastand, sandte er dem Könige einen Absagebrief, darin als Grund zum Kriege hervorhebend, daß der König, obgleich mit dem Orden im Frieden, seinen Bruder früherhin aufgefordert habe, mit ihm vereint die Ordensherrschaft zu vernichten, wie dieß Switrigal selbst versichert. Darauf ließ der Hochmeister alsbald ein dreifaches Heer zum Einfall in Polen in Bewegung setzen. Der Ordensmarschall nebst mehren Komthuren, der Komthur von Thorn und der Vogt der Neumark brachen zu gleicher Zeit ins Dobrinerland, in Kujavien und Großpolen ein mit einer Verheerung und Verwüstung, wie kaum je zuvor. Die Städte Rypin und Lipno wurden fast völlig zerstört, Diebau gänzlich niedergebrannt, auch Nessau ging in Flammen auf. In Jung-Leslau wurde die schöne Kathedrale rein ausgeplündert und die Stadt durch Feuer verwüstet. Weit und breit wurden die Dörfer durchraubt und zum Theil verbrannt. So war es damalige Kriegsweise.

Da traf plötzlich aus Litthauen die befremdende Botschaft ein: Switrigal habe mit dem Könige einen Waffenstillstand geschlossen; auf sein ausdrückliches Verlangen sey auch der Orden in den Beifrieden mit aufgenommen. Alsbald ließ der Hochmeister auf des Großfürsten Bitte die Heerhaufen aus Polen zurückziehen, doch zugleich auch Anstalten zu künftiger Vertheidigung treffen, denn er ahnete wohl, daß der König ihm den Einfall in seine Lande nie vergessen und verzeihen werde. Wie nothwendig es aber für den Orden war, sich zur Gegenwehr

vorzubereiten, bewiesen nicht nur des Königes bittere und schwere Klagen über die vom Ordensheere verübten Frevel theils beim Röm. Könige, theils beim Papste, sondern auch seine in Polen fortgesetzten Kriegsrüstungen und die Aufhetzungen der Herzoge von Masovien gegen den Orden, vor allem aber seine eifrigen Bemühungen, seinen Bruder, den Großfürsten vom Bündnisse mit dem Orden zu trennen und mit sich enger zu verbinden. Er wandte fort und fort alle Mittel der List und Schlauheit an, um ihn auf irgend eine Weise zu verlocken, bald ihm den Plan vorlegend: sie wollten beide sich verbinden; er werde dann auch den Kurfürsten von Brandenburg und im Osten die Tataren zur Beihülfe gewinnen, um das Ordensland von allen Seiten zu überfallen und dann unter sich zu theilen, bald ihm wieder durch angesehene Polnische Große die Krone Polens versprechend, wenn er sich jetzt mit ihm vereinige. Obgleich Switrigal auf nichts der Art einging, so war doch so viel außer Zweifel, daß der König ohne weiteres gegen den Orden das Schwert ergreifen werde, sobald er nur irgend den Großfürsten nicht mehr zu fürchten hatte.

Gegen Ende des Jahres 1431 aber und seit dem Anfange des folgenden thürmte sich das Ungewitter von Polen her gegen den Orden immer stärker auf. An der Gränze der Neumark, in der Gegend von Nakel und in Kujavien sammelten sich schon immer bedeutendere Polnische Heerhaufen. Bald drohte auch die Gefahr eines Einfalls der Polen an der Gränze des Kulmerlandes, denn Thorn gegenüber sammelte sich eine so starke feindliche Heeresmacht, daß der dortige Komthur den Feind in seinem Gebiete jeden Tag erwarten mußte. Um so mehr beeiligte man auf einem Landtage zu Elbing eine umfassende Landesvertheidigung; es ward mit Rath und Zustimmung der Stände festgesetzt: der Hochmeister solle mit den Gebietigern durch Beihülfe aus Livland und Deutschland auf eigene Kosten zweitausend Mann stellen und das Land auf drei Monde tausend Spieße aufbringen, wobei es von den Prälaten, der Ritterschaft und den Städten unterstützt werden solle. Außerdem erbot sich das Land in allen Gebieten auch noch zu dem bisher immer schon gewöhnlichen Kriegsdienst; ebenso wollte der Hochmeister außer

jener Kriegsmacht alle Kräfte seines Ordens zur Bewehrung des Landes aufbieten.

Allein es zeigte sich nur zu bald, daß nicht überall gleiche bereitwillige Gesinnung herrschte. Der Ordensmarschall war mit einem bedeutenden Streithaufen hinauf ins bedrohte Kulmerland gezogen, denn man nahm bald wahr, daß das Hauptziel der Polen zunächst darauf hingehe, sich zuerst des Hauses Neu-Nessau zu bemächtigen, um von diesem festen Punkte aus dann weiter ins Ordensgebiet vorzudringen. Es galt daher, nicht nur diese Burg, sondern auch die übrigen im Kulmerlande möglichst stark besetzt zu halten. Allein nirgends zeigte sich unter den Gebietigern einmüthiges Zusammenwirken; keiner mochte seinen Kriegshaufen durch Theilung schwächen. Die zu Elbing versprochenen Leistungen und Opfer wurden auch keineswegs allenthalben bereitwillig dargebracht, am wenigsten im Kulmerlande, wo Ungehorsam der Unterthanen gegen die Landesverwalter, Verweigerung des Kriegsdienstes von einem Theile des Adels, sowie des ausgeschriebenen Schosses von Seiten der Stadt Thorn und Widerspänstigkeit gegen die Anordnungen der Komthure sich schon jetzt als die ersten Spuren des Geistes zeigten, der nachmals im Preussischen Bunde so mächtig wirksam gegen den Orden auftrat. Die unruhige und mißvergnügte Stimmung verbreitete sich bereits unter dem Adel im Kulmerlande so bedeutend, daß man hie und da sogar schon von verrätherischen Planen gegen die Landesherrschaft, vom Abfall vom Orden sprach. Die Sache war dem Hochmeister so bedenklich, daß außer einigen Komthuren auch der angesehene Landesritter Hans von Baisen und mehre aus dem Landesrathe von ihm beauftragt wurden, durch zweckmäßige Maaßregeln dahin zu wirken, daß die unruhige und unzufriedene Stimmung im Kulmerlande beschwichtigt werde und nicht auch in die nächsten Gebiete, namentlich ins Osterodische eindringe.

Es war ein Glück, daß die Polen diesen Zustand der Dinge nicht genau kannten und ihr Augenmerk bald mehr auf Pomerellen, als aufs Kulmerland richteten. Der König von Polen unterhandelte bereits mit den Herzogen von Pommern, suchte von neuem auch den Kurfürsten von Brandenburg für sich zu gewinnen, um in solcher Weise die Neumark von da aus mit

Krieg zu überziehen und den Orden von Deutschland gänzlich abzuschneiden. Selbst mit den Hussiten, die im April des J. 1432 bis an die Oder sich vorgedrängt und Frankfurt belagert und bestürmt hatten, trat der König in nähere Verbindung, um sich ihrer zur Bekämpfung, wo möglich zur Vernichtung des Ordens zu bedienen. Um so mehr fand es der Hochmeister jetzt nothwendig, sich mit dem Großfürsten von Litthauen über kräftigere Maaßregeln zur Abwehr solcher Gefahr zu berathen. Ihr Bündniß ward nicht nur noch fester geknüpft, sondern es traten nun auch die Ritterschaft und Städte der Gebiete beider Fürsten, überhaupt die gesammten beiderseitigen Lande mit theilnehmend ein; überdieß glückte es auch, zwischen dem Großfürsten und den Herzogen von Masovien eine Verbindung zu gegenseitiger Hülfe einzuleiten, in welche auch der Orden aufgenommen werden sollte. Dieß alles schreckte den König von Polen von ernstern Schritten zurück; den Orden durfte er jetzt ohne große Gefahr eines feindlichen Einfalls in seine östlichen Reichslande auf keine Weise mit Krieg überziehen. Obgleich daher zwischen ihm und dem Herzog von Pommern insgeheim ein Bündniß zu Stande gekommen war, nach welchem letzterer sich verpflichtet hatte, in einem Kriege gegen den Orden als des Königes Verbündeter mit aufzutreten, so wirkten des Großfürsten ernste und nachdrückliche Drohungen doch so bedeutend auf den König, daß er sich auf einem Verhandlungstage, den seine Bevollmächtigten mit denen des Großfürsten und des Hochmeisters gegen Mitte des Augusts (1432) auf einem Werder in der Weichsel hielten, zur Erneuerung des Waffenstillstandes bequemte. Es ward zugleich ein neuer Tag zu Russisch-Brzesc aufgenommen, wo zwischen dem Könige, dem Großfürsten und den Gesandten des Ordens das Friedenswerk vollendet und Alles völlig ausgeglichen werden sollte.

Da nahmen plötzlich die Verhältnisse in Litthauen eine ganz andere Wendung. Der Großfürst Switrigal ward auf der Reise nach Russisch-Brzesc vom Hetzog Sigismund, Witowds Bruder und Fürsten von Starodub, und mehren gewonnenen Fürsten, Woiwoden und Hauptleuten überfallen; er entkam zwar durch die Flucht bis an die Livländische Gränze; sein Gegner aber Sigismund schwang sich schnell auf den großfürstlichen

Stuhl, denn die mächtigsten Großen Litthauens waren bereits für ihn gewonnen und bald huldigte ihm ganz Litthauen mit allen Städten und Burgen; nur die Russen blieben dem alten Fürsten treu. Der König von Polen faßte jetzt neue Hoffnung, Sigismunden für sein Interesse zu gewinnen und das Bündniß zwischen Litthauen und dem Orden zu trennen. Gerne hätte der neue Großfürst zwischen dem Orden und dem Könige Frieden vermittelt; da sich der letztere aber darauf nicht einließ, so begnügte sich Sigismund mit dem Versprechen, daß ihn der König bei einem etwanigen Versuche Switrigals, sein Fürstenthum wieder zu erobern, mit kräftiger Hülfe unterstützen wolle. Dieser suchte zwar einem Kriege in Litthauen vorzubeugen, denn sein Plan war: die beiden Fürsten sollten sich über den Besitz der Litthauischen und Russischen Lande vergleichen, wodurch zugleich eine ihm erwünschte Theilung und Schwäche der gefährlichen Macht Litthauens erzielt wurde. Durch ein Bündniß mit Beiden sollte dann der Orden von dorther aller Beihülfe beraubt werden. Mit den Hussiten hatte er sich bereits über ihren Beistand zur Bekämpfung des Ordens so weit verständigt, daß die vornehmsten Hauptleute derselben dem Hochmeister in einem Schreiben schon offen erklärten: „es fordere ihre Pflicht, dem Könige von Polen, wenn ihm in seinen Forderungen und Beschwerden vom Orden nicht die vollkommenste Genugthuung geschehe, allen möglichen Beistand zu gewähren."

Zum Glück aber für den Orden brach bald darauf in Litthauen der Krieg offen aus. Herzog Switrigal, ermuthigt durch die Treue vieler seiner Unterthanen, sich stützend auf die Beihülfe des Meisters von Livland, vor allem aber vertrauend auf den Beistand der mächtigen Oberhäupter der Tataren und der Wallachei, brach mit einer starken Heerschaar in Litthauen ein; das Volk strömte ihm in Haufen zu; fast ohne Widerstand unterwarf sich ihm das ganze Land und hatte auch in einer blutigen Schlacht bei Wilna sein Kriegsglück geschwankt, so ermuthigte ihn von neuem der Hochmeister durch die Zusage kräftiger Hülfe aus Preussen, wodurch Switrigals schon fast sinkende Sache auch unter dem Volke wieder neuen Aufschwung gewann. Für Preussen aber hatten diese Kämpfe in Litthauen den wichtigen Erfolg, daß es der König von Polen nicht wagen konnte, gegen den Orden das

Schwert zu ziehen, denn die dortigen Kriegsunruhen nöthigten ihn nicht nur, einen großen Theil seiner Streitkräfte an die östliche Gränze seines Reiches zu senden, sondern der Andrang der mit Switrigal verbündeten Podolier, Wallachen und Tataren setzte dort seine Lande in so große Gefahr, daß er, um dem Feinde hinlängliche Gegenwehr zu leisten, bis von Krakau her alles waffenfähige Volk aufbieten mußte.

Unter solchen Verhältnissen begann das Jahr 1433, eins der verhängnißvollsten für den Orden. Der Hochmeister mußte alle Mittel der Klugheit und Umsicht in Anwendung bringen, um Preussen aus seiner bedrängten Lage zu retten. Vor allem mußte er im Osten die Fortdauer des Krieges wünschen, um dort die Waffen des Königes so viel als möglich beschäftigt zu sehen. Er suchte daher das Schwert des Woiwoden von Klein-Podolien gegen Polen beständig in Bewegung zu erhalten; den Herzog Switrigal wollte und durfte er nicht sinken lassen, unterstützte ihn jedoch immer nur so mäßig, daß auch Sigismund nicht unterdrückt werden konnte, denn auch diesen hielt der Hochmeister durch Unterhandlungen zu einem Vergleiche mit seinem Gegner hin. Sein ganzes Streben ging bei dem allen nur darauf hin, den König von Polen zu zwingen, auch fortan den größten Theil seiner Kriegsmacht zur Beihülfe Sigismunds und zur Deckung der östlichen Gränzen seines Reiches gegen Switrigals Verbündete, die Podolier, Wallachen und Tataren zu verwenden.

Dieß forderten auch die Verhältnisse, die sich inzwischen im Westen des Ordensstaates gestaltet hatten. Dort häuften sich bereits an den Gränzen die feindlichen Heerhaufen immer stärker an und es drohte mit jedem Tag ein Einfall ins Ordensgebiet. Wie der König von Polen seit einiger Zeit die characterlosen, hin und herschwankenden Herzoge von Masovien von neuem auf seine Seite gezogen hatte, so war es seiner Schlauheit auch gelungen, die Herzoge von Pommern durch ein Bündniß mit sich zu vereinigen. Am meisten aber schreckte den Meister die Nachricht, daß die Häupter der Hussiten dem Könige von Polen eine Hülfsmacht von elftausend Pferden zugesagt hätten, worauf dieser beschlossen habe, Preussen zu gleicher Zeit im Süden durch die Polen und Hussiten und von Nordosten her von den Sa-

maiten überziehen zu lassen. Des Königes Plan war also, die Kriegsmacht des Ordens durch die Samaiten in dessen östlichen Landen zu beschäftigen, während die Hussiten durch die Neumark und die Polen durch Kujavien oder durch das Dobrinerland in Pommerellen oder Kulmerland einfallen würden. Da im Mai die Nachricht kam, daß ein starker Heerhaufe von Hussiten dem Könige bereits zugezogen sey, um mit dessen Volk ins Ordensgebiet einzustürmen, so gerieth in Preussen Alles in kriegerische Bewegung. Der Meister hatte längst mit größter Thätigkeit gerüstet. Der Komthur von Elbing rückte eiligst in Pommerellen ein, um dieses gegen den König zu schützen; den Großkomthur beschäftigte ein Brückenbau bei Thorn, um dort eine leichtere Verbindung zwischen Pommerellen und Kulmerland zu bewirken. Der Ordensmarschall und die Komthure in Natangen eilten mit ihrer Kriegsmacht nach Osten, um dort die vom Könige aufgehetzten Samaiten, die schon einen Streifzug bis unter die Mauern von Memel gewagt, in Zaum zu halten. Die Pfleger von Barten und Rastenburg mußten schleunigst mit allen ihren Kriegspflichtigen die Gränzen gegen Masovien besetzen, denn südlich von Johannisburg sammelten sich starke Streithaufen von Masoviern und Polen, um ins nachbarliche Ordensgebiet einzubrechen.

So war in des Ordens östlichen Landen Alles in stürmischer kriegerischer Bewegung, als in den ersten Tagen des Juni (1433) die Hussiten in starker Macht die Gränzen der Neumark überschritten. Der dortige Ordensvogt hatte bei weitem nicht Kräfte genug, um dem Feinde zu widerstehen, der mit Eile von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf weiter vordringend Alles verheerte und niederbrannte. Bei Landsberg schloß sich der Woiwode von Posen mit mehren heranziehenden Polnischen Rottenführern dem Hussitenheere an und so verstärkt bot es nun jedem Widerstande Trotz. Ueberdieß war dieser nirgends von Bedeutung, denn die fünf- bis sechstausend Söldner, die der Orden in der Neumark aufgestellt hatte, wollten sich aus Mißmuth mit dem Feinde nicht schlagen, weil man sie in ihren Soldforderungen nicht befriedigte und hierzu wieder fehlten dem Hochmeister die nöthigen Mittel, denn so streng man auch die dem Orden auf dem Tage zu Elbing von den Ständen bewilligte Kriegssteuer im Lande

einzutreiben bemüht gewesen war, so hatte dieß doch nicht überall Erfolg gehabt; die Entrichtung des Schosses ward häufig theils wegen großer Armuth, theils auch aus Widerspänstigkeit und Unmuth unter allerlei Vorwänden verweigert. Da man demnach auf die Bereitwilligkeit der Söldner zum Kampfe wenig Vertrauen setzen konnte, so mußte der Meister mehre Komthure zum Zuzug nach Pommerellen und in die Neumark auffordern; die Komthure von Christburg und Elbing legten sich mit einem Heerhaufen in die Gegend von Schlochau; der Ordensmarschall, den Schutz des Niederlandes dem Pfleger von Lochstädt anvertrauend, besetzte mit seiner Dienstmannschaft das Weichsel-Ufer.

Mittlerweile hatte sich auch der Herzog Boguslav von Stolpe, nachdem er dem Orden den Frieden förmlich aufgekündigt, mit dem Feinde vereinigt, und so drang nun das Ketzerheer durch des Herzogs Zutritt neu ermuthigt und verstärkt, die Hussiten unter der Führung ihres Feldhauptmanns Johann Czapek oder Czapko von Saan, die Polen unter dem Heerbefehl des Woiwoden von Posen Sandziwog von Ostrorog, in vermehrter Macht fast ohne allen Widerstand bis Konitz und Tuchel vor, denn niemand wagte es, sich mit dem Feinde im offenen Felde zu messen. In Tuchel wehrte sich die Besatzung mit äußerster Tapferkeit; das schwere Geschütz hielt überdieß den Feind meist von den Mauern fern. Konitz aber ward sechs Wochen lang vom Ketzerheere belagert. Obgleich die Besatzung nicht eben bedeutend war und der Hochmeister bei der von allen Seiten drohenden Kriegsgefahr sich nicht im Stande sah, die dortige Mannschaft zu verstärken, so vertheidigte doch der entschlossene und kriegsgewandte Komthur von Balga Erasmus von Fischborn die Stadt mit Hülfe ihrer Bürgerschaft mit so heldenmüthiger Tapferkeit, daß alle Versuche des Feindes, sie zu erstürmen, scheiterten. Tag für Tag wurde der Kampf erneuert und immer ohne Erfolg, denn die Besatzung, Ritter und Bürger und selbst Frauen wehrten sich mit solcher Kühnheit und Entschlossenheit, daß der Feind nicht einmal die ersten Graben und Wälle erreichen konnte, vielmehr durch Ausfälle der Besatzung im Gefecht an Todten und Verwundeten immer bedeutende Verluste erlitt. Da nun die Stadt von nicht weniger als vier und zwanzigtausend Mann umlagert und schon in den

ersten Wochen, weil man einen so langen Widerstand gar nicht erwartet hatte, in der Umgegend weit und breit Alles aufgezehrt und verwüstet, Dörfer und Höfe allenthalben niedergebrannt waren, so riß bald Mangel an Lebensmitteln ein. Ueberdieß hatten auch Krankheiten, Uneinigkeit zwischen den Ketzern und Polen und eine große Zahl von Verwundeten den Muth des Feindes schon stark gebrochen. Die Hussiten wollten des Raubes wegen weiter vordringen, die Polen dagegen Konitz nicht eher verlassen, als bis es gewonnen sey. Die immer steigende Noth im Heere und der Mißmuth des gemeinen Kriegsvolkes zwangen endlich die Anführer noch einmal zum Versuch, sich der Stadt durch Sturm zu bemächtigen. Er ward am 22. Juli unternommen. Allein er mißglückte auch dießmal wieder. Der Kampf dauerte viele Stunden lang; die Stadt ward furchtbar beschossen, während der Feind sie wiederholt durch wüthende Angriffe zu erstürmen suchte. Allein die Bürger wetteiferten mit der ritterlichen Besatzung in der muthvollsten, heldenmüthigsten Vertheidigung. Die kriegsfähige Mannschaft schleuderte Pfeile und Steine, Weiber und Kinder gossen siedendes Wasser und brennendes Pech auf den unter den Mauern stürmenden Feind hinab. Eine große Zahl von Hussiten und Polen erlag dem feindlichen Geschosse, eine noch größere ward verwundet; der Verlust des Feindes war so bedeutend, daß mehr als der dritte Theil des ganzen Heeres kampfunfähig aus dem Lager in die nächsten Gränzstädte Polens abgeführt worden seyn soll. Mehre der Hauptleute, Söhne von Woiwoden und andere Edle waren im Kampfe gefallen oder schwer verwundet, Pulver und anderer Kriegsbedarf unnütz verbraucht; und endlich gelang es noch der Kühnheit einiger Ordenskrieger, auch sämmtliche Sturmwerkzeuge des Feindes in Brand zu stecken.

Und doch hatte der Feind durch alle diese Opfer und Verluste nichts weiter gewonnen; sein Muth war gebeugt, seine wildeste Kraft gebrochen; er konnte fortan nur noch rauben und plündern. Da leitete der Hussiten-Hauptmann Czapko — denn so sehr war sein kriegerischer Trotz vor Konitz schon gedemüthigt — zwischen dem Ordensmarschall und dem Könige von Polen Unterhandlungen zum Abschluß eines Beifriedens ein; auch der König und mit ihm alle Reichsgroßen wünschten ein

Ende des nutzlosen Kampfes, weil sie sich offenbar in ihrem Plane getäuscht fanden, zumal da schon jetzt die Hussitischen Hauptleute vom Könige einen Schadenersatz von 50,000 Schock Groschen forderten. Da jedoch die Unterhandlungen vorerst noch ohne Erfolg blieben, so gab der Hussiten-Hauptmann aus drückender Noth die Belagerung von Konitz jetzt auf und stürmte mit seinen Raubschaaren ostwärts weiter gen Neuenburg und Mewe hin. Auf die Nachricht, daß der Feind bis Danzig vordringen wolle, zog der Ordensmarschall mit seiner Kriegsmacht am Weichsel-Ufer bis Dirschau hin, um dort den Feind zu beobachten und vom Uebergang über den Strom abzuhalten. Mittlerweile drang das feindliche Heer ungehindert und ohne vor den befestigten Städten und Burgen lange zu verweilen, bis an das Kloster Pelplin vor; es ward erstürmt, schrecklich verwüstet, die Kirche zum Viehstall und Schlachthof umgewandelt.

Von da warf sich der Feind nordwärts nach Dirschau zu, vor dessen Mauern er am 29. August sich lagerte. Mit vielem Landvolke, einem Haufen von Söldnern und Schiffskindern angefüllt erlag die Stadt einem furchtbaren Schicksale. Schon nach den ersten blutigen Gefechten unter ihren Mauern steckten einige Raubgesellen etliche Gebäude an der Stadtmauer in Brand. Ein gewaltiger Sturmwind trieb die Flammen in die Stadt hinein und hier jagte der Orkan sie schnell von Haus zu Haus; an Tilgung des ungeheuren Feuers war bald nicht mehr zu denken. Während das Flammenmeer von Minute zu Minute wuchs, stürzte Alles, Bewohner und Besatzung in wildem Angstgeschrei durch die Straßen hin und her, um dem Feuertode zu entfliehen. Allein die meisten der Fliehenden, welche die Stadtthore erbrochen, fielen dem Feinde in die Hände und wurden grausam ermordet oder gefangen hinweggeschleppt. Fast die ganze Stadt ging in Flammen auf; gegen zehntausend von den Einwohnern, der Besatzung und dem dahin geflüchteten Landvolke sollen an diesem furchtbaren Tage theils in der Feuergluth, theils unter dem feindlichen Schwerte umgekommen seyn. An dieser Metzelei vor Dirschau's Mauern hatte jedoch nur das Polnische Kriegsvolk Theil genommen. Die Blutgier der später herankommenden Hussiten war mit diesen Opfern noch nicht gesättigt. Unter den zehntausend Gefangenen, die im Polnischen Lager seufzten, befand sich

auch ein Haufe Böhmen, die während des Krieges zum Ordensheere übergegangen und in Dirschau gefangen genommen worden waren. Auf des Hussiten-Hauptmanns Verlangen wurden sie ihm ausgeliefert; er ließ einen gewaltigen Scheiterhaufen errichten, der von den Hussiten selbst angezündet ihre unglücklichen Brüder verzehren mußte, weil sie, wie der grausame Hauptmann erklärte, gegen die Polen gekämpft hätten, die gleiches Stammes mit ihnen seyen. Da ließ von gleicher Rachgier entflammt ein Polnischer Hauptmann einen Haufen tapferer gefangener Schiffskinder in eine hölzerne Verzäunung einsperren, diese rings mit Strauchwerk umgeben und darauf in Brand stecken. Als die Flamme aufloderte, durchbrachen die Unglücklichen die Verzäunung, wurden aber mit teufelischer Lust von den Polen in die Gluth zurückgetrieben oder niedergestoßen, bis der menschlichere Kastellan von Krakau Nikolaus von Michalow dem Gräuel ein Ende machte, indem er die Verschonten zu retten befahl. Schonender bewies sich der blutdürstige Feind gegen die in Dirschau gefangenen Frauen und Kinder; sie wurden sorgsam bewacht und dann in Freiheit gesetzt, um sie der Wollust des gemeinen Kriegers zu entziehen.

Nachdem der Feind dieses blutige Werk bei Dirschau vollbracht, stürmte er, von Danzigs Handelsschätzen gelockt, gegen diese Stadt heran und schlug am ersten Septbr. auf dem Bischofs- und Hagelsberg ein festes Lager auf, von dort aus Alles verwüstend und niederbrennend, was außerhalb der Stadtmauer lag. Die Stadt selbst aber ward unter dem Befehl des Komthurs von Christburg von der Besatzung, der wehrhaften Bürgerschaft und dem bewaffneten Schiffsvolke so tapfer vertheidigt und das schwere Geschütz auf Mauern und Thürmen war fort und fort in solcher Thätigkeit, daß es der Feind kaum wagen durfte, sich außerhalb seiner Schanzen in der Nähe der Stadt zu zeigen. Nachdem der Hussiten-Hauptmann Czapko vier Tage unter einzelnen Gefechten ohne Erfolg hingebracht, hob er die Belagerung auf, brannte rings umher die Dörfer nieder, drang bis ans Kloster Oliva vor, ließ es plündern und in Brand stecken und eilte dann gegen die See hinab, wo er bis Weichselmünde Alles vernichtete. Stolz rühmte er sich dort am Meeresufer: er habe in vollem Siegeslaufe sein Kriegsvolk bis ans Ende der

Erde geführt und nur das Meer habe seinen Eroberungen ein Ziel setzen können. Zweihundert vornehmen Polen ward am Meeresufer der Ritterschlag ertheilt, auch der Hussiten-Hauptmann Czapko selbst mit der Ritterwürde geschmückt. Die Hussiten füllten unter Jubel ihre Flaschen mit Seewasser, um es als Siegeszeichen nach Böhmen heim zu tragen.

Darauf wandten sich die feindlichen Heere zum Rückzuge, an Neuenburg und Schwez vorüberziehend bis hinauf vor die schwachbesetzte Burg Jeßnitz unfern von Bromberg. Dort begann man Unterhandlungen, während welcher jedoch das Polen- und Hussiten-Heer die Reihe seiner gottlosen Gräuel zuletzt noch damit endigte, daß es sich durch eine elende Verrätherei der genannten Burg bemächtigte, sie niederbrannte und den schimpflichsten Mord an ihrer Besatzung übte. Die Unterhandlungen, vom Ordensmarschall, der am rechten Weichsel-Ufer dem Feinde bis Rheden mit seinem Kriegsvolke nachgefolgt war, von dort aus eifrigst fortgesetzt, gediehen endlich am 13. September zum Abschlusse eines Waffenstillstandes, der bis Weihnachten dauern und während dessen ein Verhandlungstag zu Brzesc zum Vergleich eines ewigen Friedens gehalten werden sollte. Alle Anhänger beider Theile, also auch der Großfürst Sigismund von Litthauen, die Herzoge von Pommern und Masovien, Herzog Switrigal u. a. wurden in den Beifrieden mit eingeschlossen. Alles, was die Polen in der Neumark an Burgen und Häusern gewonnen, sollte bis zum Friedensschlusse in ihrem Besitz bleiben. Darauf zogen sich die Heere nach Böhmen und Polen zurück.

So war der wilde Sturm vor Preussen selbst vorübergezogen. Es war dem Hochmeister unmöglich gewesen, Pommerellen gegen den Feind zu schützen, denn ein Theil seiner Streitkräfte lag an der Gränze Masoviens, um dort die feindlichen Heerhaufen von Einfällen ins Ordensgebiet abzuwehren; ein anderer unter dem Komthur von Thorn mußte das Polnische Kriegsvolk im Dobrinerland vom Einbruch ins Kulmerland zurückhalten, denn auch dort drohte der Feind Tag für Tag mit einem feindlichen Einfall. Die Gefahr aber war hier um so größer, da der unzufriedene und mißmuthige Geist, der, wie früher erwähnt, unter dem Drucke der schweren Zeit gegen die Ordensherrschaft vornehmlich unter dem Adel im Kulmerlande erwacht war, sich

nun auch schon über das Gebiet von Osterode und weiter ins Land verbreitet hatte. Und wie die Landesritter und überhaupt der Landadel, so traten auch häufig schon die Abgeordneten der größern Städte den Anforderungen und Geboten des Ordens keck und kühn entgegen. Eine zur Deckung der Kriegskosten vom Hochmeister verlangte Abgabe von Lebensmitteln, eine s. g. Ziese wurde ihm von der Ritterschaft und den Städten geradezu verweigert. Der Ertrag einer dem Orden bewilligten Kopf- und Vermögenssteuer blieb an mehren Orten unter aller Erwartung, an andern war die Erhebung fast ganz erfolglos. Daher die drückende Geldnoth des Ordens, daher die Widerspänstigkeit, der Trotz und das eigenmächtige Verfahren der nie bezahlten Söldlinge. Das Bedenklichste aber und Gefahrvollste für den Orden war eben jener immer stärker aufwachende widersetzliche Geist des Adels und des Bürgerstandes, der schon jetzt durch kein Mittel mehr zu beschwichtigen war. Kaum ruhten durch den Beifrieden die Waffen, als im Kulmerlande die Ritterschaft, der Landadel und die vornehmsten Städte zu eigenen selbständigen Versammlungen zusammentraten und vom Hochmeister eine Tagfahrt verlangten, um ihm des Landes Gebrechen und ihre Wünsche und Forderungen vorzulegen. Der damalige Ordensmarschall Jost von Strupperg scheint es wohl verstanden zu haben, was die Erscheinung zu bedeuten habe und warnte daher den Hochmeister schon sehr ernstlich vor dem Geist, der sich im Kulmerlande kund that.

Wie unter diesen Verhältnissen der Hochmeister nach außenhin einen festen Frieden wünschen mußte, so hatte auch der König von Polen jetzt wichtige Gründe genug, um gegen den Orden in ein friedlicheres Verhältniß zu treten. Sein hohes Alter, die Verluste in seiner Kriegsmacht, der allgemeine Wunsch der Reichsgroßen und seines Volkes nach Friede und Ruhe, die schweren Leiden und Drangsale, die auch Polen durch die Raubsucht der in ihren Forderungen unbefriedigten Hussiten bei ihrem Rückzuge hatte erdulden müssen: dieß und anderes bewog den König, die Verhandlungen zum Abschlusse eines festen Friedens möglichst zu beschleunigen.

Als indeß in den letzten Tagen des Novembers die beiderseitigen Bevollmächtigten zu Brzesc zum Friedenswerke zusam-

menkamen, schien dieses dennoch nicht gelingen zu wollen. Es war unmöglich, eine völlige Ausgleichung der zahlreich erneuerten harten Klagen und Beschuldigungen der Polen gegen den Orden herbeizuführen; es kam daher nach vielen Verhandlungen vorerst nur zu einem neuen Beifrieden, der jedoch auf zwölf Jahre am 15. December (1433) zu Lanczìz abgeschlossen wurde. Es sollte indeß bald ein neuer Versuch zum Abschlusse eines festen Friedens gemacht werden. Während des Waffenstillstandes sollte jeder Theil im Besitze seiner Eroberungen bleiben. Der Orden versprach, jede Verbindung mit Herzog Switrigal aufzugeben, ihn ohne weiteres zu verlassen und niemals wieder gegen den König oder seine Nachfolger unterstützen zu wollen. Der König übernahm es, auch den Beitritt des Großfürsten Sigismund zum Beifrieden zu bewirken, sowie der Hochmeister den des Meisters von Livland. Außer einigen andern Bestimmungen über Auslieferung geflüchteter Verbrecher, freien Handelsverkehr u. dgl. ward endlich auch noch festgesetzt: es solle dieser Waffenstillstand auf keines Menschen Forderung, Ansinnen oder Befehl, selbst wenn solche vom Papste, dem Kaiser oder einem Concilium kämen, weder im Einzelnen noch im Ganzen irgendwie verletzt oder gebrochen werden; es sollten überdieß gegenseitige Versicherungsbriefe ausgestellt werden, nach welchen die Unterthanen des Theiles, der während des Waffenstillstandes den andern mit Krieg überziehen wollte, ihm darin nicht nur nicht Folge leisten, sondern vielmehr vom Eide der Treue und aller Unterthanenpflicht gänzlich entbunden seyn sollten.

So trat endlich eine Zeit der Ruhe ein. Der Römische König war bei seiner Kaiserkrönung in Rom auch aufs eifrigste bemüht gewesen, der Stimmung am päpstlichen Hofe eine für den Orden günstigere Richtung zu geben und es war ihm dieß in solchem Maaße gelungen, daß man die Polen dort überall öffentlich Ketzer und Meineidige schalt. Um so mehr stieg jetzt des Kaisers Unwille und Zorn über den Inhalt des erwähnten Beifriedens, denn er fand in der Bestimmung, daß selbst seine Einsprache gegen den ohne seine Zustimmung eingegangenen Frieden nicht beachtet werden sollte, nicht nur seine kaiserliche Majestät verletzt, sondern hielt es auch mit der Ehre und der eidlichen Zusicherung des Ordens unvereinbar, daß Herzog Switri-

gal im Frieden aufgegeben und ihm alle fernere Beihülfe versagt worden war. Er erließ daher sofort auch den Befehl, den schimpflichen Waffenstillstand wieder aufzukündigen. Allein der Hochmeister sowohl als seine Gebietiger und die Stände des Landes fanden es gegen Ehre und Gewissen, dem kaiserlichen Gebote Folge zu leisten.

Obgleich nun aber der Hochmeister seit dem Beginn des Jahres 1434 in jeder Weise bemüht war, den Bestimmungen des Beifriedens aufs gewissenhafteste nachzukommen, so fehlte es wie an den Gränzen Pommerns, so an denen Polens doch nicht an räuberischen Einfällen der dortigen Hauptleute ins Gebiet des Ordens, worüber er wiederholt bittere Klagen führte. Er eilte daher auch um so mehr, den Abschluß eines festen Friedens einzuleiten und sandte deshalb im Mai eine auserwählte Botschaft an den König, Männer, die in vorzüglichem Grade zur Abschließung eines so wichtigen Friedensgeschäfts geeignet schienen, an ihrer Spitze den Komthur von Thorn Vincenz von Wirsberg. Es ist ungewiß, ob die Gesandten den König noch am Leben gefunden. Er hatte sich, nachdem er in der letzten Zeit noch manche schmerzliche Demüthigung in seinem eigenen Reiche erfahren, in kalter, feuchter Abendluft auf einem seiner Höfe eine bedeutende Erkältung zugezogen, die seinen alten schwachen Körper in dem Maaße angriff, daß seine Kräfte seitdem immer mehr dahinschwanden. Er ließ sich ums Pfingstfest nach Grodeck bringen und da er, wie er selbst fühlte, dem Tode immer näher entgegen ging, versammelte er die Großen seines Reiches um sein Krankenlager, empfahl ihnen seinen erstgeborenen Sohn als Nachfolger auf dem Throne und verschied bald darauf in den Armen anwesender Geistlichen am 31. Mai des Jahres 1434.

Wie für Polen, so war auch für Preussen und für den Orden des Königes Tod ein großes Glück, wenn irgendwie der Tod eines Menschen dem letztern noch Glück bringen konnte. Die Waffen ruhten nun zwar, aber dieß gab dem Lande keinen wahren gedeihlichen innern Frieden. So sehr der Hochmeister zunächst auch bemüht war, vor allem in Pommerellen die schweren Wunden zu heilen, die die gottlose Vernichtungswuth der Hussiten dem dortigen Lande geschlagen hatte, so blieb doch in Preussen selbst der Zustand des Landes im höchsten Grade bekla-

genswerth; denn wenn gleich es der Hochmeister auch nicht an Gesetzen und Verordnungen fehlen ließ, welche theils strengere Sitte und Zucht im Volke, geregeltere Ordnung im Handel und Verkehr, theils Gerechtigkeit und Milde im Gerichtswesen zum Ziele hatten, so unterlag doch das Land im Verlaufe des Jahres 1434 einer Theuerung aller Bedürfnisse und einer so außerordentlichen Sterblichkeit, daß an ein frisches Aufleben und Gedeihen gar nicht zu denken war. Ueberdieß konnte es mit den Nachbarlanden nirgends zum festen Frieden kommen. In Litthauen dauerte der Krieg zwischen Switrigal und Sigismund noch immer fort; zwischen dem letztern und dem Orden trat nach des Polnischen Königes Tod wieder ein feindliches Verhältniß ein. Der Hochmeister verhieß und sandte Switrigal'n wieder neue Beihülfe. Der Kaiser und der Orden hatten sich zwar mittlerweile in ihrem Interesse gegen Polen verständigt; ersterer sicherte diesem auch seine kräftige Mitwirkung in der Friedenssache zu. Bei dem Mißtrauen aber, welches durch diese Stellung des Ordens zu Switrigal und dem Kaiser in dem neuen Könige von Polen Wladislav III. erwachte, konnte es zwischen seinen und des Ordens Bevollmächtigten auf keinem der wiederholt aufgenommenen Verhandlungstage zu einer völligen Ausgleichung kommen. Ueberdieß ward auch an den Pommerischen und Polnischen Gränzen trotz des bestehenden Beifriedens das alte Raub- und Plünderungswesen unter feindlichen Einfällen nach wie vor noch fortgesetzt; ja es scheint sogar, als habe der Hochmeister im Verlaufe des Jahres 1435, wahrscheinlich auf des Kaisers Antrieb, mit Polen wieder förmlich brechen wollen; er begann wirklich eine neue Kriegsrüstung; nur die höchst bedenkliche Stimmung im Kulmerland und die entschiedenste Erklärung der Ritterschaft und der vornehmsten Städte, daß sie dem Orden zu einem Kriege weder Beisteuer noch Kriegshülfe leisten würden, hielten die Waffen in Ruhe. Der Hochmeister erkannte auch bald, daß nur durch einen festen, vortheilhaften Frieden dem aufgeregten, verarmten Lande wieder innere Ruhe und Gedeihen zugebracht werden könne.

Nun geschah aber im September des Jahres 1435, daß Herzog Switrigal in einer blutigen Schlacht mit seinem Gegner völlig unterliegen mußte, sein Heer gänzlich aufgerieben wurde

und er selbst sich kaum noch durch die Flucht rettete. Es schien für ihn jetzt Alles verloren und der Hochmeister sah nun klar ein, daß er die Sache seines alten Verbündeten nicht wieder werde emporheben, viel weniger für die Dauer aufrecht halten können. Er war auch jetzt mehr als je fest entschlossen, sich völlig mit Polen auszugleichen und dem Frieden Opfer zu bringen. Der Kaiser, voll Unwillen und Zorn über die Wortbrüchigkeit der Polen, mit der sie gegen alle ihre Zusicherungen an den Ereignissen in Litthauen Theil genommen, ermunterte zwar den Hochmeister, gutes Muthes zu seyn und für die Zukunft erhebende Hoffnung zu fassen; er versprach ihm auch, sobald er in Böhmen als König anerkannt sey, seinen kräftigsten Beistand, um ihn dadurch zu bewegen, in den Verhandlungen mit den Polen keine zu große Nachgiebigkeit zu zeigen. Allein auf solche Zusicherungen konnte der Meister kein sonderliches Gewicht mehr legen, denn wie viel hatte seit Jahren schon der Kaiser versprochen, ohne jemals mit allem Ernst zur That zu schreiten!

Es konnte also der Einsicht des Hochmeisters jetzt nicht mehr entgehen, daß er sich selbst den Frieden erringen müsse, wenn er je seinem Lande zu Theil werden sollte. Entschlossen, Alles, was mit der Ehre des Ordens und der Pflicht seines Amtes verträglich dafür zu opfern, sandte er im December (1435) abermals eine Anzahl seiner Gebietiger, Prälaten und Sendboten aus allen Ständen, an ihrer Spitze den Oberstspittler Heinrich Reuß von Plauen, zu dem mit den Polen aufgenommenen Verhandlungstage zu Brzesc. Vier Wochen ward dort über die wichtigsten Friedenspunkte unterhandelt, bis endlich am Neujahrs-Abend 1435 ein ewiger Friede auf folgende Bedingungen zu Stande kam: Aller Streit zwischen dem Könige Wladislav von Polen, dem Großfürsten von Litthauen, den Herzogen von Stolpe und Masovien, dem Hochmeister und dem ganzen Orden soll fortan beigelegt und aller Schade abgethan und vergessen seyn. Das Bündniß des Ordens mit Switrigal soll ungültig und nichtig seyn, der Orden den Fürsten aufgeben und weder ihn noch irgend einen andern Großfürsten von Litthauen gegen Polen oder den jetzigen Großfürsten Sigismund jemals unterstützen. Wie der König, so soll der Hochmeister auf keines andern Anforderung, Befehl oder Ansinnen, selbst nicht auf das des Papstes,

des Kaisers, eines Königes oder einer Kirchenversammlung dem andern in irgend einer Weise entgegenhandeln oder irgendwie verletzen und selbst wenn der Kaiser oder seine Nachfolger den einen oder den andern mit Krieg überziehen würden, soll ihnen keiner gegen den andern Beistand leisten. Das Haus Nessau mit seinem Gebiete und einigen Dörfern, desgleichen Samaiten und Sudauen sollen auf ewige Zeit der Krone Polen, Pommerellen dagegen, Kulmer- und Michelauerland dem Orden verbleiben. Zwischen den Landen beider Fürsten soll Handel und Wandel völlig frei und ungehindert seyn. Alles flüchtige Volk, auch Diebe und Verbrecher sollen beiderseitig ausgeliefert werden und kein Fürst darf dem Feinde des andern den Durchzug durch sein Land erlauben. Alle Gefangenen sollen frei seyn und alle Ueberläufer in ihr Land zurückkehren und über ihr Eigenthum verfügen dürfen. Alle Abtrünnige vom Orden sollen aus des Königes Land vertrieben und forthin nicht mehr aufgenommen werden. Manche andere Bestimmungen betrafen die Feststellung der Gränzen zwischen Polen, der Neumark, den Herzogthümern Masovien und Stolpe und dem Ordensgebiete, andere die Handelszölle zwischen Polen und den Ordenslanden; der König verpflichtete sich keine neuen Zölle anzulegen und alle seit dem Frieden am Melno neuerhobenen abzustellen. Raub, Brand oder andere Missethaten der gegenseitigen Unterthanen sollten nicht als Verletzung des Friedens betrachtet und alle neu entstandenen Zwistigkeiten jährlich durch ein Gericht von zwei Komthuren und zwei Woiwoden zu Nessau und Thorn geschlichtet werden. Der Orden verhieß dem Könige die Summe von 9500 Ungerische Gulden zu zahlen. Der Deutschmeister sollte den Friedensschluß in Jahresfrist besiegeln; wofern er sich weigere und den Krieg gegen Polen fortsetze, sollte der Orden in Preussen und Livland ihm keinen Beistand leisten; geschehe dieses dennoch, so sollten alle seine Unterthanen von Eid und Pflicht so lange entbunden seyn, bis er den Frieden wieder halten werde. Endlich sollten der König und der Hochmeister, sowie alle ihre Nachfolger diesen Friedensschluß beschwören und auch die beiderseitigen Großen, Gebietiger, Prälaten und andere Unterthanen ihn von zehn zu zehn Jahren durch einen Eid von neuem bekräftigen und befestigen. Der Hochmeister und der König sprachen im Falle

eines Friedensbruches ihre Unterthanen von Pflicht und Gehorsam los.

So schien durch diesen Vertrag zu Brzesc das langersehnte Ziel eines festen Friedens erreicht, und dennoch ward auch dadurch für das Land keine gedeihliche Ruhe für seine innere Wohlfahrt gewonnen; nicht einmal die erwünschte Sicherheit für seine Unterthanen nach außenhin hatte der Hochmeister durch seine vielfachen Opfer errungen, denn an den Gränzen dauerten die Räubereien und feindlichen Einfälle in den ersten Monaten des Jahres 1436 immer noch fort. Ueberdieß traten der Vollführung der Friedensbestimmungen auch bald bedeutende Schwierigkeiten und Hemmungen entgegen. Schon die Zahlung der dem Könige und den Polnischen Bischöfen zugesagten Geldsummen brachte den Hochmeister in Bedrängniß, denn der dazu ausgeschriebene Schoß ward in mehren Gegenden, besonders im Kulmerland durchaus verweigert und doch war der Ordensschatz gänzlich erschöpft. Selbst wegen der Räumung von Nessau traten allerlei Bedenklichkeiten ein. Am schwierigsten aber war die Aufgabe, den Kaiser, die Ordensgebietiger in Deutschland, vor allen den Deutschmeister von der unbedingten Nothwendigkeit des Friedensschlusses und der dabei gebrachten Opfer zu überzeugen. Als eine Botschaft des Hochmeisters dem Kaiser zu Ofen den Inhalt des Friedens überbrachte, brach er voll heftigsten Zornes in die Worte aus: „Habt ihr auch des Macht gehabt? Nein, ihr habt des keine Macht. Wisset ihr denn nicht, daß ihr einen Obersten über euch habt? Ihr sollt es gewahr werden; wir wollen dazu thun, daß ihr wissen sollt, was das Römische Reich ist oder wir wollen unsern Hals darum geben.“ Vergebens machten die Sendboten ihm Vorstellungen und suchten ihn zu besänftigen; vergebens wandte sich der Meister an das Concilium von Basel und den Erzbischof von Köln, um durch sie eine Vermittlung einzuleiten; der Kaiser schien jetzt entschlossen, den Orden die ganze Fülle seines Zornes fühlen zu lassen. Eine Gesandtschaft, die der Meister zu einem vom Kaiser angeordneten Verhandlungstage zu Prag abfertigte, ward aus Mißtrauen in Polen aufgehalten und mußte zurückkehren. Es traten indeß bald mancherlei Umstände ein, die des Kaisers Zorn wieder mehr beschwichtigten. In Litthauen hob sich Switrigal's Glück in kur-

zem wieder mächtig empor, denn Sigismund hatte sich längst wie beim Volk, so bei den Großen durch sein grausames, übermüthiges Verfahren sehr verhaßt gemacht. Der König von Polen aber ließ ihn jetzt nicht nur ohne Hülfe, sondern reichte auch seinem Gegner Switrigal die Hand zum Frieden, den der Hochmeister bereitwillig vermittelte. Schon dieß hatte den Kaiser, der Switrigals Sache immer bisher emporzuhalten gesucht, gegen den Orden wieder geneigter gestimmt. Er nahm es aber ferner auch dem Hochmeister sehr hoch auf, daß dieser dem König Erich von Dänemark, als er im Jahre 1437 unerwartet in Danzig landete und sechs Wochen im Ordenslande, meist zu Marienburg verweilte, auf dessen Bitte um Schiffe und Kriegsvolk, so viel es ihm möglich war bereitwillig unterstützte, indem der Komthur von Danzig den König mit bewaffnetem Volk auf zwei Schiffen nach Gothland und Dänemark begleiten mußte. Hatte schon dieß beim Kaiser gegen den Orden wieder so günstige Gesinnungen erweckt, daß er ihm alle durch die Hussiten entrissenen Güter wieder zurückgeben ließ, so wirkte vorzüglich nun auch der berühmte, dem Orden immer sehr geneigte kaiserliche Kanzler Kaspar Slick auf Sigismund für den Orden günstig ein.

Nun suchte der Hochmeister auch beim Deutschmeister und den Gebietigern in Deutschland die Nothwendigkeit seines Friedens mit Polen zu rechtfertigen. Auch bei diesen fand er die Gemüther voll Zorn und Erbitterung. Kaum war ihnen der Inhalt des Friedens bekannt geworden, als eine Anzahl von Landkomthuren und Komthuren von einem Ordenskapitel zu Frankfurt aus in einem Schreiben dem Hochmeister die nachdrücklichsten Vorwürfe machten wegen der Nachtheile und des Schimpfes, die er dem Orden wie schon früher durch den Beifrieden, so nun vorzüglich auch durch den schmachvollen Friedensschluß mit Polen zugezogen habe. Sie hoben es besonders als schmachvoll und nachtheilig hervor, daß man im Frieden den Herzog Switrigal trotz des beschworenen Bündnisses mit ihm aufgegeben und in Beziehung auf den Papst, den Kaiser und das Reich erklärt habe, daß sie dem Hochmeister nicht zu gebieten hätten, gegen den Frieden zu handeln, und daß überdieß die Prälaten, die Ritterschaft und Städte des Ordens alles Gehorsams und

aller Eide entbunden seyn sollten, sofern der Hochmeister mit Polen wieder zu Krieg käme. Sie forderten daher diesen förmlich auf, Alles, was er im Friedensschlusse zugestanden, ohne weiteres zurückzunehmen. Der Meister suchte sich zwar durch eine ausführliche Auseinandersetzung der Verhältnisse, namentlich der Stellung und des Verhaltens des Kaisers gegen den Orden über alle seine Schritte zu rechtfertigen; er ließ zu dem Zweck durch einige der wichtigsten Gebietiger auch die Erklärung ausstellen: die Nichterfüllung der Versprechungen des Kaisers habe den Orden in solche Bedrängniß gebracht, daß er unter allen Umständen habe auf Friede denken müssen.

Dieß Alles aber hatte keinen Erfolg. Der Deutschmeister Eberhard von Saunsheim ließ sich vielmehr in einem großen Ordenskapitel den Auftrag ertheilen: den Hochmeister kraft der durch die Statuten Werners von Orseln ihm verliehenen Macht und nach den Gesetzen des Ordens wegen seiner unordentlichen und unredlichen Verwaltung ernstlich zu ermahnen und zur Abstellung seines gesetz- und ordnungswidrigen Verfahrens und Handelns aufzufordern. Dieß geschah auch. Der Hochmeister wies zwar die Aechtheit und Gültigkeit der Statuten Werners von Orseln, da das Ordensbuch sie nicht enthalte, und somit auch die angemaßte Befugniß des Deutschmeisters zu einer solchen Mahnung und Warnung ohne weiteres zurück und erklärte zugleich, daß er den beschworenen Frieden in keinem Punkte ändern oder überhaupt aufkündigen werde. Allein der Deutschmeister ließ sich jetzt durch das Ordenskapitel bevollmächtigen, nach Ausweis der Gesetze seine Schritte weiter zu verfolgen. Nachdem er beim Kaiser, in dessen hoher Gunst er stand, eine Bestätigung der erwähnten Statuten ausgewirkt, lud er kraft derselben den Hochmeister in ein allgemeines Ordenskapitel nach Mergentheim zur Verantwortung über mehre in dem Friedensschlusse enthaltenen Artikel vor, mit der kühnen Drohung, daß man sein Nichterscheinen als Ungehorsam betrachten und dann das Weitere nach Ausweis der Ordensregeln und der erwähnten Statute und Gesetze gegen ihn vollführen werde. Die Sprache aber, welche sich der Deutschmeister in seinem Schreiben erlaubte, die Vorwürfe von Unredlichkeit in der Verwaltung, von Vergehungen gegen Kirche und Reich, von Verletzung der Ehre und Wohlfahrt des Ordens, von

Gesetzwidrigkeiten in des Hochmeisters Handlungen, von Meineid und Ungehorsam gegen die Ordensregeln, dessen dieser beschuldigt wurde, Alles ließ, wenn Paul von Rußdorf der Vorladung folgte, kaum etwas anderes erwarten, als eine schimpfliche Absetzung von seinem Meisteramte und das traurigste Loos in seinen letzten Lebenstagen. Aber es war nicht minder zu fürchten, daß bei seinem Nichterscheinen vom Deutschmeister irgend ein bedeutsamer Schritt gegen ihn geschehen werde; denn es kam die Nachricht hinzu, daß der Kaiser den Plan hege, beim Papst und dem Concilium wo möglich zu bewirken, daß der Orden in Preussen gänzlich aufgehoben und an die Gränze der Türkei versetzt werde, weil er hier seiner ursprünglichen Bestimmung näher kommen und Preussen füglicher an andere Herren vertheilt werden könne.

Diese letztere Gefahr indeß beseitigte schon gegen Ende des Jahres 1437 Sigismunds Tod, der unter den damals obwaltenden Umständen für den Orden allerdings als ein Glück gelten mochte, denn offenbar war vorzüglich mit durch des Kaisers Schuld der Hochmeister in die verzweifelte und bedrängte Lage gekommen, wie dieser auch selbst wiederholt erklärte. Ueberdieß lag aller Zuneigung des Kaisers zum Orden vornehmlich nur sein Groll gegen den König von Polen zum Grunde. Um so hoffnungsvoller begrüßte der Hochmeister den neuen Röm. König Albrecht von Oesterreich mit den freudigsten Aeußerungen über seine Thronerhebung und mit einem Geschenke von zwei seiner besten Rosse, sowie die Königin Elisabeth mit einem prächtigen Bernstein-Paternoster. Der Kanzler Kaspar Slick aber ward schon im voraus ersucht, den Orden in Preussen zu verantworten, sofern der Deutschmeister mit seinen Klagen gegen ihn beim neuen Könige auftreten werde.

Gegen den Deutschmeister mußte aber jetzt irgend ein bedeutsamer, ernster Schritt geschehen, zumal da der Bischof von Ermland mit dem Zeugnisse hervortrat, daß er die Statuten Werners von Orseln wirklich gesehen habe, und also an ihrem Daseyn nicht mehr zu zweifeln war. Der Hochmeister schlug zuerst den Weg einer friedlichen Ausgleichung ein; er lud den Deutschmeister zu einem General-Kapitel nach Preussen ein, wo in friedlicher Berathung erwogen werden sollte, wie die Zwie-

tracht im Orden ausgeglichen und durch eine gründliche Verbesserung aller Mängel und Gebrechen den Forderungen Genüge geleistet werden könne. Dabei ließen ihm aber die Gebietiger in Preussen zugleich erklären: sie würden, wenn er der Einladung zum Kapitel nicht folge, darin seinen Ungehorsam und seine, nicht des Hochmeisters Schuld an dem Unfrieden im Orden erkennen und dann auch um so treuer und fester sich an das Oberhaupt des Ordens anschließen. Da trotz dem aber der Deutschmeister erwiederte: er werde nicht nach Preussen kommen, es bleibe bei dem Beschlusse, nach welchem er kraft der Macht seines Amtes den Hochmeister auf ein Kapitel vorgeladen habe und solchem Beschlusse müsse dieser Folge leisten, so berief der Hochmeister um Ostern des J. 1438 im Haupthause ein Kapitel seiner wichtigsten Gebietiger, wo nach gemeinsamen Rath und Beschluß der Deutschmeister wegen seines Ungehorsams seines Amtes entsetzt wurde. Jener indeß täuschte sich, wenn er glaubte, durch diesen Schritt dem zu Mergentheim anberaumten Ordenskapitel entgegen zu wirken, denn es fand nicht nur bei sehr zahlreicher Versammlung der Gebietiger Statt, sondern die Satzungen Werners von Orseln wurden auch in voller Kraft und Gültigkeit anerkannt und der Hochmeister öffentlich des Eidbruches und einer Menge anderer Vergehungen und Gesetzwidrigkeiten angeklagt.

Also standen nun nicht mehr bloß der Hochmeister und der Deutschmeister, sondern sämmtliche Gebietiger in Preussen und Deutschland in Zwietracht gegen einander da. Mittlerweile war auch unter den Gebietigern in Livland nach dem Tode des dortigen Meisters Heinrich von Buckenvorde Zwiespalt und Feindschaft erwacht, indem die Rheinländer im Orden den Vogt von Jerwen Heinrich von Nothleben, die Westphalen dagegen den Vogt von Wenden Heidenreich Finke von Overberg zum neuen Meister erkoren und keine Partei der andern nachgeben mochte, selbst nachdem der Hochmeister dem Erstern seine Bestätigung ertheilt hatte. Die Spaltung war um so bedenklicher, da man besorgte, die Unzufriedenen würden mit dem Deutschmeister gegen den Orden in Preussen gemeinschaftliche Sache machen, denn eine Aufforderung dazu hatte der Deutschmeister schon an den

verstorbenen Meister von Livland erlassen, war aber von diesem zurückgewiesen worden.

So in sich in Parteien zerrissen stand jetzt der Orden in einer Zeit da, wo zu seiner und seines Landes innerer Erkräftigung nichts mehr als Eintracht und friedliches Zusammenwirken nach Einem Ziele hin nothwendig gewesen wäre. Es war ohne Beispiel in seiner Geschichte, daß ein Deutschmeister den Hochmeister, dieser wieder den Deutschmeister des Amtes entsetzte und Livland zu gleicher Zeit ohne einen allgemein anerkannten Meister dastand. Dazu kam noch, daß auch mit den Nachbarfürsten noch keineswegs alle Mißverhältnisse ausgeglichen waren. Mit dem Großfürsten von Litthauen stand der Hochmeister noch fort und fort in ärgerlichen Verhandlungen wegen Auslösung der Gefangenen; mit den Herzogen von Masovien stritt man über Gränzverhältnisse; mit Polen erweckte das alte, tiefeingewurzelte Mißtrauen immer wieder neuen Zwist, bald über Handelsverhältnisse und den Verkehr beider Länder, bald über Mißhandlungen der Unterthanen. Auch mit dem Markgrafen von Brandenburg entspannen sich neue Streithändel zuerst über einen Raubeinfall in die Neumark, dann über den Aufbau einer Befestigung dem markgräflichen Schlosse Santoch gegenüber, Ereignisse, die nur bei dem gegenseitigen Mißtrauen eine gewisse Wichtigkeit erhalten konnten.

Der Blick auf Preussens innere Verhältnisse war um nichts erfreulicher. Die Finanzen des Ordens brachten in ihrer großen Unordnung den Hochmeister oft in die schrecklichsten Bedrängnisse. Schon im J. 1436 mußte bei der gänzlichen Erschöpfung des Ordenschatzes wieder zu dem alten Mittel eines außerordentlichen Schosses gegriffen werden; allein manche Gebiete Preussens waren so verarmt, daß das Landvolk weder Schoß noch Zins zahlen konnte; in andern stellte sich auch jetzt wieder den Anforderungen der Herrschaft der Landadel hinderlich entgegen, so namentlich in Ermland. Auf einer Tagfahrt zu Elbing erklärte sich zwar eine Anzahl von Gebieten zur Leistung eines Schosses bereitwillig; wie aber das Gebiet von Osterode durch seinen Bevollmächtigten die Höhe desselben selbst bestimmte, so folgten hierin auch die übrigen, so daß es nicht mehr dem Meister und den Gebietigern zugestanden ward, den Betrag des Schosses

selbst vorzuschreiben. Mißmuth und Unzufriedenheit im ganzen Lande waren schon so hoch gestiegen, daß dem Hochmeister fast Tag für Tag neue Beweise entgegentraten, wie sehr bereits das Vertrauen zur Landesherrschaft gesunken sey. Im Kulmerland kam im Sommer des Jahres 1438 eine Zeitlang Alles in Gährung und Bewegung, als sich dort das Gerücht verbreitete: der Ordensmarschall sey mit bewaffneter Macht im Anzuge, um eine Versammlung des Landadels zur Berathung über gewisse Anforderungen der Herrschaft auseinander zu treiben. Alle flüchteten eiligst nach Thorn und Kulm, um da die Bürger zu ihrer Rettung aufzurufen und es wurden bereits ernstliche Maaßregeln ergriffen, bis sich das Gerücht als nichtig erwies.

Offenbar hatte auf die zunehmende unzufriedene und mißtrauische Stimmung im Lande die innere Spaltung und Zerrissenheit im Orden den bedeutendsten Einfluß, weshalb der Hochmeister auch alle möglichen Mittel aufbot, um den Streit mit dem Deutschmeister und die Parteiung in Livland auf irgend eine Weise beizulegen und auszugleichen. Allein es fruchtete nichts, daß auf seinen Antrieb der Papst Eugenius IV. dem Deutschmeister in mehren Bullen seine Mißbilligung über sein Verfahren gegen den Hochmeister zu erkennen gab und in ernster, nachdrücklicher Sprache zu Friede und Versöhnung ermahnte; der Deutschmeister behauptete keck, die Bullen seyen erschlichen und ohne des Papstes Wissen ausgefertigt; es fruchtete eben so wenig, daß man ein General-Kapitel in Preussen vorschlug, um daselbst eine Ausgleichung einzuleiten, denn der Deutschmeister fand den ihm zugesandten Geleitsbrief ungenügend und selbst auch seine Ehre verletzend, weil ihn der Hochmeister darin als abgesetzten Gebietiger von Deutschland bezeichnet hatte. Endlich räumte man auch dieses Hinderniß hinweg; es fand im Anfange des Jahres 1439 zwischen dem Bischofe von Ermland, dem Landkomthur von Elsaß Ludwig von Lanse und mehren andern Bevollmächtigten des Hochmeisters und dem Deutschmeister ein Verhandlungstag zu Frankfurt an der Oder Statt. Man gestand dort diesem, um ihn zu bewegen, zu einem General-Kapitel nach Preussen zu kommen, Alles zu, was er nur irgend verlangte: völlig sicheres, freies Geleit unter allen möglichen Bürgschaften, den Amtstitel eines Deutschmeisters und selbst

auch die Forderung, daß er im General-Kapitel völlig frank und frei reden dürfe. Dessenungeachtet suchte er immer neue Ausflüchte und ließ sich endlich nur zur Annahme eines neuen Tages zum Sunde bewegen, wo zuerst durch vier Gebietiger und einige Gelehrte aus Preussen der Livländische Streit und dann auch der zwischen dem Hochmeister und Deutschmeister geschlichtet werden sollte.

Dieser Tag zum Sunde fand darauf im Juni des Jahres 1439 auch wirklich Statt; es erschienen dort der Deutschmeister, vier seiner Gebietiger und zwei Gelehrte, auch mehre Bevollmächtigte aus Livland und von Seiten des Hochmeisters der Oberstspittler Heinrich Reuß von Plauen, der Oberst-Trapier Walther von Kirschkorb, der Komthur von Thorn Konrad von Erlichshausen, der edle Ritter Hans von Baisen und mehre andere. Der Ordens-Spittler schlug zuerst als Bedingungen zur Ausgleichung vor: es solle sich im ganzen Orden darin Freundschaft und Eintracht bekunden, daß Alle den jetzigen Hochmeister für ihr Haupt und ihren Obersten halten und anerkennen sollten; in solcher Eintracht solle man sich dann auch über ein Haupt in Livland vereinigen; es solle mit Eintracht eine Reformation und ein Regiment angeordnet und Alles, was sträflich, schädlich und unbillig in Preussen, Deutschland oder Livland erfunden werde, zu des Ordens Wohlfahrt abgethan werden nach des Ordens Regel und Herkommen; es solle, um alle Gebrechen und Unbill kennen zu lernen, eine Visitation nach des Ordens Gewohnheit durch alle Theile des Ordens Statt finden; man solle sich endlich über ein General-Kapitel vereinigen, damit auf diesem der Hochmeister, die Meister von Deutschland und Livland und wer sonst dazu gehöre, das Sträfliche und Untaugliche abthun und bessern könnten. Dann schlug der Ordens-Spittler ein vom Hochmeister und dem Deutschmeister zu ernennendes Schiedsgericht vor, welches theils über die streitigen Statuten Werners von Orseln erkennen, theils auch einen Meister von Livland bestellen und überhaupt alle Zwietracht und Spaltung im Orden nach bester Erkenntniß hinlegen und beschwichtigen sollte. Der Deutschmeister aber, diesen Vorschlag verwerfend, verlangte, wenn eine Ausgleichung auf gütliche Weise nicht möglich sey, eine Entscheidung auf dem Wege des

Rechts. Dagegen erklärten sich wieder die Abgeordneten des Hochmeisters; eben so wenig wollten sie ein aus Fremden, Fürsten, Bischöfen, geistlichen und weltlichen Doctoren gebildetes Schiedsgericht gelten lassen. Kurz man konnte sich über nichts vereinigen. Voll Erbitterung über seiner Gegner hartnäckigen Widerspruch verließ endlich der Deutschmeister den Verhandlungstag, und kaum hatte er nach seiner Heimkehr die Nachricht erhalten, daß in den letzten Tagen des Juni der Papst Eugenius IV., den er immer noch gescheut, im Concilium zu Basel seines Amtes entsetzt worden sey, als er nun den längst beschlossenen Schritt that: er erklärte in einem offenen Schreiben an alle Gebietiger Deutschlands das Hochmeister-Amt für erledigt, sich selbst nach des Ordens Regel zum Statthalter und rechtfertigte sein Verfahren zugleich auch in einem Schreiben an die Deutschen Fürsten durch des Hochmeisters und dessen Rathgeber schlechtes Regiment, durch die ihm in den erwähnten Statuten zugestandene Gewalt, durch den fruchtlosen Erfolg aller seiner an den Hochmeister erlassenen Warnungen und Ermahnungen u. s. w.

Dieser kühne Schritt des Deutschmeisters machte gewaltiges Aufsehen. Um so mehr hielt sich jetzt das Concilium zu Basel für berufen, mit Nachdruck in den ärgerlichen Streit einzugreifen. In einem ernsten Schreiben zu Friede und Eintracht ermahnend forderte es unter Androhung des Bannfluches den Hochmeister und die obersten Gebietiger in Deutschland und Livland auf, binnen bestimmter Frist entweder in Person oder durch bevollmächtigte Sachwalter im Concilium zu erscheinen und ihm ihre Streitpunkte zur Entscheidung auf dem Wege des gütlichen Vergleiches oder des Rechts vorzulegen. Um die nämliche Zeit erließ aber der Hochmeister auf den Rath des Erzbischofs von Köln ein offenes Schreiben an alle Gebietiger, Komthure und Ordensbrüder in Deutschland, worin er das ganze gesetz- und ordnungswidrige Verfahren des Deutschmeisters gründlich und bündig auseinander setzte. „Bruder Eberhard von Saunsheim, der alte Gebietiger zu Deutschland, hieß es darin, zieht gewisse Schriften hervor, die er Statuten oder Gesetze nennt, die, falsch, unrecht und erdichtet, ein Hochmeister Herr Werner von Orseln wohl vor hundert und zehn Jahren in einem großen Kapitel zu Marienburg gemacht haben soll. Das streitet aber wider des

Ordens altes Herkommen, Gewohnheit und auch wider das Ordensbuch; denn es ist immer unseres Ordens Gewohnheit gewesen, daß man Gesetze, in einem großen Kapitel gemacht, in unser Ordensbuch zu schreiben pflegte, auf daß man sie in Kapiteln, die man täglich hält, den Brüdern vorlesen möge. Das ist mit diesen Schriften, die er Statuten nennt, nicht geschehen; sie werden in unserem Ordensbuche nicht gefunden; nie hat ein Mensch von ihnen etwas vernommen, wiewohl man doch jenes Meisters übrigen Gesetze in unsern Ordensbüchern wohl findet. Hätte der Bruder Eberhard solche Schriften früher gehabt, er hätte sie wohl hervorgezogen, als er uns half zum Hochmeister erwählen; sie wären so lange nicht verhalten worden. Er hat sie vom Concilium und dem Kaiser heimlich und hinter unserem Rücken bestätigen lassen; welche Kraft aber solche Bestätigung habe, wird sich zu seiner Zeit wohl finden. Ihr alle und ein jeglicher sollet erkennen, daß wir zu Friede und Versöhnung nicht mehr thun konnten, als was wir gethan. Obgleich nun Bruder Eberhard mit Erdichtung und Unrecht vorgiebt, das Hochmeister-Amt sey erledigt, und er sich Statthalter des Meisters nennt, mit einer Gewalt und Macht, die er sich mit Unrecht, wider Gott, Gehorsam und seiner Seele Seligkeit anmaßet, so wissen wir doch, daß wir noch Hochmeister sind und er es dazu auch nimmer bringen soll, daß er uns entsetze. Weil er aber ungehorsam und seines Amtes mit Recht entlassen ist, so befehlen wir euch allen aufs ernstlichste bei dem Gehorsam, den ihr vor allem Gott, uns und unserem Orden schuldig seyd, und bei euerer Seelen Seligkeit, daß ihr ihm nicht ferner gehorchet, sondern euch so lange zu uns wendet, bis wir euch einen andern Gebietiger in Deutschland geben werden. Was ihr thun und lassen wollet, das thut uns kund, auf daß wir uns darnach zu richten wissen."

Dieses ernste Wort des Hochmeisters hatte die wichtige Folge, daß sich mehre der bedeutendsten Balleien Deutschlands wieder in seinen Gehorsam gaben. Nicht so in Livland. Dort galt der Hochmeister als seines Amtes entsetzt und der Meister von Deutschland als Statthalter bis zum großen Kapitel. Auf einem Tage zu Riga, wo außer den dortigen Ordensgebietigern auch die Prälaten, die Ritterschaft und Abgeordnete der Städte

erschienen, ward nun der bisherige Statthalter Heidenreich Finke von Overberg als Meister von Livland anerkannt und empfing sofort im ganzen Lande die Huldigung, während sein Gegner Heinrich von Nothleben als Vogt nach Rossitten versetzt wurde. So ward auch hier nach jahrelangem Widerstreit die Macht des Gesetzes zerbrochen und des Hochmeisters Auctorität darniedergetreten.

In solch heilloser Zwietracht stand der Orden nun schon da und so weit war dieser ärgerliche Streit seiner Häupter fortgeführt, als jetzt auch sein verderblicher Einfluß auf die innern Verhältnisse Preussens mehr und mehr hervortrat. Der entzündbare Stoff in der unzufriedenen Stimmung des Volkes und der längst erwachte Mißmuth der Gemüther waren im Verlauf des Jahres 1439 auch noch durch manches zufällige Unglück gesteigert worden. Ein Durchbruch des Weichsel-Stromes hatte Meilenweit Dörfer und Felder verwüstet und versandet; dann raffte im Sommer und Herbst eine schreckliche Pestseuche im ganzen Lande eine unzählige Menge von Menschen hin. Die Armuth des Landvolkes stieg mit jedem Tage; auch keine von den großen Städten erfreute sich mehr des schönen Gedeihens und der frischen Blüthe, wie vor zwanzig und dreißig Jahren. Die Armuth und das Elend erzeugten nicht selten, zumal in den Städten Trotz und Widersetzlichkeit gegen des Meisters Befehle. Wie in Kreuzburg der Bürgermeister und der gesammte Rath wegen Widerspänstigkeit ins Gefängniß geworfen werden mußte, so ähnliches in andern Städten. Selbst manche Gesetze, wozu man sich genöthigt sah, sind Zeugen von dem im Lande herrschenden Geiste; so mußte jetzt der Hochmeister durchs ganze Land das Gebot erlassen: sofern fortan jemand den Hochmeister mit Schmähungen oder sonstigen böswilligen Reden verletzen oder auch ein Ordensgebietiger die Ritter und Städte in solcher Weise beleidigen werde, so solle er mit Nachdruck bestraft werden, damit andern ein Beispiel gegeben und Zwietracht beseitigt werde. Solche Gesetze aber, an sich schon dadurch traurige Erscheinungen, daß man sie nothwendig fand, konnten doch den Wurm nicht tilgen, der im Innern der Gemüther fraß.

Da traten im Sommer des Jahres 1439 zuerst mehre Bevollmächtigte der großen Städte auf einer Tagfahrt zu Elbing

zur Berathung über des Landes traurige Lage und die Bedrängnisse seiner Bewohner zusammen. Sie ersuchten den Hochmeister um Aufrechthaltung ihrer Rechte und Privilegien und um Abstellung des Pfundzolles und der in seiner Zeit erst neu auferlegten Zölle, weil man darin eine Hauptursache der zunehmenden Verarmung der Städte erkannte. Der Meister aber, statt auf die Bitte einzugehen, entgegnete: wie sie ihre Rechte und Freiheiten hätten, so habe auch er seine kaiserlichen Briefe und Privilegien; entstehe Streit darüber, so müsse zwischen ihnen ein Richter entscheiden; er werde nach dem Rechte handeln, nur möge man ihm nicht zu nahe treten; den Pfundzoll aber hoffe er mit Recht zu behalten. Die Antwort war kalt und gemessen genug, um zu erbittern, statt zu begütigen. Darauf legte man dem Hochmeister eine Menge von Klagen vor über die Ausschließung der Lande und Städte vom gemeinen Gerichte, über angemaßte Vorrechte der Ordensbeamten im Handel, über die zu ausgedehnte Duldung fremder Kaufleute in den Städten, über Aenderung der Landesmünze und mehre andere Gebrechen des Landes; man fügte gewisse Satzungen und Bestimmungen hinzu, die in die Landeswillkühr aufgenommen, den gerügten Uebeln abhelfen sollten. Die meisten von diesen aber wurden vom Meister ohne weiteres als unzulässig zurückgewiesen und die Beschwerden fanden keine Abhülfe. Die Folge war, daß sich jetzt, als man sah, wie der Orden seine verarmenden Städte behandelte, ein großer Theil des Landadels, Ritter und Knechte, besonders im Kulmerland, durch gemeinsames Interesse und gleiche Beschwerden bewogen, den Städten enger anschlossen. Der erste Schritt hiezu geschah schon auf dem Tage zu Elbing, denn dort schon gelobten Ritter und Knechte des Kulmischen Landes den Städten, „daß sie ihnen fortan getreulich beiständig seyn wollten in ihren Geschäften, die sie gegen den Hochmeister zu thun hätten, als in Freiheiten, Privilegien und allen rechtfertigen Sachen." An die Kulmische Ritterschaft aber schloß sich auch schon die Christburgische an.

Gegen Ende des Jahres 1439 traten die Unzufriedenen aus der Ritterschaft des Kulmerlandes mit den Sendboten mehrer Städte zu Kulm abermals zu einem Tage zusammen. Mehr als je ward da die Stimme klagend laut über das unheilvolle

Zerwürfniß im Orden selbst, über die Knechtschaft, Bedrückung, den Uebermuth und die Ungerechtigkeiten, unter denen das Land, bedrückt von einer muthwilligen und tyrannischen Herrschaft, jetzt seufze; alle murrten über die Gewaltthaten, die je länger je mehr an Rittern und Knechten, Bürgern und Landleuten, selbst an Frauen und Jungfrauen von den hoffärtigen Ordensrittern ohne Scheu verübt würden. Der Ingrimm und die Erbitterung über den Druck und die Frevel der Ordensherrschaft brachen vorerst nur noch in starken, stürmischen Reden aus; aber diese Reden schlugen wie Blitze in die Gemüther ein, zündeten und verbreiteten die Flammen des Zorns und Grimms gegen den Orden immer weiter. „Fürwahr es taugt nicht, sprach man auf dem Tage zu Kulm, daß wir länger stille sitzen und schweigen, sondern es will vonnöthen seyn, daß wir bedenken und berathen, wie wir solch unleidliches Joch von unserm und unserer Nachkommen Nacken schütteln.“

So begann das Jahr 1440 unter fortwährenden Tagfahrten und Berathungen zunächst der Ritterschaft Kulmerlandes mit den Städten Kulm und Thorn; man schloß sich enger an einander; man verstand sich immer mehr im gemeinsamen Interesse. Ob der alte Bund der Eidechsen-Ritter, der auch jetzt noch bestand, in die Verhältnisse besonders thätig mit eingewirkt habe, wird zwar nicht ausdrücklich erwähnt; höchstwahrscheinlich aber führte sein Daseyn und sein Zweck von selbst schon zum Gedanken eines engern Bundesvereins, um die Kräfte der Einzelnen zur Abwehr ungerechten Druckes und zur Erreichung gerechter Ansprüche und Wünsche wirksamer zusammenzufassen; und dieser Gedanke ging bald über die Gränzen des Kulmerlandes hinaus und fand auch Anklang in den nächsten Landschaften. Man kam daher auf einer neuen Tagfahrt zu Elbing überein: es solle ein Bund geschlossen werden zur Abwehr alles Unrechts, alles Druckes und aller Gewalt, die von den Herren des Landes an den Städten und Landesbewohnern verübt würden; man wolle bestimmen, in welcher Weise Einer dem Andern Beistand leisten solle in allen rechtfertigen Sachen. Darüber solle zunächst der Rath jeglicher Stadt sich mit seiner Gemeine berathen und dann das Weitere auf nächster Tagfahrt beschlossen werden.

Diese fand auch bald darauf zu Elbing Statt. Man beschloß dort, die Wünsche und Bitten des Landes in einigen Hauptpunkten zusammenzufassen, sie dem Meister vorzulegen und ihn um Abhülfe der gerügten Gebrechen zu ersuchen. Die Stände baten erstens um ein jährliches gemeines Gericht, wie es vordem vom Hochmeister und den Ständen auch eingerichtet und begonnen sey, wo jedermann seine Beschwerden vorbringen, der Lande Gebrechen und Mängel geprüft und abgestellt und die Landesverwaltung verbessert werden könne. Sie baten zweitens, daß jeder bei seinen Privilegien, Freiheiten und Rechtsgewohnheiten gelassen, Zölle und andere erst unter diesem Meister ohne der Stände Zustimmung dem Lande aufgebürdeten Lasten aufgehoben und dem Lande die Freiheiten und Gerechtsame gehalten würden, die der Meister bei seiner Wahl gefunden, zu erhalten versprochen und auf die man ihm gehuldigt habe. Sie verlangten drittens, daß die Abgabe in den Mühlen nicht erhöht und der Mühlenzwang aufgehoben werde, daß viertens jedem der Verkauf von Getreide und andern Erzeugnissen überallhin freistehe und daß fünftens der Meister dem ausgedehnten, ungewöhnlichen Handel und Verkehr der Ordensbeamten, wodurch dem Kaufmanne und Bürger in seinem Gewerbe so großer Schaden und Verlust entstehe, Einhalt thun möge.

Die Antworten des Hochmeisters auf diese Bitten waren abermals theils abschlägig und zurückweisend, theils unentschieden. Er ließ den Ständen wiederum kalt und kurz erwiedern: „Wie ihr euere Privilegien habt, so haben auch wir die unsrigen. Wir wollen zur Zeit sie vorbringen; wozu ihr dann Recht habt, dabei werden wir euch lassen.“ Auf die erbetene Abstellung des Pfundzolles ließ sich der Meister gar nicht ein, es übel nehmend, daß man ihn damit von neuem belästige. Die Stände baten endlich um eine baldige neue Tagfahrt zu weiterer Berathung über des Landes Gebrechen. Da der Meister sie aber verweigerte, so faßten sie nach Berathung den Beschluß: Weil der Hochmeister in kurzem keinen Tag bewilligen wolle, so müßten sie selbst früher aus eigener Macht einen solchen setzen.

Mittlerweile war auch im Orden in Preussen selbst Zwietracht und Zerwürfniß schon bis ins Innere der Konvente eingedrungen und der arge, feindselige Geist, der wie ein krebsar-

tiges Geschwür bisher nur an den äußeren Theilen des Ordenskörpers genagt und gezehrt, hatte sich bereits ins Herz des Ordens selbst eingeschlichen. Der Grund des innern Unfriedens aber und der sittlichen Gesunkenheit eines großen Theils der Ordensritter lag vornehmlich in dem Mangel an Achtung gegen Regel und Gesetz, aber zum Theil auch in der Leichtfertigkeit, mit der man seit längerer Zeit bei der Aufnahme neuer Ordensbrüder verfahren war. Ohne die Strenge des Gesetzes zu achten, ließ man häufig, besonders aus Schwaben, Baiern und Franken ungeprüft junge, unerfahrene, weltlustige Menschen zu, die den Orden als eine vornehme Verpflegungsanstalt des Adels betrachtend in ihm nur ihren Unterhalt suchten, die keine Leidenschaft zu zügeln und ihrem Ehrgeiz, ihrer Habsucht und ihrem Hochmuth keine Gränze zu setzen wußten. Das alte, strenge Ordensgesetz ward ihnen dann bald eine beschwerliche Fessel, die ernste Zucht und eingezogene Lebensweise eine unerträgliche Last, der sie sich bei jeder Gelegenheit möglichst zu entledigen suchten. Daher in dieser Zeit die häufigen Klagen der Komthure über unfolgsame, untäugliche Konventsbrüder, daher das häufige Entweichen abtrünniger Ordensritter.

Je mehr aber der Geist des Ungehorsams gegen das Gesetz und zuchtlose Sitte im Orden herrschend wurden, desto leichter wußten sich Menschen solches Geistes geltend zu machen und drängten sich je mehr und mehr auch in die Komthur- und andere Ordensämter ein: daher das Sprüchlein entstand:

Es mag hier niemand ein Gebietiger seyn,
Er sei denn Baier, Schwabe oder Frankelein.

So ging bald auch durch den Orden in Preussen eine unheilvolle Spaltung und Parteiung zwischen den Oberdeutschen, Baiern, Schwaben und Franken, und den Niederdeutschen, den Westphalen, Sachsen und Rheinländern und man fand selten noch einen Konvent in den größern Ordenshäusern, in dem nicht Haß, Zwietracht und Parteisucht herrschten. Im Konvent zu Elbing war eine Zeitlang fast alle gesetzliche Ordnung aufgelöst; der Kellermeister von Wallenrod und der gemeine Konventsbruder Hans von Horsbach, an der Spitze der dortigen jüngern Ordensritter, schrieben vor, was Regel und Gesetz seyn sollte. In den Häusern zu Königsberg, Balga und Brandenburg war die

Spaltung schon so arg, daß das Ansehen der Komthure kaum noch irgend beachtet wurde und die Parteien schon ihre besondere Versammlungen und Berathungen hielten.

Der Hochmeister aber war durch Alter und Sorgen schon viel zu sehr gebeugt und niedergedrückt, sein Ansehen durch die ärgerlichen Fehden mit dem Meister von Deutschland und den Livländern auch unter den Ordensbrüdern in Preussen viel zu stark erschüttert und sein amtliches Gewicht durch die ihm aufgebürdeten Beschuldigungen über schlechtes Regiment, Meineid und Gesetzwidrigkeit viel zu sehr geschwächt, als daß er noch im Stande gewesen wäre, eine Bahn einzuschlagen, auf welcher durch kräftige Mittel das tiefeingefressene Uebel wieder hätte ausgeheilt werden können. Es standen ihm allerdings noch manche einsichtsvolle, besonnene, wackere Männer zur Seite, die das Bessere erkannten und ihm mit Eifer das Wort redeten; theils aber konnten sie sich über die Mittel zur Begegnung des bösen Geistes nicht vereinigen, denn einige stimmten für den Weg der Milde, kluger Nachgiebigkeit und friedlicher Verständigung, andere für den der eisernen Strenge und Strafe gegen die Aufrührer, theils gelang es auch den Ränken und Umtrieben ihrer Gegner schon nicht selten, sie aus ihren Aemtern zu verdrängen und zu bewirken, daß sie in entfernte, unbedeutende Aemter an den Gränzen versetzt wurden.

Am bedenklichsten war für den Hochmeister unter den Wirren der Zeit der aufrührerische Geist der drei Konvente zu Königsberg, Balga und Brandenburg. Sie verlangten unter allerlei Anschuldigungen, die Amtsentsetzung des Ordensmarschalls Heinrich von Rabenstein. Der Hochmeister versprach eine genaue Untersuchung gegen den Angeschuldigten anzuordnen. Allein sie warteten diese nicht ab, überfielen plötzlich den Marschall, nahmen ihm Schlüssel und Amtssiegel ab und entsetzten ihn so förmlich seines Amtes, ein Schritt, den sich noch nie Ordensbrüder erlaubt hatten, seit der Orden dastand. Der Hochmeister aber, durch den Trotz der Konvente geschreckt und zugleich nicht ohne Besorgniß, die Konvente möchten sich mit dem Deutschmeister in Verbindung setzen und nach dessen Rath eine ganz neue Ordnung der Dinge geltend machen, wagte es nicht entgegenzutreten und mußte in Allem nachgeben. Und kaum war dieß ge-

schehen, so folgte für ihn eine neue Demüthigung. Der Großkomthur Wilhelm von Helfenstein berief plötzlich eigenmächtig mehre Komthure zu einem Tage nach Mewe und ertrotzte fast von dort aus vom Hochmeister, daß das Ordensmarschallamt dem Komthur von Thorn Konrad von Erlichshausen übertragen werden mußte. Zwar entließ deshalb der Meister bald darauf den Großkomthur seines Amtes und verwies ihn in eine kleine Komthurei; allein damit war nichts gewonnen. Es gelang den Komthuren von Balga, Brandenburg und Königsberg weder durch Ernst noch durch Milde, den aufrührerischen Geist ihrer Konvente zu beschwichtigen, denn diese stellten fort und fort dem Hochmeister eine Forderung nach der andern als Bedingungen des Friedens auf und wagten es, ihm bald dieß bald jenes als Gesetz und Maaßregel seines Verhaltens vorzuschreiben. Daß sie in frechem Uebermuth nicht noch weiter schritten, war das Verdienst des neuen Ordensmarschalls, des wackern Konrad von Erlichshausen, der mit Klugheit, Mäßigung und Besonnenheit, aber zugleich auch mit ernstem Nachdruck und Entschiedenheit die wildauslaufenden Bestrebungen der Unzufriedenen möglichst noch zu zügeln und zu beschränken wußte.

So stand jetzt der Orden durch Zwietracht und Parteiung in sich zerrissen da und die Banden der alten Zucht und Ordnung lösten sich in ihm schon immer mehr, während ihm gegenüber in Preussen zwischen der Ritterschaft und den Städten das Band der Eintracht und des Vertrauens immer fester geknüpft ward. Nachdem die Stände in einzelnen Versammlungen über ihre gemeinsamen Interessen sich näher berathen und verständigt, fand im Februar 1440 eine neue allgemeine Tagfahrt zu Elbing Statt, zahlreich von Rittern und Knechten, Sendboten und Bevollmächtigten der Städte aus allen Landschaften besucht. Es häuften sich da Klagen auf Klagen über alte und neue Verletzungen der Landesrechte, Mängel und Gebrechen, Lasten und Beschwerden aller Art, über Verschlechterung der Landesmünze, verkürztes Hubenmaaß, über den Pfundzoll und andere neue Zölle, über Mühlenzwang, das Eingreifen des Ordens in der Städte Rechte, Gewaltthaten und widerrechtliche Lebensstrafen an Rittern und andern Unterthanen, über Verweigerung und Unterdrückung des Rechts im Gericht, Willkühr in

Rechtsverhandlungen, Belästigung des Landmannes bei Getreidelieferungen, sowie durch Schaarwerk und Kornkauf, über den ungebührlichen Handelsgeist der Ordensbeamten, die Schwelgerei und Ueppigkeit der Ordensgebietiger und Ritterbrüder, über Verführung von Frauen und Jungfrauen ohne Bestrafung der Schuldigen u. s. w. „Das Alles, hieß es, geht über die armen Leute und werden geschunden und aufgerieben wie Schafe von reißenden Wölfen, daß sie weder Wolle noch Haut behalten." Nachdem man sich in solcher Weise in Klagen erschöpft, ward nun von neuem der feste Beschluß gefaßt: man wolle zur Abwehr solcher Unbill und Gewalt an Landen und Städten in einen Bund zusammentreten, also daß einer für des andern Freiheit und Recht mit einstehen und Alle für Einen zu Schutz und Schirm bürgen sollten. Auf einer Tagfahrt zu Marienwerder sollte der Bund ins Leben treten und zugleich von Allen die Bundeseinigung besiegelt werden.

Da trat am Schlusse der Versammlung der Ritter Hans von Baisen, der gewichtigsten und angesehensten einer im Lande, mit der Erklärung auf: „auch er wolle sich mit dem Gebiete Osterode der Bundeseinigung anschließen; noch aber sey er in des Meisters Rath und es zieme ihm noch nicht aus diesem auszuscheiden; werde jedoch der Hochmeister das Land verunrechten, so werde er ihn verlassen und treu und fest bei den Landen stehen"; und die Versammelten allzumal zollten dem Ritter Beifall, denn sein Beitritt versprach dem Bunde großes Gewicht. Aus einem edlen Geschlechte entsprossen, welches bis in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hinaufreicht und dessen jüngere Glieder bisher sich immer gerne des Hochmeisters Hofdiensten gewidmet, hatte Hans von Baisen, wahrscheinlich ein Sohn des reichbegüterten Ritters Festus von Baisen, in früherer Zeit unter dem Meister Heinrich von Plauen als Hofgesinde an der Fürstentafel dem Amte eines Vorschneiders vorgestanden und sich damals schon beim Hochmeister solches Vertrauen erworben, daß ihn dieser als Botschafter an den König von England zum Empfange einer bedeutenden Geldsumme sandte. Seitdem von der Lust ergriffen, auch andere ferne Lande und fremder Völker Leben und Sitten kennen zu lernen, entschloß er sich nach einiger Zeit, eine Ritterfahrt an den durch ritterliche Sittenzucht

und adeliges Leben weitberühmten Hof des Königes Johann von Portugal zu unternehmen. Der Reichthum seines Hauses bot ihm dazu auch hinreichende Mittel dar. Mit einem höchst-rühmlichen Empfehlungsschreiben seines Fürsten versehen, ward er vom Könige mit um so größerer Freundlichkeit an seinem Hofe aufgenommen, da dieser an dem fremden, jungen Krieger Gefallen fand, von dem er Kunde von dem fernen Ritterlande erfahren konnte. Hans von Baisen gewann auch bald die Gunst des Infanten Eduard, des Königes ältesten Sohnes, der ihn zu seinem Schildträger erkor. Thatenlust trieb ihn dann mit nach Afrika hinüber, um an der Vertheidigung Ceuta's, welches die Portugiesen vor einiger Zeit den Ungläubigen entrissen hatten, Theil zu nehmen uud er glänzte dort in der für die letztern so blutigen Schlacht im Lande Abuls durch Muth und Tapferkeit so außerordentlich hervor, daß man ihm den Ritterschlag ertheilte. Nachdem er anderthalb Jahre in Ceuta verweilt und in vielen Kämpfen gegen die Muhamedaner seinen ritterlichen Muth bewährt, dann sich auch am Hofe des Königes allgemeine Hochachtung und Freundschaft erworben, riefen ihn Familienverhältnisse ins Vaterland zurück, wo er mit ritterlichem Ruhme bedeckt in die Reihe der Räthe des Hochmeisters eintrat und in diesem Verhältnisse stand er auch noch jetzt.

Nach dem Tage zu Elbing aber ging alsbald eine Botschaft von Rittern und städtischen Bevollmächtigten, an ihrer Spitze der Kulmische Bannerführer Hans von Czegenberg, Sprößling eines alten Kulmischen Geschlechtes, ohne Zweifel damals auch schon Mitglied des Eidechsen-Bundes, ins Haupthaus Marienburg, dem Hochmeister anzuzeigen, daß jüngst zu Elbing Lande und Städte unter sich einen Bund beschlossen, „um, wie man ausdrücklich erklärte, des Ordens innere Zwietracht zu stillen, das Land gegen den Ueberfall der lauernd dastehenden Polen zu schützen, um Leib und Gut zu sichern und im Lande das Recht zu schirmen." Man bat zugleich den Hochmeister: er möge Lande und Städte bei ihren Freiheiten, Privilegien und Gerechtigkeiten erhalten und seiner Gebietiger und Amtleuten Gewalt und Unrecht steuern. Gelassen antwortete der Meister: „Ich will gerne für euch thun, was in meiner Macht steht." „Gnädiger Herr, entgegneten jene, ihr sollt deß wohl Macht haben;

und würde sie euch gebrechen, so wollen wir euch beistehen, daß ihr die Macht erlanget." Darauf der Meister: „Ihr habt nie anders denn als getreue und ehrbare Leute an uns gehandelt und thut es auch noch jetzt. Also habt ihr euch vereint, um Leib und Gut zu sichern und euer Recht zu behalten?" „Ja Herr! erwiederten die Sendboten, darum haben wir es angehoben." Da fügte der Großkomthur Bruno von Hirzberg bedenklich hinzu: „Gott gebe, daß ihr's zu guter Stunde habt begonnen!" Darauf kehrten die Gesandten heim und verkündigten den Ihrigen, wie sie der Meister empfangen. Der Gedanke eines Bundes aber gegen Gewalt und Unrecht erweckte im Lande eine allgemeine, große Bewegung, überall für seine Sache neue Regsamkeit und Thätigkeit. Allenthalben fanden nun neue Versammlungen und Berathungen auf Tagfahrten Statt wie unter dem Adel im Kulmerlande, in den Gebieten von Osterode, Christburg, Elbing und in den bischöflichen Theilen Pomesaniens und Ermlands, so in den Hansestädten Thorn, Kulm, Elbing, Danzig, Braunsberg und Königsberg, des Bundes ersten Theilnehmern und Stiftern, und wie im Kulmerlande der Bannerführer Hans von Czegenberg, so gaben in fast allen Landschaften gewichtige, einflußreiche Männer den erwachten Regungen die nöthige Richtung und Haltung. Aber mit nicht minderem thätigen Eifer suchten auch überall die Gebietiger und Komthure, wo und wie sie nur konnten, der gefährlichen Neuerung entgegenzuwirken; hier belauschten sie die Tagfahrten, dort warnten sie vor gewagten Schritten; hier riethen sie von der Theilnahme am Bunde ab, dort suchten sie auf jede Weise die Aufregung zu beschwichtigen.

Dieß aber voraus ahnend hatten die Stände die Tagfahrt zu Marienwerder zu des Bundes Abschluß und Besiegelung in so kurzer Frist anberaumt, daß den Ordensgebietigern wenig Zeit verblieb, der Theilnahme an der Bundessache mit Erfolg entgegenzuwirken. Schon am vierzehnten März waren Lande und Städte in großer Zahl zur Tagfahrt in Marienwerder versammelt. Die Berathungen waren bald beendigt, da man sich längst über das Wesentlichste verständigt. Die Besiegelung des Bundesbriefes hatte bereits begonnen, als der Großkomthur vom Hochmeister gesandt unerwartet in die Versammlung trat,

um den Bundesschluß wo möglich auf eine spätere Frist zu verschieben. Allein man verstattete keinen weitern Verzug und der Bundesbrief ward somit vollendet.

Er umfaßte im Wesentlichen folgende Bestimmungen: Jeder Unterthan des Hochmeisters oder der Prälaten soll seinem Herrn thun, was er ihm nach Ausweis seiner Privilegien schuldig ist. Dafür soll der Herr eines Jeglichen Rechte und Freiheiten ungekränkt lassen, die alten Beschwerden abthun und keine neuen verhängen. Geschieht irgend einem wider Recht und Freiheit Gewalt und Bedrang, so soll er es zuerst dem Hochmeister klagen; hilft dieser nicht, so soll der Kläger seine Klage vor das jährliche große Landgericht bringen; bleibt er auch hier ohne Hülfe, so soll der Kläger aus der Ritterschaft sich an die ältesten Ritter Kulmerlandes, der aus den Städten sich an die Städte Kulm und Thorn wenden und ihnen seine Beschwerden vorlegen; Ritterschaft und Städte sollen dann auf gelegene Zeit und Statt zusammentreten und durch Recht dem Kläger gegen den Gewaltthäter Beistand leisten. Wird irgend einer aus der Ritterschaft oder den Städten wider Recht bedrückt oder ihm sein Gut vorenthalten, so sollen alle fest und treu zu einander halten, auf daß jeder bei seinem Rechte bleibe. Jeder der Verbündeten soll des Andern Bestes fördern; wer etwas vernimmt, was Landen und Städten Schaden bringen kann, soll es sofort melden. Was von Landen und Städten auf Tagfahrten einmüthig beschlossen wird, soll von Allen treu gehalten werden.

Den Bund besiegelten als Theilnehmer die Bannerführer, Landrichter und die Bevollmächtigten der Ritterschaft der Gebiete von Kulm, Osterode, Riesenburg, Christburg, Elbing, Dirschau und Mewe, und außer den erwähnten Hansestädten auch Graudenz, Strasburg, Neumark, Löbau, Rheden, Neustadt Thorn, Neustadt Elbing, Löbenicht-Königsberg, Wehlau, Allenburg, Heiligenbeil, Zinten und Landsberg. Auf etwas später angeordneten Bundestagen traten auch die Ritterschaft und die kleinen Städte in Pommern, desgleichen die in Ermland, einige Städte im nördlichen und östlichen Preussen und zwei Ritter des Gebietes von Balga bei. In Natangen und Samland fand die Bundessache unter der Ritterschaft fast gar keine, unter den Städten nur wenige Theilnahme; dort war es dem neuen Or-

densmarschall Konrad von Erlichshausen gelungen, die Gemüther zu beschwichtigen und von der Bundessache abzuwenden.

So stand der Bund der Ritterschaft und der Städte nun festgegründet da, dem Hochmeister nicht besonders gefährlich scheinend, denn wir hören nicht, daß er durch kräftiges Gegenwirken seinen Abschluß zu verhindern gesucht. Seine Richtung aber drohte dem Orden bald Gefahr durch die Verbindung, zu welcher der Deutschmeister und die drei erwähnten Konvente ihm die Hand boten; denn kaum war ersterer von dem Bundesverein der Stände Preussens gegen den Orden benachrichtigt, als er ihnen ein Hülfsbündniß entgegenbieten ließ, in welches auch die drei Konvente aufgenommen werden sollten. Es mußte dem Hochmeister Alles daran liegen, die feindlichen Parteien möglichst auseinander zu halten; wie er selbst die Stände zur Mitwirkung einer Sühne mit dem Deutschmeister aufforderte, so wußte auch der Ordensmarschall durch kluge, besonnene Maaßregeln die drei Konvente für einige Zeit in die Bahn gesetzlicher Ordnung zurückzuführen. Allein das wilde Feuer war nur für kurze Zeit niedergedrückt und nicht erstickt, denn es bedurfte nur des Gerüchtes, der Hochmeister rüste sich zu Gewaltmaaßregeln, um die aufrührerischen Konvente in die Schranken des Gehorsams zurückzubringen, als die Erbitterung von neuem und nun mit um so größerer Stärke ausbrach. Sie wandten sich alsbald mit einer trotzigkecken Beschwerdeschrift über des Meisters unordentliches Regiment und dessen schlechte Landesverwaltung an die Ritter und Städte des Bundes und baten nicht nur um Hülfe und Schutz gegen die drohende Gewalt, sondern zugleich auch um ihre Mitwirkung, daß der Meister binnen vierzehn Tagen einen Richttag anordne, auf dem sie ihre Schritte verantworten, sich dem Urtheile der Versammelten und der Ritterschaft unterwerfen und nach Erkenntniß Rechts genießen und Unrecht entgelten wollten. Hinwieder versprachen sie, daß sie ihrer Seits den Verbündeten in ihrer Sache mit Leib und Gut, mit Rath und That beistehen würden.

Es fruchtete nicht, daß der Meister den Großkomthur und einige Komthure an die Konvente sandte, um Maaßregeln zur Beruhigung einzuleiten. Sie beharrten trotzig auf ihrer Forderung eines Richttages, schrieben die Theilnehmer an diesem

Tage selbst vor und verlangten sichere Geleitsbriefe unter Verbürgung der Bischöfe von Samland und Ermland für ihre persönliche Sicherheit. Die Gefahr steigerte sich bald noch mehr, als sich auch im Konvent zu Thorn ein wilder, widerspänstiger Geist kund gab, denn auf die Nachricht, daß der Hochmeister dem seines Amtes entsetzten Ordensmarschall Heinrich von Rabenstein das Komthuramt zu Thorn übertragen habe, hatte man auch dort die Partei der drei Konvente ergriffen und verweigerte dem neuen Komthur die Aufnahme. Obgleich er sich mit Waffengewalt den Einlaß in die dortige Burg erzwang, so erklärte der Konvent dennoch, ihn nicht eher anerkennen zu wollen, als bis der Zwist mit den drei Konventen beigelegt sey. Am meisten aber drohte dem Orden Gefahr, als sich bald auch drei der wichtigsten Bundesstädte, Königsberg, Elbing und Danzig den Konventen zu Schutz und Hülfe zuwandten und endlich der gesammte Bund dem Hochmeister erklären ließ: „sobald er den Konventen Gewalt anthue, sey der Bund entschlossen, ihnen mit Macht beizustehen.“

So stand Alles in gereizter Stimmung, drohend, trotzig fordernd, trotzig gebietend gegen den Meister und den Orden da. Die Stände mit den widerspänstigen Konventen und diese mit den Meistern von Livland und Deutschland nebst deren Anhang bildeten eine Macht, die leicht dem Orden in Preussen das Joch des Gehorsams aufzwingen konnte. Da faßte der Hochmeister, vielleicht meinend, daß ihm im Bunde der Ritterschaft und Städte eine kräftige Stütze und Gegenmacht gegen den feindseligen Theil seines Ordens erwachsen könne, den Entschluß, den Bund von Seiten des Ordens förmlich zu bestätigen. Neun und dreißig Gebietiger und Komthure willigten in die Bestätigung ein, doch die meisten ihren Widerspruch und Widerruf auf günstigere Zeiten verschiebend; andere dagegen, den Bund als Aufruhr und die Theilnehmer als Rebellen betrachtend, warfen voll Erbitterung dem Meister feige Nachgiebigkeit und schimpfliche Furchtsamkeit vor, drohend, nicht eher zu ruhen, als bis der Bund wieder zerrissen und die treulosen Unterthanen zu Pflicht und Gehorsam zurückgebracht seyen. Auf ihr Anstiften geschah auch, daß in einer Nacht die Höfe von siebzehn dem

Bunde treuergebenen Edlen überfallen, in Brand gesteckt und sonst noch manche Unbill an den Unterthanen verübt wurde.

Dieser Schritt des Meisters aber beschwichtigte die Gemüther noch keineswegs; er mußte nun auch den von den Ständen und Konventen so oft verlangten allgemeinen Verhandlungstag bewilligen. Er fand am Himmelfahrtstage zu Elbing Statt. Die Zahl der Versammelten war sehr bedeutend. Die Verhandlungen begannen mit Beschwerden über Zölle; in Beziehung auf sie stritt man lange Zeit über Erhaltung alter Privilegien und Freiheiten; wie der Hochmeister, so hielten die Stände an den ihrigen fest; vergebens aber schlug ersterer eine Rechtsentscheidung oder eine Ausgleichung durch ein erkorenes Schiedsgericht vor. Selbst Hans von Baisen konnte keine Vermittlung bewirken. Der Hochmeister mußte endlich nachgeben und den Ständen erklären: auf ihre Bitte wolle er den Pfundzoll und alle Zölle abstellen; nur verlange er, daß sie forthin auch als getreue Manne wie bisher bei ihm bleiben sollten. Dieß ward ihm von den Ständen zugesichert. Im Streit des Ordens mit den beiden Meistern von Deutschland und Livland und den drei Konventen traten die Stände und der Bischof von Ermland vermittelnd ein; es ward ein Vergleich geschlossen, nach welchem der Deutschmeister zu einer versöhnlichen Verhandlung unter sicherem Geleit nach Preussen kommen und dann alle Gebrechen und Mängel im Orden abgestellt und verbessert werden sollten; niemand aus den Konventen oder von deren Anhängern solle in irgend einer Weise bestraft werden. Was forthin Zwietracht zu erwecken drohe, solle durch den Ausspruch von vier Gebietigern, dem Ordensmarschall und den Komthuren von Elbing, Christburg und Balga geschlichtet werden. Um zugleich auch allem Zwist wegen Vertheilung der Ordensämter, bisher der Quelle so vieles Haders, vorzubeugen, entwarf der Hochmeister folgende Bestimmung: In des Meisters innerstem Rathe sollten die Rheinländer zwei, Meißner, Thüringer, Sachsen und andere ihnen Zugehörige zwei, die Schwaben, Franken und Baiern drei Gebietiger haben, im andern Rathe aber jede dieser drei Classen je zwei. Diese Bestellung der Rathsämter nach den drei Landen und Zungen sollte für immer unabänderlich seyn. Ebenso sollten die Hauskomthur-, Vogt-, Pfleger-

und sonstige große und kleine Aemter nach den drei Zungen gleich getheilt werden, also daß bei eines Verwalters Abgang immer wieder einer derselben Zunge mit dessen Amt bekleidet werden solle.

Weil endlich der so oft verlangte allgemeine Richttag oder das s. g. große Landgericht eine so wichtige Grundlage der Bundesverhältnisse der Stände bildete, so ward auch über seine Zusammensetzung auf dem Tage zu Elbing eine nähere Bestimmung entworfen, so daß die Prälaten, der Orden, die Ritterschaft und die Städte je vier Mitglieder des Gerichtes stellen, also das große Landgericht aus sechzehn geschworenen Richtern bestehen solle. Als es indeß noch im Verlaufe dieses Jahres zum erstenmal versammelt war, strömte eine solche Zahl von Klagenden herbei, die Menge von alten und neuen Beschwerden häufte sich in solchem Maaße und die Unordnung und der Tumult der Versammelten ward so wild und stürmisch, daß das ganze Gericht wieder aufgelöst werden mußte. Voll Erbitterung verließen die Ordensgebietiger den Ort der Sitzung mit den Worten: „Ihr Lande und Städte sollet hinfort den Tag nicht wieder erleben, an dem ihr über euere Herren richten und Recht sprechen wollt.“

Ruhiger verlief eine andere Tagfahrt zu Elbing, die der Hochmeister den Ständen bewilligte, um auf Verlangen des Bundes mehre früher noch nicht erörterte Klagpunkte zu erledigen. Klüglich gaben hier die Gebietiger in einzelnen Forderungen nach; der Mühlenzwang und die lästige Mahlsteuer wurden im ganzen Lande aufgehoben, desgleichen im Gerichtswesen manche zweckmäßige Bestimmung entworfen. Wichtig war auch das Zugeständniß, daß der Hochmeister ohne Wissen und Zustimmung der Prälaten, der Ritterschaft und Städte sich in kein Bündniß, Krieg und Frieden einlassen wolle. Um so entschiedener aber widersetzte man sich der von den Ständen geforderten Beschränkung des Handelsverkehrs der Gebietiger und Komthure.

Also gingen die Bundesstände Schritt vor Schritt in ihren Forderungen weiter und traten nun auch immer mehr als mitleitende und mitregierende Landesbehörde, als Verwaltungsrepräsentanten neben dem Orden auf. Ihr Selbstvertrauen nahm täglich noch um so mehr zu, als die Theilnahme am Bunde

sich immer noch erweiterte, denn bald suchte jeder sich ihm anzuschließen, der irgend eine Last abwerfen, sich einer drückenden Verpflichtung entledigen oder irgend eine Klage gegen die Landesherrschaft führen wollte.

Nun langten in der Mitte des Octobers die beiden Meister von Deutschland und Livland unter hinlänglich gesichertem Geleite zu Danzig, dem bestimmten Verhandlungsorte an, bald darauf auch der Hochmeister, die Bischöfe von Pomesanien und Ermland nebst den vom Hochmeister eingeladenen Bevollmächtigten der Ritterschaft und der Städte. Der Hochmeister kam mit friedlichen Gesinnungen entgegen; er wollte deshalb die Streitfrage über die Statuten Werners von Orseln einem spätern großen Kapitel zur Entscheidung überlassen. Der Deutschmeister aber erklärte: es bedürfe über die Aechtheit und Vollgültigkeit derselben überhaupt keiner Entscheidung; es komme zu einer friedlichen Verständigung nur darauf an, daß der Hochmeister die Statuten als „ehrlich und redlich" annehme und als ächt und gültig anerkenne. Nachdem viele Tage hindurch die Mittel und Wege verhandelt worden, wie der Streit auszugleichen sey, schlug man dem Deutschmeister endlich vor: es sollten acht Ordensritter, vier von jedem Theile, auf einem besondern Verhandlungstage, der zu Stettin im nächsten Jahre Statt finden solle, über alle Streitpunkte sich berathen und entscheiden, jeder Theil aber sich dann ihrem Erkenntnisse unterwerfen. Dieß nahm der Deutschmeister an; die Präliminar-Artikel, die der Ausgleichung als Grundlage dienen sollten, wurden vorläufig entworfen, und so löste sich mit diesem Erfolg der Verhandlungstag zu Danzig auf. Die Stände hatten sich in der Streitsache jetzt entschieden für den Hochmeister erklärt, denn dieser hatte eine Nachgiebigkeit bewiesen, die seine durchaus redlichen Bemühungen um Friede und Eintracht außer allen Zweifel setzte.

Tief gebeugt durch den trotzigen Starrsinn des Deutschmeisters, wie ihn dieser auch jetzt bewiesen, kehrte der Hochmeister gegen Ende des Jahres 1440 in sein Haupthaus Marienburg zurück, aber ohne Hoffnung, daß der Orden je wieder durch Friede und Eintracht zu Macht und Ansehen unter seinen Unterthanen und zu eigener innerer Festigkeit und Ordnung werde gelangen können. Durch Alter und Krankheit sehr geschwächt,

durch schwere Sorgen niedergedrückt, durch die Ereignisse der letzten Jahre mehr als je entmuthigt, hatte er keine Freude mehr an der Regentschaft einer Körperschaft, die alle zur Auflösung und zum Untergange hinführenden Uebel und Gebrechen in sich trug, auch keine an der Verwaltung eines Landes, in welchem täglich an die Landesherrschaft Ansprüche und Forderungen erhoben wurden, die den Landesherrn nur wie zum Beamten der Stände herabwürdigten. Er beschloß, sein Meisteramt, welches für ihn eine Last geworden, niederzulegen und berief deshalb die Gebietiger des Ordens am 2. Januar 1441 zu einem Kapitel im Haupthause, wo sie in sein Gesuch, ihn seines Meisteramtes zu entbinden, einwilligten. Er hatte es neunzehn Jahre verwaltet. Auf seine Bitte wurde ihm vom Kapitel das Pflegeramt zu Rastenburg übertragen. Dort wollte er die übrigen Tage seines Alters in stiller Zurückgezogenheit und Friede verleben. Allein der letzte dieser Tage ward ihm früher beschieden, als er erwartet. Noch zu Marienburg überfiel ihn eine schwere Krankheit, der er, vom Schlage getroffen, schon am 9. Januar 1441 erliegen mußte. Wie seine Vorgänger, so fand auch er in der Sanct Annen-Gruft des Haupthauses eine friedliche Ruhestatt.

Fünftes Kapitel.

Der Hochmeister Konrad von Erlichshausen. Bemühungen zur Herstellung des Friedens im Orden und im Lande. Verhalten des Hochmeisters zum Bunde. Tagfahrt zu Elbing. Streit mit den großen Städten wegen des Pfundzolles. Versuch zur Auflösung des Bundes. Streit mit dem Kurfürsten von Brandenburg. Neue unzufriedene Stimmung im Lande. Streit mit Kulm und Thorn. Vertheidigung des Hochmeisters beim Röm. Könige. Neuer mißglückter Versuch zur Auflösung des Bundes. Neue Befestigung des Bundes. Finanznoth des Ordens. Handelsverhältnisse. Beförderung der innern Gewerbsthätigkeit. Ordensdisciplin. Streit mit dem Bischofe von Ermland. Handel mit dem Auslande. Verhältnisse des Ordens zu den Nachbarfürsten. Innere Landesverhältnisse. Laue Stimmung im Bunde. Des Hochmeisters Warnungsrede. Sein Tod. Charakterbild und Verdienste Konrads von Erlichshausen.

1441 – 1449.

Noch in Pauls von Rußdorf letzter Lebenszeit hatten Kulm und Thorn insgeheim eine Gesandtschaft an den Röm. König Friederich mit der Bitte um Bestätigung ihres Bundes ausgefertigt und es glückte dieser, im Februar des Jahres 1441 ein königliches Diplom auszuwirken, wodurch der Bund und dessen Erweiterung mit seinem Zwecke, jedem Bedrängten und Bedrückten seine Rechte, Freiheiten und Privilegien aufrecht zu erhalten und gegen Gewalt und Unrecht zu schützen, vom Könige gut geheißen und bestätigt wurde, jedoch mit der Weisung, daß die Verbündeten fortan dem Hochmeister und ihren Obern nach Inhalt ihrer Privilegien Alles leisten sollten, was sie ihnen von Rechts wegen schuldig seyen. Auf welche Weise die Sendboten dieses wichtige Diplom erlangt hatten, wußte niemand, selbst der König nicht, wie er später erklärte. Es trug jedoch nicht wenig bei, dem Selbstvertrauen der Bundgenossen neue Festigkeit und ihrem Weiterstreben neuen Schwung zu geben.

Hierauf kamen im Anfange des Aprils die beiden Meister von Deutschland und Livland, Eberhard von Saunßheim und

Heidenreich Finke von Overberg zur neuen Meisterwahl im Haupthause Marienburg an, mit ihnen die Vornehmsten ihrer Gebietiger. Es galt jetzt vor allem, einen Mann an die Spitze des Ordens zu stellen, der nicht bloß mit starker Kraft des Willens, Festigkeit der Grundsätze, Entschiedenheit der Gesinnung und des Handelns, sondern zugleich auch mit umsichtiger Mäßigung, kluger Schonung und ruhiger Besonnenheit in den Sturm der Bewegungen eingreifen und überall, in den wilden Parteiungen des Ordens, wie in den politischen Wirren des Landes stets seinen Mann stehen könne. In solchen Eigenschaften hatte bisher immer schon der Ordensmarschall Konrad von Erlichshausen, der Sprößling eines alten, edlen Hauses im Frankenlande, hervorgeglänzt; auf ihn fiel daher auch einstimmig am 12. April die neue Meisterwahl. Ihn hatte seit einer großen Reihe von Jahren auch schon manches Amt in der Verwaltung erprobt und es lag in seinem Geiste eine reiche Erfahrung in den Verhältnissen des Ordens und des Landes.

Zwei Gesichtspunkte faßte er vor allem fest ins Auge, die zunächst die Ziele seiner ganzen Thätigkeit seyn mußten, wenn eine gedeihliche Zeit für den Orden und das Land herbeigeführt werden sollte. Der eine, die Ausgleichung der heillosen und grundverderblichen Zwietracht und Spaltung im Orden, war das Erste, was er mit ernstem Eifer zu bewirken strebte, und die Anwesenheit der beiden Meister von Deutschland und Livland erleichterte ihm die Ausführung. Heidenreich Finke von Overberg ward von ihm als Livländischer Meister förmlich bestätigt und zugleich eine Anzahl von Statuten entworfen, durch deren Geltung und Anwendung aller Parteiung und ärgerlichen Spaltung im Orden in Livland vorgebeugt werden sollte. Auch mit dem Deutschmeister glich sich Konrad nach vielen Verhandlungen dahin aus, daß er in Uebereinstimmung mit seinen Gebietigern die Statuten Werners von Orseln unverändert und ohne weiteres anzunehmen und ihrem ganzen Inhalte nach mit aller Kraft aufrecht zu halten versprach. Man kam auch überein: es sollten in einem baldigen großen Ordenskapitel zu Marienburg Bestimmungen entworfen werden, die inskünftige allem Unfrieden im Orden vorbeugen würden. In solcher Weise hatte Konrad das eine Ziel bald erreicht; das Zerwürfniß im Orden

war ausgesühnt, freilich nicht ohne ein schweres Opfer in Beziehung auf seine Stellung zu den beiden Meistern.

Das zweite Ziel, dem der Meister mit festem Schritte entgegenging, die Beseitigung des Mißtrauens und der feindlich argwöhnischen Gesinnung eines großen Theils der Unterthanen gegen die Landesherrschaft, war eine in aller Hinsicht noch weit schwierigere Aufgabe. Er begann sie damit zu lösen, daß er selbst dem Lande mit Vertrauen und Wohlwollen entgegentrat, indem er bald nach seiner Wahl einer Botschaft der verbündeten Lande und Städte die offene Erklärung gab: er sichere ihnen alle ihre Rechte, Freiheiten und Privilegien zu, wie seine Vorfahren sie ihnen verliehen; könne er sie nicht vermehren, so werde er sie doch auch keineswegs verkürzen; ein Gleiches aber erwarte er auch von ihnen in Beziehung auf des Ordens Privilegien und Rechte; die Abhülfe ihrer Klagen solle mit Beirath der Prälaten auf einer Tagfahrt zu Elbing zu weiterer Berathung kommen. Den Ständen genügte vorerst diese geneigte und wohlwollende Zusage. Auf der erwähnten Tagfahrt zu Elbing aber traten dennoch wieder mißtrauische Stimmungen hervor, denn so geneigt sich auch der Hochmeister in Betreff der Forderungen der Stände wegen Anordnung des ihnen schon früher zugesicherten Gerichtstages bewies, so kam es doch zwischen ihm und den Sprechern des Bundes, Hans von Czegenberg an der Spitze des bündischen Adels und Tiedemann von Hirken, Bürgermeister von Kulm, dem Wortführer der bündischen Städte, zu den ernstlichsten Erklärungen über die gegenseitige Verbindlichkeit zur Aufrechthaltung der Privilegien und Rechte des Ordens und des Landes, ohne daß die Verhandlung einen besondern Erfolg brachte.

Um so erfreulicher war für den Meister das Vertrauen, womit ihm auf derselben Tagfahrt die Ritterschaft der Niederlande entgegenkam, indem sie offen erklärte: sie habe mit dem Bunde nichts weiter zu schaffen, als daß sie den Verbündeten versprochen, ihnen in rechtfertigen Sachen beizustehen; werde der Meister sie schirmen und bei ihren Freiheiten lassen, so werde sie stets seine getreue Mannschaft und ihm unterthänig bleiben. Diese treue Ergebenheit der Niederlande war offenbar eine Folge der Verleihung mehrer neuer Vorrechte und Freiheiten, wodurch

der Hochmeister die Gebiete von Samland, Balga, Brandenburg und Rastenburg für sich zu gewinnen gesucht. In gleicher Weise gab er bald darauf auch der Ritterschaft und dem Adel der Gebiete von Christburg und Elbing einen Beweis seiner Huld und aufrichtigen Sorgfalt für des Landes Gedeihen, indem er ihr, unter erneuerter Zusicherung aller ihrer Privilegien und Freiheiten, nicht nur ihre Bitten um freieres Jagdrecht und um einige Anordnungen im Gerichtswesen gewährte, sondern vor allem auch im Erbrechte der schlechtweg auf Erbrecht verschriebenen Güter, die der Orden sonst nach Aussterben des Mannsstammes als gemeine Lehen einzuziehen pflegte, die wichtige und allen erwünschte Veränderung traf, daß, wenn in solchen Gütern nach Aussterben des männlichen Stammes Jungfrauen zurückblieben, der Orden die mannbare Jungfrau an einen ehrbaren Mann aus des Ordens Dienern geben und diesem die Güter ohne Widerspruch überweisen solle. Dadurch war eine Mißhelligkeit beigelegt, die bisher lange zwischen dem Orden und den erwähnten Besitzern auf Erbrecht obgewaltet.

Auch die Städte erfreute Konrad häufig mit Beweisen seiner landesväterlichen Sorgfalt. Um das Vertrauen Königsbergs zu gewinnen, ertheilte er der Stadt zur Abhülfe mehrer in Betreff ihrer Handfeste zur Sprache gekommenen Mißbräuche und Gebrechen verschiedene Freiheiten in Beziehung auf freie Fischerei, Holzgerechtigkeit und andere städtische Verhältnisse. Außerdem griff auch die mit Beirath des Bischofs von Ermland für die Niederlande entworfene neue Landesordnung in vielen Beziehungen wohlthätig in das städtische Leben ein, steuerte z. B. dem übermäßigen Aufwande bei Hochzeiten und Kindtaufen, regelte das Gesindewesen, stellte die Gewerke und Handwerksordnungen unter genauere Aufsicht, beseitigte mancherlei Unordnungen im Handel und Verkehr oder andern städtischen Verhältnissen. Die Folge war, die Städte gewannen wieder Vertrauen zum Landesherrn, namentlich im Niederland Bartenstein, Landsberg, Zinten, Heiligenbeil, Schippenbeil, Rastenburg u. a.; und wie sie, so bezeugten auch andere diesseits und jenseits der Weichsel dem Hochmeister öffentlich ihre treuste und unwandelbare Ergebenheit. Dieß hatte selbst auch merklichen Einfluß auf die größeren Bundesstädte; wie sich in Thorn und Danzig bald

eine weit gemäßigtere Stimmung zeigte, so verrieth auch der in der Bundessache vielgeltende Bürgermeister von Kulm Tiedemann von Hirken für den Orden ungleich günstigere Gesinnungen.

So sehr indeß der Hochmeister fort und fort bemüht war, durch Beweise seiner Güte und Huld die Gemüther zu gewinnen und so gerne er auch in billigen Dingen nachgab, so wenig ließ er sich doch Rechte abtrotzen, die dem Orden aus alten Zeiten als solche zugebracht waren und auf die er ohne großen Nachtheil und Verlust nicht verzichten konnte. Er trat daher der Forderung der Sprecher des Bundes, die Abgaben des Wartgeldes, des Schalvischen Korns und des Mahlpfennigs aufzuheben, mit entschiedener Weigerung entgegen; ebenso griff er mit kräftigem Ernste in die Streithändel in Ermland ein, als dort in den Stiftsgütern ein großer Theil der Bauern, gleichfalls von dem Geiste der Widerspänstigkeit gegen Pflicht und Herkommen ergriffen, sich der Leistung des Schaarwerkes und anderer Verpflichtungen entschlagen wollten, zumal da die an der Spitze stehenden Rädelsführer auch Versuche machten, für ihre Sache sich auch Anhang im Gebiete des Ordens zu verschaffen. Es gelang indeß auch hier den ernsten und nachdrücklichen Maaßregeln des Hochmeisters und des Bischofs von Ermland, das aufrührerische Bauernvolk in die Bahn der Pflicht und des Gehorsams zurückzubringen.

Zum Glück verstatteten dem Hochmeister auch die auswärtigen Verhältnisse seine Thätigkeit fast ausschließlich nur der innern Verwaltung zuzuwenden. Die Stellung des Ordens zu Polen war so friedlich und der König sowohl als der Hochmeister hatten sich bereits über die Aufrechthaltung des ewigen Friedens so bestimmt erklärt, daß darin kein Mißtrauen zwischen Beiden Statt finden konnte. Auch der Großfürst von Litthauen, den die gegen ihn aufgewiegelten Samaiten beschäftigten, bewarb sich mit Eifer um des Ordens Freundschaft. Nur der Kurfürst Friederich der Zweite von Brandenburg, der schon jetzt, wie es schien, den Blick auf die Wiedererwerbung der Neumark richtete, erregte deshalb Besorgnisse, welche den Hochmeister bewogen, zur Vorsicht gegen etwanige Gewaltschritte mit dem ebenfalls vom Kurfürsten bedrängten Herzog von Pommern in ein gegenseitiges

Hülfsbündniß zu treten gegen jeden, der ihre Lande überfallen werde.

Um so mehr benutzte Konrad jede sich darbietende Gelegenheit, durch Erfüllung gerechter Wünsche und Bitten die Stimmung des Landes zu gewinnen. Als daher auf einer neuen Tagfahrt zu Elbing im November 1441 die Städte des Landes über die sich immer mehr häufenden, lästigen Vorladungen und Eingriffe der Westphälischen Femgerichte in das Gerichtswesen des Landes bittere Beschwerde führten, versprach der Hochmeister mit Ernst dagegen einzuschreiten und da der Orden eben auch selbst in einem Streite mit Hans David durch die Freigrafen bedrängt wurde, so wandte er sich sofort mit einer Klage darüber an den Röm. König und die Kurfürsten, sich berufend auf des Ordens Freiheit von aller fremden Gerichtsbarkeit und aufs dringendste um Schutz bittend für seine Unterthanen gegen die frechen Freistühle. Da sich aber auf derselben Tagfahrt immer auch noch Spuren von Mißtrauen in des Meisters wohlgemeinte Absichten kund gaben und im Lande häufig noch allerlei Gerüchte von feindseligen Gewaltmaaßregeln des Ordens gegen die Verbündeten verbreitet wurden, die das Vertrauen und den Frieden immer wieder störten, so fand er nothwendig, sich darüber frei und offen auszusprechen. „Liebe Ritter und Knechte und liebe Getreue, sprach er zu ihnen mit wehmüthiger Herzlichkeit, wir vernehmen, daß zwischen uns und euch etlicher Unglaube ist, als daß wir unsere Häuser bespeisen aus Noth und weil das Getreide wohlfeil ist, und daß wir zusammenreiten. Nun meinen etliche, daß wir solches Zusammenreiten um nichts anders thun, als der Lande und Städte willen, um ihnen Gewalt und Unrecht zuzufügen. Liebe Getreue, wir bitten euch, setzet nicht auf uns solchen Unglauben und Mißtrauen. Gott weiß, wir haben ein solches nie Willens gehabt und ist nie in unsere Herzen noch Gedanken gekommen, jemand zu überfallen oder Wege und Weise zu suchen, um euch zu zwingen und zu dringen oder irgend zu beleidigen. Gott weiß, daß uns nicht lieb ist Unfriede, Zwietracht und Widerwille, denn wie mag uns besser seyn, als daß wir mit euch und ihr mit uns in Eintracht, Liebe und Freundschaft lebet. Darum wendet von euch solchen Unglauben und glaubet solchen nicht, die euch solches sagen, sondern glaubet uns. Wir

lieben euch als unsere lieben Getreuen und wollen thun bei euch als getreue Herren ihren getreuen Untersassen nach allem unsern Vermögen. Kehret euch nicht daran, ob etliche Unwissende und Unerfahrene auf den Ordenshäusern etwas redeten, das da einen Mißglauben erzeugen oder jemand verletzen möchte. Wir wollen schreiben auf alle Häuser und die Gebietiger ernstlich ermahnen, daß sie jedermann warnen, daß er zusehe, was er redet. Geschähe es, daß die Gebietiger säumlich befunden würden, so wollen wir selbst nach Klage und Antwort also viel dazu thun, als sich das von Recht wird gebühren. Darum, liebe Getreue, leget ab solchen Unglauben und vertrauet uns; wir wollen thun als die getreuen Herren und als wir vor Gott und aller Welt verantworten mögen." So der Hochmeister mit biederem Herzen und aufrichtigem Wohlwollen.

Die Rede machte großen Eindruck und blieb nicht ohne wichtige Folgen. Hans von Czegenberg, der Kulmische Bannerführer, sprach im Namen der Ritterschaft den Dank und die Freude der ganzen Versammlung über des Meisters biedere Gesinnung aus. „Wir hoffen und vertrauen, so endete er seine Rede, daß Euere Gnade und euere Gebietiger uns getreulich rathen und helfen werden, als unsere rechten, getreuen, lieben Herren, wie ihr bisher auch gethan. Ihr werdet euerer getreuen Ritterschaft dasselbe wohl zutrauen, da wir an euern Gnaden und euerem Orden, wie getreue Mannschaft bei ihrem Herrn getreulich thun soll, so Gott will auch thun wollen, unsern Leib und Gut und unsere Hälse für euern Orden darreichen, wie das unsere Väter und wir immer auch gethan haben." Ebenso sprach sich der Bürgermeister von Kulm Tiedemann von Hirken im Namen der Städte mit Vertrauen gegen den Meister aus.

Es galt dem Meister auch ferner noch als die wichtigste Aufgabe aller seiner Bemühungen in der innern Landesverwaltung, das Vertrauen, welches Lande und Städte zu Elbing gegen ihn ausgesprochen, in jeder Weise zu rechtfertigen. Bald waren es Wünsche wegen Beförderung des Binnenhandels, die er bereitwillig erfüllte, bald suchte er Klagen und Beschwerden wegen Hemmungen und Belästigungen im Handelsverkehr mit dem Auslande, z. B. wegen erhöhter Handelszölle in Polen, so viel als möglich abzustellen, bald wieder leitete er freundliche

Vergleiche mit den Freien der Gebiete von Eilau, Balga und Kreuzburg wegen der von diesen gewünschten Erleichterung in der Lieferung der Abgabe des Schalvenskornes ein, bald war er bemüht, den häufig einlaufenden Klagen über allerlei Unordnungen und Mißbräuche in Städten und auf dem Lande abzuhelfen. Dieß veranlaßte ihn auch, im März des Jahres 1442 Lande und Städte zu einer abermaligen Tagfahrt nach Elbing zu berufen. Hier stellte er den Ständen die durch die Verarmung der Kammergebiete und durch das Eingehen der großen Schäffereien in Marienburg und Königsberg entstandene schwere Finanzbedrängniß des hochmeisterlichen Schatzes vor, klagte, daß es ihm bei dem drückenden Geldmangel nicht mehr möglich sey, sein Hochmeisteramt mit erforderlicher Würde und Anstand zu verwalten, viel weniger wie die frühern Hochmeister einen gewissen Hofstaat zu halten und Landen und Städten, wo es erforderlich, mit Unterstützungssummen zu Hülfe zu kommen. Dieß Alles, erklärte er, nöthige ihn, von seinen Privilegien Gebrauch zu machen, Zölle aufzulegen und namentlich den Pfundzoll wieder zu erheben. Viele von den Abgeordneten erwiederten sofort: sie wollten den Meister gerne bei seinen Rechten und Privilegien lassen, wie er ihnen die ihrigen aufrecht erhalte. Die Kulmische Ritterschaft schien dem Verlangen des Hochmeisters ebenfalls nicht abgeneigt und die großen Städte Kulm, Thorn, Elbing, Danzig und Königsberg nahmen vorerst wenigstens nur eine etwas zweideutige Stellung an, wenngleich auch sie erklärten, daß sie dem Orden in seinen Privilegien nicht entgegentreten wollten.

Bald indeß traten die Meinungen entschiedener hervor. Die kleineren Bundesstädte, deren Interesse bei Erhebung neuer Zölle und besonders des Pfundzolles weniger im Spiele war, erklärten sich fast alle zu Gunsten des Hochmeisters, nur wenige schwankten eine Zeitlang. Auch die Ritterschaft, selbst die im Kulmerlande, sprach sich auf ihren Tagfahrten in den meisten Gebieten für den Meister günstig aus. Die großen Städte dagegen, vornehmlich Thorn, Kulm und Danzig beriefen sich auf alte Privilegien und stellten sich der Zollerhebung aufs entschiedenste entgegen. Dem Hochmeister war diese Spaltung unter den Städten sehr wichtig und erwünscht, denn er faßte bald den

Plan, die Trennung zu seinem Vortheile wo möglich noch zu erweitern und in solcher Weise, da die Ritterschaft zum großen Theil für ihn günstig gestimmt schien, vielleicht eine völlige Auflösung des ganzen Bundesverhältnisses bewirken zu können. Je mehr sich daher in den kleineren Städten, allerdings nicht ohne eifriges Einwirken der nahegesessenen Komthure und Vögte, ziemlich allgemein die Meinung kund gab: „man wolle sich dem Hochmeister als Landesherrn und dem Orden in einer Weise bezeigen, wie es guten, getreuen Unterthanen gebühre und Unterthanenpflicht es fordere," je mehr auch selbst mehre der wichtigsten und einflußreichsten Glieder der Ritterschaft, wie im Osterodischen Gebiete der Landesritter Sander von Baisen, der Kulmische Bannerführer Hans von Czegenberg, Hans von Baisen u. a. überall, wo sie konnten, für den Hochmeister günstig wirkten, um so fester war dieser auch entschlossen, dem Widerstreben der großen Städte mit aller Kraft entgegenzutreten. War es doch durch den Einfluß Hansen's von Czegenberg bei der gesammten Ritterschaft des Kulmerlandes schon so weit gekommen, daß man dort bereits von einer förmlichen Trennung von den großen Städten sprach. Der Hochmeister suchte nun zwar auf einer Tagfahrt zu Mewe auch eine Spaltung unter den großen Städten selbst zu bewirken und namentlich Kulm und Thorn von den andern zu trennen; da jedoch dieser Versuch nicht glückte, da Danzig Alles aufbot, den übrigen Städten ebenso wie dem Hochmeister die verderblichen Folgen des Pfundzolles für den Handel mit den Engländern und Holländern vorzustellen, so trat endlich Konrad den Städten mit der Erklärung entgegen: „Wir haben den Pfundzoll angesetzt und werden ihn nehmen. Unsere Rechte und Privilegien wollen wir dem Römischen Könige zur Rechtsentscheidung vorlegen; was er ausspricht, soll uns genügen; wir wollen nicht Unrecht thun, jedoch auch unser Recht behaupten."

Die Städte befremdete dieser bisher ungewöhnliche Schritt der Berufung des Hochmeisters auf den Römischen König und da die Ritterschaft die Partei der großen Städte schon fast ganz aufgegeben hatte, so ersuchten sie den Bischof von Ermland und Hans von Baisen, eine Vermittlung in ihrer Streitsache zwischen ihnen und dem Meister einzuleiten. Sie hatte indeß keinen Er-

folg, denn letzterer blieb fest bei seiner Erklärung, daß ihn nicht nur die finanzielle Noth des Ordens bringe, zur würdigen Haltung seines Hochmeisteramtes den Pfundzoll zu erheben, sondern ihm selbst auch seine Amtspflicht gebiete, seine und des Ordens Rechte in keiner Weise verkürzen zu lassen. Eben so wenig konnte es auf wiederholten Tagfahrten und Verhandlungstagen zu Elbing und Marienburg zu einer friedlichen Ausgleichung kommen, denn so sehr sich auch die Prälaten des Landes, namentlich der Bischof von Ermland fort und fort bemühten, die großen Städte zur Nachgiebigkeit zu bewegen, so zögerten diese doch immer irgend einen Schritt zu thun, der zur Versöhnung führen konnte.

Nun langten im Herbst (1442) die Vorladungen des Römischen Königes an die fünf großen Städte wirklich an. Sie sollten, hieß es darin, am sechszigsten Tage nach Empfang der Ladungen sich am Richttage am königlichen Hofe stellen, um auf angebrachte Klagen des Hochmeisters wegen Verweigerung seiner Zusprachen und Forderungen durch bevollmächtigte Anwalte sich zu verantworten, indem selbst widrigenfalls das Gericht unfehlbar seinen Fortgang haben werde. Dieß erregte in den Städten eine große Bewegung; es folgte jetzt eine Verhandlung auf die andere, denn es mußte nun entschieden werden, ob sie den Weg friedlicher Ausgleichung durch Nachgiebigkeit in des Hochmeisters Verlangen oder den Weg Rechtens vor dem Hofgerichte des Römischen Königes einschlagen wollten. Die Städte verhandelten mit dem Hochmeister noch bis zum Anfange des Jahres 1443, um ihn zu bewegen, die königlichen Ladungen abzuwenden, sie mit diesem Gerichte nicht zu beschweren, sondern eine mildere Ausgleichung einzuleiten. Da dieser jedoch auf nichts der Art einging und die wenigen großen Städte, von der Ritterschaft und den meisten kleinen Städten in dieser Sache verlassen, fast ganz allein dem Orden gegenüber standen, so verlor sich je mehr und mehr zu fernerem Widerstand der Muth. Als daher im Januar 1443 die fünf Städte ihre letzte entschiedene Antwort dem Hochmeister im Haupthause überbringen sollten, gaben sie, nachdem sich ihrer Seits Hans von Baisen mit dem Hochmeister über die wesentlichsten Punkte verständigt, in die Erhebung des Pfundzolles einwilligend, des Meisters Verlangen nach. Es wurde

festgesetzt: der Pfundzoll solle fortan erhoben werden wie zu Pauls von Rußdorf Zeit; ein Ordensritter und einer von den Räthen der fünf Städte sollten ihn zu Danzig einnehmen und die Städte bei dieses Meisters Lebzeiten davon den dritten Theil erhalten zur Bestreitung der Kosten bei Aussendung ihrer Botschaften. Der Hochmeister versprach, die Städte forthin mit keinen neuen Zöllen oder sonstigen Neuerungen beschweren zu wollen, sofern nicht dem Orden oder Landen und Städten Anfechtungen zufielen, die ihnen Schaden brächten. Der lange, widerwärtige Streit war somit geschlichtet und der Komthur von Elbing eilte sofort zum Römischen Könige mit dem Auftrage, die Gerichtsladungen wieder abzustellen.

Danzig hatte in diesem Streite dem Hochmeister stets am heftigsten widerstritten; es hatte dabei allerdings auch das meiste Interesse, denn wie bedeutend von dort aus der Handel mit dem Auslande um diese Zeit noch war, geht unter andern schon daraus hervor, daß bereits wenige Monate nach Eröffnung der Schifffahrt in diesem Jahre (1443) der Betrag des dort erhobenen Pfundzolles sich auf 4200 Mark belief. Der Hochmeister aber ließ es auch seiner Seits nicht an Bemühungen fehlen, den Handel ins Ausland, nach den Hansestädten, in die Skandinavischen Reiche und die Niederlande so viel als möglich zu fördern und zu beleben, und Mißwachs in mehren Ländern hob den Getreidehandel Preussens um diese Zeit bedeutend empor.

Die Trennung der Ritterschaft von den großen Städten im Streite wegen des Pfundzolles hatte dem Hochmeister unverkennbar den Sieg gebracht. Es galt also jetzt den Versuch, ob sich nicht auch die kleineren Städte vom Bunde trennen ließen, denn gelang dieß, so standen die wenigen großen Städte nur noch allein da und der Bund zerfiel dann in sich selbst. Der Versuch ward unternommen; hie und da schien er bei den eifrigen Bemühungen der Komthure, die kleineren Städte zur Lossagung vom Bunde zu gewinnen, auch zu gelingen. Der Meister theilte auf einem Tage zu Elbing den Städten seinen Wunsch wegen des Bundes Auflösung auch offen mit. Allein der Eifer, womit von Seiten des Ordens die Sache hie und da, besonders im Kulmerlande auch unter der dortigen Ritterschaft betrieben

wurde, erweckte bald wieder Mißtrauen; die Ritterschaft schloß sich den Städten wieder enger an und so gelang dem Meister der Plan jetzt nicht; er schob ihn auf eine spätere Zeit und auf günstigere Verhältnisse hinaus.

Während dieser Ereignisse im Lande aber bereitete sich ein Streit mit einem nachbarlichen Fürsten vor, der dem Orden selbst den Besitz der Neumark eine Zeitlang sehr gefährdete. Der Kurfürst Friederich II. von Brandenburg verfolgte seit dem Antritt seiner Regentschaft ganz entschieden den Plan, alles was früherhin das Haus Brandenburg in irgend einer Weise an seinem Besitze aufgegeben oder verloren, in seine Hausmacht wieder zu vereinigen, wobei vor allem sein Blick auch auf die Neumark gerichtet war. Der Hochmeister, hievon benachrichtigt, hatte, wie schon erwähnt, bereits im Jahre 1441, um etwanigen Gewaltschritten des Kurfürsten begegnen zu können, mit dem ebenfalls von letzterem bedrängten Herzog von Pommern ein gegenseitiges Schutz- und Hülfsbündniß eingeleitet; allein der Kurfürst, um sicher zu gehen, ging langsam zu Werke. Erst nachdem er sich vom Römischen Könige alle seine Besitzungen, Lande und Lehen, wie sein Vater und er sie vom Reiche gehabt, hatte bestätigen lassen, erließ er an den Hochmeister die Erklärung: der Orden habe an der Oder einen Strich Landes im Besitz, der von alter Zeit dem Kurfürsten von Brandenburg gehört; er fordere daher jetzt die Neumark als sein rechtmäßiges Besitzthum vom Orden zurück. Der Hochmeister ließ erwiedern: der Orden habe einst dem Könige Sigismund auf die Neumark bedeutende Summen gezahlt, sich dadurch das Land erworben und des Kurfürsten Vater ihn auch in ruhigem Besitze gelassen. Er erhielt indeß von Friederich die Antwort: „ihr wisset wohl, unser Vater hatte viele Länder, wir haben nicht mehr als ein Land.“

Nun geschah, daß im Anfange des Jahres 1443 Herzog Heinrich von Mecklenburg, des Kurfürsten Schwager, plötzlich und ohne Kriegsankündigung mit einem Streithaufen verheerend in die Neumark einfiel und dadurch den dortigen Ordensvogt nöthigte, gegen ihn die Waffen zu ergreifen. Alles schien nur darauf berechnet zu seyn, daß der von Mitteln zur Gegenwehr sehr entblößte Vogt den Kurfürsten um Schutz anrufen und ihm

somit Gelegenheit geben sollte, in die Neumark einzurücken. Dieß geschah jedoch nicht; der Hochmeister suchte durch Hülfe aus Deutschland und Livland die Neumark vom Feinde zu befreien. Da nun Friederich auf diesem Wege nicht zu seinem Ziele gelangte, einen kriegerischen Gewaltschritt aber ebenso wie einen förmlichen Rechtsgang vor dem Römischen Könige scheute, so blieb ihm nur der Versuch übrig, durch einen Vergleich mit dem Orden aus dem Streite einen Gewinn zu ziehen, und dieser Versuch gelang. Nach vielen Verhandlungen, die sich durchs Jahr 1443 hindurchzogen, kam es endlich im October auf einem Tage zu Frankfurt zu einem Vertrage, nach welchem der Kurfürst nebst seinen drei Brüdern auf alle Ansprüche und Rechte an die Neumark Verzicht leistete, wogegen ihm der Hochmeister die Summe von fünfzehntausend Gulden und eine gleiche Summe der Orden in Jahresfrist zu zahlen versprachen, wobei Friederich ausdrücklich erklärte, daß wenn er die Veräußerung der Neumark durch Kaiser Sigismund an den Orden und die Trennung derselben von der Mark Brandenburg für ungültig und für eine Verletzung der goldenen Bulle gehalten habe, so sey er im Irrthum gewesen und erkenne jetzt nach reiflicher Erwägung die Rechtmäßigkeit jener Veräußerung vollkommen an, erkläre den Orden für den völlig rechtmäßigen Besitzer der Neumark und werde ihn nie im ruhigen Besitze derselben in irgend einer Weise stören. So war der Streit über den Besitz der Neumark beigelegt und der Kurfürst gab sich nun, wiewohl nicht ohne Rücksicht auf sein eigenes Interesse, auch alle Mühe, die Mißverhältnisse zwischen dem Orden und Herzog Heinrich von Mecklenburg auf gütlichem Wege auszugleichen.

Diese Ausgleichung indeß gelang vorerst schon deshalb nicht, weil der Herzog statt einen Schadenersatz für seine Räubereien im Ordensgebiet zu leisten, vom Orden einen Schadenersatz für angebliche Verletzungen seines Besitzthums forderte. Auch mit dem Kurfürsten von Brandenburg kam es bald zu neuen Mißhelligkeiten. Schwer erzürnt, daß man zu Landsberg im Beiseyn des Komthurs von Elbing sein Wappen abgerissen, in den Koth geworfen und mit Füßen getreten hatte, wies er des Hochmeisters Anerbieten zu einem gegenseitigen Hülfsbündnisse so entschieden zurück, daß der letztere sich dadurch sogar veranlaßt fand,

die Schlösser zu Driesen und Schievelbein eiligst neu zu befestigen und stärker zu bewehren. Um so nothwendiger schien es, dem Kurfürsten vor allem auf bestimmtem Termin die erste Zahlung der versprochenen Geldsumme zu leisten. Bei den Finanzbedrängnissen des Ordens waren freilich die Schwierigkeiten außerordentlich. Die Gebietiger wurden beauftragt, wo nur irgend möglich Geldanleihen aufzunehmen; allein die Landesbischöfe waren so verarmt, daß der Ermländer kaum im Stande war, einige Tausend Gulden bei guten Freunden aufzuborgen. In Danzig ging der Pfundmeister von Haus zu Haus, ohne etwas zu bekommen; nur mit großer Mühe brachte der dortige Komthur einige Tausend Mark zusammen. Elbing und Königsberg gaben ausweichende Antworten. Auf die Bitte des Meisters aber um Verlängerung der Zahlungsfrist ließ der Kurfürst kurz erwiedern: er erwarte die Zahlung ungesäumt. Sie mußte also geleistet werden und mit Beihülfe des Deutschmeisters gelang es auch endlich, dem Kurfürsten die Summe von 15,000 Rhein. Gulden entrichten zu können.

Mittlerweile war im Verlaufe des Jahres 1444 wie unter der Ritterschaft, besonders im Kulmerlande, so unter den großen Städten eine unzufriedene Stimmung erwacht. Erstere beschwerte sich, daß die Städte ungleich mehr begünstigt würden, als die ritterschaftlichen Landbewohner, deren Wohlstand mehr und mehr zu Grunde gehe. Man berieth sich auf mehren Tagfahrten über ein s. g. Regiment oder gewisse Landsatzungen, die man vom Hochmeister erbitten wollte, um dem zunehmenden Verderben des Landes vorzubeugen. Auch in den Bisthümern Kulm und Samland ward es von Tag zu Tag unruhiger; man forderte von den Bischöfen, daß die alten Landeswillkühren gewissenhafter beobachtet und deshalb von neuem bestätigt werden möchten, und wie die Stadt Braunsberg mit dem Bischof von Ermland wegen ihres Privilegiums in einen heftigen Streit gerieth, so verlangten auch Kulm und Thorn, sich auf ihr altes Privilegium berufend, vom Hochmeister wiederholt die Befreiung vom Pfundzolle, weil auch ein Schöppenspruch aus Magdeburg sie davon frei gesprochen. So trat bald hier bald dort der Geist der Unzufriedenheit von neuem hervor. Auf Ersuchen der Ritterschaft ordnete daher der Hochmeister zur nähern Berathung

über die verschiedenen Forderungen und Klagen einen allgemeinen Landtag an, denn er erkannte auch selbst, daß in der Landesordnung Veränderungen und Verbesserungen vonnöthen seyen.

Bevor der Landtag aber eröffnet ward, erhielten die Komthure den Auftrag, die Vornehmsten des Adels ihrer Gebiete über ihre Wünsche, Klagen und Vorschläge zu vernehmen. Jedes Gebiet trat mit besondern Beschwerden und Forderungen auf: Hier verlangte man Abstellung von drückenden Abgaben, freieren Handelsverkehr, freiere Verfügung im Güterverkauf, selbst wohl auch die Einwilligung der Lande und Städte in des Ordens Beschlüsse wegen Krieg und Frieden oder andere Verträge mit fremden Fürsten und anderes mehr, dort klagte man über Handelsmißbräuche, Belästigungen im städtischen Verkehr und dgl. Die Städte Kulm nnd Thorn beharrten, gestützt auf den Ausspruch des Schöppenstuhls zu Magdeburg in Betreff ihres Privilegiums, fort und fort bei ihrer Forderung wegen Befreiung vom Pfundzolle und ließen sich durch keinen Vorschlag des Hochmeisters zur Ausgleichung zufrieden stellen, verwarfen auch jede weitere schiedsrichterliche Entscheidung, die man ihnen anbot. Um so mehr war der Meister eifrigst bemüht, durch willfährige Vorschläge und Anordnungen zur Entwerfung der allgemein gewünschten verbesserten Landesordnung sich die Stimmung der Ritterschaft geneigt zu erhalten. Auf dem angeordneten Landtage zu Elbing schlug er daher selbst einen Ausschuß von Deputirten der Lande und Städte vor, der Alles in Berathung ziehen und den Entwurf eines neuen Regiments in Vorschlag bringen sollte. Der Plan ward von der Ritterschaft gebilligt; überdieß gewann er auch die Ritterschaft mehrer Gebiete durch Erleichterung in der Zinsentrichtung. In gleicher Weise fuhr der Meister fort auch den Städten neue Beweise seiner Sorgfalt und seines eifrigen Bemühens um ihren Wohlstand und ihr Gedeihen zu geben.

So war es dem Hochmeister bereits im Frühling des J. 1445 gelungen, den Geist der Unzufriedenheit im Lande wieder mehr und mehr zu beschwichtigen. Selbst der Papst Eugenius IV. hatte dazu einigermaßen mitgewirkt, denn bemüht, in der damaligen Kirchenspaltung den Orden für sich zu gewinnen, und dankbar dafür, daß sich dieser für ihn und seine Partei er-

klärte, wies er nicht nur die Bewohner Pommerellens, die sich ebenfalls der Leistung aller Zölle zu entschlagen suchten, auf Ersuchen des Hochmeisters durch eine Bulle mit allem Nachdruck zum Gehorsam und zu ihren Verpflichtungen zurück, sofern sie nicht auf geeignetem Wege ihre Befreiung von Zöllen erweisen könnten, sondern er trug auch den Bischöfen in Preussen und selbst dem Röm. Könige auf, ihrer Seits mit thätigem Eifer mitzuwirken, daß der Streit des Ordens mit den Kulmern in irgend einer Weise geschlichtet werde. Der Bischof Franciscus von Ermland stand seitdem vor allem dem Hochmeister mit reifem Rathe zur Seite; auf ihn legte dieser immer auch besonders großes Gewicht und sein Urtheil gab in den wichtigsten Dingen meist auch den Ausschlag.

Die Städte Thorn und Kulm waren jetzt fast noch die einzigen, die mit dem Meister in offenem Zwiste standen. Da es ihnen nicht gelang, die Ritterschaft für ihre Sache zu gewinnen, so bemühten sie sich, wenigstens die kleineren Städte wieder mehr auf ihre Seite zu ziehen. Es fand zwischen ihnen und mehren der letztern in der Mitte Augusts eine Tagfahrt zu Kulmsee wegen Berathung über das Landesregiment Statt; allein die kleineren Städte trennten sich bald wieder, ein Beweis, daß ihnen das Streben jener Städte nicht zusagte. Als daher bald nachher ein Verhandlungstag mit Thorn und Kulm gehalten ward, erklärte ihnen der Meister mit festem Muthe: er habe sich in ihrer Streitsache vielfach Rathes erholt; er werde und könne nach seinen Privilegien sie vom Pfundzolle nicht frei sprechen, denn er habe ein vollkommenes Recht dazu. Auf den Spruch der Magdeburger, die nicht seine Richter seyen, könne er kein Gewicht legen.

Mittlerweile aber war die Streitsache auch zur Kenntniß des Röm. Königes gekommen und zwar in einem für den Hochmeister nicht günstigen Lichte; er war beim Könige angeklagt, daß er mit seinen Landen in beständigem Unfrieden lebe und von allem Hader und Zerwürfnisse selbst die Schuld trage. Als dieß in Preussen bekannt ward, traten alle Stände ihn vertheidigend und rechtfertigend auf, ein Beweis, mit welchem glücklichen Erfolge ihm sein biederer, offener Charakter und seine gerechte und wohlwollende Gesinnung überall schon Vertrauen er-

worden. Nicht bloß der Bischof Johannes von Kulm, ein Mitglied des Ordens, sprach in einem Schreiben an den Röm. König und die Kurfürsten mit großem Lobe von des Meisters Verdiensten um des Landes Wohlfahrt und Gedeihen und von seinen rastlosen Bemühungen um Friede und Eintracht unter seinen Unterthanen, sondern auch die gesammte Ritterschaft des Kulmerlandes ersuchte gleichmäßig den Röm. König und die Kurfürsten, den ihnen zugebrachten Gerüchten von der Zwietracht zwischen ihr und dem Hochmeister keinen Glauben zu schenken, betheuernd, daß sie nie mehr als jetzt bereitwillig sey, sich in aller Weise gegen den Meister als gute und getreue Unterthanen zu bezeigen und alles zu leisten, was sie von Rechts wegen schuldig sey, da er ihr täglich seine Liebe und Güte beweise. Selbst Thorn und Kulm und die übrigen Städte im Kulmerlande widerlegten in besondern Schreiben an den Röm. König die falsche Angabe, daß sie mit dem Hochmeister fortwährend in Hader und Zwietracht ständen, bezeugend, daß dieser ihr Herr ihnen täglich Beweise seiner Huld und seines Wohlwollens gebe und ein wahrhafter Beschützer und Beschirmer ihres Landes sey. Der Hochmeister verdiente auch diese Anerkennung des Landes in vollem Maaße, denn, um nur des einen zu erwähnen, welche Verdienste erwarb er sich allein schon um Handel und Schifffahrt durch seine in Verbindung mit dem Bischofe von Ermland drei Jahre lang fortgesetzten Bemühungen um die Verbesserung des Tiefs auf der Frischen Nehring, worauf bedeutende Summen verwandt wurden, während zugleich auch die Nogatdämme und ein großer Wasserschaden an der Stadt Schwez und dem dortigen Ordenshause nicht geringe Kräfte in Anspruch nahmen.

Da faßte Konrad im Jahre 1446 den Gedanken wieder auf, den Bund der Ritterschaft und der Städte wo möglich gänzlich aufzulösen. Die Stimmung im Lande, wie sie sich seit einigen Jahren kund gegeben, sowie nicht minder auch die Verhältnisse des Ordens zu den Nachbarlanden schienen ihm jetzt für die Ausführung dieses Planes günstiger als je. In Polen bestieg eben damals ein neuer König Kasimir IV., bisheriger Großfürst von Litthauen, den Thron, schon wegen der Verhältnisse in seinem Reiche bemüht, das freundliche Verhältniß zum Or-

den, in welchem er zu diesem bisher schon als Großfürst gestanden, auch ferner auf jede Weise aufrecht zu erhalten; im übrigen fanden auch jetzt zwischen Polen und Preussen keine weitern Berührungen Statt. Mit Litthauen walteten zwar fort und fort mancherlei Mißhelligkeiten im Handel und Verkehr zwischen beiden Ländern ob, man führte gegenseitige Klagen über Repressalien, Beschlagnahme der Handelswaaren und andere Beschränkungen im Verkehr; indeß ward doch dadurch das persönlich freundschaftliche Verhältniß der Fürsten nicht weiter gestört. Auch mit den Herzogen von Pommern begegnete sich der Orden in friedlichen und freundlichen Gesinnungen; besonders bewies der Hochmeister dem zu Oliva krank liegenden Herzog von Stolpe in mancherlei Weise die liebevollste Theilnahme. Nur mit dem Kurfürsten Friederich von Brandenburg lag der Meister fortwährend im Streite, denn obgleich ihn dieser durch Entrichtung der zweiten Summe von funfzehntausend Gulden in Betreff der Neumark vollkommen befriedigt zu haben glaubte, so erweckte der Kurfürst doch bald durch die Forderung von sechshundert Gulden, die er für die kaiserlichen Bestätigungsbriefe seiner Verzichtleistung auf die Neumark an den Reichskanzler Kaspar Slick ausgegeben haben wollte, einen neuen Streit, der sich durch mehre Jahre hindurchzog und im Jahre 1446 den Kurfürsten in solchen Zorn brachte, daß er sogar drohte, er werde bei fernerer Weigerung der Zahlung die ganze Verschreibung über die Neumark wieder aufheben. Die Spannung und das Mißtrauen gegen den Kurfürsten steigerten sich noch, als er den Bau einer Brücke über die Warthe auf des Ordens Ufer begann, deren Zweck in jeder Hinsicht sehr bedenklich schien. Zwar trat des Kurfürsten Bruder, Markgraf Hans von Brandenburg zur Ausgleichung der Irrungen als Vermittler auf; allein es konnte um so weniger zur Sühne kommen, da bald neue Mißhelligkeiten unter des Ordens und des Kurfürsten Unterthanen wegen Ueberfälle und Plünderungen Hindernisse entgegen stellten.

Unter solchen Verhältnissen beschloß der Hochmeister den Versuch, den Bund der Ritterschaft und der Städte wo möglich ganz aufzulösen. Hans von Baisen, den er in der Sache mit zu Rathe zog, schien mit dem Plan, so weit er ihn kannte,

nicht ganz einverstanden; er hielt für rathsam, daß der Hochmeister selbst die Sache des Bundes an Lande und Städte bringe, um sie für die Auflösung ihres Bundes zu gewinnen. Der Hochmeister dagegen ging von dem Gedanken aus, die Bundessache von der kirchlich-religiösen Seite aus anzugreifen, ein Fehlschritt, wozu ihn die Prälaten des Landes, besonders der Bischof Franciscus von Ermeland veranlaßt hatten. Letzterer trat daher auf einer Tagfahrt zu Elbing im Namen der andern Prälaten mit der Behauptung auf: „es sey ihre amtliche Pflicht, zu Folge der ihnen obliegenden Sorge für der Seelen Seligkeit, offen zu erklären, daß der Bund gegen göttliches und natürliches Recht, gegen päpstliche und kaiserliche Ordnungen und Gesetze sey." Die Verbündeten aber, hiedurch schwer beleidigt, kamen mit einer bittern Klage beim Hochmeister ein, daß man sie jetzt geradezu für Rebellen erkläre und da auch seine Antwort den Klagenden nicht genügte, so ward die Gährung im Lande bald so wild und bedenklich, daß der Meister, um die Gemüther etwas zu beruhigen, die Prälaten auf einer Tagfahrt zu Elbing veranlaßte, den Verbündeten eine Art von Abbitte und Ehrenerklärung zu überreichen. Er ordnete darauf eine neue Tagfahrt zu Elbing an, um hier so viel als möglich den aufgeregten Sturm wieder zu beschwichtigen und die nöthigen Maaßregeln zur Herstellung der Eintracht und des Friedens zu ergreifen. Seit langer Zeit hatte man keine so überaus zahlreich besucht, denn Alles im Lande war in Spannung und Erwartung versetzt, zumal da gegen den Bischof von Ermland sich der Haß und die Erbitterung der Gemüther so offen aussprach, daß er auf der Tagfahrt nicht einmal erscheinen durfte. Jetzt trat aber der Meister selbst in der Versammlung mit den Worten auf: „Liebe Ritter und Knechte und liebe Getreue! Wir wollen mit euch reden und bitten euch, daß ihr das zu gut aufnehmet, denn Gott weiß, daß wir's zu eurem Besten thun. Als in unserem Orden etliche Zwietracht bei unseres Vorfahren Zeit entstanden war, habt ihr unter euch eine Vereinigung gemacht, dessen wir euch denn nicht verdenken, da ihr solches um Gefahr eueres Leibes gethan habt in der Zwietracht, als es damals in unserem Orden stand. Nun aber hat Gott seine Gnade gegeben, daß solche Zwietracht mit euerem und an-

derer Leute Rath und Hülfe getilgt ist. Nun vernehmen wir, daß man binnen und außer Landes viel davon spricht, daß ihr mit uns und wir mit euch nicht einig seyen solcher Vereinigung wegen. Darum bitten wir euch mit begehrlichem Fleiß, wollet sie abthun. Wir wollen euch wiederum eine ehrbare, billige Verschreibung thun, womit ihr, wie wir hoffen, besser versorgt und verwahrt seyn sollet als mit solcher Vereinigung, und bitten euch, daß ihr das in Güte aufnehmet und uns eine gute Antwort darauf gebet, denn wir hoffen und getrauen, daß davon viel Liebe und Eintracht kommen soll."

Die erwähnte Verschreibung des Meisters ward sofort den Verbündeten bekannt gemacht; sie ertheilten indeß keineswegs sogleich eine genügende Antwort aus Mangel an hinreichender Vollmacht, erklärten jedoch, sie wollten des Meisters Wunsch zu allgemeiner Berathung an ihre Aeltesten und Freunde bringen, nur möge er vor allem auf die Anordnung eines guten Regiments bedacht seyn und den Ungerechtigkeiten der Ordensbeamten und Prälaten zu steuern suchen, über die man immer noch vielfach zu klagen habe. Der Meister hoffte, daß sein Plan gelingen werde, denn auch Hans von Baisen that redlich, was er vermochte; und er würde vielleicht gelungen seyn, hätte Konrad ruhig von der Zeit erwartet, was er von dem Eifer und der emsigen Bemühung der Gebietiger und Komthure erwartete. Von ihm beauftragt mußten diese überall auflauern und aushorchen, die einzelnen Ritter und Städte zum Austritt aus dem Bunde ermahnen, hier bitten und verlocken, dort versprechen oder auch durch Drohungen schrecken. Hie und da schien der Erfolg auch günstig; manche Städte, namentlich die in Pommerellen sprachen sich für des Meisters Wunsch geneigt aus, andere standen zaghafter da und wollten nur folgen, wenn größere Städte im Austritte vorangingen, noch andere stellten Fristen, nach welchen sie sich entscheiden wollten. In den Gebieten von Elbing, Christburg und im Kulmerlande, wo überall die herumziehenden Komthure die kleinen Städte zum Abfalle zu bewegen eifrigst bemüht waren, fielen die Stimmen ebenfalls sehr verschieden aus, manche unentschieden und zweideutig, andere zwar entschiedener, aber dem Orden mehr abgeneigt, wenige nur des Meisters Wünschen günstig. Fast überall berief

man sich auf den Vorgang der größeren Städte, besonders Kulms und Thorns. Auch unter der Ritterschaft waren die Einzelnen nicht zu bewegen, mit ihrem Beispiele voranzugehen, obgleich sich alle der Abstellung des Bundes nicht abgeneigt erklärten. „Der Bund, erwiederten sie dem Komthur von Thorn, der mit Eintracht geschlossen ward, muß auch mit Eintracht wieder abgethan werden.“

Allenthalben aber hatte sich das Verlangen kund gethan, die wichtige Sache des Bundes auf einer allgemeinen Tagfahrt aller Bundesverwandten in reifliche Erwägung zu ziehen; am eifrigsten wirkten dafür die großen Städte, um sich hier die kleineren Städte wieder enger zu verbinden. Mit nicht minderem Eifer boten jedoch auch die Gebietiger alle Mittel auf, die Tagfahrt wo möglich zu vereiteln oder doch wenigstens die kleinen Städte auf alle Weise abzuhalten, auf dem Tage zu erscheinen. Keiner sah klarer ein, wie sehr der Gebietiger ungestümes Verfahren und der Prälaten unbesonnener Eifer dem Plane des Meisters geschadet hatten, als Hans von Baisen. „Die Sache war auf gutem Wege, schrieb er dem Hochmeister, wollte Gott es wäre dabei geblieben; ich hab' es oft gesagt: man solle betrachten der Welt wilden, ungewissen Lauf, wie gar leichtlich zu verderben ist, was schwerlich oder nimmer wieder kommt. Ich muß mich, erklärte er dem Meister, nun überall gegen die Leute vorsichtig halten, damit ich Glauben behalte.“ Er war jetzt allerdings in einer sehr mißlichen Lage.

Trotz allen Bemühungen der Gebietiger kam die gewünschte Tagfahrt zu Marienwerder im Juli (1446) dennoch zu Stande. Da traten die Abgeordneten der großen Städte zuerst mit der Erklärung auf: sie würden den Bund in keiner Weise aufgeben, sondern vielmehr zu seiner Erhaltung und Vertheidigung stets den thätigsten Beistand leisten. Dem stimmten auch allzumal die kleinen Städte und die Ritterschaft aus den Landen bei, so daß einhellig beschlossen ward: „Alle wollten treu am Bunde festhalten und ihn vertheidigen mit Leib und Gut.“ Eine Gesandtschaft, an ihrer Spitze jetzt auch Hans von Baisen, eröffnete dieß dem Hochmeister mit der Erklärung: nach gemeiner Berathung sey ihr Bund erneuert, nicht wider des Ordens Rechte, sondern nur wider Gewalt und Unrecht. Der Meister entgegnete: „Was wir

gethan, haben wir im Besten gemeint; auch wir wollten durch unsere Verschreibung euch gegen Gewalt und Unrecht schützen; jedoch will ich euch nicht härter drängen." Die Bitte der Verbündeten um einen jährlichen allgemeinen Gerichtstag zur Ausgleichung alles Unrechts und um die Anordnung eines bessern Regiments sagte er bereitwillig zu. So schieden die Abgesandten zufrieden und mit Dank von dannen. Der Meister aber war klug genug, gegen den Bund keinen weitern Schritt zu versuchen, wohl einsehend, daß sein mißglückter Plan nur dazu beigetragen, ihn wieder stärker zu befestigen.

Um das erschütterte Vertrauen des Landes wieder mehr zu gewinnen, wandte jetzt der Hochmeister seine Thätigkeit fast ausschließlich wieder des Landes innerer Verwaltung und zunächst der Verbesserung der finanziellen Verhältnisse des Ordens zu. Die letztern waren in der traurigsten Beschaffenheit, denn die bedeutenden Zahlungen für die Neumark, die fortgesetzten kostspieligen Dammbaue und die großen Ausfälle in den Zinslieferungen und sonstigen Einkünften hatten den Ordensschatz so gänzlich erschöpft, daß der Hochmeister selbst manche der dringendsten Verpflichtungen nicht erfüllen konnte und bald bei den Städten, bald bei den Bischöfen Anleihen aufnehmen mußte. Die Gesammt-Einnahme des Hochmeisters und des Konvents zu Marienburg betrug im Jahre 1446 bis um Martini nur 6726 Mark, die ganze Ausgabe zwar nur 5768 Mark; allein an Abtragung der Schuldsummen, unter denen der Deutschmeister allein 3750 Gulden zu fordern hatte, war dabei nicht zu denken. In gleich drückender Geldarmuth befanden sich auch die einzelnen Ordenshäuser. Der Komthur von Thorn z. B. konnte, wie er selbst erklärte, für die Konventsbrüder nicht einmal mehr Salz und Fische bezahlen, weil ihm fast gar keine Zinsen mehr entrichtet wurden, so daß er gezwungen war, auf seinen Amtsbrief Geld bei Juden zu borgen; ähnlich war die Noth und Armuth der Konvente zu Danzig, Elbing, Königsberg und andern Orten, denn überall litt die Zinseinnahme sehr bedeutende Ausfälle. Die Zukunft aber versprach vorerst wenig Hoffnung zur Besserung. In manchen Gegenden hatten schrecklich verwüstende Wasserdurchbrüche für viele Jahre unersetzlichen Schaden angerichtet; große Landstrecken waren mit Sand überschwemmt, weshalb der

Hochmeister den Plan faßte, die zu große Wassermasse der zu eng gedämmten Nogat wieder mehr in die Weichsel zu leiten. Für andere Gebiete fand er das Verbot der Getreide-Ausfuhr nothwendig, wodurch wiederum der Handel nach dem Auslande eine neue Lähmung erlitt.

Der Handel Preussens stand überhaupt in keinem regen Leben mehr. Mit England unterhielt nur Danzig einigen unbedeutenden Verkehr. Die neu angeknüpften Handelsverbindungen mit Frankreich konnten schon wegen der öftern empfindlichen Störungen zu keinem Gedeihen gelangen. Am lebendigsten war seit einigen Jahren wieder der Handelsverkehr mit den Hansestädten, denn der Hochmeister stand von alten Zeiten her bei diesen immer noch in hohem Ansehen. Den Handel mit Holland hemmte dagegen ein Streit über geforderte Entschädigungsgelder, der schon mehre Jahre dauerte, denn man zog die Verhandlungen darüber von Seiten der Holländer immer mehr in die Länge und legte der Ausgleichung immer größere Schwierigkeiten entgegen, um wo möglich auf irgend eine Weise sich der Zahlung der Entschädigungssumme gänzlich zu entschlagen. Auch den Verkehr mit Rußland und Litthauen erschwerten viele Beschränkungen; man ordnete besonders in dem letztern Lande verschiedene drückende Handelsgesetze an, worüber die Städte in Preussen sich beim Meister sehr beschwerten. Den Handel mit den Skandinavischen Reichen endlich ließ schon die langwierige Fehde der beiden Könige von Dänemark nie zu rechtem Gedeihen kommen. Diese Hemmung des Handelsverkehrs nach allen Seiten mußte aber, wie begreiflich, auf die Finanzverhältnisse des Ordens wie nicht minder auf den ganzen Wohlstand des Landes die nachtheiligsten Folgen haben.

Der Hochmeister bot nun zwar im Verlaufe des J. 1447 fort und fort alle Mittel auf, den Handel mit dem Auslande wieder in größern Schwung zu bringen; allein es stellten sich von allen Seiten unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Sah man auch zuweilen Engländer, Franzosen, Fläminger und Holländer, Dänen und Hanseaten, selbst Spanier und Portugiesen zu gleicher Zeit in Preussischen Häfen liegen, so hemmten doch den Getreide-Handel, damals schon der wichtigste für Preussen, die überaus große Theuerung und die ungewöhnlich hohen Getreide-

Preise im Lande selbst, so daß eine Ausfuhr an sich schon kaum möglich war. Den Kaufleuten in Litthauen wurde der Handel nach Preussen bald gänzlich untersagt. In Schweden nahmen die willkührlichen Bedrückungen und selbst Gewaltthaten an den Preussischen Seefahrern immer mehr zu, desgleichen auch in Dänemark, dessen König Erich auf alle deshalb geführten Klagen immer kalt antwortete: er wisse von dem Allen nichts, die Danziger seyen selbst Schuld an der Störung des Handelsfriedens. Der sonst so rege Verkehr mit Gothland hörte fast ganz auf, als Erich dort die Neuerung einführte, daß jeder in einen dortigen Hafen einlaufende Schiffer, namentlich auch aus Preussen, eine halbe Mark löthiges Silbers in die dortige Münze liefern müsse.

Da es dem Meister nicht möglich war, diese und andere Hindernisse und Hemmungen des Handelsverkehrs mit dem Auslande zu beseitigen, so widmete er mit um so größerem Eifer seine fortwährende Thätigkeit den innern gewerblichen Verhältnissen, und hier erfreuten ihn glücklichere Erfolge. Bald war es die Feststellung der Rechte und Gesetze und die Aufrechthaltung alter Ordnungen, die sich als wohlthätig für das Land erwiesen, bald die Belebung der Betriebsamkeit im Binnenhandel und in Gewerben, bald die Sorge für die sittliche und religiöse Bildung, bald die Vermehrung der innern Staatskräfte, die er für die Wohlfahrt seiner Unterthanen fort und fort im Auge hatte. Mehren Gewerken im Lande gab er zweckmäßigere Gewerksordnungen, die manche Mißbräuche abstellten; zur Belebung der gewerblichen Thätigkeit in Stadt und Land zog er häufig von auswärts geschickte Künstler und tüchtige Arbeiter herbei, Manufacturisten, Büchsenschützen, Mühlenbaumeister u. a. Er sah darauf, daß Fabricate, die man sonst aus dem Auslande gezogen, im Lande selbst erzeugt würden und verbot deshalb die Ausfuhr der im Lande gewonnenen rohen Stoffe. Mit großer Strenge verpönte er den gesetzwidrigen Bernsteinverkauf und dessen unrechtmäßige Verarbeitung.

Diese landesväterliche Sorge des Meisters für Stadt und Land brachte auch bald ihre erfreulichen Früchte. Die Gährung und Unzufriedenheit im Lande verminderten sich je mehr und mehr; es fanden nur selten noch Versammlungen und Berathungen zwischen der Ritterschaft und den Städten Statt. Und um die beschwichtigten Gemüther nicht von neuem aufzureizen, erließ der

Hochmeister das strengste Verbot, daß sich bei Verlust seiner Gnade hinfort kein Ordensritter irgend ärgerliche und anzügliche Reden gegen den Bund oder Lande und Städte erlauben solle. Ueberhaupt hielt Konrad strenge Wachsamkeit auf Zucht und Ordnung unter den Ordensbrüdern und bei dem schon so gesunkenen moralischen Zustand des Ordens war nichts nothwendiger als die Ordensglieder, gebietende wie gehorchende, mit größerer Strenge an Regel und Gesetz zu binden. Es gab in Preussen, wie in Deutschland, eine nicht geringe Zahl von Ordensrittern, denen Zucht und Vorschrift, wie das Ordensverhältniß sie auflegte, als die lästigsten Fesseln erschienen, die durch unordentlichen Lebenswandel die Ehre des Ordens verunglimpften, den Konventen entliefen und zuchtlos umherzogen. Wie weit selbst einzelne Ordensbeamte in moralischer Entartung gesunken waren, zeigt das Beispiel eines Vogts von Brathean, von dem ermittelt wurde, daß er die Schätze und Kleinodien des letzten Hochmeisters Paul von Rußdorf, im Betrag von mehr als zwanzigtausend Nobeln entwendet hatte.

Konrad aber erkannte wohl, daß in der Zucht- und Sittenlosigkeit, die in dem Lebenswandel so vieler Ordensglieder hervortrat, am Herzen des Ordens ein Wurm fraß, der ihn nothwendig dem Verderben und Untergang entgegenführen mußte. Er ordnete daher noch im Jahre 1447, um sich eine genaue Kenntniß vom moralischen und religiösen Zustande, sowie von den öconomischen und finanziellen Verhältnissen jedes Ordenshauses zu verschaffen, eine allgemeine Visitation aller Konvente im Lande an, als Vorbereitung zu einem allgemeinen Ordenskapitel, welches zu Marienburg gehalten werden sollte. Er hatte dabei den für die Verfassung und innere Disciplin des Ordens sehr wichtigen Plan, eine neue Abfassung des Ordensgesetzbuches ins Werk zu setzen. Zwar hatte er eine solche bereits im Jahre 1443 veranstalten lassen und es war schon damals diejenige Abfassung der Ordensgesetze ausgeführt worden, wie wir sie noch jetzt haben; es hatte sich indeß erwiesen, daß sie weder in allen von frühern Hochmeistern gegebenen Gesetzen ganz vollständig, noch auch mit den in Deutschland und Livland geltenden Gesetzen völlig übereinstimmend war. Vornehmlich aber faßte jetzt Konrad von neuem den Gedanken auf, zu bewirken, daß die Statu-

ten Werners von Orseln, die in das neue Gesetzbuch wiederum nicht aufgenommen worden waren und über deren Gültigkeit er früher nur des Friedens wegen hatte nachgeben müssen, jetzt nach der neuen Abfassung des Ordensbuches förmlich widerrufen würden. Die Zeit schien dazu günstig. Der Deutschmeister Eberhard von Stetten war im Frühling des Jahres 1447 gestorben; der Hochmeister aber zog die Bestätigung des zu seinem Nachfolger erwählten Jost von Venningen absichtlich in die Länge. Mittlerweile knüpfte er wegen Annullirung der erwähnten Statuten Unterhandlungen mit dem Römischen Stuhle an, den eben auch ein neuer Papst Nicolaus V. bestiegen hatte. Allein so geneigt sich dieser dem Orden auch in manchen Verhältnissen, z. B. in der Freisprechung aller Ordensbrüder und überhaupt aller zum Orden gehörigen Personen von den Urtheilssprüchen der Westphälischen Femgerichte und aller übrigen weltlichen Richterstühle bewies, so konnte der Procurator mit dem Plane des Hochmeisters am Röm. Hofe doch nicht ans Ziel gelangen. Die Sache mußte auf spätere Zeit verschoben werden.

Die erwähnte Visitation der Ordensconvente hatte nun aber manche Unordnungen, Gesetzwidrigkeiten und Vernachlässigungen in der Lebensweise der Ordensbrüder ans Licht gebracht, denen nothwendig entgegengewirkt werden mußte. Als daher gegen Ende des Jahres 1447 im Haupthause Marienburg das Ordenskapitel versammelt war, wurden ihm die verschiedenen entdeckten Unordnungen zur Berathung vorgelegt, worauf eine Anzahl neuer Bestimmungen und Satzungen erfolgte, die theils einen regelmäßigeren Besuch des in den Ordenshäusern vorgeschriebenen Gottesdienstes, strengere Aufrechthaltung der Hausgesetze, genauere Aufsicht der Spitale der Ordenshäuser und Abstellung der darin gefundenen Mängel und Gebrechen, theils die öconomische Verwaltung der Komthureien, Schonung der Wälder, Abstellung der verderblichen Pechöfen, genauere Sorgfalt in der Erhaltung der Häuser und Gebäude u. dgl. betrafen. Den Gebietigern und Amtleuten ward ausdrücklich verboten, von dem in den Ordensburgen aufgeschütteten Getreide nichts zu verkaufen und was sie verkauft, aus eigener Rechnung wieder zu ersetzen.

Nichts aber schien dem Hochmeister zur Aufrechthaltung der Sittlichkeit und Ordnung nothwendiger als größere Strenge in

der Disciplin. Um so ernster und nachdrücklicher glaubte er stets auf die alten Regeln und Gesetze des Ordens zurückweisen und mit strenger Ahnung den Abirrungen und Gesetzwidrigkeiten entgegentreten zu müssen. So ward z. B. das unnütze Spazierenreiten der Ordensbrüder ohne Urlaub ernstlich untersagt. Es ward selbst nicht geduldet, auch nicht einmal in Krankheitsfällen, daß sich Ritterbrüder außerhalb der Konvente, etwa bei ihren Verwandten aufhalten konnten. Da häufig der Fall vorkam, daß ungehorsame Ordensritter, um wegen verübter Vergehungen den Strafen zu entgehen, zu Bischöfen, Fürsten oder zu ihren Verwandten entwichen, zuweilen solche sogar zu feindseligen Gesinnungen gegen den Orden anreizten und diesem Schmach und Schande zuzogen, so suchte der Hochmeister beim Papst um eine Bulle nach, wodurch den hohen Geistlichen, Fürsten und überhaupt jedem die Aufnahme solcher ungehorsamen und abtrünnigen Ordensbrüder unter Strafe des Bannes mit allem Nachdruck untersagt wurde. Um aber auch bei der Aufnahme neuer Ordensbrüder die nöthige Sorgfalt in einer strengeren Prüfung ihres sittlichen und unbescholtenen Lebenswandels nach den alten Gesetzen des Ordens in Wirksamkeit zu erhalten, erlaubte er den Gebietigern in Deutschland nicht mehr, hierin nach ihrem Gutdünken zu verfahren, sondern verlangte, daß ihm zuvor die nöthigen Berichte darüber zugesandt würden. Selbst gegen Komthure verfuhr er mit scharfem Ernst und forderte sie vor das Kapitel, wenn sie sich Gesetzwidrigkeiten zu Schulden kommen ließen.

Mit dem Bischofe von Ermland stand der Meister keineswegs mehr in dem freundlichen Verhältnisse, wie früherhin. Er hatte sich nämlich beim Papste die Befugniß ausgewirkt, zwei Kanonicate und eben so viele größere Präbenden im Bisthum Ermland bei eintreffenden Erledigungen besetzen zu dürfen. Er hatte dabei offenbar den Zweck vor Augen, sich im Domstifte Ermlands, wo bisher kein Ordensmitglied Domherr werden konnte, auf diese Weise größern Einfluß zu verschaffen. Als er indeß im Anfange des Jahres 1448 von dem ihm verliehenen Rechte bei einer eingetretenen Erledigung Gebrauch machen wollte, besetzten nicht nur der Bischof und das Domkapitel eiligst die erledigte Stelle, sondern sie boten auch durch eine Botschaft

an den Papst Alles auf, um durch ihn das dem Hochmeister ertheilte Privilegium widerrufen zu lassen, behauptend, es streite die neue Anordnung nicht nur gegen des Landes Wohlfahrt, sondern sie werde unfehlbar auch großen Haß und Unfrieden zur Folge haben. Der Hochmeister suchte zwar den Streit auf eine friedliche Weise beizulegen und den Bischof durch die Versicherung zu begütigen, daß er zu den Domherrnstellen immer solche in Vorschlag bringen werde, die des Bischofs Wünschen entsprechen würden, so daß das Privilegium keineswegs zum Nachtheil des Bischofs und Kapitels gereichen solle; es solle auch nie eine Besetzung wider ihren Willen geschehen; allein die Prälaten trauten diesem Versprechen des Meisters nicht. Es hatte eben so wenig Erfolg, daß der Papst hierauf in einer neuen Bulle das dem Hochmeister ertheilte Recht mit seinen früher gegebenen Bestimmungen über die Besetzung der Ermländischen Kanonicate und die Verleihung der Präbenden mehr in Einklang brachte und den darin obwaltenden scheinbaren Widerspruch aufklärte. Der Streit dauerte also fort und der Bischof würde gewiß noch kräftigern Widerstand entgegengestellt haben, wenn er nicht mit der Stadt Braunsberg wegen deren städtischen Privilegien und Rechte in einem Zwiste gestanden hätte, zu dessen Beseitigung er des Hochmeisters Beistand und Vermittlung bedurfte, zumal da die Braunsberger ihre Klage wegen Beschränkung und Verletzung ihrer städtischen Gerechtsame zur Entscheidung an die großen Bundesstädte bringen wollten.

Diese Drohung war für den Hochmeister zu wichtig, als daß er nicht den Bischof auf alle Weise zur Nachgiebigkeit hätte gewinnen sollen; besorgt, die großen Bundesstädte möchten in dieser Streitsache wieder zu weiterer Thätigkeit angeregt werden, schrieb er dem Bischofe: „Bedenke Euere Herrlichkeit, würde irgend etwas versucht durch den Bund wider euere Väterlichkeit, es würde besorglich auch also fortan durch die Unsern versucht und gebreitet; was Unglimpfes, Aergerung, Schaden und Verderbniß dann daraus entstehen möchte, geben wir euerer väterlichen Güte zu erkennen.“ Der Bischof ließ sich warnen; der Streit mit den Braunsbergern ward durch eine gütliche Ausgleichung beigelegt und auch die Verhandlungen wegen der Kanonicate wurden vorerst nicht weiter fortgeführt.

Des Meisters Besorgnisse wegen neuer Aufregungen im Bunde waren keineswegs ungegründet, denn es zeigten sich im Jahre 1448 wieder Spuren von allerlei Reibungen und Bewegungen im Lande. Man wollte in den Bundesstädten wieder viel von Parteien und heimlichen Verbindungen unter den Ordensrittern verschiedener Konvente erfahren haben; es fanden daher auch bald unter der Ritterschaft des Kulmerlandes, an deren Spitze immer noch der Bannerführer Hans von Czegenberg stand, wieder mehre Versammlungen Statt und wo man sich versammelte, fanden sich natürlich immer auch Klagende bald über diese, bald jene Belästigung und Beschwerde. Der Hochmeister indeß, obgleich durch zunehmende Kränklichkeit in seiner Thätigkeit vielfach gehemmt, suchte den Klagen durch Beseitigung von Mißbräuchen oder zweckmäßige Einrichtung immer so viel als möglich abzuhelfen und so die unzufriedenen Gemüther in ihren Wünschen zu beruhigen; wie er z. B. in den Städten einen wöchentlichen Freimarkt anordnete, wo auch der Landbesitzer beim Verkaufe seiner Erzeugnisse durch keine städtischen Verordnungen beschränkt seyn sollte, wie er ferner dem für den innern Handelsbetrieb sehr nachtheiligen Hausirhandel fremder herumziehender Kaufleute Schranken setzte, so war er auch fort und fort bemüht, für den Verkehr mit dem Auslande die alten Störungen und Hindernisse mehr und mehr zu beseitigen, denn die Stockung im auswärtigen Handel wirkte natürlich immer auch auf die unzufriedene Stimmung im Lande. Dem Handel nach Litthauen und Polen durch Beseitigung der beschränkenden Handelssatzungen und der gegenseitigen Belästigungen eine freiere Bahn zu öffnen, glückte ihm freilich auch jetzt noch nicht; auch die Verwickelungen der Preussischen Städte mit den Hansestädten Hamburg, Rostock, Wismar u. a. konnten noch nicht ausgeglichen werden; dagegen ward der langwierige Streit mit den Holländern wegen eines von ihnen geforderten Schadenersatzes für weggenommene Schiffe jetzt endlich beigelegt und gegen Ende des Jahres 1448 mit dem Herzog von Burgund und seinen Landen Holland, Seeland und Friesland zu Bremen ein Handelstractat abgeschlossen, der für den gegenseitigen Verkeht wieder neues Leben hoffen ließ. Der Handel mit England war besonders seit einigen Jahren durch eine Menge von gewaltthätigen Eingriffen

und persönlichen Verletzungen so vielfach gestört, es waren bereits für eine große Zahl Preussischer Kauffahrer durch Beschlagnahme ihrer Güter sowie durch Aufgreifen ihrer Schiffe so außerordentliche Verluste erfolgt, kurz es herrschte im Handelsleben zwischen beiden Ländern ein so wilder, ordnungs- und gesetzloser, raubsüchtiger Geist, daß trotz des friedlichen und freundlichen Verhältnisses zwischen dem Hochmeister und dem Könige selbst kein Schiffer eine Fahrt nach England mehr unternehmen konnte. Ungeachtet aller Bemühungen und Verhandlungen aber zwischen beiden Fürsten konnte es zu keinen festen Anordnungen und Bestimmungen kommen, wodurch dem gegenseitigen Verkehr auch nur einige Sicherheit hätte verbürgt werden können, und so lag der Handel mit England jetzt ganz darnieder. Ebenso konnte der Handelsverkehr mit den Skandinavischen Reichen schon wegen der politischen Streithändel der Könige von Dänemark und Schweden nie zu irgend welchem Gedeihen gelangen. Den sonst so einträglichen Bernsteinhandel mit Lübeck endlich drückte ein darauf gelegter neuer Pfundzoll nieder. Der Hochmeister bat zwar um Aufhebung dieser ungewöhnlichen Abgabe, „weil der Bernstein, wie er sagte, nicht eine Kaufmannschaft, sondern eine Gabe Gottes sey;" allein seine Bitte wurde nicht erhört. Und doch war die Zunft der Bernstein-Arbeiter in Lübeck neidisch und eifersüchtig darüber, daß in Preussen auch für Venedig Bernstein angekauft und dort ihr zum Nachtheil verarbeitet werde, weshalb der Rath von Lübeck sich an den Hochmeister mit dem Gesuch wandte, den Bernsteinverkauf nach Italien zu hindern oder gänzlich zu verbieten.

Werfen wir noch einen Blick auf die Verhältnisse des Ordens zu den nachbarlichen Fürsten, so stand er gegen den König von Polen jetzt vollkommen gesichert da. Der ewige Friede war von Seiten des Ordens erst im Anfange des Jahres 1448 von neuem beschworen worden; den König selbst aber beschäftigten theils die innern Verhältnisse seines Reiches, theils seine Kriege in der Moldau und besonders in Litthauen gegen die ins Land einfallenden Tatarenhorden, so daß er ein ganz Jahr lang nicht einmal eine Antwort auf des Hochmeisters Klagepunkte in Handelsangelegenheiten ertheilen konnte. Die meisten Sorgen machten

dem Meister immer noch die Verhältnisse zum Kurfürsten von Brandenburg; sie waren zwar keineswegs mehr entschieden feindlich; allein er konnte zu ihm doch auch kein festes Vertrauen fassen, denn der Streit wegen der Brücke bei Santock, die auf gefährliche Zwecke berechnet zu seyn schien, war noch immer nicht beigelegt. Ferner hatte der Kurfürst ein Hülfsbündniß mit den Herzogen von Pommern und dem Bischof von Kamin abgeschlossen, zwar wie man versicherte, nicht gegen den Orden; es erregte indessen dennoch beim Hochmeister neues Mißtrauen, denn auch von auswärts her ward er fort und fort vor des Kurfürsten Absichten gewarnt, wozu noch kam, daß auch der Herzog Heinrich von Mecklenburg, durch Klagen seiner Städte Rostock und Wismar gegen den Orden veranlaßt, in die Neumark einzufallen drohte, und daß dieser mit dem Kurfürsten im Einverständnisse stehe, schien dem Hochmeister gewiß. Indeß hatten theils die eiligen Kriegsrüstungen zur Gegenwehr in der Neumark, theils der Ernst und Nachdruck, mit dem Konrad gegen den Herzog Heinrich und dessen verbündete Ritterschaft auftrat, die erwünschte Wirkung, daß, so lange er lebte, jedes feindliche Unternehmen gegen die Neumark unterblieb.

Auch in den innern Verhältnissen des Landes ging das Jahr 1449 so ruhig vorüber, wie kaum ein anderes zuvor. In Thorn regte sich zwar in einigen Versammlungen, durch einige vornehme Wortführer angereizt, der alte Geist des Widerstrebens und der Unzufriedenheit von Zeit zu Zeit immer wieder. Sie wollten dort keinen freien Markt dulden, weil er nicht auf Betrieb des Landes oder der Ritterschaft, sondern auf bloßes Gutdünken der Landesherrschaft angeordnet sey; sie klagten ferner über allerlei Beschwerden und Belästigungen ihrer „freien Stadt,“ selbst durch neue Zölle und erklärten, schon deshalb ihren Bund auch ferner noch aufrecht halten zu wollen. Allein bei den meisten übrigen Bundesverwandten, selbst auch bei denen, die sonst am eifrigsten für den Bund gesprochen und gewirkt, gab sich überall eine gewisse zaghafte und muthlose Stimmung kund. Wie man auf Hans von Czegenberg, seitdem er zu Elbing dem Hochmeister gesagt: „Gnädiger Herr Meister, gelobet, und hilft das nicht, so richtet!“ nicht mehr viel vertrauen zu wollen schien, so hemmte fortwährende Krankheit auch Hansens von Baisen

Thätigkeit. Zudem gab man jetzt klüglicher Weise auch alle weitere Versuche auf, den Bund mit Gewalt aufzulösen oder die Verbündeten durch Mittel der List oder auf andere Weise von einander zu trennen, denn der Hochmeister und mit ihm eine große Partei unter den Gebietigern wurden jetzt von der Ansicht geleitet: der Bund werde sich endlich von selbst auflösen, wenn ein gutes, geordnetes Regiment allgemein im Lande herrschend werde, wenn man überall und ohne Ansehen der Person Recht und Gerechtigkeit handhabe und das Volk in Landen und Städten wieder allgemein Zuneigung und Vertrauen zur Landesherrschaft gewonnen habe. Dieß aber hatte sich der Hochmeister jetzt zur wichtigsten Aufgabe gestellt und von dieser Ueberzeugung geleitet wußte er auch die stürmischere Gegenpartei im Orden immer im Zügel und Zaum zu halten.

Bereits aber stand der Hochmeister am Abend seiner Tage. Längst hatte sein reger, stets thätiger Geist mit seinem schwachen Körper wie im Kampfe gelegen. Schon lange hatte er in Rom um die Begünstigung bitten müssen, an Fasttagen Fleisch und Milch genießen zu dürfen, weil Fastenspeisen seiner schwachen Gesundheit nicht zusagten. Schon einmal hatte ihn im Herbst des Jahres 1449 der Schlag gerührt; dennoch konnte man ihn nicht bewegen, sich zu schonen und seine jährliche Umreise durch einen Theil des Landes auszusetzen. Er trat sie im Anfange des Octobers an, ward aber in Graudenz zum zweitenmal vom Schlage getroffen und so entkräftet, daß man ihn nur noch mit großer Mühe nach Marienburg bringen konnte. Da die Krankheit mit jedem Tage bedenklicher ward, so kamen die vornehmsten Gebietiger an des Meisters Krankenbette zusammen, um seinen Rath zu hören wegen eines würdigen Nachfolgers. Als sie ihn befragten: wen man im Falle seines Hinscheidens zum Verweser des armen, betrübten Landes erwählen solle? antwortete er: „es wäre wohl ein weiser, verständiger Verweser dem armen Lande groß Noth, wenn man ihn nur hören wollte. Es sind vor andern zwei unter euch, die nach der Ehre des Meisteramtes streben. Nehmt ihr Heinrich Reuß von Plauen, so habt ihr einen Aufstand der Unterthanen. Wählt ihr meinen Vetter Ludwig, so weiß sich dieser selbst nicht zu rathen und muß thun, was ihr und andere wollen. Ich dürfte euch wohl rathen zu Herrn

Wilhelm von Eppingen, Komthur zu Osterode, der, ein sanftmüthiger, friedliebender Mann, das Land mit Treuen meinet. Aber was nützt es, daß ich euch rathe; es ist Alles umsonst, denn ich weiß wohl, daß jüngst die meisten Gebietiger zu Mewe versammelt beschlossen haben: wer von ihnen zum Hochmeister erkoren werde, solle den Bund vernichten, sollte man auch das Land darüber verlieren. Uns steht großes Unheil bevor um unserer Sünde willen. Auf Gottesdienst achten wir nicht, leben alle in Uebermuth und jeder thut, was ihn gelüstet. Wollte Gott, ich wäre in ein Karthäuserkloster gezogen, mir wäre nun viel besser. Gott kehre den Jammer dieses armen Landes ab! Mit Gottes Hülfe ist es durch unsere Vorfahren von den Heiden gewonnen; sehet zu, daß man es durch Gottes Verhängniß aus Uebermuth nicht wieder verliere. Gott erbarme sich seiner!" So sprach wie im prophetischen Geiste der edle Meister. Wenige Tage nachher am 7. November verschied er in ruhiger Ergebung. Er war der letzte Meister, der seine Ruhestätte in der St. Annen-Gruft in Marienburg fand. Neun Jahre hatte er dem Orden vorgestanden; so schwer für ihn diese Zeit seiner Regentschaft auch gewesen war, so bezeugten doch die Gebietiger allzumal: nur Eine gemeinsame Liebe des Volkes folge dem Meister ins Grab nach.

Und fürwahr Konrad von Erlichshausen steht in der Geschichte wie als Mensch, so als Ordens-Meister und Landesfürst gleich ehrwürdig und hochachtungswerth da. Sein fester, unbestechlicher Sinn, sein ruhiger Ernst und seine unerschütterliche Entschlossenheit und Beharrlichkeit in jeglicher Lage des Lebens und unter den schweren Stürmen seiner Zeit, gepaart mit milder und schonender Gesinnung, mit wahrer, aufrichtiger Frömmigkeit im Geiste seines Zeitalters, erheben ihn in die Reihe der edelsten Fürsten seines Jahrhunderts. Vor allem prägt sich in seinen brieflichen Mittheilungen sein frommes, stets gottvertrauendes Gemüth aus. Er hielt daher auch immer streng auf fleißigen Besuch des Gottesdienstes und gottesdienstlicher Uebungen. Ueberall, wo menschliches Leiden zu lindern war, zeigte sich seine landesväterliche Sorgfalt selbst bei den Geringsten seiner Unterthanen. Freilich waren seiner Freigebigkeit und Mildthätigkeit, wie er selbst schmerzlich klagte, durch die Finanzbe-

drängnisse des Ordens häufig zu enge Gränzen gesteckt; aber er half stets, so viel er konnte, erließ Zinsen und gewährte Mittel zur Aushülfe, so viel ihm irgend möglich war. Sprechende Beweise seiner milden Sorgfalt sind eine Menge s. g. Tischverschreibungen, durch die er alte, getreue Diener des Ordens in ihrem Alter mit Wohnung, Beköstigung und Kleidung in den Ordenshäusern bis an ihr Lebensende versorgte, um ihnen die Tage ihres Alters zu erleichtern. Dagegen verbot er mit aller Strenge das faule Betteln oder s. g. Terminiren der Mönche zu Elbing, die mit ihren Bettelsäcken durchs ganze Land zu ziehen pflegten. Streng und ernst übte er überall Recht und Gerechtigkeit und dieß vorzüglich erwarb ihm auch immer wieder das Vertrauen seiner Unterthanen. Um so entschiedener durfte er auch alle Versuche zurückweisen, welche die Westphälischen Femgerichte zur Geltendmachung ihrer Gerichtsverwaltung im Ordensstaate jetzt schon so oft wiederholten, wie er denn auch den häufig vorkommenden Vorladungen des Röm. Königes an Ordensunterthanen vor das königliche Hofgericht zur Verantwortung gegen ihre Kläger sich stets widersetzte, zumal da sie immer die Freiheiten des Ordens verletzten. Seiner Friedensliebe endlich und seines versöhnlichen Sinnes darf kaum noch einmal erwähnt werden, denn diese Tugenden prägen, wie wir bereits gesehen, allen seinen Handlungen wie in den wirren Verhältnissen zu seinen Unterthanen, so in denen zum Auslande den durchgreifenden Charakter auf. Immerdar und überall war es Friede, gedeihliche Ruhe, Versöhnung und Ausgleichung widerstrebender Interessen, denen er als Zielen seines Wirkens entgegenging. Er war, wie ihn die Chronik nennt, „ein wahrhafter Friedensfürst.“

Als Oberhaupt des Ordens erkannte keiner so gut wie er dessen sittliche Gesunkenheit und alle die Verirrungen und Gebrechen, die ihn dem Untergange immer näher führen mußten. Auch in den letzten Jahren war er fort und fort bemüht, die verwilderten und zuchtlosen Ordensritter zum Besuch des so sehr vernachläßigten Gottesdienstes, zur strengeren Haltung der Hausordnung, der alten Zucht und Regel, zu Gehorsam, zur Observanz ihrer Gelübde und überhaupt zu einer sittlichern Lebensweise anzuhalten. Er hielt dafür, daß besonders bei der Auf-

nahme junger Ordensritter mit größerer Strenge und Vorsicht auf ihren sittlichen Wandel und überhaupt ihre ganze Tauglichkeit für das Leben und ihre Bestimmung im Orden gesehen werden müsse, weshalb er auch die Verordnung gab: es solle forthin kein Landkomthur oder Komthur in Deutschland junge Edelleute in den Orden aufnehmen, sondern es solle dieß nach alter Gewohnheit nur durch die von ihm selbst ausgesandten Bevollmächtigten nach gewissenhaftester Prüfung und strenger Handhabung der Regeln und Gesetze geschehen. Und weil Konrad auch wohl erkannte, daß die Zeit vorüber sey, in welcher der weiße Ordensmantel allein schon Achtung und Ehrfurcht erweckte und daß der Orden nur durch Bildung aus seiner Gesunkenheit wieder emporgehoben werden müsse, so zog er nicht nur häufig gelehrte oder sonst gebildete Männer ins Land, sondern ließ auch die zur Aufnahme in den Orden tauglich befundenen Personen nicht selten zuvor sich auf Universitäten weiter ausbilden und unterstützte immer auch eine Anzahl talentvoller Jünglinge auf ausländischen hohen Schulen, die nach vollendeten Studien in Geschäften des Ordens bald als Sachwalter angestellt oder als Bevollmächtigte zu Verhandlungen ausgesandt wurden.

Aber nicht bloß im Orden, sondern auch im Lande, besonders in den Städten war der sittliche Zustand des Volkes keineswegs der erfreulichste. Sind Gesetze immer gewissermaßen ein Maaßstab für den Stand der Bildung und Sittlichkeit eines Volkes, so dürften die vielen Verordnungen und Gesetze dieses Meisters eben kein rühmliches Zeugniß für die Gesittung seiner Zeit stellen. In Marienburg selbst hören wir den Stand der Handwerker in einer an den Hochmeister gerichteten Beschwerde über eine Menge von Sünden und Verbrechen klagen, die uns das traurigste Bild der tiefsten moralischen Gesunkenheit vor Augen stellt. Ueberall herrschte im Volke noch finsterer Aberglaube, selbst allerlei heidnische Gebräuche waren noch häufig im Schwange; trotz aller Verbote zogen noch oft im Lande Zauberer und Zauberinnen umher, die den Bürger und Landmann auf alle Weise zu umstricken und zu betrügen wußten. Bettelei nahm immer mehr überhand. Auf dem Lande saß der Bauer bis tief in die Nacht in Bierhäusern, während der Städter durch Luxus bei

Hochzeiten und Kindtaufen, durch Schmausereien, Saufgelage, Zarme und Spielwuth seine Schätze vergeudete.

Konrad ließ es nicht an strengen Gesetzen fehlen, um die Gebrechen und Uebel wieder auszurotten, die alle Lebensnerven im Volke zerrütteten. Bei Hochzeiten, Kindtaufen, in der Kleidung u. s. w. schrieb er zweckmäßige beschränkende Bestimmungen vor und verfügte eine Menge heilsamer Verordnungen, die das Leben mehr regeln und veredeln, die Sitten reinigen und verbessern und den Zustand der religiösen und sittlichen Bildung des Volkes mehr und mehr emporheben sollten. Dahin gehört sein strenges Verbot aller Lästerungen und Schmähreden gegen die Landesherrschaft oder städtischen Magistrate, seine Warnung vor Zauberei und Aberglauben, seine Gesetze wegen Heilighaltung des Sonntags, wegen Besuchs des Gottesdienstes, wegen Entführung von Frauen und Jungfrauen, seine verschiedenen Verordnungen in Betreff der im Handel und Wandel und in den Handwerken herrschenden Mißbräuche u. s. w. Allein er warf diesen seinen Saamen zu einer sittlichen Bildung in einer Zeit aus, in welcher unter den nachfolgenden wilden Stürmen aus ihm keine gedeihliche Frucht mehr hervorgehen konnte.

Sechstes Kapitel.

Wahlkapitulation für den Hochmeister. Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen. Neues Mißtrauen des Bundes. Tagfahrt zu Elbing. Unruhen im Ermland. Der päpstl. Legat Bischof von Silves in Preussen. Verhandlungstag zu Elbing. Der Eidechsen-Bund. Neue Gährung im Lande. Einwirken Deutscher Fürsten in die Bundessache. Neue Bundesbefestigung. Hader mit dem Deutschmeister. Einwirken des Papstes. Zunehmende Spaltung zwischen dem Orden und dem Bunde. Annäherung der Verbündeten an Polen. Sendung an den Kaiser. Die Parteien am Kaiserhofe. Verstärkung des Bundes. Parteienbewegung im Lande. Der Bundes-Schoß. Sendung zum Gerichtstage am Kaiserhofe. Verhandlungen am kaiserl. Hofgericht. Kriegerische Rüstungen im Lande. Die Tagfahrt zu Graudenz. Der Bundes-Rath. Hans von Baisen, oberster Leiter der Bundessache. Gegenseitige Wehranstalten. Bundestheilnahme im Niederlande.

1450—1453.

Wie gewöhnlich bei eines Meisters Tod ging die Landesverwaltung, bevor ein Statthalter erkoren war, zunächst auf den obersten Gebietiger-Rath über. Erst im December übertrug dieser das Statthalteramt dem Großkomthur Heinrich von Richtenberg. Man schob die neue Meisterwahl bis in den Frühling des Jahres 1450 hinaus. Mittlerweile entwarfen die Gebietiger gewisse Bestimmungen, eine Art von Wahlkapitulation, deren Aufrechthaltung und Befolgung der künftige Hochmeister unbedingt versprechen sollte, die aber offenbar mit darauf berechnet war, die hochmeisterliche Gewalt mehr zu beschränken und die Gebietiger gegen den Meister freier zu stellen. Es ward unter andern festgestellt: der künftige Meister solle nicht sich allein, sondern dem ganzen Orden wie von Alters her huldigen lassen; er solle keinem Gebiete oder Amte etwas von seinen Zinsen oder sonstigem Einkommen entziehen, auch auf die Gebietiger oder Ordensbrüder keinen Schoß aussetzen ohne seines innersten Rathes Wissen. In diesen solle er drei Gebietiger aus den Rheinländern, Meißnern und denen aus den nahen Landen und drei

in seinen äußern Rath, desgleichen in beide auch drei von den Schwaben, Franken und Baiern aufnehmen und alle Aemter sollten fortan gleich getheilt werden. Der Meister solle forthin kein Amt eigenwillig aufheben und jeder Gebietiger inskünftige seinen Hauskomthur und alle andern Amtleute selbst anstellen, der Meister aber sich nicht damit befassen. Keinem Ordensbruder solle er sein Geld oder Gut mit Gewalt nehmen dürfen, sondern jeglichem das Seine zu des Ordens Nutzen für sein Leben lassen; wenn ein solcher sterbe, solle sein Nachlaß an den Komthur seines Konvents fallen. Gegen Ordensbrüder sollten auch nur Ordensbrüder, nie weltliche Leute zeugen dürfen.

Als darauf im Frühling die beiden Meister aus Livland und Deutschland im Haupthause zur Meisterwahl angelangt waren, erkoren am festgesetzten Wahltage, den 21. März die Wahlgebietiger, uneingedenk der Warnung des verstorbenen Meisters, seinen Brudersssohn Ludwig von Erlichshausen, kurz zuvor noch Komthur zu Mewe, völlig einstimmig zum Hochmeister, vielleicht weil er sich am leichtesten in die erwähnten Bestimmungen fügte oder auch weil er vielen nachgiebiger und geschmeidiger schien, als sich der letzte Meister bewiesen, denn in einem großen Gebietigeramte hatte er sich noch keineswegs für ausgebreitete Geschäftsverwaltung tüchtig und bewährt gezeigt. Selbst sein Vetter, der vorige Meister, scheint ihn zu einem höhern Ordensamte nicht für fähig gehalten zu haben. Und in der That erweckte schon Ludwigs erster Schritt im Lande neues Mißtrauen, denn da er durch ein Umschreiben aus jedem Gebiete nur zwei der Angesehensten von der Ritterschaft und zwei aus jeder großen Stadt zur Huldigung zusammenberief, so traten ihm diese mit der Erklärung entgegen: es sey Herkommen, daß ein Meister zur Huldigung stets die gesammte Ritterschaft zusammenberufe, die aus ihrer Mitte Bevollmächtigte gesandt und denen sich dann auch die großen und kleinen Städte angeschlossen hätten. Solches müsse auch jetzt geschehen. Ludwig widersetzte sich zwar dieser Neuerung, wie er es nannte; da indeß Lande und Städte fest bei ihrer Forderung beharrten, so mußte er endlich nachgeben.

Auf einer Tagfahrt zu Elbing sollte die Huldigung Statt finden. Der Argwohn aber, daß Ludwig, von einer feindlichen Partei im Orden und namentlich vom Deutschmei-

ster getrieben, versteckte Absichten verfolge, ward dadurch noch vermehrt, daß er die Stadt Marienburg durch günstige Zusagen bewog, aus dem Bunde auszutreten, denn man sah auch dieses als eine feindliche Maaßregel gegen die Verbündeten an. Die Folge war: die Stände schlossen sich nicht nur wieder enger an einander, sondern faßten in ihren Berathungen auch den Beschluß: man wolle dem Meister zwar huldigen, jedoch dabei auf Zusicherung des Bundes, auf Abstellung der oft gerügten, seither noch vermehrten Beschwerden und auf einen jährlichen Richttag mit allem Ernste dringen. Es kam hinzu, daß auch der Deutschmeister von neuem Samen zum Streit auswarf, indem er den alten Zwist wegen der Statuten Werners von Orseln wiederum zur Sprache brachte, denn er ging darauf aus, den Statuten wieder volle Geltung zu verschaffen, weshalb er wünschte, daß der Streit des Hochmeisters mit den Ständen vorerst wenigstens noch fortdauere.

Im Frühling war Alles im Lande in voller Bewegung; große Schaaren von Bürgern, Landleuten und Adeligen traten zur Feier des Jubeljahres die Pilgerfahrt nach Rom an; ein anderer Theil der Ritterschaft und der Bürger eilten nach Elbing, wo am 21. April die wichtige Tagfahrt eröffnet ward. Nachdem die Stände ihre erste Forderung, daß der Hochmeister seine Schreiber und Doctoren aus der Versammlung entfernen solle, mit trotziger Beharrlichkeit durchgesetzt, traten sie mit Klagen über allerlei Gebrechen und Schmälerungen ihrer Privilegien und Freiheiten auf und überreichten dem Meister eine Schrift voll Beschwerden über eine Menge von Mißbräuchen und Mängeln in der Landesordnung, mit Bitten und Vorschlägen zu ihrer Abstellung. Wie die Ritterschaft sich über Belästigung der Güter mit Zins und Zehnten, über Beschränkung im Güterverkauf, über Verkürzung ihres Rechts im Gericht und anderes beschwerte, so erhob auch jede Stadt ihre eigenen Klagen. Statt die Klagenden aber zu beruhigen, fuhr sie der Deutschmeister heftig mit den Worten an: „Ihr wollt nichts als Neuerungen!“ Da rief ihm Hans von Czegenberg, der Wortführer der Stände, zu: „Was nennet ihr Neuerungen, würdiger Herr? Uns bedünket, ihr fangt Neuerungen mit dem Gelde an, das ihr dem Hochmeister verweigert; bedenket aber, es giebt im Lande noch manche Leute,

die wie ich, Herr Hans von Baisen und andere die Landessitte gar wohl kennen. Ihr reget nur Mißtrauen gegen uns an." Die Antworten des Hochmeisters auf die vorgelegten Beschwerden lauteten theils zusagend, theils auf spätere Zeit vertröstend, theils auch nähere Untersuchung verheißend. Er verlangte zunächst der Stände Erklärung über die Huldigung. Man entgegnete ihm aber von Seiten der Ritterschaft: erst wenn er sich befriedigend über die Abstellung der Landesgebrechen äußern werde, wolle man ihm auch gerne die Huldigung versprechen. Da brach zornig der Hochmeister in die Worte aus: „Ihr habt auf dem Tage zu Marienwerder mir versprochen, daß hier nur über die Huldigung und über Bestellung der neuen Regierung verhandelt werden solle. Jetzt bringt ihr allerlei Händel vor, die unserem Orden Schaden thun, aber ich will euch das gedenken, lebte ich auch zehn Jahre noch und länger; ich werde es euch nie vergessen." Die ganze Versammlung aber trat sofort dem Hochmeister mit der Frage entgegen: was es mit diesen Drohworten zu bedeuten habe? Er hatte Mühe, die aufgeregte Stimmung durch eine mildere Antwort wieder etwas zu beschwichtigen. Man wählte jetzt den Ausweg, durch Bevollmächtigte beider Theile eine Verständigung herbeizuführen; allein auch dadurch konnte man in nichts zur Entscheidung kommen. Endlich nach langen Verhandlungen legten die Stände dem Meister noch einmal eine Anzahl ihrer Beschwerden vor, deren Abstellung sie unbedingt verlangten. Er sah sich jetzt genöthigt, ihrer Forderung zu genügen, um vorerst wenigstens wegen der Huldigung an das erwünschte Ziel zu kommen. Nun kam es zu neuem Streit über die Form des Huldigungseides. Die Stände waren kühn genug, den Eid, wie sie ihn leisten wollten, selbst vorzuschreiben, und der Meister und die Gebietiger mußten sich bequemen, ihn anzunehmen.

Darauf trat Ludwig seine Huldigungsreise durch's Land an. Ueberall aber, wo man ihm huldigte, mußte er die Versicherung wiederholen: er werde die Stände allzumal bei allen ihren Privilegien, Freiheiten und Rechten lassen und solche ihnen eher vermehren und verbessern als verkürzen, und da er zugleich auch in den gerügten Mängeln und Gebrechen, so viel er vermochte, änderte und verbesserte, so erwachte hie und da auch wieder mehr

Vertrauen zu ihm und es trat somit auf einige Zeit im Lande eine gewisse Ruhe ein. Nur im Ermland herrschte noch eine gewaltige Gährung im Streite mit dem Bischofe. Die Städte, an ihrer Spitze Braunsberg, beschwerten sich über das von ihm vielfältig erduldete Unrecht jetzt auch beim Hochmeister und sprachen ihn um Schutz an. Ludwig versuchte zwar eine Vermittlung; allein der Bischof wollte nur den Papst und seinen Erzbischof als seine Richter anerkennen. Durch seine drohenden Aeußerungen erbittert, erklärten daher die Städte dem Hochmeister in kühner Sprache: „Könnt ihr also nicht des Bischofs Richter seyn, so seyd ihr auch sein Beschirmer nicht, sondern wir wollen selbst mit ihm zu thun haben, sollte es sogar auch Hälse kosten." So führte hier die Erbitterung schon zur Drohung mit bewaffneter Selbsthülfe; und es würde gewiß zum Ausbruch offener Feindseligkeiten gekommen seyn, wenn nicht Preussen eben damals von einem schweren Unglück heimgesucht worden wäre, denn eine pestartige Seuche, die zuerst in Thorn ausbrach, verbreitete sich bald durchs ganze Land und wüthete besonders unter dem jüngern Geschlechte mit so außerordentlicher Heftigkeit, daß z. B. in Danzig nicht weniger als sechszehntausend Menschen durch sie hingerafft worden seyn sollen.

Da traf inmitten dieser Trauerzeit aus Rom die Nachricht ein, daß der Papst, von der Zwietracht zwischen dem Orden und dessen Unterthanen durch den Ordensprocurator benachrichtigt, nach dem Rathe mehrer dem Orden geneigten Kardinäle beschlossen habe, in der Person des Bischofs Ludwig von Silves in Portugal einen Legaten nach Preussen zu senden, um durch ihn eine gründliche Untersuchung der Streitpunkte anordnen und den Zwist beilegen zu lassen, weshalb er auch den Römischen König ersucht habe, dem Legaten zu füglicher Verhandlung der Sache einige seiner Räthe beizugeben. Man erfuhr zwar bald, der Römische König habe dem Papste erklärt, er werde sich ohne besondere Aufforderung des Hochmeisters um die Streithändel in Preussen vorerst nicht weiter bekümmern. Gegen Ende des Novembers aber beim Hochmeister angelangt und aufs feierlichste empfangen, eröffnete ihm der Legat den Zweck seiner Sendung; er gehe dahin, erklärte er, einige in Preussen gegen die Freiheit der Kirche aufgestellte Artikel gründlich zu untersuchen, mit aller Kraft im

Lande Friede und Ruhe wieder herzustellen und mit dem Hochmeister die Mittel zu berathen, „wie diese Pest im Lande auszurotten sey.“ Er hatte eine sehr ausgedehnte Vollmacht theils in Beziehung auf den Orden wegen des Verfalls des Gottesdienstes, Nachlässigkeit in der Verwaltung und wegen des üblen Regiments, worüber er es auch nicht an Vorwürfen und Tadel gegen den Meister und die Gebietiger fehlen ließ, theils auch gegen die Unterthanen wegen ihrer Anmaßung, verderblichen Satzungen, Bündnisse u. s. w. Es war ihm die strengste Untersuchung alles dessen, was verdammlich und nachtheilig sey, und die eifrigste Sorge zur Herstellung der Eintracht und des Friedens aufs nachdrücklichste ans Herz gelegt, mit der Weisung, durch Bann und Interdict, selbst mit Beihülfe des weltlichen Armes Alles anzuwenden, um das ihm aufgetragene Geschäft mit erwünschten Erfolgen auszuführen.

Der Meister berief alsbald die Prälaten, Gebietiger, Lande und Städte zu einer Tagfahrt nach Elbing, um da des Legaten Anbringen zu verhören und ihm darauf zur Antwort zu stehen. Unter den Bundesverwandten kam Alles in Gährung und Bewegung; täglich wurden Versammlungen und Berathungen gehalten; überall aber war man einig und fest in dem Entschlusse, den Bund unter keinen Umständen aufzugeben und lieber sich der größten Noth und Bedrängniß zu unterwerfen. Als darauf am 10. December die Tagfahrt äußerst zahlreich eröffnet ward und der Legat auch hier den gesammten Ständen den Zweck seiner Sendung vorgelegt, schlug er drei Wege vor, auf denen die Mängel und Gebrechen des Landes und die Sache des Unfriedens zwischen dem Orden und den Ständen abgethan werden könnten, den „der Inquisition“ oder der strengen Untersuchung der Wahrheit, den des Rechts und Verhörs beider Theile, und den der Liebe, des Friedens oder des freundlichen Vergleiches. Unter diesen stellte er die Wahl, forderte darüber eine bestimmte Antwort und entfernte sich aus der Versammlung.

Darauf begann zwischen dem Meister und den Ständen eine lebhafte Verhandlung über die auf die mitgetheilten Beschuldigungen des Papstes dem Legaten zu gebende Antwort. Die Stände erklärten: sie hätten von den Ihrigen überhaupt keine Vollmacht, dem Legaten irgend eine Antwort zu ertheilen, son-

dern nur ihn zu hören, und nun sie ihn gehört, wollten sie ihn nicht weiter hören. Auf ihre Bitte, ihnen Alles mitzutheilen, wessen der Legat sie beschuldige und sie nach Schuld und Pflicht des Oberherrn darin zu vertreten, erwiederte der Hochmeister: Leset des Papstes Bulle, da findet ihr, wessen man euch beschuldigt. „Ist darin der Bund gemeint, entgegneten sie, so wisset ihr wohl, daß wir ihn nur gegen Gewalt und Unrecht und mit Wissen und Willen des Hochmeisters Paul von Rußdorf, der Gebietiger und Prälaten gestiftet und euer Vorfahr Konrad von Erlichshausen ihn bestätigt hat. Ihr selbst habt uns, ohne Einrede wegen des Bundes, unsere Freiheiten und Privilegien zugesagt. Der Bund ist nicht gemacht wider unsern rechten Herrn, den wir selbst gegen unrechtmäßige Gewalt vertheidigen wollen. Der Bischof von Ermland ist der Anstifter aller uns aufgebürdeten Beschuldigungen; er will nicht nur seine Unterthanen unterdrücken, sondern möchte auch über die des Ordens herrschen. Vertretet und schützet ihr uns nicht gegen des Legaten Gedrang und Bann, so müssen wir vor dem Papste, dem Kaiser und den Fürsten offenbaren, welche Ursachen unserer Noth uns schon seit langen Zeiten zu dem Bunde bewogen, was wir ungern thun würden, denn es würde dem Orden nicht sonderlich zur Ehre gereichen.“ Da brach voll Zorn der Meister in die Worte aus: „Euer treuloses Bündniß, welches ihr, gegen euere Herren gemacht, sogar noch vertheidigen wollet, hat noch kein redlicher Mann jemals gebilligt und ich selbst werde es nimmermehr billigen. Glaubt ihr Klagen wider uns führen zu können, so wisset, wir haben wohl noch gerechtere wider euch wegen eueres Ungehorsams und euerer Widerspänstigkeit. Wollt ihr vom Legaten keinen Bann befürchten, so zeigt euch gehorsam.“

Vergebens forderte der Hochmeister die Stände wiederholt zu einer Antwort auf; sie beharrten dabei, daß ihre Vollmacht sie dazu nicht berechtige. Der Meister dagegen, die Prälaten und Gebietiger übergaben jetzt dem Legaten die Erklärung: sie genehmigen zur Stillung des Streites jeden der drei vorgeschlagenen Wege; durch den der Untersuchung und des Rechts werde zwar ihre Unschuld am klarsten an den Tag kommen, doch gerne nähmen sie auch den des friedlichen Vergleiches an; weise man ihnen Fahrlässigkeit nach, so würden sie die Strafe nicht fliehen,

sondern als Söhne des Gehorsams thun, was das Recht der Vernunft erheische. Zufrieden mit dieser „so gütigen und andächtigen Antwort," wie der Legat sie nannte, forderte er jetzt den Hochmeister auf, die Stände als ungehorsame Söhne des Papstes und der Kirche mit Gewalt zu einer Erklärung zu zwingen. „Wir rufen euch an, sprach er zum Meister, als einen Handhaber des weltlichen Schwertes in diesen Landen; richtet euch auf wider sie mit dem Schwerte weltliches Zwanges mit solchem Ernste, daß sie gezwungen werden, uns eine Antwort zu geben." Die Stände erklärten jetzt dem Hochmeister, „eine bequeme Antwort" einbringen zu wollen, sofern er eine andere Tagfahrt anberaume, damit sie über eine solche zuvor sich allzumal berathen könnten. Nur mit Mühe war der Legat zu bewegen, in das Gesuch zu willigen. So ward nach langen Verhandlungen eine neue Tagfahrt in Elbing in den letzten Tagen des Jahres 1450 festgesetzt.

Mittlerweile fanden unter den Verbündeten zahlreiche Versammlungen Statt; es gab zwar hie und da zaghafte und schwankende Gemüther; allgemein indeß ward auf den Tagfahrten der Beschluß gefaßt: man wolle treu und fest beim Bunde bleiben; Alle wollten für Einen stehen und Drohung und Bann sollten sie nicht trennen; Gut und Blut wolle man daran setzen und den Ausgang Gott und der Gerechtigkeit anheimstellen. Und als darauf die neue Tagfahrt zu Elbing eröffnet ward, übergab Hans von Baisen dem Legaten der Stände Antwort, zugleich mit einer Abschrift ihres Bundesbriefes und einer Declaration ihres Bundes, worin sie erklärten: es sey ihnen schweres Unrecht geschehen, daß man sie beim Papste wegen Verfalles des Gottesdienstes und Beeinträchtigung der Kirchenfreiheit angeklagt, vielmehr hätten sie die in Kriegen mit ihren Nachbarn zerstörten Kirchen und Klöster nach ihren Kräften wieder aufgebaut und den Gottesdienst wieder eingerichtet. Mit gleichem Unrecht seyen sie als Verschwörer und Widerspänstige gegen ihre Landesherrschaft angeschuldigt. Ihr Bund sey aus ehrlichen, redlichen und nothwendigen Ursachen geschlossen; sein Zweck widerspreche weder dem Rechte, noch der Billigkeit, noch der Unterthanenpflicht; er ziele einzig dahin, dem Hochmeister getreu und hold zu seyn, ihm gebührlichen Gehorsam zu leisten und aller Ungerechtigkeit

und Gewalt zu steuern und zu wehren. „Wir werden uns allzumal, fügte Hans von Baisen hinzu, als gehorsame Söhne der Kirche finden lassen und gegen Gott und unsern Herrn nie anders handeln, als wir nach Ehre und Recht schuldig sind. Ist aber irgend ein Gebrechen und Zwist zwischen uns und dem Meister und seinem Orden, so wollen wir uns gütlich und freundlich mit einander vertragen und verständigen."

Dem Hochmeister genügte die gegebene friedliche Antwort; hoffend, daß er jetzt leicht mit den Ständen sich freundlich werde ausgleichen können, konnte er selbst keine weitere Einmischung des Legaten in die Verhältnisse des Landes wünschen und ersuchte daher den letztern, seine Unterthanen mit der Strafe und Beschwerung seiner Machtbriefe zu verschonen. Der Legat trug zwar Anfangs Bedenken, in das Gesuch zu willigen, vorschützend, er könne nicht eigentlich mit Freude zum heil. Vater zurückkehren, da er noch keine völlige Eintracht herbeigeführt sehe; indeß erklärte er endlich: er wolle kein Störer des Friedens seyn, wenn ihn der Meister herzustellen hoffe. Wenige Tage nach der Tagfahrt kehrte er nach Rom zurück.

Die Aufregung der Gemüther aber, welche der Legat durch seine Drohungen veranlaßt, konnte nicht so leicht wieder beschwichtigt werden. Am unruhigsten war die Stimmung im Kulmerlande. Unter den Städten standen dort immer noch Kulm und Thorn voran, der Sammelplatz aller Unzufriedenen. Unter der Ritterschaft waren es vor allem die Mitglieder des alten Eidechsen-Bundes, die, nachdem sich ihr Verein lange Zeit im Stillen und ohne rege Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ziemlich verborgen gehalten, jetzt einflußreich in die Verhältnisse des Landes eingriffen. In ihrem Bunde hatten sich gerade jetzt die angesehensten Männer des Landes vereinigt oder verstärkten ihn noch durch ihren Beitritt immer mehr. Zu den Vornehmsten gehörten der Bannerführer Hans von Czegenberg, Augustin von der Schewe, Gabriel von Baisen, Hansens von Baisen Bruder, Thielemann von Wege, der beredte Bürgermeister von Thorn, Jocusch oder Jacob von Swenten, Michael von Buchwalde, Ramschel von Krixen genannt von Ludwigsdorf und mehre andere. Ihres Bundes ursprünglicher Zweck fiel ja im Ganzen mit dem der Bundesverwandten so sehr

in eins zusammen, daß schon darum ihre Häupter jetzt auch auf den Tagfahrten immer als die ersten Sachwalter und Sprecher erschienen. Sie waren es vorzüglich, die sich den Bemühungen des Legaten mit kecker Beharrlichkeit widersetzt, ihm manches kühne Wort gesagt und nun auch nach seiner Abreise die Spannung der Gemüther von Tag zu Tag neu aufregten und steigerten. Hans von Czegenberg ward als Hauptmann und oberster Leiter aller ihrer Verhandlungen an des Bundes Spitze gestellt, um von Thorn und Kulm aus Alles in Bewegung zu setzen, denn schon ging das Gerücht im Lande: der Orden habe im Ausland Söldner bestellt.

Die Gährung im Lande nahm noch zu, als sich die Nachricht verbreitete und sogar von den Kanzeln herab verkündigt wurde, daß der Legat bei seiner Abreise erklärt habe: alle Theilnehmer am Bunde seyen in Todsünden befangen und im päpstlichen Banne, die bereits Verstorbenen aber in ewiger Verdammniß. Und wie der Bischof von Ermland durch eine öffentliche Bestätigung dieser Nachricht die Gemüther in die größte Aufregung brachte, so geschahen nun auch vom Deutschmeister, obgleich er jetzt nach des Legaten Erscheinen zu einer gütlichen und friedlichen Ausgleichung mit den Bundesverwandten rieth, doch in Deutschland Schritte, welche das Mißtrauen und die Spannung noch bedeutend steigerten. Er hatte sich nämlich wie an den Kurfürsten von Brandenburg, an den Erzbischof von Köln und an mehre andere Fürsten, so auch an den Römischen König mit der Bitte gewandt, an die Verbündeten in Preussen nachdrückliche Mahnschreiben ergehen zu lassen, daß sie dem Bunde entsagen sollten, widrigenfalls ihnen mit einem Richttage vor dem Römischen Könige zu drohen. Die Schreiben der Fürsten, alle an Danzig gerichtet, weil in Deutschland die Danziger als die Häuptlinge des Bundes galten, langten auch bald an, in ihrer Sprache ernst, doch wohlwollend, alle zu friedlicher und freundlicher Ausgleichung mit dem Orden ermahnend. Dennoch lief von Danzig aus, wo man die wohlgemeinten Absichten der Fürsten geflissentlich entstellte, schnell durchs ganze Land das Gerücht: der Meister, mit den Fürsten im Bündniß, erwarte bedeutende Söldnerhaufen, um die Bundesverwandten plötzlich zu überfallen. Man traf daher in Danzig schon Anstalten zur Ver-

theidigung und im Kulmerland unter den Eidechsen-Rittern und in Kulm und Thorn kam Alles in größte Bewegung. Die Besorgniß der Stände ward bald noch vermehrt durch ein sehr ernstes und nachdrückliches Ermahnungsschreiben des Römischen Königes an sämmtliche Verbündete, denn auch der Hochmeister selbst hatte bereits diesem die Bundessache in dem nachtheiligsten Lichte geschildert. „Der Bund, erklärte der König, streite gegen geistliches und weltliches Recht; die Reichsfürsten hätten ihn bereits aufgefordert, mit allem Nachdruck gegen ihn aufzutreten, jedoch wolle er in Güte zuerst warnen, sie ermahnen und ihnen befehlen, den Bund in Güte abzuthun und sich nicht gegen Gesetze, Freiheit, Recht und löbliche Ordnung aufzulehnen, sondern sich ihrer Herrschaft gehorsam zu beweisen, wo nicht, so werde er solche Uebertretung geistlicher und weltlicher hochverpönter Gesetze nicht länger dulden." Als bald nachher Hans von Czegenberg von einer Tagfahrt zu Marienwerder beim Hochmeister erschien, um ihn um Rath zu fragen, wie man sich gegen den König verantworten solle, erwiederte dieser: Wir rathen euch mit allen unsern Gebietigern, dem Gebote des Königes und der Kurfürsten ohne weiteres zu gehorchen und dem Bunde zu entsagen, euch bei ihnen entschuldigend, daß ihr bei Schließung desselben nicht gewußt, daß er gegen Recht und Gesetz sey, denn nur so könnt ihr der Gefahr und den Strafen entgehen, die in den Briefen gedroht sind.

Um eine friedliche Einigung mit den Verbündeten einzuleiten, ordnete der Meister im September (1451) eine neue Tagfahrt zu Elbing an. „Vergleicht euch, sprach er da zu ihnen, wie ihr es uns zugesagt, mit uns in Güte über euere Klagen und legt den Bund ab, das ist mein und aller Gebietiger letzter Rath und Bitte. Wir wollen euch eine kräftige Versicherung und Verschreibung geben, die euch gegen Ueberfall, Gewalt und alles Unrecht sicher stellen soll." Auf der Stände Ersuchen ward ihnen solche auch alsbald zugestellt. Es hieß darin: aller Streit zwischen dem Orden und den Ständen solle hingelegt und zu ewiger Zeit vergessen seyn; niemand solle vom Orden gerichtet werden ohne Urtheil und Recht; wer dem erweislich zuwider handle, solle vom Meister gerichtet werden; entweiche er aus dem Lande, so solle kein Ordenshaus ihn aufnehmen, bis er

nach des Ordens Regel und Recht gerichtet sey. Jedes Jahr solle ein Richttag gehalten werden, auf dem man jeden Kläger gegen einen Gebietiger, Beamten oder Ordensbruder über Gewalt und Unrecht verhören wolle. Die Stände indeß fanden diese Zusicherung zu ungenügend und unvollständig, fuhren fort, ihren Bund auf die gewohnte Weise zu rechtfertigen, und es kam somit auch jetzt wieder zu keiner Einigung. Auch einige Bullen des Papstes, die man den Versammelten vorlas und in denen er sie von ihrem Ungehorsam und dem Bunde abmahnte, mit der Drohung, er werde sie zum Schreckensbeispiel für Andere als in alle festgesetzten Strafen verfallen erklären müssen, damit sie sähen, daß nicht allein er, sondern alle Christenfürsten und Völker mit Macht und Nachdruck gegen sie aufstehen würden, hatten keine Wirkung.

Bald nach dem Tage zu Elbing trat die Ritterschaft mit den größeren Städten, je mehr man sie bisher hatte schrecken und einschüchtern wollen, um so fester in ihren Versammlungen zu dem Beschlusse zusammen: man wolle den Bund unter keiner Bedingung aufgeben und beim Röm. Könige sich in einer bündigen Antwort rechtfertigen. Am stärksten war die Aufregung immer noch im Kulmerland, wo jeder für ehrlos erklärt wurde, der aus dem Bunde austreten würde. Die erwähnte Zusicherung des Meisters ward dort allgemein verworfen; ja Thielemann vom Wege, der Bürgermeister von Thorn, trat in einer Versammlung der Ritter und Städte sogar mit dem Worte auf: „Wüßten wir einen Bürger, der des Meisters Brief aufnähme, wir wollten ihm den Kopf abschlagen und ihn vor die Hunde werfen. An Geld soll es uns nicht fehlen; wir setzen einen Schoß aufs Land, wovon jeder erhält, was er ausgegeben. Wird es nöthig, so appelliren wir auch an den Röm. König, denn große Gelehrte, die wir um Rath gefragt, haben erklärt, daß wir den Bund mit allem Rechte behaupten können und daß er nicht wider die heilige Kirche sey.“ Derselbe Geist sprach sich auch in Danzig aus. An die Kulmer schlossen sich am meisten die Osteroder an, doch fehlte es unter diesen an einem rechten Vereinigungspunkte, denn Hans von Baisen stand zwar schon auf der Seite des Bundes, doch immer noch vermittelnd da, häufig be-

müht, die Interessen gegenseitig auszugleichen; seine Thätigkeit hemmte indeß immer noch seine fortwährende Kränklichkeit.

Zu diesen Stürmen im Innern des Landes aber kamen nun noch Besorgnisse wegen eines Krieges mit einigen Nachbarfürsten. Der Herzog Joachim von Stettin verlangte, weil der Vogt der Neumark allerlei Raubgesindel und Mordbrenner, die seinem Lande außerordentlichen Schaden zugefügt, gehaust und gehegt hatte, einen bedeutenden Schadenersatz, und da der Hochmeister sich auf die Forderung nicht einließ, so begann der Herzog starke Kriegsrüstungen. Kaum aber war diese Streitsache auf einem Verhandlungstage glücklich wieder beigelegt, als auch aus Polen Nachrichten von bedenklichen Rüstungen kamen, die auf einen Einfall ins Ordensgebiet berechnet zu seyn schienen, denn der Krieg wurde in Polen gewünscht, und der König wollte, wie man hörte, nur noch abwarten, welchen Erfolg die Verhandlungen des Ordens mit den Verbündeten haben würden, um dann vielleicht die Partei dieser letzteren zu ergreifen. Noch wichtiger für den Augenblick waren für den Hochmeister seine Verhältnisse zum Deutschmeister Jost von Venningen. Da dieser die Bedrängnisse des Ordens in Preussen benutzte, um abermals die Streitsache über die Gültigkeit der Statuten Werners von Orseln zur Sprache zu bringen, so berief der Hochmeister im März des J. 1452 ein General-Kapitel nach Marienburg, wozu auch der Deutschmeister nach Preussen kam, jedoch nur unter einem sichern Geleitsbriefe des Hochmeisters, denn er wagte es nicht nach seinem letzten Abschiede ohne einen solchen im Lande zu erscheinen. Die Verhandlungen über die Statuten aber waren wieder neuer Zündstoff zu Hader und Feindschaft unter den Oberhäuptern des Ordens, denn die Erklärung des Hochmeisters: die Statuten müßten als dem Orden in aller Hinsicht schädlich, für Ruhe und Frieden nachtheilig jetzt ohne weiteres völlig vernichtet und aufgehoben werden, ließ kaum noch eine Möglichkeit einer gegenseitigen Verständigung zu, zumal da der Deutschmeister es offen aussprach, daß der Schimpf und Schaden, den der Hochmeister den Statuten zuschrieb, die Schuld der Hochmeister und ihres bösen Regiments in Preussen sey.

Da der Meister erfuhr, daß die Stände beschlossen hätten, in Anwesenheit der beiden Meister von Deutschland und Livland

auf einer Tagfahrt ihre Klagen und Beschwerden gegen den Orden frei und offen auszusprechen und den Hochmeister, die Prälaten und Gebietiger wegen der vielfachen Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten vor den erwähnten Meistern förmlich in Anklage zu versetzen, so suchte er Anlaß, den Deutschmeister so bald als möglich aus Preussen wieder zu entfernen. Allein er hatte davon wenig Gewinn; denn bald darauf kamen die Bundesverwandten in großer Zahl zur Tagfahrt in Marienwerder zusammen, an ihrer Spitze als Leiter der Verhandlungen die Vornehmsten der Eidechsen-Ritter. Man schien jetzt mit dem entschiedensten Ernst gegen den Orden auftreten zu wollen; man faßte daher eine Schrift ab, worin man für alle diejenigen, welche irgend Klagen zu führen hätten, um einen Richttag bat, und überbrachte sie dem Hochmeister. Dieser indeß, eben auf einer Reise durch Pommerellen, schien sich vorerst auf die Sache nicht weiter einlassen zu wollen, und selbst auch die Andeutung, daß der Bund, wie schon früher zu Pauls von Rußdorf Zeit, jetzt wiederum die versprochene Hülfe der drei Konvente Königsberg, Balga und Brandenburg in Anspruch nehmen müsse, bewog ihn zu keiner bestimmten Erklärung. Erst als die Verbündeten diesen Schritt wirklich thaten, die Konvente um Schutz und Beistand anriefen, indem sie ungerecht beim Papst, Kaiser und Reich verklagt, vom Hochmeister aber ohne Hülfe gelassen seyen, erregte die Nachricht hievon bei diesem die größte Besorgniß, denn in Erinnerung der einstigen Zusage des Beistandes von Seiten der Konvente schien ihm die Sache jetzt höchst bedenklich. Es kam hinzu, daß die Gährung und Aufregung im ganzen Lande bald noch mehr gesteigert wurde, indem eine Bulle des Papstes anlangte, worin nicht nur der Bund für null und nichtig und alle Bestimmungen und Satzungen, worauf er beruhte, für völlig ungültig und kraftlos erklärt, sondern auch allen Anhängern und Förderern desselben mit dem Bannstrahle gedroht ward, wofern sie ihn, da er gegen alle Kirchenfreiheit streite, nicht sofort aufgeben und zum Gehorsam gegen die Landes-Prälaten und den Orden zurückkehren würden. Die Gemüther wurden noch mehr entflammt, als sich zugleich das Gerücht verbreitete: der Meister habe bereits den Komthuren im Kulmerlande heimlich den Befehl ertheilt, sich der Bundeshäupter und Stimmführer

sobald als möglich zu bemächtigen und wo man sie finde, aufzuheben. Es wurden daher im Kulmerland hie und da schon Stimmen laut: wolle der Meister seine Unterthanen nicht bei ihren Rechten lassen, so sey man sehr geneigt, sich in den Schutz des Königes von Polen zu begeben.

Der Hochmeister selbst hatte jetzt schon fast keine Hoffnung mehr, mit den Verbündeten bei der obwaltenden Leidenschaftlichkeit und Erbitterung sich je gütlich ausgleichen zu können, zumal da der Deutschmeister die schon bei seiner Abreise aus Preussen gegebene Erklärung wiederholte, daß er zu der Art, wie der Hochmeister durch die erwähnte Verschreibung sich mit den Verbündeten absinden wolle, niemals seine Zustimmung geben werde, wenn nicht mehre wesentliche Punkte in Betreff der Gerichtsverhältnisse darin verändert würden. Aber auch die Verbündeten schienen schon keine Ausgleichung auf friedlichem Wege mehr zu erwarten. Sie setzten ihr Vertrauen immer noch auf den Kaiser, an den sie sich bereits gewandt hatten. Zwar war von diesem von neuem das ernst drohende Gebot gekommen: sie sollten den Bund schlechterdings abthun, ihren Streit beilegen und dem Orden Gehorsam leisten oder es werde nöthig seyn, wider sie nach Reichsrechten zu verfahren. Allein man behauptete, dieses Schreiben des Kaisers sey vom Bischof von Ermland verfaßt und untergeschoben. Man bereitete daher eine Gesandtschaft vor, die beim Kaiser den Hochmeister und den Orden in Anklage versetzen und dem kaiserlichen Gerichte alle Klagbeschwerden der Verbündeten zur Entscheidung vorlegen sollte.

Da berief der Hochmeister, vielleicht um den kostspieligen Rechtsstreit am Kaiserhofe zu vermeiden, die Häupter des Bundes noch einmal zu sich nach Marienburg. Er sprach zu ihnen mit großer Milde: „Wir haben seit etlichen Jahren unter einander ohne Richter schriftlich und mündlich Klage und Antwort aufgenommen, sind aber dadurch nicht zu Ruhe und Friede gekommen, denn was uns Recht dünkte, schien euch Unrecht. Nun heißt es aber in euerem Bunde ausdrücklich: er sey wider Gewalt und Unrecht gestiftet, so daß jedermann bei Recht bleiben solle; werde jemand über Unrecht klagen, der solle sich zu Recht berufen und am Rechte genügen lassen. Fasset also alle euere Klagen wider uns zusammen, wie wir desgleichen die wi-

der euch; wir wollen dann beide vor einen gebührlichen Richter treten. Was dieser als Recht ausspricht, wollen wir euch fest und unverbrüchlich halten. Wählet den Richter selbst; ist euch der Papst, unser gebührlicher Richter, zu ferne, so wählet den Kaiser, einen Kurfürsten, Fürsten, Erzbischof, Bischof oder auch vier von beiden Theilen erkorene weise Männer aus unsern Unterthanen, die unter sich einen Obmann ernennen mögen. Sie mögen nach Gott und Recht Alles enden und entscheiden."

Allein dieses versöhnliche Wort des Meisters erweckte kein Vertrauen und fand keinen Anklang mehr. Es kamen auf einer Tagfahrt der Verbündeten zu Marienwerder wieder eine Menge der gröbsten Gewaltthaten und Gräuel mehrer Gebietiger gegen die Unterthanen zur Sprache, die, obgleich meist nur erdichtet, um gegen den Orden aufzuhetzen, dennoch allgemein geglaubt wurden und Alles gegen die Ordensherren erbitterten und empörten. Eine Sühne mit dem Orden war seitdem kaum noch denkbar. Die Spaltung war nunmehr unheilbar; mit jedem Tage ward die Feindschaft schneidender, die Gährung immer wilder.

Da kam im September (1452) dem Hochmeister aus Thorn die Nachricht zu: die beiden Eidechsen-Ritter Gabriel von Baisen und Thielemann von Wege seyen beim Erzbischof von Gnesen gewesen, ihn zu bitten: er möge beim Könige von Polen bewirken, daß er die Bundesverwandten in Preussen in seinen Schutz und Schirm nehme, und man sage, der König habe ihnen durch Brief und Siegel Schutz und Hülfe zugesichert. Auch der Bischof von Pomesanien hatte in diese Verhältnisse schon einen tiefern Blick gethan und warnte den Meister vor dem Könige, dem Erzbischof von Gnesen und den Polnischen Prälaten. Es war also unzweifelhaft jetzt schon die erste Verbindung der Verbündeten mit Polen durch die Eidechsen-Ritter angeknüpft; es war somit der erste Schritt zum Abfalle vom Orden, zum Verluste des ganzen westlichen Preussens gethan, ein Schritt, der mit der Reihe der ihm folgenden das Schicksal dieses Landes auf Jahrhunderte hinaus bestimmte. Der Einfluß des Königes von Polen auf die innern Verhältnisse Preussens war von jetzt an unverkennbar.

Im October ging nun eine Gesandtschaft der Verbündeten an den Kaiser ab mit einer weitläuftigen Zusammenstellung

aller Klagen und Beschwerden von der Zeit der Tannenberger Schlacht bis auf den letzten Tag, die man am Kaiserhofe zur Rechtfertigung vorlegen wollte. Zu gleicher Zeit aber eilte auch eine Botschaft, an ihrer Spitze Gabriel von Baisen, nach Krakau zum Könige, um sich dessen Beihülfe im Fall der Noth zu versichern. Schon vorher hatte auch der Hochmeister, um den Anklagen der Verbündeten zuvorzukommen, den Vogt von Leipe Georg von Egloffstein an den Kaiser abgesandt, mit zahlreichen Documenten und andern Schriften versehen, um daraus des Ordens Sache zu vertheidigen und das Ungerechte der Klagen der Gegner darzuthun.

Mittlerweile verlief die Zeit in Preussen unter den wildesten Bewegungen. Man hatte bereits nach dem Beschlusse einer Tagfahrt zu Kulm von Thorn aus das Gebot erlassen: es solle niemand von den Bundesverwandten mit den aus dem Bunde Ausgetretenen irgend welche Gemeinschaft haben, man solle sie als Meineidige verachten und ihre Briefe und Siegel als ungültig überall verwerfen. Täglich wurden beider Seits neue Schmähungen, Verhetzungen und die seltsamsten Beschuldigungen der Parteien gegen einander ausgesprochen. Die aus dem Bunde Ausgetretenen schimpfte man „geheinde, meineidige Schälke", die Bundesglieder nannte man im Orden häufig „bündische Hunde". Da sich ferner auch die Nachricht verbreitete, daß der Hochmeister in Böhmen bereits eine starke Macht von Söldnern in Dienst genommen habe, die nur auf Befehl warte, um ins Land einzurücken, so sah man bald die Bundesstädte rastlos mit Anstalten zur Gegenwehr beschäftigt, die Bundesritter sorgten für Harnisch und Waffen. Der Eifer wuchs, als man wahrnahm, daß auch der Orden in eiligster Thätigkeit seine Burgen mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln versah. Jeder Tag ließ schon einen Ausbruch des Kampfes befürchten. Als aber die Gesandten aus Polen, wo sie überall auch bei den hohen Prälaten und Woiwoden die freundlichste Aufnahme gefunden, nach Thorn zurückgekehrt den Erfolg ihrer Sendung bekannt machten, verbreitete sich von dort aus ein wahrer Hohnjubel unter den Verbündeten, ein Beweis, daß Gabriel von Baisen beim Könige von Polen mehr gesucht und bewirkt hatte, als bloß freies Geleite für die Sendboten an den

Kaiser, denn diesen Zweck schob man unter, um den wahren zu verschweigen. Die Erbitterung der Parteien war bereits so hoch gestiegen, daß man es sogar für nöthig fand, den Hochmeister vor Vergiftung zu warnen; man nannte es Eidechsen-Gift, vor welchem er sich zu hüten habe. Natürlich konnte unter solchen Verhältnissen die Sendung einiger Räthe, durch welche im Anfange des Jahres 1453 der Kurfürst Friederich von Brandenburg und Herzog Friederich von Sachsen wo möglich eine friedliche Ausgleichung zwischen dem Orden und den Verbündeten vermitteln wollten, weiter keine Wirkung haben.

Unterdessen gewann der Orden neue Hoffnung zum Gelingen seiner Sache am Kaiserhofe, denn nicht bloß unter allen dort versammelten Fürsten und den kaiserlichen Räthen war nur Eine Stimme, daß der Stände-Bund in Preussen durchaus gegen Recht und Gesetz streite, sondern auch der Kaiser selbst erließ ein neues nachdrückliches und ernstes Ermahnungsschreiben an die Verbündeten, sie nochmals an ihre Pflichten und an Gehorsam gegen den Orden erinnernd und mit strengster Ordnung des Rechts drohend, sofern sie nicht willfahren würden. Da jedoch die Bundesgesandten den Kaiser um eine richterliche Entscheidung ersuchten, weil ja der Orden sich selbst auch auf ihn als obersten Richter berufen, so legte endlich der Kaiser den Parteien einen Rechtstag, der aber erst zu Johanni des nächsten Jahres (1454) Statt finden sollte. Indeß gelang den Bundesgesandten doch schon jetzt ein äußerst wichtiger Schritt. Sie bewirkten nicht nur für die Städte Kulm und Thorn eine kaiserliche Bestätigung aller ihrer Freiheiten, Privilegien und ihres alten löblichen Herkommens (gewiß nicht ohne Absicht auf ihr Bundesverhältniß, obgleich davon nicht ausdrücklich die Rede war), sondern sie erhielten vom Kaiser sogar die Vollmacht und Berechtigung, daß die Bundesverwandten sich in ihren Bundesangelegenheiten, so oft sie wollten, zu Tagen und Berathungen versammeln, Anwalte wählen und zur Aufbringung der Kosten bei Sendung ihrer Machtboten und zur Vollführung ihrer Rechtssache „eine ziemliche Schatzung und Schoß" ausschreiben und erheben dürften, wobei der Kaiser ausdrücklich gebot, man solle die Stände Preussens in diesen ihnen ertheilten Begnadigungen und Begünstigungen bei Vermeidung schwerer

Ungnade in keiner Weise hindern. Wohl mochte der Kaiser selbst die ertheilte Berechtigung, für die er ein Geschenk von fünftausend vierhundert Gulden erhielt, nur auf den obwaltenden Rechtshandel beziehen; allein die Bundesgesandten deuteten das, was sie selbst „die Freiheit und Confirmation für die beiden erwähnten Städte" nannten, als eine förmliche kaiserliche Bestätigung des Bundes, an dessen Spitze diese Städte standen, und nicht ohne Schlauheit war in ihrer Schrift auch Alles so gestellt, daß Unkundige ihrer Deutung Glauben schenken konnten.

So kehrten die Bundesgesandten vom Kaiserhofe zurück, wie im Triumph von einer großen Volksmenge unter hohen Ehren eingeholt. Es galt jetzt vor allem, in den Bundesverwandten Muth und Vertrauen aufrecht zu erhalten, und die Bundeshäupter, besonders die Eidechsen-Ritter, unterließen es nicht, ihre Aufnahme und Verhandlung am Kaiserhofe überall im günstigsten Lichte darzustellen. Thielemann von Wege erklärte öffentlich: es sey wohl eines halben Landes werth, daß die Sendboten beim Kaiser gewesen, denn nun habe man volle Gewißheit, daß der Bund ferner auch bestehen werde; der Kaiser habe sie an seiner Seite sitzen lassen, die des Ordens dagegen hätten stehen müssen und seyen von einigen Fürsten verlacht und verhöhnt worden. Aehnliche Gerüchte gingen auch von andern aus. Mit gleichem Eifer war man auch bemüht, den Bund noch mehr zu verstärken, namentlich die kleineren Städte bald durch lockende Verheißungen, bald durch Neckereien und Belästigungen in ihn hineinzuziehen. Thielemann von Wege, Hans von Czegenberg u. a. ritten von Stadt zu Stadt und von einem Dorfe zum andern, um sie zum Eintritt in den Bund zu gewinnen und fast überall mit Erfolg, denn selbst die kleinen Freien warfen sich jetzt in mehren Gegenden dem Bunde zu.

Da wandte sich eines Tages der Meister schwer bekümmert an Hans von Baisen mit der Bitte: „Helfet rathen, daß solcher Widerwille und Zwietracht unternommen und hingelegt werde, denn wenn das nicht geschieht, so könnet ihr wohl erkennen, daß uns solches die Länge schwerlich stünde zu dulden; wir müßten auf andere Wege denken, um den Unsrigen Ruhe

und Friede zu verschaffen.“ Allein auch dieser so allgemein geachtete und einflußreiche Mann war jetzt nicht mehr im Stande, das drohende Ungewitter zu beschwören; der Sturm der Leidenschaften tobte schon zu wild und mächtig, als daß eines Menschen Wort ihn hätte beschwichtigen können. Seitdem sank auch Hans von Baisen mehr und mehr in des Hochmeisters Vertrauen. Schon längst für des Ordens Interesse völlig unthätig, begab er sich jetzt nach Thorn, dort von da an täglich in Berathungen mit dem dortigen Rathe beschäftigt; man konnte nicht erfahren, was sie betrafen.

Nun aber sollte auch in Anwendung gebracht werden, was man am Kaiserhofe errungen hatte. Man berief deshalb eine Tagfahrt nach Marienwerder. Dort legten die Bundeshäupter den zahlreich Versammelten nicht nur einen Bericht über die Verhandlung mit dem Kaiser vor, wonach dieser und die Fürsten den Bund als nicht wider Gott, die Kirche oder die rechtmäßige Herrschaft streitend erklärt und ersterer ihn auch ohne weiteres bestätigt haben sollte, sondern man theilte auch eine Schrift mit, die allerdings einer Bestätigung ähnlich lautete. Man nahm auch allgemein für wahr an, der Bund sey wirklich vom Kaiser bestätigt. Ferner verlangten die Bundeshäupter zur Bestreitung der Kosten für die Bundesgesandtschaft von den kleinen Städten eine verhältnißmäßige Beisteuer, die von den Bundesgliedern auch alsbald versprochen wurde.

So galt es jetzt zwei neue Streitfragen, die mehre Monate lang das ganze Land in allgemeiner Spannung und Bewegung hielten. Die wichtigste war: ob wirklich eine Bestätigung des Bundes vom Kaiser vorhanden sey? Während der Hochmeister den Hauskomthur zu Wien beauftragte, dort überall, selbst beim Kaiser Erkundigungen einzuziehen, ob wirklich etwas der Art in der kaiserlichen Kanzlei ausgefertigt worden sey, behaupteten die Bundesobersten fort und fort, das wichtige Document befinde sich in Thorn; sie verweigerten aber dem Hochmeister lange Zeit die Mittheilung, bis endlich dieser erfuhr, der neue kaiserliche Bestätigungsbrief betreffe nur die Privilegien von Thorn und Kulm, vom Bunde sey darin mit keinem Worte die Rede; wohl aber sey allerdings auch ein Bestätigungsbrief über den Bund vom Jahre 1441 vorhanden, welchen damals die Städte,

Kulm und Thorn vom Römischen Könige erworben, worin dieser ihnen wirklich die Erlaubniß zur Stiftung eines Bundes gegen Gewalt und Unrecht zuerkannt habe, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß des Ordens Unterthanen ihrem Herrn leisten sollten, was sie ihm von Rechts wegen und nach Inhalt seiner Privilegien schuldig seyen. So klärte sich dem Hochmeister diese ganze Sache auf.

Mit noch größerer Heftigkeit stritt man über die zweite Streitfrage, welche die Erhebung des von den Bundesobersten ausgeschriebenen Schosses betraf. Der Orden erklärte diese Anmaßung des Bundes für eine offenbare Verletzung des geleisteten Huldigungseides, für einen widerrechtlichen Eingriff in die dem Hochmeister zustehenden landesherrlichen Rechte, für eine Neuerung, die nicht nur des Kaisers Gebot widerstreite, daß bis zum Gerichtstage kein Theil den andern mit neuen Beschwerden belästigen solle, sondern auch dem bei Anwesenheit des päpstl. Legaten von den großen Städten gegebenen Versprechen entgegenstehe, daß die kleinen Städte fortan frei und unbeschwert bleiben sollten. Der Hochmeister erließ demnach das strengste Verbot gegen die Erhebung der Abgabe, und es hatte den Erfolg, daß manche Städte scheu und schüchtern zurücktraten, andere den Schoß geradezu als eine ordnungswidrige Auflage verweigerten oder ihn nur unter Gewalt und angedrohten Strafen erpressen ließen. Um diesen Zwiespalt der Bundesverwandten auszugleichen, ward von den Bundesobersten eine Tagfahrt zu Kulmsee gehalten. Sie erhielt nicht nur dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß Gabriel von Baisen schon kühn und keck mit der Behauptung hervortrat: im Verbote des Schosses sey man dem Hochmeister weder Gehorsam, noch überhaupt den Huldigungseid zu halten schuldig; die Widerspänstigen in der Schoßleistung müsse man ohne weiteres für ehrlos erklären, sondern es geschah auf dieser Tagfahrt auch ein neuer bedeutender Schritt zur Annäherung des Bundes an Polen. Es kam der Vorschlag zur Sprache, auch Polnische Große mit in den Bund gegen den Orden aufzunehmen oder wofern dieß des Königes von Polen Verhältniß zum Hochmeister nicht zulasse, so viele Polnische Herren als möglich in die Eidechsen-Gesellschaft hereinzuziehen, „auf daß, wie es hieß, man desto mehr Rath und Hülfe von ihnen

haben möchte." Und dieser Vorschlag Gabriels von Baisen fand allgemeinen Beifall; er übernahm selbst eine Sendung nach Polen, um eine nähere Verbindung zwischen den Polnischen Großen und dem Bunde einzuleiten und den König oder vorerst doch wenigstens die Reichsgroßen über ihr Interesse an des Bundes Erhaltung genauer zu unterrichten. Bald nachher trat er auch wirklich die Reise nach Polen an.

So geschah in Haß und Feindschaft ein Schritt nach dem andern, um die Spaltung zwischen dem Orden und dem Bunde immer mehr zu erweitern. Auch das gemeine Volk und der große Haufe in den großen Städten ward von den Behörden, wie auf dem Lande das Landvolk durch die Ritterschaft immer mehr gegen den Orden aufgehetzt, und es gelang durch lockende Versprechungen und Drohungen an vielen Orten je mehr und mehr auch den gemeinen Mann und namentlich auch die Gewerke mit in die Bundessache hineinzuziehen. Der Rath von Danzig erließ das Verbot, daß kein Bürger oder Handwerker mit seiner Kaufwaare den Markt von Marienburg besuchen solle, weil dieses nicht im Bunde stand; man gab auch vor, der Hochmeister habe den Danzigern dort alle Sicherheit verweigert, was nur dazu dienen sollte, das Volk in Danzig noch mehr gegen ihn zu erbittern. Kein Mittel blieb von den Bundeshäuptern unversucht, um im Volke den dem Orden trotzig widerstrebenden Geist immer mehr anzufeuern; bald waren es verbreitete Gerüchte von auswärtigen Truppenwerbungen und von einem vom Orden beabsichtigten feindlichen Ueberfalle der Bundesstädte, bald erdichtete Briefe des Kaisers an den Hochmeister oder die Bundesobersten, bald aufgefangene Schreiben der Ordensgebietiger, womit man das Volk zu bearbeiten und für den Bund zu gewinnen, wie von der Landesherrschaft abzuschrecken suchte. Selbst bis in die Hansestädte gingen Verleumdungen und Beschuldigungen, um den Orden allenthalben zu verunglimpfen und ins übelste Licht zu stellen. Es ward daher auch um so nothwendiger, jeden Schritt der Verbündeten sorgsam zu beobachten. Man legte auf alle Straßen insgeheim Kundschafter aus, um insbesondere auch zu erfahren, was Hans von Baisen im Werke führe, denn im Orden traute man ihm in seiner zweideutigen Stellung schon längst nicht mehr. Auch auf die fortdauernden

Gesandtschaften der Bundeshäupter nach Polen mußte scharf geachtet werden, denn schon allgemein verbreitete sich die Nachricht im Lande: falle des Kaisers Spruch nicht günstig aus, so sey der Bund entschlossen, sich dem Könige von Polen in die Arme zu werfen.

Nun rückte aber die Zeit heran, wo dieser Spruch erfolgen sollte. Schon auf einer Tagfahrt im April hatten sich die Bundeshäupter über die Wahl ihrer Sendboten an den Kaiserhof vereinigt und es waren seitdem Versammlungen auf Versammlungen gehalten worden, um eine möglichst große Zahl von Klagen und Beschwerden einzusammeln, die man dem Kaiser vorzulegen gedachte. Nicht minder thätig war man auf Seiten des Ordens. Der Hochmeister gewann nicht nur an den Doctoren Peter Knorr Probst zu Wetzlar und Gregor Heymburg aus Nürnberg zwei sehr kenntnißreiche und gewandte Rechtsgelehrte, welche die Sache des Ordens als Rechtsanwalte am Kaiserhofe vertreten und verfechten sollten, sondern es gelang ihm auch, bei der hohen Rechtsschule zu Bologna ein juristisches Gutachten über den Bund auszuwirken; außerdem beauftragte er auch den Deutschmeister, zur guten Führung der Sache am Kaiserhofe sich um die Gunst und den Beistand mehrer Reichsfürsten zu bewerben und sie zu ersuchen, daß jeder von ihnen einige seiner Räthe zur Vertheidigung der Rechte des Ordens an den Kaiserhof sende. Als Bevollmächtigte des Ordens begaben sich nach Wien der Bischof Franciscus von Ermland, der Oberstspittler Heinrich Reuß von Plauen, der Vogt von Leipe Georg von Egloffstein, der Ermländische Domherr und hochmeisterliche Rath Laurentius Blumenau. Sie langten schon zu Ende des Mai glücklich am Kaiserhofe an. Die Sendboten des Bundes dagegen, Gabriel von Baisen, Ramschel von Krixen, Hans von Thauer, Thielemann von Wege, Hans Matzkow, Bürgermeister von Kulm und der von Danzig Wilhelm Jordan zogen, durch die Aufbringung der nöthigen Geldmittel verzögert, um diese Zeit erst aus Preussen aus. Auf ihrer Reise durch Mähren aber, vier Meilen von Brünn, wurden sie von einem Mährischen Edelmann, dem Herrn von Miltitz plötzlich überfallen, zum Theil schwer verwundet, ihrer meisten Papiere und Gelder beraubt und gefangen auf das Schloß Miltitz gebracht. Nur Gabriel von Baisen hatte sich wacker durch-

geschlagen und kam glücklich, wiewohl verwundet in Wien an. Das Ereigniß machte überall gewaltiges Aufsehen, zumal da Gabriel von Baisen nicht nur am Kaiserhofe behauptete: das Bubenstück sey auf des Ordens Anstiften geschehen, damit die Gesandten nicht zum bestimmten Rechtstage hätten kommen sollen, sondern auch sofort nach Preussen meldete, der Vogt von Leipe solle selbst am Ueberfalle Theil genommen haben.

Ob diese Beschuldigungen gegründet waren, muß dahin gestellt bleiben (einen Plan solcher Art hatte allerdings kurz vor der Gesandten Abreise der Komthur von Thorn dem Hochmeister an die Hand gegeben); das Ereigniß hatte wichtige Folgen. Vor allem gewannen die Ordensgesandten durch die verspätete Ankunft ihrer Gegner hinlänglich Zeit, am Kaiserhofe für ihr Interesse wirksam zu seyn. Sie erfreuten sich auch bald der besten Hoffnungen, denn der Kaiser bewies sich ihnen ganz besonders günstig. Schon im ersten Gespräche erklärte er ihnen in Betreff seiner angeblichen Bestätigung des Bundes, daß nie etwas dergleichen von ihm ausgegangen sey und er von nichts der Art wisse. Diese Erklärung ließ er alsbald auch öffentlich bekannt machen, mit der ernstlichen Warnung an die Bundesverwandten in Preussen, daß sie sich ferner nicht mehr unterstehen sollten, sich einer solchen kaiserl. Bestätigung zu rühmen. Mittlerweile aber hatte in Preussen die Nachricht von dem räuberischen Ueberfalle der Bundesgesandten unter den Verbündeten alles mit Erbitterung erfüllt, weil man die That allgemein der heimlichen Veranstaltung des Meisters zuschrieb. Man hielt jetzt eine Tagfahrt nach der andern, theils um die Berichte zu vernehmen, welche der nach Polen gesandte Eidechsen-Ritter Jacob von Swenten über seine Unterhandlungen mit den Polnischen Großen abzustatten hatte, theils aber auch um über die Art und Mittel zu berathen, die zur Befreiung der gefangenen Sendboten zu ergreifen seyen.

Seitdem drohten nun auch schon von Seiten der Verbündeten kriegerische Gefahren. Die Befreiung der Gesandten nämlich und die von neuem verbreiteten Gerüchte, daß der Orden im Auslande Söldner geworben und zu Gewaltmaaßregeln schreiten wolle, hatten hinlänglich Vorwand gegeben, die Ausrüstung von einer Schaar von Reisigen zu beschleunigen, zu deren Haupt-

mann der Eidechsen-Ritter Nicolaus von Tergowitz ernannt wurde. Es ward ferner allen Bundesverwandten eine Tagfahrt zu Graudenz angesagt, zu welcher jedermann von Landen und Städten in voller Rüstung erscheinen sollte, und da die Bundeshäupter die Nachricht erhalten, daß der Sächsische Ritter Georg von Schlieben als Söldnerhauptmann mit einem ansehnlichen Söldnerhaufen bereits bei Konitz liege und dort nur noch Verstärkung erwarte, um nach Preussen heranzuziehen, so hatten auch sie schon einen Haufen von Schützen herbeigezogen und ins benachbarte Dobrinerland gelegt, um ihn im Nothfall zur Zeit der Tagfahrt zu Graudenz oder gegen Georg von Schlieben zu ihrem Schutze herbeizurufen. Um so mehr fand es der Hochmeister nothwendig, in aller Eile sofort die wichtigsten der Landesburgen, vornehmlich Thorn, Rheden, Elbing, Königsberg u. a. mit stärkerer Mannschaft und den erforderlichen Vertheidigungsmitteln möglichst zu versorgen, denn im Kulmerlande, wo die Gefahr am meisten drohte, waren die Ordensburgen seit Jahren schon in einem sehr verwahrlosten Zustande.

Mit jedem Tage nun drohte der Sturm gefahrvoller, wurden die Leidenschaften ungezügelter, die Bewegungen wilder, zumal als auf des Hochmeisters Befehl die Komthure die Zeugnisse und Documente über die falschen Angaben in Betreff des angeblichen kaiserl. Bestätigungsbriefes in allen Gebieten und Städten bekannt machten. Die Bundeshäupter boten jetzt alle Mittel auf, ihrer Behauptung Glauben zu verschaffen, überall erklärend: der Kaiser könne keine Unwahrheit sagen; alles seyen nur, wie sie es nannten, „trockene Teidingen." Am meisten fiel die Erbitterung auf den Bischof von Ermland und den Oberstspittler, denen man vorzüglich die Umtriebe am Kaiserhofe Schuld gab.

So nahte die angesagte Tagfahrt zu Graudenz. Man versprach sich von ihr die wichtigsten Erfolge, denn es gingen ihr allerlei Gerüchte voraus, die alle Gemüther in Spannung setzten. Da ausdrücklich verordnet war, daß jedes Bundesglied bei Vermeidung schärfster Strafen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte erscheinen sollte, so strömte Alles, was bündisch hieß, am 10. August nach Graudenz hin. Nach mehrtägigen Verhandlungen, die jedoch sehr geheim gehalten wurden und deren Leiter

vornehmlich die Eidechsen-Ritter Hans von Czegenberg, Augustin von der Schewe, Jon von Eichholtz, Nicolaus von Tergowitz u. a. waren, begab sich eine zahlreiche Gesandtschaft nach Marienburg, theils dem Hochmeister vorzustellen, daß Landen und Städten von den bei der Huldigung ihnen gegebenen Zusagen wegen Aufrechthaltung ihrer Privilegien und Freiheiten, wegen Schutz gegen Gewalt und Unrecht, wegen des jährlichen Richttages u. s. w. noch durchaus nichts gehalten und erfüllt sey, theils sich nachdrücklichst zu beschweren, daß die Bundesverwandten wegen des obschwebenden Rechtstages am Kaiserhofe von den Gebietigern fort und fort an Ehre und Glimpf beleidigt, außer Landes gelästert, der Untreue und Falschheit beschuldigt, Eidgenossen und Bündner gescholten und Fürsten und Herren dadurch gegen sie erbittert würden. Solche Lästerungen seyen ohne Zweifel auch der Anlaß zur Niederlegung ihrer Gesandten in Mähren. Sie beschwerten sich, daß wenn jemand beim Meister oder seinen Gebietigern um Recht in einer Sache nachsuche, er gemeinhin unter Spott und Hohn an den Kaiser und an die Bundesherren gewiesen werde. Sie beklagten sich endlich über die begonnenen Rüstungen und Bewehrungen der Ordensburgen und baten um deren Abstellung, weil dadurch das Mißtrauen gegen den Orden nur noch gesteigert werde. Der Hochmeister indeß wies in kurzer Antwort die meisten dieser Klagen als nichtig und grundlos zurück und ließ die Bittenden unbefriedigt.

Die Tagfahrt zu Graudenz ward aber auch noch in anderer Hinsicht von Wichtigkeit. Bei den auf den Tagfahrten meist sehr zahlreich versammelten Bundesgliedern war es bisher unmöglich gewesen, die Berathungen, Vorschläge und Beschlüsse immer so geheim zu halten, als es das Interesse des Bundes oft erforderte. Man hatte daher längst das dringende Bedürfniß gefühlt, die Hauptleitung der wichtigsten Bundesangelegenheiten, zumal bei den oft schnell zu fassenden Beschlüssen, einer kleinern auserwählten Zahl von Bundeshäuptern anzuvertrauen. Es ward demnach auf dieser Tagfahrt der Beschluß gefaßt: die Hauptleitung aller Bundessachen solle hinfort einem geheimen Ausschusse von Bundesgliedern, den man „den engen Rath oder den heimlichen oder geheimsten Rath, die Aeltesten oder Obersten des Bundes" nannte, übertragen und in seine Zahl die an-

gesehensten und wichtigsten Männer und eifrigsten Verfechter des Bundes erwählt werden. Ihrer waren zehn bis zwölf und unter ihnen die Eidechsen-Ritter Hans von Czegenberg, Gabriel und Stibor von Baisen, Augustin von der Schewe, Thielemann von Wege, Jon von Eichholz.

Auch Hans von Baisen nahm von jetzt an in der Bundessache eine einflußreichere Stellung ein. Bisher als Mitglied des engern Rathes des Hochmeisters immer noch am Orden festhaltend, wiewohl wegen Kränklichkeit eine Zeitlang meist unthätig, war er seit der Rückkehr von einer Reise nach Breslau entschieden der Sache des Bundes zugethan, trat nun auch in die Gesellschaft der Eidechsen-Ritter ein und ward bald darauf auch in den geheimen Rath der Bundesältesten aufgenommen. Er ergriff seitdem das Interesse des Bundes mit um so regerem und wärmerem Eifer, als er überzeugt war und es fühlte, seine Kraft gehöre mehr dem gedrückten und verarmten Lande, als dem hinsinkenden Orden an. Ueberdieß sah er sich längst vom Meister viel zu sehr zurückgesetzt, seinen Rath viel zu wenig beachtet, die Macht des Ordens auch schon viel zu tief gesunken und geschwächt, als daß er hätte Muth behalten können, für dessen Sache ferner noch zu wirken. Da Hans von Czegenberg, wie es scheint, schon längst in seinen Entschlüssen schwankend, (wir wissen nicht genau aus welchen Gründen) sich mehr und mehr von der obersten Leitung der Bundesangelegenheiten zurückzog, so trat nunmehr Hans von Baisen entschieden an die Spitze des Bundes als oberster Leiter der gemeinsamen Bundessache.

Auf seinen Rath ward jetzt in einer Bundesversammlung zu Thorn der Beschluß gefaßt: man wolle, bevor man weitere Schritte wage, dem Hochmeister noch einmal die auf dem Tage zu Graudenz zusammengefaßten Landesbeschwerden vorlegen, ihn nochmals dringend um Abhülfe bitten und wo möglich eine Ausgleichung zu bewirken suchen. Es geschah alsbald; man erneuerte auch das Gesuch wegen Abstellung der Bewehrung der Ordenshäuser, sowie die Klagen über den Uebermuth der Ordensgebietiger, die Lästerungen und Schmähungen gegen den Bund am Kaiserhofe; man beschwerte sich über des Hochmeisters Sorglosigkeit in Unterstützung und Schutz des inländischen Kaufmannes, über die Gesetzwidrigkeiten des Münzmeisters zu Thorn im Münzwesen

u. dgl. Allein des Hochmeisters Antworten waren theils die nämlichen, wie früherhin, theils abermals ausweichend, ableugnend, unbefriedigend und zurückweisend, denn die Ordensgesandten hatten ihm ja aus Wien gemeldet: „es gehe dort Alles auf bestem Wege; er möge daher auch in den Verhandlungen mit den Verbündeten sich nicht zu mild und nachgiebig zeigen, wohl aber die Burgen und Häuser in guter Verwahrung halten, denn je geneigter der Papst, je günstiger der Kaiser sich dem Orden beweise und je sicherer man am Kaiserhofe dem erwünschten Ziele entgegensehe, um so mehr würden auch Nachrichten nach Preussen kommen, die den Bund zu ernstlichen Schritten treiben könnten.“

Solche Schritte erfolgten allerdings auch bald. Die Weigerung des Hochmeisters in der Abstellung der Rüstung und Bewehrung der Ordensburgen und der Eifer und die Eile, womit er die Wehranstalten und die Versorgung der Burgen fortsetzen ließ, überhaupt die ganze kriegerische Stellung, die jetzt der Orden annahm, setzten das ganze Land in die größte Besorgniß, denn es schien nunmehr unzweifelhaft, daß er auf kriegerischen Zwang und Gewalt denke. Um so mehr kam in den großen Bundesstädten Alles in neue wilde Bewegung. In Königsberg drohte man dem Ordensmarschall schon mit entschiedener Gegenwehr, sofern der Meister irgend etwas Feindliches beginne. In Elbing arbeitete man zum Schutze der Stadt mit größter Thätigkeit an starken Boll- und Wehrwerken und es half nichts, daß der Meister durch milde Worte die Bürger zu beruhigen suchte, vielmehr gerieth das Volk mehrmals in so stürmische Aufregung, daß es von Gewaltschritten kaum noch zurückzuhalten war. In Danzig hatte man längst die Stadt aufs möglichste gegen die Burg befestigt und geschützt. Noch wilder war die Gährung im Kulmerlande. In Thorn kam es in beiden Städten zu einem allgemeinen Volksaufstand, man stürmte vor die Burg und die Ordensmünze; selbst ein Theil des Rathes und der Schöppen nahmen daran Antheil und brachen gegen den Hochmeister in die ärgsten Schmähungen aus, vorgebend, er habe die Stadt durch Verrätherei überfallen wollen. Auf des Komthurs ernstliche Warnung an den Rath wurde zwar nach einigen Tagen der Aufruhr wieder unterdrückt; überall aber herrschte

Angst und Besorgniß vor Raub und Brand des Pöbels und jeder, der etwas zu verlieren hatte, flüchtete mit den Seinigen, wohin er konnte. Nicht minder frech und trotzig bewies sich ein großer Theil der Ritterschaft. Der übermüthige Bundesritter von Beyersee, der auf dem Tage zu Graudenz es durchaus hatte durchsetzen wollen, daß man dem Hochmeister den Huldigungseid aufkündigen solle, scheute sich nicht, öffentlich die Drohung auszusprechen: er wolle Habe und Gut daran setzen, daß der Meister nicht ein Jahr mehr überleben solle. Und wie dieser, so in gleicher Gesinnung auch andere, so daß fast kein Tag mehr vorüberging, an dem nicht irgend ein kühnes Wagstück oder gefahrdrohende Nachrichten neue Angst und Besorgniß erregten.

Vornehmlich war die bündische Ritterschaft auch eifrigst bemüht, den schon auf dem Tage zu Graudenz eingeleiteten Plan zu beschleunigen, die Ritterschaft und Städte der Niederlande, die bisher am Bundesinteresse noch weniger Theil genommen, allgemeiner für dasselbe zu gewinnen. Auf einem deshalb anberaumten Tage zu Braunsberg sagten auch fast alle dort Versammelten dem Bunde ihre Theilnahme zu, obgleich der Ordensmarschall und die Komthure von Balga und Brandenburg nichts versäumten, die angesehensten Männer ihrer Gebiete von der Bundessache abzuhalten, wie denn auch in Samland der Bund keine Anhänger fand. Dagegen schlichen in den übrigen Gebieten der Niederlande die Eidechsen-Ritter und Bundesglieder von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um die Bürgerschaft und das Landvolk, die Preussen und die s. g. ehrbaren Leute zur Theilnahme anzulocken, so daß die Komthure alle Mittel aufbieten mußten, um den aufwachenden gefährlichen Geist im Volke niederzuhalten.

Also war jetzt keine Sühne mehr denkbar. Die durch Europa verbreitete Prophezeiung von einer gewaltigen Umwälzung aller Ordnung im Staate, von einbrechendem Jammer und Elend in allen Gestalten und Schrecknissen sollte in Preussen jetzt, wie es schien, in Erfüllung gehen, denn der Würfel war bereits am Kaiserhofe geworfen.

Siebentes Kapitel.

Verhandlungen am kaiserl. Gerichtshofe. Des Kaisers Spruch. Ergebung des Bundes an die Herrschaft Polens. Allgemeine Aufregung im Lande. Aufkündigung des Gehorsams gegen den Orden. Einnahme der Burg zu Thorn. Ausbruch des Bundeskrieges. Abfall des Landes vom Orden. Verlust der Ordensburgen. Kriegserklärung des Poln. Königes. Polnische Herrschaft über Preussen. Trostlose Lage des Ordens. Hans von Baisen Gubernator. Belagerung Stuhms und Marienburgs. Der König von Polen in Preussen. Anzug der Ordenssölbner. Schlacht bei Konitz. Glückliche Erfolge für den Orden. Deutsche Söldnerhauptleute im Dienste des Ordens. Des Königes erfolgloser Kriegszug nach Preussen. Finanz-Bedrängnisse des Ordens. Drückende Steuerlast. Wiedergewinn des Niederlandes. Kämpfe in Königsberg. Neue Erhebung der Ordensherrschaft. Bann und Reichsacht gegen die Verbündeten. Vermittlungsversuch des Kurfürsten von Brandenburg. Der König von Polen vor Lessen. Unmuth der Bundesstädte. Bedrängniß des Ordens durch die Söldner. Verhandlungen wegen Verkauf des Landes an Polen. Gefährliche Stimmung in den Haupt-Bundesstädten. Verkauf des Landes an den Poln. König. Aufruhr in Thorn und Danzig. Gemeine Behandlung des Hochmeisters und der Ordensritter in Marienburg. Trostlose Lage des Hochmeisters. Anzug des Poln. Königes nach Preussen. Vertreibung des Hochmeisters aus Marienburg.

1453—1457.

Am Kaiserhofe traten am bestimmten Gerichtstage die Ordensgesandten, die sich dort längst besonderer Gunst erfreuten, vor dem Kaiser in des Ordens Namen mit dem Gesuche auf, den Bund „als unnütz und untauglich" durchs Recht für unrechtmäßig und nichtig zu erklären. Auf Antrag der Abgeordneten des Bundes aber ward wegen der Gefangenschaft mehrer Machtboten des Bundes und aus einigen anderen Gründen der Gerichtstag vom Kaiser mehrmals weiter hinausgeschoben, so daß er erst am 29. October (1453) eröffnet wurde. Da trat zuerst der Sprecher der Ordensgesandten mit Vorlegung der Klag-

punkte auf, in denen er den Kaiser in des Ordens Namen um Recht ansprach. Nachdem er zuvörderst der unrechtmäßigen und gesetzwidrigen Stiftung des Bundes erwähnt und den Bundesbrief selbst vorgelesen hatte, ward dieser in den meisten Punkten durchgegangen und bewiesen, daß die Worte desselben von den Verbündeten bald ganz anders gedeutet, bald in viel weiterer Ausdehnung angewandt und daher auch die meisten ihrer Forderungen allem Recht und Gesetz widerstreitend befunden würden; es wurde nachgewiesen, daß durch die im Bundesbriefe enthaltenen Bestimmungen alle Rechte der Landesherrschaft unmächtig und ungültig gemacht, der Gehorsam der Unterthanen aufgehoben, diese selbst zu Richtern in ihrer eigenen Sache erklärt, überhaupt alle Ordnung in Staat und Kirche umgekehrt werde. Sodann wies der Sprecher weiter nach: der Bund sey erstens wider göttliches Recht, weil die Verbündeten ihn gegen ihre Herrschaft geschlossen, der sie gehuldigt und geschworen und deren Gehorsam sie verachteten; er sey ferner auch wider natürliches Recht, denn es sey kein Edelmann im Bunde, der wolle, daß ihm seine Untersassen oder Diener ein Regiment setzten, dem er sich unterwerfen solle; er sey auch wider geistliches Recht, welches bestimme, daß Unterthanen keine Macht haben, wider ihre Oberherrschaft Bünde, Verschreibungen oder Satzungen zu machen, am wenigsten weltliche Unterthanen gegen geistliche Herrschaft; er sey endlich auch wider kaiserliches Recht, welches klar dahin laute, daß Einungen, Bünde, Versammlungen, Ordnungen und Satzungen, von Unterthanen und Laien wider Geistliche gemacht, unrecht, unbündig und unkräftig seyen; nach den von Kaisern und Päpsten gegebenen Gesetzen und Rechten hätten die Verbündeten längst die Reichsacht und den Bann verdient. Dann erklärte der Sprecher weiter: der Bund widerstreite auch des Ordens Freiheiten, guten Sitten, alter löblicher Landesgewohnheit und dem geleisteten Eide. Der Bundeseid könne niemand binden, denn kein Eid wider die Herrschaft habe verbindende Kraft. Seit dreizehn Jahren hätten die Landesbischöfe das Volk zu belehren gesucht, daß es durch sein unrechtliches und sündhaftes Vornehmen des Bundes sich im Irrthum, in Todsünden und schwerer Strafwürdigkeit befinde; man habe solches aber nicht geachtet, denn das sonst so ehrbare, gute Volk sey durch

die Bundeshäupter verstrickt und verführt. Der Papst habe den Bundeseid für unverbindlich und kraftlos, für Trotz und Wahnsinn, und die Prälaten des Landes auf seinen Befehl den Bund für unrecht und ungültig erklärt; dieß alles aber, so wie des Kaisers und der Kurfürsten Schreiben an die Verbündeten seyen verachtet worden. Zwar seyen in Folge dieser Schreiben noch eine merkliche Zahl anderer zum Gehorsam zurückgekehrt; gegen diese Ausgeschiedenen aber hätten die Verbündeten Satzungen gemacht und sie als Ehrlose behandelt; kein Handwerksknecht dürfe für sie arbeiten, alle Bundesstädte seyen ihnen verboten, ihre Zeugnisse vor Gericht würden verworfen u. s. w.

Darauf dauerten die Gerichtsverhandlungen Tag für Tag bis zum siebenten November. Da trat des Bundes Sprecher mit seiner Rechtfertigung und Gegenklage auf. Es sey mit Gründen wohl zu beweisen, daß der Bund nur zu des Ordens und des ganzen Landes Wohlfahrt gestiftet sey, denn der Orden habe zur Verkürzung der Landesfreiheit neue Zölle auferlegt, mit Königen und Fürsten, selbst sogar mit Heiden ohne der Stände Rath und Wissen zu großem Schaden des Landes sich verbunden; aus des Ordens Kriegen mit Polen und Litthauen seit Heinrichs von Plauen Absetzung seyen für die Lande Preussen stets nur Unheil, Verwüstung und Verderben hervorgegangen. Als nun zu Pauls von Rußdorf Zeit im Orden große Zwietracht entstanden, hätten die Gebietiger etliche Lande und Städte auf ihre Seite zu bringen gesucht und der Hochmeister selbst gewünscht, Lande und Städte möchten sich vereinigen, um den Unfrieden zu stillen. Da hätten diese dem Orden und dem Lande zu Heil und Frommen wider Gewalt und Unrecht eine Einung geschlossen und dem Meister vorgelegt; sie sey ihm nicht zuwider gewesen, sondern vielmehr zu Wohlgefallen. Durch sie sey der Orden in sich wieder zu Ruhe gekommen; auf einer Tagfahrt zu Elbing hätten die Gebietiger den vereinten Landen und Städten darob großen Dank bezeugt, erklärend, daß der Orden es ihnen und ihren Nachkommen nimmer vergessen wolle. So stellte der Redner dem Kaiser des Bundes Ursprung dar, hob dann auch des Landes Gebrechen hervor, erwähnte einer Reihe von Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, die sich der Orden gegen Lande und Städte habe zu Schulden kommen lassen und

suchte endlich das Recht der Bundeseinigung durch die vom Römischen Könige ertheilte Erlaubniß, sich zur Verwahrung der erworbenen Gerechtsame mit einander zu verbinden, zu begründen. Damit widerlegte er zugleich die Behauptung, daß der Bund göttlichem, natürlichem, geistlichem und kaiserlichem Rechte widerstreite. „Der Hochmeister, sprach der Sachwalter des Bundes, hat den Bund, bevor er noch besiegelt war, von Wort zu Wort gekannt und gebilligt, wie zu beweisen ist. Auch die Gebietiger und Prälaten haben zeitig von ihm gewußt und sogar selbst den Unterthanen geheißen ihm beizutreten. Der Bund bezweckt nur Förderung und Beschirmung der Gerechtigkeit; kein Wort darin thut der geistlichen Freiheit Abbruch; er ist nicht gegen die goldene Bulle, denn diese verbietet nur Einungen, die durch das gemeine Kaiserrecht untersagt sind und wodurch den Oberherren ihre obrigkeitlichen Rechte benommen werden, was in diesem Bunde nicht geschieht u. s. w.

In einer neuen Sitzung trat der Sprecher des Ordens zur Widerlegung seines Gegners auf, indem er zu erweisen suchte, daß die drei Hauptgründe, auf welche man die Rechtmäßigkeit des Bundes stütze, unkräftig und irrig seyen. Den erstern, die Erlaubniß des Römischen Königes zur Schließung des Bundes betreffend, so sey dieser schon vor des Königes Genehmigung geschlossen worden; die Erlaubniß selbst aber und die Bestätigung habe an sich auch keine Gültigkeit, denn zu jeder Sache, die man erlauben oder bestätigen wolle, müßten die, welche sie berühre, mit berufen werden, was hier nicht geschehen sey. Der Bund sey wider das Kaiserrecht und die goldene Bulle; er sey von Anfang an unrecht und habe auch durch des Königes Bewilligung mitnichten gerecht werden können. Darauf zum zweiten Hauptgrund, auf die zur Abschließung des Bundes bewegenden Ursachen übergehend, suchte der Sprecher in einer genaueren Auseinandersetzung zu beweisen, daß die Klagen über verletzte Freiheiten, über Verschlechterung der Landesmünze, über unrechtmäßige Abgaben und Zölle, namentlich über den Pfundzoll, über allerlei Gewaltthaten, die man dem Orden aufbürde, theils völlig ungegründet seyen, theils dem Orden nicht zugerechnet werden könnten, theils auf unrichtigen Voraussetzungen beruhten. Was den dritten Hauptgrund, die Billigung des Bundes von

Seiten des Hochmeisters Paul von Rußdorf betreffe, so könne eine solche nie hinreichen, um den Bund zu rechtfertigen. Paul allein habe ihn nicht genehmigen können, sondern nur mit Zustimmung aller die Macht des Ordens darstellenden Gebietiger, denn in einer so wichtigen Sache vermöge der Meister nichts zu thun ohne seine Gebietiger u. s. w. Nachdem der Ordens-Anwalt dieß und manches andere zur Rechtfertigung der Sache des Ordens und zur Widerlegung seines Gegners gesprochen, verlangte er: Abstellung und Nichtigerklärung des Bundes, Auslieferung des Bundesbriefes, Zurücknahme des Bestätigungsbriefes des Kaisers, Ehren- und Rechtserklärung für alle aus dem Bunde Ausgeschiedenen, Verfall aller Lehensgüter für die Bundesverwandten wegen ihres Ungehorsams, Bestrafung nach Inhalt der goldenen Bulle und Verlust aller ihrer Freiheiten, überdieß 200,000 Gulden für erlittene Schmach und Ungerechtigkeiten, 400,000 Gulden als Schadenersatz, Erstattung des eingenommenen Schosses und Wiedereinsetzung des Ordens in alle seine Gerechtsame.

Nachdem hierauf der Bundes-Anwalt noch einmal zur Widerlegung dessen, was der Sprecher des Ordens gegen die Gültigkeit des königl. Erlaubnißbriefes gesprochen, das Wort genommen, ward endlich am 10. November die Gerichtsverhandlung geschlossen. Der Kaiser und seine Räthe bemühten sich vergeblich mehre Tage lang, die Sache in irgend einer Weise wo möglich gütlich beizulegen. Als darauf am 29. November in öffentlicher Gerichtssitzung nach beider Parteien schriftlich eingereichten Rechtssätzen der Rechtsspruch erfolgen sollte, boten die Bundesbevollmächtigten alle möglichen Mittel auf, um ihn zu verzögern und da am bestimmten Spruchtage, den 1sten December keiner von den Bundesgesandten vor Gericht erschien, ließ der Kaiser nach des Hofes Gewohnheit sie dreimal mit lauter Stimme herbeirufen und sprach darauf folgendes gerichtliches Urtheil aus:

„Es ist durch uns mitsammt unsern Räthen und Beisitzern zu Recht erkannt, daß die von der Ritterschaft, Mannschaft und die von Städten des Bundes in Preussen den Bund nicht billig gethan, noch ihn zu thun Macht gehabt haben, daß auch derselbe Bund von Unwürden, Unkräften, ab und vernichtet ist, und soll darnach in dem Andern geschehen, was

Recht ist." — Am 5. Decemb. ward dieser Spruch in ein urkundliches Dokument gefaßt, besiegelt und jeder Partei gleichlautend zugestellt.

In Preussen war mittlerweile die Spannung der Gemüther immer höher und höher gestiegen; unter den Verbündeten wuchs Haß und Groll mit jedem Tage, zumal durch die Berichte der vom Kaiserhofe zurückgekehrten Bundesgesandten Ramschel von Krixen und Gabriel von Baisen. Die Erbitterung ging hie und da schon so weit, daß man offen erklärte: werde der Bund vom Kaiser auch abgesprochen, so werde man ihn durchs Schwert aufrecht erhalten; der Hochmeister müsse des Amtes entsetzt und ein anderer an seiner Stelle erhoben werden, der das Land bei seinen Rechten und Freiheiten lasse. Thielemann von Wege, kaum vom Kaiserhofe zurückgekehrt, ließ alsbald eine an den Kaiser gerichtete Protestation ausfertigen, darin mit Gründen erklärend, daß der Kaiser in der Bundesgesandten Abwesenheit dem Rechte nach keinen Spruch thun könne, und ihn zugleich ersuchend, sich der Streitsache jetzt gänzlich zu entschlagen. Von Thorn aus, wo Hans von Baisen mit den Bundeshäuptern täglich Versammlungen und Berathungen hielt, ging die Bewegung bald immer wilder durchs ganze Land und viele der kleinen Städte eilten jetzt, sich dem Bunde enger anzuschließen. Die Kriegsrüstungen wurden auf beiden Seiten mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt.

Da traten die Eidechsen-Ritter im October in eine geheime Bundestagfahrt zu Kulm zusammen und in Folge dieses Tages eilte darauf Gabriel von Baisen mit mehren andern Bundesgesandten nach Krakau, wo eben der König die vornehmsten Prälaten und Magnaten des Reiches zu einem großen Feste versammelt hatte. Dort sprach Gabriel, in die Reichsversammlung vorgelassen: „Weil Lande und Städte in Preussen von alten langen Jahren her durch manchfaltige Gewalt und Unrecht bedrückt worden, so sind sie alle einträchtig zu Rath gekommen, solche Gewalt und Unrecht von den Kreuzigern ferner nicht zu dulden. Weil aber das Land Preussen von Alters her und die Herrschaft der Kreuziger daselbst aus der Krone Polens ausgegangen ist und die Kreuziger selbst noch den König für einen Patron erkennen, so hat keiner billigeres Recht zu dem Lande als seine

königl. Gnade. Deshalb haben alle Lande und Städte Preussens den König zu ihrem rechten Herrn erkoren und bitten ihn, daß er sie wieder in seine Herrschaft und Beschirmung aufnehmen und ihr Herr seyn wolle, wie ihm solches mit Recht gebührt." Der König besetzte hierauf einen Rath aus den angesehensten Prälaten, Woiwoden und Gelehrten der Universität zu Krakau, dessen Erkenntniß dahin ging: der König habe zum Lande Preussen vollkommenes Recht. Zudem erwies der Bischof von Krakau aus alten Landeschroniken, daß Preussen einst theils der Krone durch Gewalt und eine Reihe von Friedensbrüchen entrissen worden, theils durch Verrath und Treulosigkeit an die Kreuzherren abgefallen sey. Nach Erweis solcher Anrechte an das Ordensland nahm der König der Bundesgesandten Erbieten ohne weiteres an und versprach, fortan der Bedrängten Schutzherr und König zu seyn.

Dieser wichtige Schritt setzte in Preussen, besonders im Kulmerland unter den Eidechsen-Rittern Alles in außerordentliche Thätigkeit. Hans von Baisen an ihrer Spitze hielt von Thorn aus fort und fort heimliche Berathungen mit dem Polnischen Hauptmanne Scherlenski im Gebiete von Nessau, nahm Polnische Gesandte an, gab Bescheid auf ihre Werbungen und leitete alle Verhandlungen im geheimen Rathe der Bundeshäupter. Kein Tag ging nun vorüber, an dem nicht unter den Eidechsen-Rittern und den Obersten des Bundes Zusammenkünfte Statt fanden, zumal in Thorn, wo Hans und Stibor von Baisen und Hans von Czegenberg als die wichtigsten Stimmführer der Ritterschaft, sobald eine neue Meldung kam, die angesehensten Bundesglieder aus dem Kulmerlande zusammenberiefen, um über fernere Schritte zu berathen. Der Sturm der Leidenschaft durchbrach da oft in Drohungen und Schmähungen gegen den Orden alle Zügel und Schranken; man hetzte durch allerlei Gerüchte von Gewaltschritten und Racheplanen des Hochmeisters die Gemüther immer wilder auf vorzüglich in den großen Bundesstädten. Als nun aber kurz vor Weihnachten den Bundeshäuptern des Kaisers Spruch nach seinem vollen Inhalte überbracht ward, ließ ihn nach Beschluß einer Bundesversammlung der Rath von Kulm durch ausgesandte Boten überall bekannt machen, doch mit der ernsten Ermahnung: kein Ehrenmann dürfe solche Schande

und Lästerung ertragen, alle müßten jetzt einig und fest ihre Freiheit behaupten und ehrlich und redlich am Bunde der Lande und Städte festhalten.

Es entstand sofort in allen Gebieten des Bundes eine ungeheuere Aufregung. Haß und Erbitterung erstiegen jetzt den höchsten Grad. Ueberall traf man Anstalten zu Gegenwehr und Krieg. Das schutzlose, furchtsame Landvolk floh in großen Haufen in die Städte; aus den Ordensburgen liefen die Kriegspflichtigen aus dem Lande, die sie mit vertheidigen helfen sollten, in Schaaren davon. Es lösten sich in einem großen Theile des Landes alle Banden des Gehorsams gegen die Landesherrschaft und ihre Behörden; Alles stand in Haß und Feindschaft einander gegenüber, Städte gegen Städte, Ritter gegen Ritter, Bauer gegen Bauer, der eine dem Orden, seinem Landesherrn, der andere dem Bunde und der neuen Ordnung zugethan, Alles in Auflösung, Unordnung, wilder Gährung und Leidenschaft. Zu einem entscheidenden Gewaltschritt schienen die Bundeshäupter nur noch die in Sold genommenen Kriegshaufen aus Polen, Böhmen und Mähren zu erwarten.

Der Hochmeister, in seiner Hoffnung getäuscht, daß des Kaisers Spruch die Verbündeten, wenn auch nicht ganz entmuthigen, so doch zur Mäßigung und ruhigen Besonnenheit führen werde, suchte die drohende Empörung wo möglich zu beschwichtigen, erbot sich in einer öffentlichen Bekanntmachung zu einer friedlichen Ausgleichung, berief die kleinen Städte zu einer Tagfahrt nach Marienburg, bemühte sich sie durch eine begütigende Rede und Widerlegung der falschen Gerüchte auf jede Weise zur Treue gegen den Orden zu gewinnen, wandte sich auch nochmals an Hans von Baisen, um durch dessen Gewicht und Ansehen seinen friedlichen Worten im Volke Glauben und Vertrauen zu verschaffen. Dieser indeß gab die trostlose Antwort: „das Volk ist allgemein ergrimmt und erbittert ob der Schmähungen und Lästerungen euerer Sendboten im Auslande; von überall her kommt Warnung wegen der Kriegsgäste, die ihr aufnehmet; selbst in euerer Verantwortung finden die Leute in vielen Worten Gefahr und drohendes Ungemach; nirgends erkennt man Lauterkeit in euerer Gesinnung; das Volk zweifelt, daß ihr Friede halten werdet.“ So blieben im Ganzen des

Meisters Bemühungen fast ohne allen Erfolg, denn wenn sich auch in vielen kleinen Städten und hie und da auch auf dem Lande eine etwas günstigere Gesinnung für den Orden aussprach und man an vielen Orten ihm auch die unbedingteste Treue und Ergebenheit zusicherte, so war doch die Aufregung unter der Ritterschaft zumal im Kulmerlande und in den größeren Städten ganz außerordentlich. In Thorn z. B. fehlte es nur noch an einer förmlichen Kriegserklärung, denn Tag vor Tag rannte das erbitterte Volk gegen die dortige wenig bewehrte und schlecht versorgte Burg an, so daß der Komthur weder Tag noch Nacht vor einem Sturme sicher war. In gleicher Gefahr befand sich die Ordensburg zu Danzig, die man schon rings mit Bollwerken und andern Belagerungswerken umgeben hatte. Die Gefahr ward noch größer, als die Städte das Gerücht durchlief: der Markgraf von Brandenburg sey als Hauptmann einer großen Heerschaar des aufgenommenen Kriegsvolkes schon n vollem Anzuge, um die Bundesstädte zu überfallen. Bereits hatten auch die Bundesgesandten einen starken Haufen Böhmischer Söldner, unter dem Vorwande eines Geleites auf ihrer Reise, mit ins Land geführt und in die Städte Thorn, Kulm und Elbing vertheilt. Seit Gabriel von Baisen vom Könige von Polen zu Lublin von neuem des Beistandes versichert worden, langten in Thorn täglich neue Haufen von Reisigen und Trabanten an, so daß man dort jeden Tag den Ausbruch des Krieges erwartete.

In den großen Bundesstädten und unter der Ritterschaft war Alles zum Kampfe vorbereitet, als in den letzten Tagen des Januars 1454 der listige Anschlag zum gänzlichen Abfalle vom Orden entworfen ward. Der Bundesrath zu Thorn, an seiner Spitze Hans von Baisen, entbot dem Hochmeister zum Schein zu einem Versöhnungsversuche friedliche Unterhandlungen; sie sollten, wie man vorgab, auf einer Tagfahrt zu Thorn Statt finden. Der Meister genehmigte das Anerbieten und bestimmte die beiden Komthure von Strasburg und Danzig und den Ordensmarschall zu Bevollmächtigten. Sie sollten am 6. Februar in Thorn eintreffen, um die Friedensverhandlungen zu beginnen. Allein noch vor diesem Tage ward der entscheidende Schritt gethan. Nachdem man durch den erwähnten Vorschlag

den Hochmeister und die Gebietiger sicher gemacht, die Soldtruppen des Ordens in der Ferne gehalten und die Aussicht gewonnen hatte, einige der wichtigsten Gebietiger als Gefangene in Thorn festnehmen zu können, verfaßte Hans von Baisen mit den um ihn befindlichen Bundeshäuptern und Eidechsen-Rittern am 4. Februar einen an den Hochmeister gerichteten Absage-Brief, worin die Ritterschaft und die Städte des Bundes nach Aufzählung der Pflichtverletzungen und Ungerechtigkeiten, die man dem Hochmeister aufbürdete, ihm den Gehorsam und Huldungseid aufkündigten. Ein gemeiner Stadtknecht aus Thorn ward damit nach Marienburg gesandt, um ihn dem Meister an dem nämlichen Tage zu überreichen, als man die erwähnten drei Gebietiger auf ihrer Reise in Kulmsee gefangen nahm und sie in Fesseln nach Thorn führte, wo sie vom Volke mit Hohngelächter und groben Beschimpfungen empfangen, vom Pöbel sogar mit Koth beworfen und in ein finsteres Gefängniß gebracht wurden.

Als dieß geschah, war die Burg zu Thorn bereits in der Verbündeten Gewalt. Schon am 4. Febr. hatte man sie rings umlagert und mit starken Wachhaufen umstellt, so daß niemand weder ein- noch auskommen konnte. Man forderte den Komthur zur Uebergabe auf; er erwiederte zwar: „wir haben unserm Orden kein Haus gewonnen und wollen auch keins übergeben.“ Als indeß das wüthende Volk anfing, die Mauern einzuhauen, die Vorburg in Brand zu stecken und die Hauptburg alsbald auch von zwei Seiten her unaufhörlich mit schwerem Geschütze beschossen ward, ermüdete endlich die schwache, entmuthigte Besatzung und ergriff zum Theil die Flucht, so daß kein Widerstand mehr möglich war. Am 8. Februar mußte die Burg, das erste Ordenshaus, welches der Orden bei seinem Eintritt ins Land vor mehr als zweihundert Jahren aufgebaut, den Verbündeten geräumt werden. Sie war die erste, welche der Sturm des Bundeskrieges vernichtete, denn sie wurde vom Volke von Grund aus zerstört. Bevor dieß aber geschah, leuchtete von der Spitze des höchsten Thurmes ein Feuer auf, als Losungszeichen des gelungenen Anschlages, und schnell wie diese Flammen von Thurm zu Thurm verbreitete sich der Aufstand durchs ganze Kulmerland. In wenigen Tagen waren fast alle dortige

Burgen, Golub, Schönsee, Althaus, Rheden, Graudenz, Papau und Roggenhausen von Kriegshaufen umlagert. Die Städte Strasburg, Graudenz und Rheden traten sofort ebenfalls zum Bunde über und auf eine drohende Aufforderung der Bundeshauptleute verließen auch große Schaaren von Landvolk die Burgen, in die sie sich geflüchtet, und schlossen sich dem Bunde an.

Die Uebergabe des Absage-Briefes hatte in Marienburg Alles in Angst und Schrecken gesetzt. Der Hochmeister erließ alsbald an den Bundesrath das Anerbieten: er wolle die verbündeten Lande und Städte, um Krieg zu vermeiden, gerne bei ihrem Bunde lassen, jährlich auch einen Richttag halten, wie sie ihn verlangten, und alle Mißhelligkeiten auf einer Tagfahrt gütlich beilegen; nur möchten sie den stürmenden Angriff auf die Burgen unterlassen. Allein man gab diesem Erbieten kein Gehör. Er ließ ferner durch die Komthure von Balga, Brandenburg und viele andere die Ritterschaft ihrer Gebiete zu Treue und Gehorsam ermahnen, zur Kriegsrüstung auffordern und um Hülfe bitten; aber auch hier schlug sich jetzt ein großer Theil der Ritterschaft zum Bunde. Er wandte sich mit dringenden Bitten um Beistand auch an die Herzoge von Masovien, an den Kurfürsten von Brandenburg, an die Herzoge von Sachsen und an den alten König Erich in Pommern; bei keinem dieser Fürsten aber fand er willige Gesinnungen; die Städte in Pommern hatten alle Reisige und Trabanten, die irgend aufzubringen waren, bereits den Danzigern zugesandt. So blieb vorerst der Meister ohne auswärtige Hülfe. Schon um sein eigenes Haupthaus sehr besorgt, forderte er mehre Komthure und Pfleger des Hinterlandes auf, eiligst mit ihren Dienstpflichtigen zur Vertheidigung Marienburgs herbeizukommen; allein die beiden Pfleger von Seesten und Rastenburg waren in ihren Städten bereits gefangen genommen und der letztere vom wüthenden Volke ersäuft worden. Da wandte sich endlich der Meister in seiner schweren Bedrängniß auch an den König von Polen, ihn dringend um Vermittlung bittend. „So ihr denn, schrieb er ihm, ein christlicher König seyd, der unzweifelhaft gerne bewirkt, was sich zum Frieden und Besten zieht, so flehen und bitten wir sammt unsern Prälaten und unserm ganzen Orden demüthig euere königl. Majestät, wollet euch solche entstandene Zwietracht, Trüb-

sal und Jammer dieses Landes und unseres Ordens bewegen lassen und euch Gott zu Lob, Marien seiner werthen Mutter zu Ehren und unserem Lande und Orden zu Gut in die Sachen zwischen uns und unsern Landen und Städten als ein freundlicher und gnädiger Vermittler legen, ob ihr noch solchen Jammer mit euerer Herren Weisheit und Hülfe möchtet niederlegen und ins Beste wandeln."

Allein der Sturm war jetzt auf keine Weise mehr zu bewältigen. Die meisten Burgen im Kulmerlande, Birgelau, Papau, Althaus, Graudenz, Schwez u. a., auch Mewe und Sobowitz waren mittlerweile den Verbündeten in die Hände gefallen. Die Burg zu Danzig übergab der feile Hauskomthur Konrad Pfersfelder, durch Furcht geschreckt, gegen eine Geldsumme ohne alle Gegenwehr; sie ward von den Bürgern gänzlich zerstört, denn der Hauskomthur gab selbst den Rath: wenn der Bauer den Storch nicht länger auf dem Hause leiden will, so wirft er ihm das Nest herunter. Die Burg zu Elbing leistete einige Tage unter dem Befehle des Grafen Adolf von Gleichen tapfern Widerstand, mußte sich aber, als der verrätherische Hauskomthur den Ordensmantel von sich warf und mit den Bürgern sich vereinigte, am 12. Februar der stürmenden Volksmenge ebenfalls ergeben und wurde dem Boden gleich gemacht. Darauf fiel auch die feste Burg zu Preussisch-Holland, denn der Ordensspittler, der sie vertheidigte, konnte sich gegen die Angriffe der Danziger, Elbinger und Böhmen nur wenige Tage halten. So waren binnen einer Woche schon dreizehn Burgen in die Gewalt der Verbündeten gefallen theils durch Verrätherei der Ordensdiener und Flüchtlinge, theils auch durch Feigheit und Untreue der Ordensritter selbst. Bald darauf erklärten sich auch alle ehrbaren Leute im Osterodischen Gebiete und in Ermland, sowie hier auch das Domkapitel für die Sache des Bundes, und wie im Kulmerlande die Burgen zu Rheden und Strasburg, so fielen nun auch die zu Königsberg und Preussisch-Mark fast ohne alle Gegenwehr in die Hände der Verbündeten und ihnen folgten in kurzer Zeit auch Brandenburg, Balga, Eilau, Rastenburg, Ortelsburg, Mohrungen und endlich auch Osterode. Nun kündigte auch die Ritterschaft der Gebiete von Balga, Brandenburg, Samlands und des ganzen Hinterlandes

dem Hochmeister die Huldigung auf und als in solcher Weise überall der Bau der Ordensherrschaft zusammenzubrechen schien, zählte man auch von den kleinen, dem Orden bisher getreuen Städten nicht weniger als sechs und funfzig, die binnen vier Wochen sich dem Bunde zuwandten, so daß nur Marienburg und Stuhm noch auf der Seite des Ordens standen.

In dieser trostlosen, verzweiflungsvollen Lage war eine Rettung durch eigene Kraft für den Orden unmöglich; nur eine große Kriegsmacht vom Auslande her schien sie ihm noch bringen zu können. Der Meister rief daher von neuem die schon erwähnten Fürsten, auch die Könige von Dänemark und Schweden, die Herzoge von Schlesien und Pommern, die Kurfürsten und Reichsstände, die Hansestädte, sowie den Orden in Deutschland und Livland aufs dringendste um Hülfe an; allein es zeigte sich vorerst nirgends eine tröstende Aussicht. Ueberdieß war die Hauptstraße nach Deutschland dadurch gewissermaßen gesperrt, daß auch die Burg zu Schlochau sich der Kriegsmacht der Danziger ergeben und Konitz sich dem Bunde angeschlossen hatte. Der nächste Fürst, von dem man Beistand erwarten konnte, war der Kurfürst Friederich von Brandenburg. Um ihn zu gewinnen, bot ihm der Hochmeister die Neumark an, deren Erwerbung Friederich bisher immer noch im Auge behalten. Es kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem ihm die Neumark für die Summe von 40,000 Rhein. Gulden auf Wiederkauf überlassen ward, wobei er versprach, sobald als möglich nach Schlochau oder Marienburg zu kommen und dort mit allem Eifer durch Unterhandlung und Vermittlung das Beste des Ordens zu fördern. Von eigentlicher Kriegshülfe aber ließ Friederich noch nichts verlauten.

Mittlerweile war eine Gesandtschaft von zwölf Männern von Landen und Städten, an deren Spitze die Eidechsen-Ritter Hans von Baisen, Augustin von der Schewe und Gabriel von Baisen standen, nach Krakau zum Könige geeilt. Dort freundlich empfangen, trugen die Gesandten im Namen des Bundes dem Könige in gebührender Form die Oberherrschaft des Landes an unter Berührung der wichtigsten Bedingungen, die er ihnen gewähren möge, und unter Vorbehalt ihrer Rechte und Freiheiten, wobei sie nicht verfehlten, den König auf die An-

rechte, die er auf Preussens Besitz geltend zu machen habe, auf die Vortheile der Oberherrschaft und auf die Beweggründe hinzuweisen, die ihn zu einer feindlichen Stellung gegen den Orden rechtfertigen könnten. In Folge dessen erließ der König am 22. Februar eine förmliche Kriegserklärung, worin er als Gründe zum Kriege mancherlei Kränkungen seiner Unterthanen, Einführung neuer Zölle, besonders des Pfundzolles, Belästigungen im Handel, die vom Deutschmeister verweigerte Unterschrift des ewigen Friedens und Aehnliches weitläuftig auseinandersetzte, um zu erweisen, daß der Orden die Schuld des Friedensbruches auf sich trage. Bald darauf aber stellte er am 6. März eine Urkunde aus, worin er unter wortreicher Erörterung der Gründe zu diesem seinem Schritte die Bewohner Preussens unter seinen Schutz, als Unterthanen in seine Herrschaft aufnahm und die Lande mit der Theilnahme an allen Rechten, Freiheiten und Prärogativen der Krone Polens zueignete und mit ihr vereinigte, so daß sie darin in allen Beziehungen den Großen Polens gleich stehen sollten, namentlich auch in der Theilnahme an des Königes Wahl und Krönung. Alle Stände sollten sich der Gnade und des Schutzes gegen alle Gefährdung ihrer Sicherheit erfreuen und die Lande der Krone Polens nie entfremdet oder veräußert werden. Der Geistlichkeit und allen übrigen Ständen, selbst den einzelnen Personen sollten ihre besondern Rechte, Freiheiten und Privilegien unverkürzt und unverletzt gehalten werden. Der Pfundzoll und alle alten und neuen, nur in Preussen bestehenden Zölle zu Wasser und Land sollten für ewige Zeit aufgehoben seyn. Alle Aemter und Würden, sowie die Burgen und Befehlshaberstellen in Städten sollten nur Eingeborenen verliehen und alle wichtigen Angelegenheiten des Landes mit Zuziehung der Landesräthe, der Geistlichkeit, des Adels und der Städte verhandelt und vollführt werden. Die Wahl der bisher im Lande bestehenden Rechte, des Kulmischen, Magdeburgischen, Polnischen und Preussischen sollte jedem frei stehen, jedoch ohne Nachtheil eines andern. Während des Krieges sollten Thorn, Elbing, Danzig und Königsberg das Recht üben dürfen, Münzen mit dem königlichen Bilde und Titel zu schlagen, im Frieden jedoch nur Danzig und Thorn. Der Handel nach Polen und durch das Reich auch in andere Länder sollte dem Preussischen Kauf-

manne frei stehen. Endlich behielt sich der König wegen seiner öftern Abwesenheit vor, zum Schutze und zur Verwaltung des Landes einen Gubernator zu ernennen, jedoch mit Genehmigung der Stände.

Als die Bundesgesandten mit dieser wichtigen Urkunde nach Preussen zurückkehrten, fanden sie bereits auch die Burg Stuhm und das Haupthaus von einer starken Heeresmacht der Danziger und aus Pommerellen belagert und die Kämpfe zur Erstürmung derselben hatten schon begonnen, wiewohl noch ohne besondern Erfolg. Es ward alsbald in einer Bundesversammlung zu Elbing der Beschluß gefaßt, sich aller Ordensgüter in Städten, wo man sie finde, zu bemächtigen, zur Anwerbung von Söldnern zu verwenden, und die Kriegskosten oder was sonst das gemeine Beste des Landes fordere, durch Einziehung aller Einkünfte des Ordens zu bestreiten.

Je mehr aber der Orden in solcher Weise aller seiner Kräfte im Lande beraubt war, um so nothwendiger ward es jetzt, von auswärts her vermehrte Kriegshülfe herbeizurufen. Eiligst sandte der Hochmeister den Ordenstreßler Eberhard von Kinsberg nach Deutschland, um durch ihn den Reichsfürsten und dem Adel die verzweiflungsvolle Lage des Ordens vorstellen zu lassen; er sprach sie selbst in einem Schreiben aufs dringendste um Hülfe an. „Die Landesverräther, schrieb er unter andern, haben bereits alle unsere Städte im ganzen Lande eingenommen und sich aller unserer Häuser und Schlösser bemächtigt, nur Marienburg und Stuhm ausgenommen, die wir noch besitzen, aber von ihnen belagert sind. Sie wollen unsern Orden gänzlich aus dem Lande vertreiben. Darum, ihr ehrwürdigen und edlen Fürsten und Herren, sehet an die Beleidigung euerer Deutschen Nation und euerer Voraltern Pflanzung, das sind die Brüder unseres Ordens; sehet an die Zertrennung und das Verderbniß eueres trefflichen Eigenthums und Hospitals, das sind diese Lande, die euere Aeltern dem Deutschen Adel zu Zucht und Trost, Gott dem Herrn und Marien, der reinen Magd, zu Ehren und dem Christenthum zum Schirm aus der Gewalt des heidnischen Volkes mit so schwerer Arbeit und Blutvergießen gewonnen haben. Lasset es euch leid seyn und erbarmet euch solches Jammers, Gedranges und solcher Noth. Kommet uns eiligst mit euerer Macht zu Hülfe." — Graf Heinrich Reuß von

Plauen der Jüngere, Veit von Schönberg und Graf Hans von Kirchberg die Ersten, welche dem Aufrufe des Meisters folgten, standen schon an der Spitze einer Anzahl Deutscher Ritter und Edelleute mit sechshundert Reisigen in Konitz, als ihnen dort der Hauptmann von Mewe Jon von Jene mit einer starken Macht entgegentrat und ihren Fortzug hinderte.

Mittlerweile ward Hans von Baisen, „der lahme Basilisk oder der lahme Drache," wie man ihn damals im Orden nannte, vom Könige zum Gubernator des Landes erhoben und an die Spitze der Landesverwaltung gestellt. Ihm zur Seite standen zur Ausführung seiner und der königlichen Befehle Augustin von der Schewe als Hauptmann des Kulmerlandes, Stibor von Baisen Woiwode im Königsbergischen, Gabriel von Baisen Woiwode im Elbingischen Gebiete und Jon von der Jene Woiwode in Pommerellen. Sie gelobten sofort, die Bischöfe Preussens als Feinde zu behandeln, sofern sie den Huldigungseid verweigern würden. Zur Annahme dieses Eides erschien bald darauf der Reichskanzler begleitet vom Bischofe von Posen in Thorn. Der Gubernator bot jetzt alle Kräfte und Mittel auf, theils um Konitz zu gewinnen und den dort liegenden Söldnerhaufen zurückzuwerfen, theils die beiden letzten Ordensburgen im westlichen Preussen, Marienburg und Stuhm zur Uebergabe zu zwingen. Allein er kam vorerst nirgends zum Ziele. Stuhm vertheidigte die dortige ritterliche Besatzung zweiundzwanzig Wochen lang mit außerordentlicher Tapferkeit. Vor Marienburg ging kein Tag ohne Gefechte vorüber, denn man suchte durch tägliche Ausfälle aus der Burg und der Stadt den Feind fort und fort zu beschäftigen und zu ermüden. Allein alle diese Kämpfe brachten keinen Erfolg. Es herrschte im Belagerungsheere allerlei Unordnung. Im bunten Gemisch von Landesrittern, städtischer Mannschaft, schlecht gerüsteten Landleuten und geld- und beutegierigen Söldnern wollte keiner dem andern gehorchen. Häufig brachen unter den Hauptleuten und den Landesrittern Uneinigkeiten und arge Streithändel aus und es fruchtete wenig, daß der Gubernator den Meuterern und Ungehorsamen mit strengen Strafen drohte. Aehnlich war der Zustand der Dinge auch im Heere vor Konitz. Ueberdies fehlten dem Gubernator die nöthigen Geldmittel, um die Anforderungen der Söldner zu befriedigen.

Man faßte neue Hoffnung, als im Mai (1454) der König von Polen mit seiner jungen Gemahlin, vielen seiner Reichsgroßen und einer ansehnlichen Heerschaar ins Land kam. Von Thorn, wo ihm die Landesritterschaft, besonders die Ritter des Eidechsen-Bundes und Abgeordnete der Städte im Wetteifer ihre Ergebenheit bezeugten und den Eid des Gehorsams leisteten, begab er sich nach Elbing. Alles strömte dorthin, ihm die Huldigung darzubringen; selbst die Landesbischöfe Johannes von Kulm, Kaspar von Pomesanien und Nicolaus von Samland (der von Ermland befand sich in Marienburg) gelobten ihm Treue und Gehorsam, desgleichen die Ritterschaft, der Landesadel, die ehrbaren Leute, die Magistrate und Abgeordneten der Städte bis aus den Nieder- und Hinterlanden mit feierlich ausgefertigten Huldigungsbriefen. Vor allem ward Danzig vom Könige hochbegnadigt theils durch Vermehrung seiner Zinsen und Abgaben, theils durch eine bedeutende Erweiterung seines Stadtgebietes. Darauf berieth sich der König mit den Ständen, wie man zum Kriege Geld aufbringen, Konitz erobern und den Deutschmeister, dessen Herankunft man bald erwartete, hindern könne, dem Orden Hülfe zuzuführen. Auch ward über den Plan berathschlagt, wie Marienburg durch den Gewinn des großen Werders von dorther strenger zu belagern sey. Dieß übernahmen die Danziger, der König selbst die Eroberung von Konitz. Geld gewann man durch die Verpfändung des Amtes Putzig an einige Bürger zu Danzig.

Kaum in sein Reich zurückgekehrt, sandte der König sofort einen ansehnlichen Streithaufen zur Verstärkung des Belagerungsheeres vor Konitz. Der Gubernator und die Verbündeten warben immer mehr Söldner an. Ueberall aber traten ihrer kriegerischen Thätigkeit bedeutende Hindernisse entgegen und nichts konnte von den Hauptleuten mit Nachdruck unternommen werden. Die ausgeschriebenen Kriegssteuern gingen in der Eile, wie man sie verlangte, nirgendwoher ein. Bald herrschte wieder Geldmangel und die Böhmischen Söldner vor Marienburg drohten schon, das Lager zu verlassen, wenn man ihnen den Sold nicht zahle. Als indeß gegen Ende des Juni die Danziger in Verbindung mit einer vom Könige gesandten Schaar von Polen und Böhmen gegen Marienburg heranzogen, war die Burg jetzt

von drei feindlichen Lagern umzingelt. „Jetzt müßt ihr das Haus unfehlbar gewinnen!“ schrieb der Gubernator dem obersten Heergrafen vor Marienburg. Es gingen indeß mehre Wochen hin, ohne daß irgend etwas von Bedeutung geschah. Bei jedem Angriffe des Feindes auf die Mauern der Stadt trat ihre Bürgerschaft, an ihrer Spitze der brave, entschlossene Bürgermeister Bartholomäus Blume mit Muth und Treue der Besatzung zu Hülfe und unterstützte die Ritter mit rühmlichster Tapferkeit bei ihren Ausfällen ins feindliche Lager. Der Glaube des Volkes vertraute auch auf die Beihülfe der heil. Barbara, deren Haupt man schon im Anfange des Krieges von Althaus nach Marienburg gebracht. Den Belagerern dagegen glückte keine ihrer Unternehmungen; es fehlte überall an Einigkeit. Die Böhmen waren mißmuthig. Die Danziger wünschten auch keineswegs, daß die Polen Marienburg gewinnen möchten; sie wollten es für sich erobern und beschränkten sich ihrer Seits nur darauf, dem Hause die Zufuhr aus dem großen Werder abzuschneiden, was vorerst noch keinen weitern Schaden brachte, da Marienburg noch ziemlich gut versorgt war. Dazu kam, daß bald fast alle Böhmischen Söldner, wie sie längst gedroht, aus Unmuth plötzlich das Lager vor der Stadt verließen, um im Lande auf Plünderung umherzuziehen; ein neuer Polnischer Heerhaufe, der sie ersetzen sollte, war meist nur liederliches Kriegsgesindel und nicht viel zu fürchten. Die ganze Streitmacht des Feindes vor Marienburg betrug jetzt nur noch achttausend Mann.

Bald darauf fiel nun zwar auch Stuhm dem Feinde in die Hände; eine verheerende Seuche und eine schreckliche Hungersnoth, in der nur Wasser und Pferdefleisch die gewöhnliche Nahrung selbst der edelsten Ritter war, hatten Muth und Kraft der tapfern Besatzung so geschwächt, daß sie sich unter dem Versprechen eines freien Abzuges ergeben mußte. Stuhms Verlust aber entmuthigte die Ritter auf Marienburg noch keineswegs, denn sie gewannen nicht nur in denselbigen Tagen in einem Kampfe mit den Danzigern eine Beute von sieben Wagen voll Lebensmittel und eine Heerde Vieh, für Marienburg ein großer Gewinn, sondern es kam auch aus Konitz die Nachricht aufs Haus: der Herzog Rudolf von Sagan, Bernhard von Zinnenberg, Heinrich von Maltitz, Rule von Kalkreut, Kaspar von Nostitz, Otto

von Schlieben und mehre andere edle Herren seyen mit einer Kriegsmacht von 13,000 Mann schon in die Mark eingerückt und auch der Deutschmeister mit ansehnlicher Kriegshülfe im Anzuge. Aber auch der König erhielt Kundschaft von der Deutschen Ankunft und rüstete mit aller Macht, um Konitz zuvor zu gewinnen. Durch einen Theil des Belagerungsheeres vor Marienburg verstärkt, wo nun die Ritter in Ausfällen über die Danziger Sieg auf Sieg erfochten und sie endlich aus ihrem Lager zurückwarfen, brach König Kasimir mit einer Streitmacht von 40,000 Mann gegen Konitz auf, wo er am 17. Septbr. unter den Mauern der Stadt ein Lager schlug. Selbst ohne Kenntniß und Vorsicht im Kriegswesen verwarf er den ihm gegebenen Rath, die heranziehenden Feinde in Konitz einrücken zu lassen, dann sie einzuschließen und durch Hunger zur Ergebung zu zwingen. Schon am Tage darauf langte Herzog Rudolf und Bernhard von Zinnenberg mit 9000 Reisigen und 6000 Trabanten, alles wehrhafte, wohlgerüstete und versüchte Kriegsleute, in der Nähe der Stadt an.

Der König war bereits zum Angriffe vorbereitet. An der Spitze seines Heeres aber standen Männer, die zwar durch Geburt und Rang hervorglänzend, darum auch Ansprüche auf Feldherrnwürden zu haben meinten, jedoch im Kriegswesen völlig unerfahren waren, wie sie schon dadurch bewiesen, daß sie die Reiterei in der Nähe eines Morastes aufstellten. Auf ihre Masse trotzend hatten sie kurz zuvor noch geprahlt: es werde nur des Peitschenknalles ihrer Fuhrleute bedürfen, um den geringen feindlichen Haufen auseinander zu sprengen. Die Schlacht begann noch an demselbigen Tage, Anfangs für die Polen nicht ohne einiges Glück. Bald aber drang Herzog Rudolf von Sagan mit seiner Streitschaar kühn und wild in den Feind ein; er selbst that Wunder der Tapferkeit. Zwar streckte ein feindliches Schwert ihn mitten im Kampfe nieder; allein zugleich stürzte eine Deutsche Reiterschaar, den Tod ihres Helden rächend, wie mit Sturmesgewalt auf den Feind, sprengte seine Schlachtordnung und drang in wildem Streite bis an die Mauern der Stadt vor. In demselben Augenblick fiel Heinrich Reuß von Plauen mit der Besatzung aus den Thoren von Konitz den Polen in den Rücken. Alles gerieth in Unordnung und Verwir-

rung. Der König suchte den Kampf noch aufrecht zu erhalten, mahnte an Ehre und Pflicht. Alles umsonst. Die Flucht der Polen ward bald ganz allgemein. Die fliehende Reiterei blieb meist in dem nahen Moraste stecken, denn die Deutschen drangen mit Siegesgeschrei wild in sie ein und erschlugen, was sie erreichten. Die Wahlstatt bedeckten 3000 Polen, darunter 36 Woiwoden, Hauptleute und Ritter; viele der Vornehmsten, unter ihnen auch der Kanzler mit dem königl. Siegel, geriethen in Gefangenschaft. Die Reichsfahne, alles Geschütz, die ganze Wagenburg, des Königes Kriegszelt, Schätze an Gold und Silber, ein reiches Tafelgeschirr, Waffen u. a. fielen als Beute den Söldnern in die Hände. Die erbeuteten Lebensmittel reichten hin, Konitz auf zwei Jahre zu versorgen. Wohin der fliehende König gekommen sey, wußte Anfangs niemand. Vom nachdrängenden Feinde verfolgt, würde er, da sein Roß bald ermüdete, schwerlich gerettet worden seyn, hätte ihm nicht ein Ritter sein frisches Pferd aufgedrungen, ihm einen Fußsteig durch einen Sumpf zeigend. So erschien er mitten unter Flüchtlingen nach mehren Tagen in Thorn.

Aber glänzender noch als der Sieg selbst waren seine Folgen. Kaum war die Schreckensnachricht ins Lager vor Marienburg gekommen, als die Belagerer, durch Seuchen, Hunger und Zwistigkeiten längst entmuthigt, zum Abzuge aufbrachen, Lager, Harnisch und Geschütz preisgebend. Ueber das ganze Land ging Angst und Schrecken. Die Burgen Stuhm und Preussisch-Mark ergaben sich dem Orden wieder freiwillig, desgleichen die Städte Saalfeld, Liebmühl, Stadt und Burg Osterode und mit diesen das ganze dortige Gebiet. Ihnen folgten schon nach wenigen Tagen elf andere Städte und Schlösser nebst ihren Gebieten. Darauf belagerten die aus Konitz herangezogenen Söldnerhaufen auch Dirschau; die Danziger übergaben es nach kurzem Widerstand. Auch die Bischöfe von Pomesanien und Samland schlossen sich dem Orden wieder an, ersterer behauptend, er habe dem Orden nie entsagt, sondern sein Ordenskreuz stets in seinem Gemache getragen, letzterer die Versöhnung mit dem Orden durch sein gespendetes Kirchengeräth und Silbergeschirr erkaufend. Man suchte auch Brathean, Soldau und Neidenburg wieder zu gewinnen; das Haus Strasburg hielt ohnedieß noch fest am Or-

den; auch eine große Zahl von Rittern und ehrbaren Leuten kehrten zum Gehorsam zurück.

Die großen Städte aber hatte das Unglück vor Konitz noch nicht entmuthigt; sie ließen durch eine Gesandtschaft den König trösten und bitten: er möge nicht verzagen; sie wollten bei ihm bis auf den letzten Mann mit Leib, Gut und Blut beharren. Er lobte ihre Treue und zeigte sich unerschüttert. Er gab die Herrschaft über Preussen noch nicht verloren, denn noch hielten auch viele Burgen und kleine Städte, von seiner Mannschaft besetzt, an seiner Sache fest. Um so mehr bot aber auch der Hochmeister alle Mittel auf, die für den Orden neuerweckte günstige Stimmung in jeder Weise zu fördern, sandte von Stadt zu Stadt, ließ Gnade und Verzeihung wegen ihres Abfalles, den Landesrittern vermehrte Freiheiten und andere Belohnungen für fernere Treue anbieten.

Mittlerweile waren die Söldnerhaufen bis in die Umgegend von Marienburg herangezogen. An ihrer Spitze standen außer Heinrich Reuß von Plauen und Bernhard von Zinnenberg noch Graf Adolf von Gleichen, Graf Johann von Pfannenberg oder Montfort, Graf Hans von Hohenstein, Herr zu Heldrungen, Veit von Schönberg, Herr zu Glauchau, Bot von Wessenberg, Konrad von Zettwitz, der Böhme Ulrich Czirwenka, Georg von Schellendorf, Martin Frodnacher, Fritz von Rauenect, Volkel Röder, Kaspar von Nostitz, Tam von Seidlitz, Nicolaus von Warnsdorf, Georg, Magnus und Hans von Schlieben, Stanislaus von Dohna, Anshelm von Tettau, Nicolaus von Kökeritz, Thiele von Thünen, und eine große Zahl anderer. Auf ihr Verlangen mußte der Hochmeister versprechen, ihnen den bereits verdienten Kriegssold und den sie noch verdienen würden bis auf künftige Fastnacht nach Inhalt ihrer Soldbriefe zu voller Gnüge auszuzahlen und wofern dieß nicht geschehe, bei Ehre und Treue geloben, ihnen das Haupthaus Marienburg, alle seine Schlösser, Städte, Lande und Leute in Preussen oder wo er sonst zu gebieten habe, zu überantworten und abzutreten, wobei es ausdrücklich hieß: „mit solchen Schlössern, Landen, Städten und Leuten sollen die Hauptleute und ihre Gesellschaft thun und lassen nach ihrem Willen, die verkaufen, verpfänden oder an ihr Frommen und Bestes wenden, wie sie das erdenken können, wo=

durch sie ihres Soldes und Schadens vollkommen und ganz nach ihrem Willen vergnügt und bezahlt werden, worein wir und unser Orden ihnen nichts reden, noch zu ewigen Zeiten sie darum betheidigen noch anlangen sollen oder wollen." So lautete im Wesentlichen die wichtige Verschreibung, die, wie wir sehen werden, dem Orden so unendliches Unheil brachte.

Den Hochmeister aber drängte hiezu eine neue schwer drohende Gefahr, denn es war die Nachricht gekommen, daß der König, dem er vergebens eine Vermittlung und Ausgleichung hatte entbieten lassen, mit einem neuen sehr bedeutenden Kriegsheere im Anzuge sey, und schon um Martini rückte er wirklich mit einer Streitmacht von 60,000 bei Thorn ins Kulmerland ein, den Verbündeten zu großer Freude. Wäre er schnell vorgeschritten, er würde leicht ganz Preussen überwältigt haben, denn die Streitkräfte des Ordens waren sehr zerstreut; die Söldnerhaufen lagen als Besatzungen vereinzelt in den kleinen Städten; es fehlte überdieß dem Orden an den nöthigen Kriegsmitteln, selbst Marienburg litt großen Mangel an Pulver und Geschütz und über den Kriegsplan zur Begegnung des Feindes war man nicht einmal ganz einig. Der König aber lag lange säumig und wie unentschlossen bei Thorn. Dort erschienen vor ihm Gesandte des Königes Ladislaus von Böhmen, ihn auffordernd, sich ihres Königes schiedsrichterlichem Urtheile gleich dem Hochmeister zu unterwerfen und die Waffen niederzulegen. Kasimir fertigte sie mit der Antwort ab: er weise solches nicht zurück, sofern der König bei der Verhandlung die Deutschen Räthe entfernen und nur dem Rathe der Böhmen folgen wolle. Dann rückte er weiter ins Kulmerland nach Rheden vor und schlug ein festes Lager bei Lessen, ohne jedoch einen Angriff auf die schwach besetzte Burg zu wagen. Mittlerweile war Hans von Baisen zu Elbing eifrig bemüht, das königliche Heer durch ein dringendes Aufgebot noch zu verstärken; von je zehn Huben sollten alle Dienstpflichtigen einen Mann stellen. Allein es fehlte dem Könige weniger an Mannschaft als an Muth und Entschlossenheit; er hatte sein Heer in Städte und Dörfer des Kulmerlandes zerstreut; nur ein mäßiger Heerhaufe blieb im Lager vor Lessen. Um Weihnachten wagte dieser zwar einen Sturm; allein

die Burg hielt sich standhaft. Nur Bischofswerder wurde, weil es wenig befestigt und schlecht versorgt war, leicht erstürmt.

Da nun aber der König zur Winterzeit auf keine weiteren Erfolge seines Kriegszuges mehr rechnen und am wenigsten von seinem ziemlich untauglichen, ausgehungerten und für die Winterkälte viel zu schlecht gekleideten Kriegsvolke irgend welche Anstrengungen erwarten konnte, überdieß auch von den großen Bundesstädten, namentlich von Danzig nicht die erwartete und geforderte Geldunterstützung erhielt, um die stürmischen Forderungen seiner Söldnerhaufen zu befriedigen, und da ihn endlich auch der Papst in einer Bulle aufs ernstlichste ermahnte, seinen Streit mit dem Orden dem schiedsrichterlichen Urtheile der Kardinäle zu unterwerfen und seine Waffen lieber an den Türken zu versuchen, so gab er die Hoffnung, das Verlorene auf diesem Kriegszuge wieder zu gewinnen, gänzlich auf und trat ohne irgend einen bedeutenden Gewinn für seine Anstrengungen den Rückzug in sein Reich an. Zuvor jedoch gab er der Altstadt Danzig dadurch einen Beweis seiner königlichen Gunst, daß er den Bürgern gestattete, die s. g. junge Stadt, die unter dem Schutze des Ordens zu Wohlstand und Gedeihen emporgestiegen war und auf deren regen Handel- und Gewerbsbetrieb die Altstädter schon längst mit Neid hingesehen, von Grund aus zu zerstören, denn man hatte beim Könige die Besorgniß angeregt, der Feind könne sich dort bei der Geneigtheit der Bürger gegen den Orden leicht verschanzen und der Altstadt dann unermeßlichen Schaden zufügen. So vernichtete Handelsneid und Feindschaft mitten im Januar des J. 1455 eine ganze Stadt von vierzehnhundert Häusern mit allen Kirchen und Klöstern, und so handelten Bürger, die sich so hoch und stolz brüsteten, um Aufrechthaltung des Rechts und zur Abwehr aller Gewaltthat ihre Bundeseinigung geschlossen zu haben, an ihren eigenen Mitbürgern!

Ein Versuch des Hochmeisters, durch eine feierliche Gesandtschaft dem Könige noch einmal die Unrechtmäßigkeit des Bundes vorzustellen und ihn zu bewegen, den aufrührerischen Unterthanen des Ordens seine Hülfe zu entziehen, blieb ohne Erfolg, zumal da die Ordensgesandten beauftragt waren, keinen Frieden oder Waffenstillstand einzugehen, bevor nicht der König alles Eroberte wieder abgetreten habe, um dann erst eine schiedsrich-

terliche Entscheidung eintreten zu lassen. Kasimir gab vielmehr bei seinem Abzuge Landen und Städten die wiederholte Zusicherung, daß er sie unter keiner Bedingung dem Orden wieder Preis geben, sondern ihnen stets mit aller Macht beistehen werde.

Es war ein Glück für den Orden, daß der König an der Spitze seiner starken Streitmacht nicht mit mehr Entscheidung aufgetreten war. Auf weitere Beihülfe von auswärts her konnte er fast gar nicht rechnen. Der Kurfürst von Brandenburg hatte zwar von neuem versprochen, in eigener Person einen Heerhaufen nach Preussen führen, mit dem Könige Unterhandlungen anknüpfen und den Orden auf jeden Fall aus seiner Bedrängniß retten zu wollen; allein das Vertrauen auf diesen Fürsten schwand bald wieder, da aus seinen Aeußerungen zu schließen war, daß er nicht ohne eigennützige Absichten in Beziehung auf Schievelbein kommen werde. Auch von den im Lande zerstreut liegenden Söldnerhaufen war keine kräftige Hülfe zu erwarten. Bei ihrem Trotz und Ungehorsam konnte durch sie nicht einmal das für den Orden wichtige Allenstein gewonnen werden. Jeder Rottmeister legte sich in irgend eine Stadt, wo es ihm eben gefiel und wo die einzelnen Rotten lagen, heerten und hausten sie fast wie in Feindes Land und raubten den Unterthanen Habe und Gut. Um Mewe, Preussisch-Mark und bei Riesenburg übten sie die größten Gräuel, erbrachen Schaarenweise die Häuser der Landleute, peinigten und mißhandelten diese auf die schrecklichste Weise und steckten nicht selten ganze Dörfer in Brand. Da unternahm der Hochmeister, um einen Theil dieses Söldnervolkes zu beschäftigen und wo möglich sich Danzigs zu bemächtigen, mit einer Schaar von vierzehnhundert Reisigen einen Zug gegen diese Stadt, ließ den Damm der Radaune durchstechen, um ihr alles Wasser abzuschneiden und rückte bis unter ihre Mauern vor, um sich da zu verschanzen. Die Danziger aber brachen mit starker Macht aus; vier Stunden dauerte ein harter Kampf; das Ordensvolk mußte endlich nach einem Verluste von 600 Todten und Gefangenen sich nach Dirschau zurückziehen.

Je näher nun aber der Tag der versprochenen Zahlungsleistung an die Ordenssöldner herankam, um so mehr ward es für den Hochmeister die wichtigste Aufgabe, die nöthigen Geldmittel zur Erfüllung seines Versprechens herbeizuschaffen.

Da bei dem wilden und ordnungslosen Zustande wie im ganzen Lande so auch im Orden der Ertrag der Zinseinkünfte nur gering war, so mußten nothwendig noch andere Mittel ergriffen werden, um die täglich immer höher steigenden Forderungen der Söldner wenigstens zum Theil zu befriedigen. Den Komthuren ward befohlen, bei Eid und Pflicht alles Gold und Silber einzuliefern; den Klöstern wurden Dörfer verpfändet; aufs ganze Land, auch auf die Klöster ward ein allgemeiner Schoß ausgeschrieben. Allein das Landvolk und die Städte waren überall so ausgeplündert und verarmt, daß der Ertrag dieser Nothsteuer nur sehr unbedeutend ausfiel und doch ward überall das Geschrei der Söldnerhauptleute nach Geld und Sold mit jedem Tage stürmischer. Als nun im Februar (1455) die verheißene Zahlungsfrist herannahte, ohne daß der Meister seine Zusage erfüllen konnte, zwangen sie ihm das neue Versprechen ab, bis auf St. Georgs-Tag allen ihren Forderungen zu genügen und im Fall der Nichtbezahlung ihnen zu gestatten, durch Veräußerung des Haupthauses Marienburg, der Lande Preussen und der Neumark sich selbst zu befriedigen, alles dieses nach ihrem Willen verpfänden oder verkaufen zu dürfen, an wen sie wollten. Graf Heinrich Reuß von Plauen und Veit von Schönberg, wohl einsehend, daß der Meister ihre Schuldforderung von mehr als 100,000 Rhein. Gulden nicht werde entrichten können, begaben sich nach Deutschland zurück, um nach des Hochmeisters Zusage vom Deutschmeister aus den Balleien ihre Soldzahlung zu erhalten. Allein die meisten Balleien waren so schwer verschuldet, hatten so vieles schon verpfändet und der Deutschmeister war durch die Kriegsrüstungen für den Orden, durch Schuldentilgung mehrer Ordenshäuser und andere Verpflichtungen so vielfach in Anspruch genommen worden, daß er dem Hochmeister erklärte, für die Soldzahlung in Preussen nicht das Mindeste leisten zu können.

Nicht anders verfuhren die im Dienste der Verbündeten stehenden Söldner gegen die Bundesstädte; auch unter ihnen nahmen wegen nicht befriedigter Soldforderungen Drohungen und Gewaltthaten, Raub und Plünderung mit jedem Tage zu. Da beschlossen Lande und Städte auf einer Tagfahrt zu Elbing eine allgemeine Steuererhebung von allen Gütern und

Waaren, namentlich auch von Lebensmitteln, besonders Getränken; was man vom Eigenthum des Ordens eingezogen oder den Abtrünnigen vom Bunde genommen, sollte wieder eingeliefert oder der Werth in den Kriegsschatz eingezahlt werden. Man verordnete ferner eine strenge Einziehung aller rückständigen Zinsen und Abgaben; ja selbst der verhaßte Pfundzoll, sowie andere früher erhobenen Zölle sollten auf ein Jahr wieder erhoben werden. Der Zweck, die Söldner zu befriedigen, ward allerdings erreicht; sie wurden williger im Dienst für die Sache des Bundes. Allein auf die Stimmung des Volkes hatte die hartdrükkende Steuererhebung den nachtheiligsten Einfluß. Sie erregte zumal im Niederland den bittersten Widerwillen, denn man wollte nicht darum den Oberherrn gewechselt haben, um sich mit größern Lasten als je zuvor beladen zu lassen. Zuerst brach ein Aufstand in der Altstadt Königsberg aus; mit ihr verband sich auch Königsbergs zweite Stadt, der Löbenicht, während die dritte, der Kneiphof, der Bundessache getreu blieb. An jene aber schlossen sich bald auch mehre der kleinen umhergelegenen Städte an; sie traten endlich entschieden auf die Seite des Ordens über und riefen sofort den Hochmeister um Hülfe an. Da jetzt der Gewinn oder Verlust ganz Niederlandes auf dem Spiele stand, so bot auch der Gubernator Hans von Baisen alle Mittel auf, um hinlängliche Streitkräfte nach Königsberg zu senden, ersuchte vor allem die Danziger um Hülfsmannschaft, um der Unternehmung des Ordens im Niederland mit Macht entgegenzutreten. Bevor indeß diese ankam, hatte der Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen, an der Spitze eines starken Heerhaufens ins Niederland eilend, bereits Mühlhausen, Melsack und Zinten gewonnen, Braunsberg zum Theil niedergebrannt, dann sich auch der Burg und Stadt Kreuzburg bemächtigt und während er nun bei Königsberg alle Mittel in Bewegung setzte, die widerspänstige dritte Stadt zur Ergebung zu zwingen, traten, dem Beispiele Königsbergs folgend, auch die Städte Tapiau, Labiau, Domnau, Eilau, Ragnit und Tilsit in des Ordens Gehorsam zurück. Mittlerweile waren die Danziger der dritten Stadt Königsbergs zu Hülfe gekommen. Seitdem lagen die Städte Tag für Tag in furchtbaren Kämpfen wider einander; bald bestürmte man den Kneiphof aus den angelegten Blockhäusern und Pasteien,

bald gingen die mit Gütern und Kaufwaaren angefüllten Speicher in Flammen auf, bald wieder kämpfte man mit stark verbollwerkten Kriegsschiffen auf dem Pregel-Strome, besonders einem großen Schiffe des dem Orden zu Hülfe gezogenen Herzogs Balthasar von Sagan, welches mehrmals vom Blute der Erschlagenen und Verwundeten ganz bedeckt war, denn auch die Mannschaft des Ordens und der beiden Städte unterlag oft schweren Verlusten. Und dieser hartnäckige, blutige Kampf dauerte vierzehn Wochen lang, bis es dem Ordensspittler glückte, dem Feinde alle Zufuhr zu Wasser und Land abzuschneiden, denn trotz aller Bemühungen der Danziger, mit Schiffen und Mannschaft zu Hülfe zu kommen, gelang es diesen doch nicht, die Wehranstalten des Ordensspittlers zu durchbrechen. Die widerspänstige Stadt mußte sich endlich ergeben und wurde, um andere zu locken, mit großer Milde und Schonung behandelt; sie erhielt eine neue Versicherung ihrer Privilegien und nicht einmal die zerstörten Kirchen wieder aufzubauen, wurde ihr vom Sieger auferlegt.

Auch anderwärts war unterdeß das Glück dem Orden günstig gewesen. Wie Memel sich bereits zur Ergebung an den Orden erboten, sobald man es gegen die Samaiten gesichert habe, so unterwarfen sich auch freiwillig die Städte Rößel, Allenstein mit dem Kapitel von Frauenburg, die Schlösser Ortelsburg, Rhein u. a. Dagegen hielten Wehlau, Friedland und Schippenbeil noch am Bunde fest. Auch in den westlichen Landen hatten sich unterdeß die Verhältnisse für den Orden günstiger gestellt. Ein Kriegszug des Hochmeisters gegen Thorn, um sich der Stadt im Einverständniß mit einigen aus dem Rathe zu bemächtigen, blieb zwar ohne Erfolg; die Verräther wurden entdeckt und enthauptet; allein es konnte vom Kulmerlande aus nichts mit Nachdruck gegen den Orden unternommen werden, weil die Böhmischen Söldnerrotten eine sehr gefahrvolle Stellung bei Thorn genommen hatten, von dorther mit Mord, Raub und Brand drohend, wenn man ihnen den verheißenen Sold nicht zahle. Aber auch dem Hochmeister machte das zuchtlose Böhmische Söldnervolk Tag für Tag schwere Sorgen. Es hieß bereits: die Böhmischen Hauptleute in Marienburg, Mewe und Dirschau seyen entschlossen, das Haupthaus Marienburg und

einige andere Städte und Schlösser dem Könige von Polen zu überliefern. Mit den Danzigern traten sie wirklich schon in Unterhandlungen. Treuer stand der größte Theil der Deutschen Söldnerführer dem Orden hülfreich zur Seite, vor allem Herzog Balthasar von Sagan, Bernhard von Zinnenberg, Graf Adolf von Gleichen, Georg von Schlieben und viele andere. Sie hielten das Waffenglück des Ordens fort und fort noch aufrecht. Wie sich Graudenz dem Orden freiwillig zur Ergebung erbot und Schwez mit Sturm genommen wurde, so folgte im Hinterlande dem Beispiele Allensteins auch die Burg Rößel, worauf auch Rastenburg zum Orden übertrat.

Auch von auswärts her gewann der Orden Trost und frischen Muth für die Wiedererhebung seiner gesunkenen Macht. Der König von Polen, durch seine letzten Kriegszüge nach Preussen ziemlich entmuthigt, durch Geldmangel gedrückt und wegen feindlicher Einfälle von Schlesien aus besorgt, war vorerst nicht sehr zu fürchten. Am Röm. Hofe sah man auf den sündhaften Krieg gegen den Orden nicht ohne schweren Zorn hin. Der dem Orden geneigte Papst Kalixtus III. sprach schon im ersten Jahre seines Amtes einen furchtbaren Bannfluch gegen die aufrührerischen Verbündeten aus, ermahnte sie nicht nur aufs allerschärfste und nachdrücklichste zur Rückkehr unter des Ordens Herrschaft, sondern fügte auch die Weisung hinzu: wer nicht binnen sechzig Tagen zu seiner Pflicht zurückkehre, den solle Bann und Interdict treffen, Edelleute sollten ihres Adels, ihrer Rechte und Freiheiten, Magistrate und Beamte ihrer Würden und Aemter verlustig, zu allen gesetzlichen Handlungen unfähig, ehrlos und in ihrem Eigenthum völlig schutzlos seyn; kein sicheres Geleit solle sie fortan schützen; ihre Urtheile und Bekanntmachungen sollten ungültig, die ihnen geleisteten Eide gelöst seyn. Die Städte sollten ihre fluchbeladenen, ehrlosen Obrigkeiten und Räthe ihrer Aemter entsetzen und deren Güter dem Orden anheim fallen; Geistliche, die den Verbündeten anhängend, den Empörern die Sacramente reichten, sollten ihre Aemter verlieren und auf ewig zum Kirchendienste unfähig seyn. So der Papst. Auch der Kaiser griff jetzt mit einem kräftigen Machtwort ein. Auf des Hochmeisters Klage über die Verwerfung des kaiserl. Urtheils lud er die Verbündeten zur Verant-

wortung auf einen kaiserlichen Gerichtstag. Da aber an diesem nach dreimaligem Aufrufe niemand von ihnen erschien, so ward über sie die Reichsacht ausgesprochen; alle männlichen Personen des Bundes bis zum vierzehnten Lebensjahre wurden mit allem ihrem Eigenthum außer dem Frieden erklärt, so daß niemand im Reiche sie fortan hausen und herbergen oder irgend welche Gemeinschaft im Handel und Verkehr mit ihnen haben sollte.

Vor allem aber mußte dem Papste wie dem Kaiser daran liegen, wo möglich den König von Polen von der Sache der Verbündeten zu trennen. Es wurde sofort von letzterem ein neuer Vermittlungsversuch zwischen dem Könige und dem Orden eingeleitet; auch der Papst erließ an beide die ernstlichsten Ermahnungen zur Ausgleichung und Versöhnung und forderte den Kurfürsten Friederich von Brandenburg auf, sich des Friedenswerks mit allem Eifer anzunehmen. In der That war unter den nahe gesessenen Fürsten dieser der einzige, der in seinen Verhältnissen zum Könige mit Aussicht auf Erfolg auf diesen einwirken konnte. Vom Kaiser ausdrücklich dazu beauftragt übernahm er auch das Vermittleramt. Freilich mußte ihm jetzt der Hochmeister, um seinen Eifer für die Sache des Ordens zu beleben, die beiden Schlösser Driesen und Schievelbein nebst der Stadt Schievelbein ohne weiteres abtreten. Auch der König erbot sich endlich zu friedlichen Unterhandlungen, da ihm die Groß-Polen den Zuzug zu einem neuen Heereszuge nach Preussen nach so schweren Verlusten verweigerten. Als nun im August (1455) der Kurfürst persönlich nach Preussen kam, hoffte der Hochmeister um so mehr einen günstigen Erfolg, weil auch der König von seinen Söldnerhaufen hart bedrängt und bedroht wurde, überdieß auch die Bundesstädte in ihrem Vertrauen auf des Königes Beihülfe schon mehr und mehr zu wanken anfingen. Freilich ward es ihm schwer, den Fürsten würdig aufzunehmen und zu bewirthen; er mußte vom Abte zu Pelplin das nöthige Silbergeschirr und von dem von Oliva hundert Mark zur Verpflegung des Fürsten borgen.

Es fand zuerst ein Verhandlungstag zu Bromberg Statt, wo auch der König mit einem starken Kriegsgeleite erschien, während seine größere Streitmacht, die er herbeigeführt, an den Gränzen des Kulmerlandes liegen blieb. Nachdem der Kurfürst

dem Könige die Gründe seiner Friedensvermittlung vorgelegt, that er den Vorschlag, daß einer der kriegführenden Theile auf das Land verzichten, der andere durch Geld den Verzichtenden entschädigen solle. Der König indeß ließ sich darauf nicht ein, gab vielmehr den Abgeordneten der Lande und Städte von neuem die Zusicherung: „er werde sie auf keine Weise verlassen und dem Orden Preis geben, er wolle vielmehr immerdar an ihnen handeln als ein getreuer Herr gegen gehuldigte treue Unterthanen", und alsbald ließ er auch sein Kriegsheer bei Thorn über die Weichsel setzen, von wo es sich durchs ganze Kulmerland verbreitete. Auf einem zweiten Verhandlungstage zu Mewe erbot sich der Orden zur Rechtsentscheidung; der König nahm sie an. Jener aber wollte den Papst, den Kaiser oder den König von Ungern, dieser dagegen nur das Concilium als Richter anerkennen; so konnte man sich über nichts vereinigen. Der Hochmeister bot Geld zur Entschädigung aller bisherigen Kriegskosten. Kasimir aber antwortete: „das wolle Gott nimmermehr, daß wir christliches Blut verkaufen sollten." „Unsere Vorfahren, sprach er endlich, waren immer des Ordens rechte Schutzherren, die ihn in dieses Land gerufen. Nun er aber zu allen Zeiten sich undankbar bewiesen und seine Gelübde gebrochen, haben wir das Land wieder zu uns genommen, unserer Krone einverleibt und werden es nimmer übergeben." So war keine Aussicht mehr zu einer friedlichen Vermittlung.

Kaum aber hatte man im Niederlande Nachricht von des Königes Ankunft mit einer neuen Kriegsmacht, als dort in vielen der unterworfenen Städte wieder der alte Haß gegen den Orden hervorbrach. Die Domherren in Allenstein wollten keinem Söldnerhauptmann den Zugang zu ihrem Schlosse erlauben. Die dritte Stadt Königsbergs erbat sich wieder Hülfsvolk aus Danzig, um ihre Besatzung zu verjagen; auch in den Gebieten von Preuss. Mark und Marienwerder hatten Schoß- und Zinsforderungen gegen den Orden große Erbitterung erregt. Es drohte an vielen Orten wieder neuer Abfall von der alten Herrschaft, sobald der König weiter ins Land einrücken werde. Er hatte sich abermals vor Lessen an der Ossa gelagert. Die Besatzung aber, so schwach sie auch war, wehrte sich auch jetzt wieder unter dem Befehle des Söldnerhauptmanns Fritz von Raueneck

mit der entschlossensten Tapferkeit. Die nahegelegenen Bundesstädte führten dem Könige grobes Geschütz zu, aber es war meist unbrauchbar. So gingen mehre Wochen hin. Es riß abermals im Lager großer Mangel ein, denn zwölf Meilen in der Runde erblickte das Auge nur eine traurige Wüste; das ganze Kulmerland lag so verödet und verheert da, daß fast kein unzerstörtes Haus und kein Stück Vieh im ganzen Gebiete mehr zu sehen waren. Bald rafften auch Hunger und Seuchen im Polnischen Lager Menschen und Pferde in großer Zahl hinweg und da endlich aus Mißmuth viele Polnische Großen in die Heimat zurückzogen, so mußte der König abermals die Belagerung erfolglos aufgeben; er begab sich gegen Graudenz hin, büßte aber dort im Lager aus Mangel an Futter auch noch den letzten Rest seiner Reiterei, über dreitausend seiner Pferde ein. So langte er, vom größten Theile seiner Kriegsmacht schon entblößt, im Anfange des Novembers in Thorn an.

Ueberall aber sprach sich in den Bundesstädten Unmuth und Unwille über des Königes erfolglosen Kriegszug aus, der sie abermals ihrem eigenen Schicksale überlassen hatte. Am gefährlichsten war die Stimmung in Danzig, zumal als man erfuhr, daß der Hochmeister sich an den Herzog von Burgund, den König von Frankreich und mehre andere Fürsten gewandt hatte, um den Danzigern nach Laut der kaiserlichen Achtserklärung allen Handel und alle Verbindung auf der See abzuschneiden. Ein Plan zum Abfall an den Orden ward zwar entdeckt und an den Theilnehmern hart bestraft; allein die stürmischen Forderungen und Drohungen der Söldner steigerten noch den Unmuth der schwerbelasteten Bürgerschaft und da statt der vom Könige erbetenen Hülfe an Geld und Kriegsvolk nur Ermahnungen zur Treue erfolgten, so drohte der Ausbruch der Empörung. Da trat der König, an das Beispiel Königsbergs erinnernd, mit der Drohung auf: er werde, wenn Danzig sich ihm untreu zeige, das Land dann von Jahr zu Jahr mit Raub und Verheerung überziehen und es nie wieder zu Gedeihen kommen lassen, denn nicht umsonst wolle er bereits zwölfmalhunderttausend Gulden daran gesetzt haben. Dieß ernste Wort, mehr aber noch die Abtretung der Komthurei zu Danzig und einiger andern Ordensgüter zur Deckung der schweren Kriegs-

kosten von mehr als einer Viertelmillion Gulden beschwichtigten die Gährung im Volke wieder.

Man hatte nun zwar im Orden abermals die Erfahrung gemacht, wie wenig der König von Polen mit seiner Kriegsmacht zu fürchten sey; auch blieb jenem nach des Kurfürsten Heimkehr das Glück im Ganzen immer noch günstig. In Ermland war fast Alles zum Gehorsam zurückgekehrt; im Nieder- und Hinterland hielt der Ordensspittler die Städte fort und fort in Ruhe und Ordnung. Zwar ward ferner auch Memel, bisher von Samaiten besetzt, für den Orden wieder gewonnen und so auch die wichtige Verbindung mit Livland wieder völlig frei geworden, weshalb sofort an den Livländischen Meister auch die Aufforderung erging, eiligst mit Geld und Mannschaft nach Preussen zu kommen, um mit dem Hochmeister vereint die Befreiung des Landes zu bewirken. Allein es thürmte sich jetzt in der von den Söldnern dem Orden drohenden Gefahr ein Ungewitter auf, welches das Schrecklichste befürchten ließ, denn man hatte sich hier in ein Labyrinth verirrt, aus welchem kein Ausweg mehr möglich schien. Verschreibungen auf Deutsche Ordensballeien für ihren Sold nahmen die Ordenssöldner nicht mehr an, weil bekannt geworden war, der Papst wolle sie alle auf Ersuchen des Deutschmeisters als unrechtmäßig für ungültig und nichtig erklären. Die Summen aber, zu denen der Orden sich jetzt schon verpflichtet sah, waren für ihn unerschwinglich; der Hauptmann Georg von Schlieben z. B. hatte allein schon eine Forderung von mehr als 90,000 Ung. Gulden, und selbst auch auf einige Befriedigung aus den Einkünften des Landes war bei der täglich steigenden Armuth der Städte und des Landvolkes jetzt gar nicht mehr zu rechnen.

Bereits knüpften im November des Jahres 1455 eine Anzahl von Söldnerhauptleuten und Rottmeistern insgeheim Unterhandlungen an, um durch Verkauf des von ihnen besetzten Ordenslandes an den König von Polen sich selbst die Zahlung ihres Soldes zu verschaffen und es war auch schon deshalb mit des Königes Bevollmächtigten und den Sendboten der Bundesstädte ein Verhandlungstag zu Graudenz anberaumt. Der Ordensspittler und Herzog Balthasar von Sagan boten alle Mittel der Ueberredung auf, die Unzufriedensten zu begütigen und

von ihrem verderblichen Schritte zurückzuhalten, sie auf die Hülfsgelder vertröstend, um die der Hochmeister sich an den Kaiser, den König von Ungern, die Kurfürsten, den Herzog von Burgund und an die Deutschen Ordensgebietiger gewandt hatte. Der Kurfürst von Brandenburg gab zwar bald auch Hoffnung, bei mehren Deutschen Fürsten wenigstens so viel Geld aufzubringen, um die dringendsten Forderungen zu befriedigen; man schöpfte auch aus dem Umstand noch einigen Trost, daß auch der König und die Bundesstädte alle Mittel und Kräfte aufbieten mußten, um den stürmischen Forderungen ihrer Söldner einigermaßen Genüge zu leisten. Allein die Drohungen der Hauptleute der Ordenssöldner mit Gewaltschritten wurden mit jedem Tage trotziger und wilder und es war fast nicht mehr möglich, sie zu einiger Geduld zu bewegen, bis aus Deutschland oder Livland Hülfe komme. Keiner von den Hauptleuten wollte mehr Gehorsam leisten; jeder raubte und plünderte im Lande, wo und wie er konnte.

So begann das Jahr 1456 überall unter Noth, Gedrang und Elend; es begann unter demselben wilden und zügellosen Getreibe der Söldnerhauptleute, wie zuvor. Georg von Schlieben, lange mit den Ermländischen Domherren in Allenstein im Streite, überfiel sie plötzlich auf dem dortigen Schlosse, nahm sie gefangen, jagte sie dann hinweg, bemächtigte sich alles dorthin gebrachten Kirchengeräthes des Bischofs von Ermland, ebenso aller Bücher, Geräthe und Kleinodien der Domkirche zu Frauenburg, die man dort verborgen, und alles dieses benutzte er als Beute zur Befriedigung seiner Söldner. Zu dem allem war ihm der Komthur von Graudenz, den die Domherren mit Vertrauen in das Schloß aufgenommen, sogar behülflich gewesen. Wie Georg von Schlieben, so verfuhren andere Hauptleute in ähnlicher Weise an andern Orten; es war in der That gar nicht abzusehen, bis zu welchen Gewaltschritten das zuchtlose Söldnervolk noch getrieben werden könne.

Mittlerweile hatten jene erwähnten Söldnerhauptleute ihre Unterhandlungen mit dem Könige wegen Verkauf des Landes fortgesetzt. Letzterer wandte in Verbindung mit den Bundesstädten alle möglichen Mittel an, um das nöthige Kaufgeld zusammenzubringen, wobei Thorn am thätigsten war. Es wurde

bereits auch wegen eines Tages verhandelt, auf welchem der Verkauf förmlich abgeschlossen werden sollte. Der Hochmeister bot alles Mögliche auf, den Gewaltschritt abzuwenden, stellte neue Hoffnungen auf Beihülfe aus Deutschland und Livland, gab neue Versprechungen. Auch der Kurfürst von Brandenburg bestürmte mit dringenden Vorstellungen und Bitten den Kaiser, die Deutschen Fürsten, den Adel und vor allen den Deutschmeister um eiligen Beistand durch Mannschaft und Hülfsgelder. Da in der Mitte des Februars die Söldnerhauptleute auf einem Verhandlungstage zu Graudenz sich mit den Räthen des Königes über die ihnen gemachten Anerbietungen noch nicht vereinigen konnten und sie dem Hochmeister erklärten: sie wollten das Land, da sie mit dem Könige auf sein Anerbieten noch nicht abgeschlossen, lieber dem Orden erhalten, wenn man sie nur irgendwie in ihren Forderungen zufrieden stelle, so gelang es, sie nochmals zur Annahme einer neugestellten Frist auf S. Georgstag zu bewegen.

Als indeß diese Zeit herannahete, war man so wenig wie früherhin im Stande, die gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Der Meister von Livland erklärte: er werde, um in der Sache sicher zu gehen, das für den Hochmeister gesammelte Geld nicht eher senden, als bis die Hauptleute nach einem festen Vertrage dem Hochmeister und dem Orden Marienburg und die andern von ihnen besetzten Schlösser und Städte voraus frei wieder eingeräumt und zu voller Verfügung gestellt hätten, eine Bedingung, auf welche sich die Hauptleute bei ihrem Mißtrauen gegen die Ordensgebietiger nicht einließen, obgleich man ihnen versprach, nach geschehener Räumung sofort 130,000 Gulden zu entrichten. Auch aus Deutschland kam keine Hülfe. Die hochmeisterlichen Sendboten hatten ohne Erfolg fast alle dortigen Balleien durchzogen, weil die meisten Fürsten nicht gestatten wollten, die unter ihnen gelegenen Ordensgüter verkaufen zu lassen. Der Deutschmeister konnte nicht einmal die kleine Summe von zehn- bis zwölftausend Gulden zusammenbringen und tröstete nur mit der Hoffnung, daß ihm dieß vielleicht bis Johanni möglich werden könne.

Jetzt schlossen, durch neue günstigere Anerbietungen des Königes ermuthigt, die Hauptleute zu Marienburg, namentlich die

Böhmen, an ihrer Spitze der Hauptmann Ulrich Czirwenka von Ledetz, mit den Hauptleuten der Bundesstädte zu Stargard und Neuenburg für sich allein bis auf St. Georgs-Tag einen Waffenstillstand ab, denn an diesem Tage sollte sich Alles entscheiden. Und die Entscheidung würde ohne Zweifel nun auch erfolgt seyn, wäre nicht eben auch der König selbst in der größten Bedrängniß gewesen, denn in seinem Reiche, besonders um Krakau war Alles in unruhiger Bewegung. Dort hatten sich große Söldnerhaufen, besonders Böhmen zusammengezogen, die ebenfalls sehr bedeutende Summen ihres verdienten Soldes mit stürmischer Gewalt forderten; selbst die Polnischen Großen verweigerten großen Theils dem Könige den Kriegsdienst, sofern er ihnen nicht ihren versprochenen Kriegsschaden vergüte. Es kam darüber zu den wildesten Auftritten. Das Land, die Geistlichkeit, der Adel, die königlichen Güter, Kirchen und Klöster wurden außerordentlich beschatzt, häufig förmlich ausgeplündert, und doch reichte das daraus Gewonnene nirgends hin. Auch aus dem dem Könige noch unterthänigen Theile Preussens war für ihn wenig Hülfe zu erwarten; wie in Thorn, so sträubte man sich allenthalben, den von ihm auferlegten Schoß zu entrichten; überdieß drohten auch die in Preussen liegenden Soldtruppen des Königes und der Verbündeten mit Aufkündigung ihres Dienstes, wenn man sie nicht befriedige.

Diesen Verhältnissen des Königes, den eindringlichen Vorstellungen Bernhards von Zinnenberg auf Stuhm, vor allem aber den rastlosen Bemühungen des Ordensspittlers Heinrich Reuß von Plauen, der sich jetzt selbst nach Marienburg begab, war es zuzuschreiben, daß die Unterhandlungen der Hauptleute wegen Verkauf des Landes noch zu keinem Erfolge führten. Es gelang den so ernstlichen, als dringenden und flehentlichen Bitten und Ermahnungen des letztern, die Hauptleute wieder auf einige Zeit zu beschwichtigen, da er ihnen die feste Versicherung gab, auf Michaelis eine Summe von 200,000 Gulden entrichten zu können. Allein es waren für den Hochmeister die verzweiflungsvollsten, trostlosesten Tage, die ein Fürst erleben konnte; jeder brachte ihm eine neue Kränkung, eine neue Demüthigung. Während das Söldnervolk in der Umgegend von Marienburg und durchs ganze Land, wo es lag, wie offene Feinde alle

Städte, Kirchen und Klöster durchraubte und plünderte, bot er fort und fort alle nur möglichen Mittel auf, um einiges Geld aufzubringen, wandte sich nochmals mit dringendsten Bitten an den Deutschmeister und den Kurfürsten von Brandenburg, beiden erklärend, daß jetzt Alles auf dem Spiele stehe, wenn nicht schleunigst Hülfe komme. Allein wie ihm, so war es auch dem Ordensspittler durchaus unmöglich, die nöthige Summe herbeizuschaffen.

Da knüpften die Hauptleute neue Unterhandlungen über den Verkauf des Landes mit des Königes Räthen zu Thorn an, denn Hans von Baisen war von Elbing aus bemüht, alle bisherigen Unterhandlungen des Ordens und alle Versprechungen der großen Geldsummen als bloße Betrügereien darzustellen, womit man nur bezwecke, die beste Zeit hinzubringen, damit der König nicht ins Land komme. Jetzt stellte sich der Böhmen-Hauptmann Ulrich Czirwenka zu Marienburg, am meisten gegen den Orden erbittert, an die Spitze der Unzufriedenen, denn das Böhmenvolk war stets am stürmischsten in seinen Forderungen. Er nahm es über sich, die Sache für alle durchzuführen und entschlossen, jetzt ohne weiteres zur That zu schreiten, begab er sich mit mehren der Seinigen selbst nach Thorn. Von dort ging alsbald auch eine Gesandtschaft an den König, um eine entscheidende Antwort zu erhalten. Der Verkauf ward zwar noch nicht förmlich abgeschlossen; der König indeß erbot sich bereits, die Hälfte der verlangten Summe gegen Abtretung der Hälfte der von den Haupleuten besetzten Schlösser, namentlich Marienburgs auf heil. Kreuzes-Tag und auf Martini die zweite Hälfte gegen Uebergabe der andern Hälfte der Schlösser, mittlerweile auch den Hauptleuten, die nothwendig Geld bedürften, solches in Thorn auszahlen lassen zu wollen.

So trübe sich aber auch die Aussichten überall gestalteten, so wachten im Hochmeister zuweilen doch noch einige Funken von Hoffnung auf. Der alte König von Dänemark erbot sich freiwillig zu einer Verbindung mit mehren Fürsten, um sich mit einigen tausend Mann vor Danzig zu werfen und es wo möglich zum Gehorsam zu zwingen. Der Kurfürst von Brandenburg verhieß aufs neue, sich ins Mittel schlagen und selbst nach Konitz eilen zu wollen, um von dort aus die Hauptleute zufrieden zu stellen. Am meisten aber versprach man sich von den un-

ruhigen Bewegungen, die sich um diese Zeit in den drei Haupt-Bundesstädten Thorn, Kulm und Danzig erhoben. In ersterer Stadt hatte der päpstliche Bannspruch, der vom Rathe der Bürgerschaft auferlegte drückende Schoß zur Befriedigung der Söldner und die Lässigkeit des Königes im Volke allgemeinen Unwillen erregt; man kam immer mehr zur Besinnung, wie wenig Schutz und Segen bisher durch die neue Herrschaft über das Land gekommen sey; es hatte sich daher ein Theil der Gemeine wieder entschieden dem Orden zugewandt. Der Rath und die Gemeine standen bald in voller Feindschaft einander gegenüber. Ebenso in Kulm, wo die Stadtgemeine bereits den Beschluß gefaßt hatte, bei erster Gelegenheit den Magistrat mit seinem Anhange aus der Stadt zu verjagen; nur die königl. Soldtruppen hielten den Aufruhr des Volkes noch nieder. In Danzig hatte die gänzliche Hemmung aller Handelsthätigkeit zu Wasser und Land im Volke eine höchst unzufriedene Stimmung angeregt, zumal da die Umgegend der Stadt von den Ordenssöldnern fort und fort durchraubt und geplündert wurde. Ueberdieß war auch mehren der alten Bundeshäupter ihre Wirksamkeit schon merklich gebrochen. Der Gubernator Hans von Baisen hatte an Liebe und Vertrauen beim Volke schon bedeutend verloren und stand längere Zeit schon fast ganz unthätig da, als bereue er jetzt die Schritte, die er gethan. Thielemann von Wege und Gabriel von Baisen litten an schweren Krankheiten. Andern drang sich immer mehr die Ueberzeugung auf, man habe sich in der Erwartung einer bessern Zeit unter Polnischer Herrschaft schwer getäuscht.

Allein von allen Hoffnungen, die der Hochmeister aus diesen Verhältnissen schöpfte, ging keine in Erfüllung. Den Kurfürsten von Brandenburg hielt der König, der bereits mit einer ansehnlichen Kriegsmacht an der Gränze lag, um nach Abschluß des Verkaufes sogleich ins Land einzurücken, mit leeren Unterhandlungen hin. Den König Erich leiteten bei seinem Versprechen, wie man bald sah, nur eigennützige Absichten auf Ländervergrößerung. Eine Aufforderung des Hochmeisters an Danzig, zum Gehorsam zurückzukehren, ward wie schon frühere ohne weiteres zurückgewiesen. Die von den Meistern von Deutschland und Livland zugesagten Geldsummen, die zum Theil gesammelt seyn

sollten, wurden trotz der inständigsten Bitten des Hochmeisters nicht eingesandt. Auf Glück im Kriege konnte man schon gar nicht weiter rechnen; er wurde nur lau und schläfrig geführt, es kämpfte nur Schwäche gegen Schwäche. Fast alles, was Krieg hieß, beschränkte sich nur auf Raub und Brand. Das ganze Land war der Plünderung Preis gegeben, denn nur dadurch ward es den Söldnerhaufen noch möglich, sich die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen. In dieser Auflösung aller Ordnung rückte nun die entscheidende Stunde immer näher. Der Ordensspittler ließ kein Mittel unversucht, das kaum Abwendbare wo möglich noch abzuwenden, machte den Hauptleuten wiederholt allerlei Anerbietungen. Da Alles nicht fruchtete, so versuchte er endlich, um doch im schlimmsten Falle noch eine Stütze zu gewinnen, wenigstens die vornehmsten Deutschen Hauptleute auf der Seite des Ordens zu erhalten, und es gelang ihm mit Beihülfe Bernhards von Zinnenberg, Georg von Schlieben, Thiele von Thünen und die übrigen Deutschen Söldnerführer zu bewegen, am Landesverkaufe nicht Theil zu nehmen.

Wenige Tage darauf aber, am 15. August (1456) wurde der Verkauf mit dem Könige förmlich abgeschlossen und zwar auf die in drei Fristen zahlbare Gesammtsumme von 436,000 Gulden gegen Abtretung der von den Böhmischen und einigen Deutschen Hauptleuten besetzten Städte und Schlösser, nämlich Allenstein, Wartenberg, Rößel, Ortelsburg, Rhein, Seesten, Schönberg, Neumark, Brathean, Hohenstein, Soldau, Deutsch-Eilau, Stuhm, Marienwerder, Lessen, Riesenburg, Dirschau, Mewe, Konitz, Hammerstein, Friedland und zuletzt Stadt und Schloß Marienburg. Heiligthümer und Kirchengeräthe auf dem Haupthause und den andern Schlössern sollten dem Orden gelassen, Geschütz dagegen, Waffen und Hausgeräth dem Könige ungeschmälert überliefert werden. Bisthümer und Domstifte sollten ihre Städte, Schlösser und Dörfer ungestört behalten. Allen bisherigen Anhängern des Ordens und Feinden des Königes in Städten und auf dem Lande sollte königliche Gnade und Verzeihung, sowie die Bestätigung aller ihrer Privilegien und Freiheiten zu Theil werden. Wer nicht im Lande bleiben wollte, sollte binnen zwei Jahren sein Eigenthum verkaufen und dann sicher ziehen dürfen, wohin er wolle. Werde der Hoch-

meister nebst den Ordensrittern sich aus dem Lande entfernen wollen, so sollten sie mit Habe und Gut sicheres Geleite erhalten, den alten und kranken Kreuzherren sollte der Ort Neuteich im Werder als Wohnort angewiesen werden.

So hatte eine Anzahl Böhmischer und einiger Deutscher Rottenführer, an ihrer Spitze der Hauptmann Ulrich Czirwenka von Ledetz, der das Ganze geleitet, den größten Theil Preussens mit dem alten ehrwürdigen Haupthause Marienburg dem Könige verkauft. Noch aber gaben der Hochmeister und der Ordensspittler nicht alle Hoffnung auf, vielleicht noch einen Ausweg zur Rettung zu finden. Jener erwartete immer noch das Beste von den Deutschen Hauptleuten, die den Landesverkauf aufs entschiedenste mißbilligten, weshalb auch der Ordensspittler rastlos bemüht war, sie wenigstens einigermaßen in ihren Forderungen zu befriedigen, und es gelang ihm auch, sie zu fernerem Dienst für den Orden zu gewinnen. Auch mit den Landesverkäufern, namentlich mit den Hauptleuten zu Marienburg wurden noch fort und fort Unterhandlungen gepflogen, Vorstellungen und Anerbietungen gemacht, um sie von der Uebergabe des Landes abzumahnen. Es blieb zwar Alles fruchtlos. Um so mehr aber erwartete der Hochmeister noch günstige Erfolge von dem förmlichen Ausbruch des Aufruhrs, der um diese Zeit in Thorn und Danzig erfolgte. In beiden Städten hatten die dem Orden treu gebliebenen Geistlichen nach der Ankunft einer päpstlichen Absolutions-Bulle nicht unterlassen, das Volk mit allem Nachdruck zur Rückkehr in des Ordens Gehorsam zu ermahnen, auf die Gefahr des päpstlichen Bannfluches hinzuweisen und so den schon vorhandenen Gährungsstoff in der gemeinen Masse noch zu vermehren. Dazu kamen nun noch vermehrte Abgaben und ein äußerst drückender Schoß, um die den Hauptleuten versprochenen Geldsummen aufzubringen, denn dazu sollte der König nur eine Hälfte, die andere die Bundesstädte beitragen. Die Erbitterung im Volke stieg immer höher, je mehr man zur Einsicht kam: der Bürger solle nur zahlen und opfern, damit der König herrsche. In beiden Städten knüpften die dem Orden geneigten Parteien heimlich mit Ordensgebietigern Unterhandlungen an, und man sprach bereits von einem Plane, nach welchem an einem Tage alle Schlösser erstürmt, die abtrünnigen

großen Städte eingenommen, die Magistrate überall gefangen oder erschlagen und die Thore den Ordensherren wieder geöffnet werden sollten. In Thorn kam es bald zu vollem Aufruhr, und zwischen dem Volke, dem Rathe und dem herbeigerufenen Woiwoden von Kulm Gabriel von Baisen zum förmlichen Kampfe worin das Volk die Oberhand behielt. Der Woiwode, ein Theil des Rathes und alle Polen wurden aus der Stadt vertrieben. In Danzig stand der Syndicus der Stadt Martin Kogge als Wortführer der Stadtgemeine an der Spitze einer dem Orden zugewandten Partei und beständig mit den Ordensherren im geheimen Einverständnisse. Sein Plan war, die Stadt von dem schmachvollen Joche der Herrschaft Polens zu befreien und in den Gehorsam des Ordens wieder zurückzuführen.

Die Hoffnung aber, welche der Hochmeister aus diesen Verhältnissen für seine Rettung schöpfte, wurde ihm bald vereitelt. In Thorn gelang es dem Woiwoden Gabriel von Baisen mit herbeigerufenem Polnischen Kriegsvolke die Empörer zu überwältigen; zwei und siebenzig von ihnen wurden auf dem Markte hingerichtet, mehre heimlich weggebracht oder verbannt. Die übrigen mußten sämmtlich dem Könige von Polen von neuem den Eid der Treue schwören. In Danzig war mittlerweile der Anhang Martin Kogge's, als man das Ziel seines verderblichen Planes und seiner geheimen Umtriebe mit einigen Söldnerhaufen mehr und mehr erkannte, sehr geschwächt. Es gelang der mächtigeren Gegenpartei, sich der Haupträdelsführer zu bemächtigen; sie wurden mit dem Tode bestraft, Martin Kogge selbst auf der Flucht ergriffen und ohne weiteres Urtheil enthauptet.

So war jetzt dem Hochmeister auch der letzte Funke seiner Hoffnung auf Rettung erloschen. Während man nun in den großen Städten alle Mittel in Bewegung setzte, durch neue Steuern und Auflagen, Abgaben von allen Gütern und Waaren, Anleihen und Aufborgen die nöthigen Geldsummen für die Söldnerhauptleute zusammenzubringen, faßte der Hochmeister bereits den Plan, wo möglich aus Marienburg zu entfliehen und nur der dringende Rath des Ordensspittlers hielt ihn von diesem Schritte zurück. Er unterlag dem jammervollsten Schicksale, denn man mißhandelte ihn und die dortigen Ordensbrüder auf

die schmählichste und gemeinste Weise, entzog ihm alle seine Freunde, Räthe, selbst seine Schreiber und sein Hofgesinde, die man ausgeplündert aus dem Hause jagte. Am schändlichsten behandelte das zuchtlose Söldnervolk die dortigen Ordensbrüder. Gingen sie zur Nacht nach ihrer Regel in die Kirche zum Gottesdienst, so wurden sie überfallen, gemißhandelt, oft ihrer Kleider beraubt und fast nackt mit Peitschen um den Kreuzgang getrieben, oder auch in ihren Gemächern so geängstigt und gequält, daß sie, um ihr Leben zu retten, aus dem Fenster sprangen. Man schnitt ihnen gewaltsam die Bärte ab und mit den Bärten Stücke von den Lippen. Den Großkomthur Ulrich von Isenhofen vertrieben die Söldner nach Stuhm und zwangen endlich auch die übrigen Ordensbrüder, das Haupthaus zu verlassen; sie flüchteten sich unter Lebensgefahr nach Mewe. So war der Hochmeister nun fast ganz allein gelassen, um ihn nur noch einige Kämmerer und Diener. Er selbst in seiner Kammer wie ein Gefangener behandelt, durfte öffentlich weder Briefe empfangen noch wegsenden, auch nie einen Fremden sprechen. Keiner von den vornehmsten Deutschen Haupleuten wurde zu ihm zugelassen. In einer Nacht ward sogar ein Mordanfall gegen ihn versucht, jedoch glücklich vereitelt; man vermuthete, daß die Hauptleute ihn selbst veranlaßt. Jeder Tag war für ihn voll Angst und Quaal, jede Stunde sehnte er sich aus seiner fürchterlichen Umgebung hinweg.

Aber auch von den Deutschen Hauptleuten konnte er jetzt keine Rettung mehr erwarten. Die angesehensten von ihnen standen mit dem Ordensspittler in Zerwürfniß, theils wegen verweigerter Solderhöhung, theils weil er ihrer Forderung nicht beistimmen wollte, daß, sofern sie das übrige Land verkaufen würden, er mit den Schlössern und Städten, die er inne habe, bei ihnen bleiben und diese mit verkaufen solle. Einige, wie der Herzog von Sagan und die Grafen Hans von Gleichen und Georg von Henneberg verließen bald darauf das Land; andere dachten auf nichts eifriger, als aus dem Sturme noch etwas für sich zu retten. Von Deutschland aus war auf keine Hülfe mehr zu rechnen. Der Deutschmeister hatte vergebens alle Ordensgüter der Deutschen Balleien für Geld feil geboten, hatte immer noch mit der Beihülfe der Reichsfürsten getröstet

und auf seine Schilderung der schrecklichen Lage des Ordens in Preussen war auf dem Reichstage zu Nürnberg gegen Ende des Jahres 1456 auch wirklich von einem allgemeinen Reichszuge der Fürsten und des Deutschen Adels zur Rettung des Landes die Rede; allein der über das Ganze zu fassende Beschluß ward auf einen spätern Reichstag verschoben und auf diesem geschah nichts. Nicht einmal zur Auslösung Marienburgs war bei den Reichsfürsten das nöthige Geld zusammenzubringen.

So brach das verhängnißvolle Jahr 1457 an. Das ganze Land stand in sturmvoller Aufregung, war fortwährend der Schauplatz der wildesten Bewegungen, denn immer mehr lösten sich alle Banden früherer Ordnung. Der Ordensspittler hatte sich nach Königsberg begeben, um wo möglich das Niederland gegen die feindlichen Söldnerhaufen mehr zu sichern; da indeß ein großer Theil von ihnen schon besetzt und die Gebiete von Balga und Brandenburg, die ihm noch frei standen, völlig verarmt und ausgesogen waren, so blieb ihm zu seiner eigenen Unterhaltung nur noch Samland übrig, woher er aber kaum die Hälfte seiner Bedürfnisse gewinnen konnte. Außer den Hauptleuten auf Marienburg stand aber auch Georg von Schlieben fast wie ein offener Feind des Ordens da. Vom Komthur von Osterode, der mit seinen Conventsrittern fast immer in Zwiespalt lebte, als Hauptmann und Beschirmer in die Burg zu Osterode aufgenommen, suchte er sich im Besitze derselben so viel als möglich sicher zu stellen und begann bald statt der Rolle des Beschirmers die des Herrn und Befehlshabers über Stadt und Burg zu spielen. Darüber gerieth er mit dem Komthur in den heftigsten Streit und da ihm dieser die Burg unter keiner Bedingung räumen wollte, so versammelte Schlieben eine bedeutende Anzahl anderer Rottmeister, mit deren Hülfe er die Burg förmlich belagerte. Der Komthur jedoch behauptete sich durch herbeigezogenes Hülfsvolk und da auch ein späterer Versuch, sich wegen Besetzung der Burg gegenseitig zu einigen, nicht glückte, weil Georg von Schlieben ohne weiteres den unbeschränkten Besitz der Burg und Stadt verlangte, so blieb dieser auch ferner erbittert dem Orden gegenüber stehen.

Inzwischen kam die Nachricht, daß sich der König von Polen eifrigst zu einem Kriegszug rüste, um den erkauften Theil

Preussens in Besitz zu nehmen. Der Ordensspittler traf daher, wohl einsehend, daß Marienburg nicht mehr zu retten sey, in Königsberg und im Niederlande zweckmäßige Anstalten, um dem Orden nach seiner Vertreibung aus den westlichen Landen wenigstens seine östlichen Gebiete zu erhalten. In Städten und Burgen, wie in Balga und Memel wurden eiligst starke Befestigungen und andere bedeutende Bauten unternommen. Je mehr es sich nun aber im Anfange des Aprils bestätigte, daß sich der König mit seiner Kriegsmacht der Gränze des Landes schon nähere, um so sehnlicher wünschte sich der Hochmeister aus seiner traurigen Lage in Marienburg befreit zu sehen. Er ersuchte den Böhmischen Hauptmann Ulrich Czirwenka, ihm zu vergönnen, sich noch vor des Königes Ankunft aus Marienburg entfernen zu dürfen; allein die übrigen Hauptleute willigten in dieses Gesuch nicht ein, den Meister nur mit dem Versprechen tröstend: wenn es Zeit zu seiner Entfernung sey, werde man es ihm zeitig genug kund thun; so lange er sich in Marienburg aufhalte, solle kein Pole oder Verbündeter das Haus betreten. Eine zweite Bitte des Hochmeisters, ihm zu erlauben, die Heiligthümer Marienburgs, zwei Bilder der Jungfrau Maria und der heil. Barbara, das heil. Kreuz und die übrigen Kirchengeräthe mit sich nehmen zu dürfen, versprachen ihm die Hauptleute zu erfüllen und gelobten ihm solches mit Hand und Mund.

Der König war nun schon bis Bromberg herangezogen, nur wenig mit Mannschaft und Geld versehen, denn die Großen Polens hatten ihm fast alle Unterstützung verweigert, weil sie überhaupt für die Erwerbung Preussens keine Opfer mehr bringen mochten. Es fanden zwischen ihm und den Thornern allerlei Unterhandlungen Statt, denn wie er bei ihnen, so hatten sie bei ihm eine hinlängliche Geldsumme für die Söldner erwartet. „Sie sollten halten, was sie ihm versprochen hätten, ließ ihnen der König endlich sagen, es handle sich ja um ihre, nicht aber um seine Sache; sie möchten thun, was sie wollten." So lag der König bei Bromberg eine Zeitlang ganz unthätig. Erst nachdem er eine Kriegsschaar von etwa dreitausend Mann um sich versammelt und die bischöflichen Kirchen zu Gnesen, Leslau und Posen ihre goldenen und silbernen Geräthe hatten zuspenden müssen, zog er ins Land ein auf dem Weg nach Danzig hin.

Währenddeß kam vom Hauptmann Hans von Hoyer zu Konitz und den dortigen Rottmeistern an den Hochmeister die Einladung, nach Konitz zu kommen, mit dem Versprechen: sie wollten Gut und Blut daran setzen, ihn gegen seine Feinde zu sichern und Alles mit ihm zu theilen. Schon früher von der geneigten Gesinnung jener Hauptleute benachrichtigt, ging er gerne auf dieses Anerbieten ein. Allein die Hauptleute auf Marienburg erklärten ihm jetzt: es sey bei ihnen beschlossen, daß er mit ihnen außer Landes ziehen solle nach Laut ihrer Verschreibungen, und keine Bitte des Hochmeisters schien bei ihnen mehr Gehör zu finden.

Der König hielt bald darauf zu Danzig einen glänzenden Einzug, von der gesammten Bürgerschaft aufs prächtigste empfangen und mit allgemeiner Huldigung erfreut. Es erfolgte nun um Pfingsten auch die letzte Zahlung der den Söldnern verheißenen Verkaufssumme und zwar wie schon früher so auch jetzt wieder durch die bedeutende Beihülfe der Danziger, bei denen jedoch schon solcher Geldmangel herrschte, daß man die nöthigen Summen wie von Haus zu Haus erbetteln, die Frauen ihr Geschmeide und alle ihre Kostbarkeiten einliefern und einige Summen von fremden Kaufleuten aufborgen mußte.

Um dieselbe Zeit entschied sich nun auch das traurige Loos des unglücklichen Hochmeisters. Am Pfingstabend schon in tiefer Nacht erschienen vor dem Haupthause sechshundert Polen und Verbündete, denen Ulrich Czirwenka auch sofort die Thore öffnete. Am andern Tage ward dem Meister angekündigt, er solle sich bereit halten, nach Dirschau zu ziehen und auf einem Wagen die Heiligthümer, Kirchengeräthe u. s. w. mit sich zu führen. Er ließ sofort Alles dazu vorbereiten. Plötzlich aber ließ der Böhmische Hauptmann alle Thore verschließen; es entstand durch ihn mit angeregt unter den Polen und Bündlingen ein wilder Aufruhr; einige stürmten gegen des Hochmeisters Kammer an, andere bemächtigten sich der bereits aufgeladenen Heiligthümer und kirchlichen Geräthe, plünderten das Haus und selbst die Priester bis auf die Haut aus. Noch an demselben Tage mußte der unglückliche Meister das Haupthaus verlassen, um sich nach Dirschau zu begeben. Der Kummer hatte ihn so tief gebeugt und zerknirscht, daß er die bittersten Thränen vergoß. Um-

sonst bat er dort um sicheres Geleit nach Konitz; die Söldnerhauptleute schleppten ihn von Dorf zu Dorf nach Schwez, wo man ihm endlich auf seine flehentliche Bitte um das versprochene Geleit statt dessen nur einen Hauptmann mit drei Pferden und sechs Polnischen Knechten zur Begleitung mitgab. Ersterer aber verließ ihn bald und nur noch von den gemeinen Knechten begleitet setzte er den Weg bis Konitz fort. Er verweilte jedoch dort nicht lange. Mit einigen hundert Gulden, die er zu seinem Unterhalt geliehen, begab er sich, dem Rufe seiner Gebietiger folgend, auf verborgenen Waldwegen nach Mewe zurück, bestieg dort eines armen Fischers Kahn, fuhr zur Nachtzeit die Weichsel hinab ins Frische Haff und entkam so auf das Ordenshaus zu Königsberg, wo nun seitdem des Ordens hochmeisterlicher Wohnsitz war.

So ward Ludwig von Erlichshausen, wie er selbst klagt, „durch schalkhafte Buben und ehrevergessene Bösewichte" unter Schmach und Mißhandlung aus dem Haupthause Marienburg vertrieben. Hundert und acht und vierzig Jahre lang hatten siebzehn Hochmeister auf der hehren Burg gewohnt und über das Land gewaltet. Ihr Glanz, der lange Zeit weithin im ganzen Norden geleuchtet, war seitdem verblichen und ihr Zweck in der Geschichte erfüllt. Sie sank herab zum Aufenthalt eines Polnischen Statthalters und Beamten, ward verunstaltet, besudelt und beschmutzt, beschimpft und entwürdigt. Jahrhunderte gingen nun vor ihr vorüber; aus ihr aber ging seitdem nichts Großes, nichts für die Weltgeschichte mehr hervor. Es kam jedoch jüngst wieder eine Zeit, die ihre alte Herrlichkeit und ihre Bedeutung verstand; sie fand einen edlen Mann und um ihn ein Geschlecht, welche sie aus ihrer Entwürdigung zu lichter Reinheit und Schönheit wiederum emporhoben; und so steht sie heute wieder da zum Stolze unserer Zeit, zum Ruhme unseres Königshauses!

Achtes Kapitel.

Hoffnung des Ordens auf Wiedergewinn des Landes. Wiedereinnahme Marienburgs für den Orden. Kampf und Noth in Marienburg. Neuer Kriegszug des Königes von Polen. Nutzlose Kämpfe. Beifriede. Fruchtlose Friedensverhandlung. Ordnungsloses Kriegsgetümmel. Tod des Gubernators Hans von Baisen. Friedensversuche. Neue Belagerung Marienburgs. Uebergabe an die Polen. Gewinn Wehlau's. Fortgesetzter Raub- und Verheerungskrieg. Trauriger Zustand der Bisthümer. Nutzloser Kriegszug des Königes von Polen. Laue Theilnahme am Krieg. Schlacht bei Zarnowitz. Charakterloses Kriegsgetümmel. Verrätherei in Danzig. Belagerung von Mewe. Bernhard v. Zinnenberg. Trotzige Stellung der Söldner gegen den Orden. Unterwerfung des Bischofs von Ermland unter den König. Fruchtlose Friedensverhandlung zu Thorn. Belagerung und Verlust Neuenburgs. Tagfahrten auf der Frischen Nehring. Unglückliche Ereignisse für den Orden. Friedensverhandlungen. Friedensschluß zu Thorn. Kriegsopfer. Tagfahrt zu Elbing. Tod des Hochmeisters Ludwig von Erlichshausen.

1457—1467.

Am 7. Juni des Jahres 1457 hielt der König, von Danzig kommend, in Marienburg seinen glänzenden Einzug. Der Gubernator Hans von Baisen nahm jetzt da, wo er einst dem Hochmeister als seinem Herrn am Tische gedient und in dessen Gunst seine Erhebung gefunden, als Statthalter eines fremden Königes seinen Wohnsitz und der Böhmen-Hauptmann Ulrich Czirwenka, vom Könige mit Geld und Gut belohnt, ward zur Bewehrung und Vertheidigung des Schlosses zum Oberhauptmann auf Marienburg erhoben. Die großen Städte, vor allen Danzig, Elbing und Thorn suchte der König durch allerlei Belohnungen, Freiheiten und Begnadigungen in Erweiterung ihrer Gebiete, Verzicht auf Abgaben und Leistungen u. s. w. zu fernerer Treue zu gewinnen.

Noch aber schien für den Orden nicht Alles verloren. Es konnte für ein Glück gelten, daß ein bedeutender Theil des feindlichgesinnten Söldnervolkes jetzt nach Deutschland und Böh-

men zurückkehrte. Mit um so größerer Zuversicht sah man auf den braven und tapfern Hauptmann Bernhard von Zinnenberg hin, der voll treuer Gesinnung gegen den Orden noch die Burg Stuhm besetzt hielt, fest entschlossen, sie bis zur äußersten Noth männlich zu vertheidigen. Auch im Lande konnte man bald wieder mehr auf Beistand rechnen. Die unwürdige Behandlung des Hochmeisters, die feile und niedrige Gesinnung der Söldnerhauptleute, die Raubgier der Böhmen, die Gewissenlosigkeit der Polen und das Feilschen des Königes und der Bündlinge mit den hungrigen Rottmeistern hatten bei Vielen im Lande Widerwillen und Erbitterung gegen die eingedrungene fremde Herrschaft erweckt. Auch aus Deutschland leuchtete wieder neue Hoffnung. Der schnöde Landesverkauf, der Verlust des erhabenen Haupthauses Marienburg hatte fast alle Deutsche Fürsten gegen den Polen-König und die feilen Hauptleute tief erbittert. Der Kurfürst Friederich von Brandenburg war über die Unthat so erzürnt, daß er versprach, auf nächstem Reichstage Alles aufzubieten, um die Reichsfürsten zur Errettung des Ordens und seiner Lande zu gewinnen. Was aber vor allem den Muth noch nicht sinken ließ, war die gänzliche Planlosigkeit und Mattigkeit, mit der von Seiten des Königes und der Bundesstädte der Krieg auch jetzt noch geführt wurde; keine einzige Unternehmung ward mit vereinten Kräften begonnen und mit Erfolg durchgeführt. Man belagerte hie und da die Burgen, wie Mewe und Dirschau; man raubte und brannte und kam es zu Gefechten, so zeigte sich oft das Polnische Raubvolk so feig, daß selbst Frauen mehre von ihnen gefangen nahmen.

Da faßte man selbst Hoffnung, Marienburg wiederum gewinnen zu können. Dort herrschte zwischen dem Böhmen-Hauptmann Czirwenka und Stibor von Baisen, der mit auf dem Schlosse lag, Eifersucht und Mißtrauen, denn letzterer wollte bald in allen Schritten Czirwenka's den Plan entdecken, sich Marienburgs als eigenes Besitzes zu bemächtigen. Um so lebendiger griff der wackere Bürgermeister der Stadt, Bartholomäus Blume, ein Mann voll treuster Gesinnung und Ergebenheit gegen den Orden, voll reinster Liebe zu seiner Vaterstadt, aber auch voll von Haß und Widerwillen gegen Slavische Herrschaft und alles Polnische Unwesen, den Gedanken auf, Marien-

burg wieder in des Ordens Gewalt zu bringen. In dunkler Mitternacht eilte er nach Stuhm hinüber, um den Hauptmann Bernhard von Zinnenberg für seinen Plan zu gewinnen, und beide Männer verstanden sich beim ersten Worte. Zu ihnen trat auch der schwerbekümmerte Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen, dessen Seele nach Marienburgs Verlust keine heitere Stunde mehr kannte. Nachdem man sich über Alles verständigt, erschien Zinnenberg um Mitternacht des 27. Septembers mit einer Schaar von zwölfhundert Mann vor Marienburgs Thoren, die Blume den Befreiern alsbald öffnete. Ein Sturm auf die Burg indeß blieb ohne Erfolg, denn die Besatzung hielt hartnäckige Gegenwehr. Seitdem ruhten die Waffen keinen Tag, zumal nachdem es den Danzigern gelungen war, die Besatzung des Schlosses durch frisches Kriegsvolk noch bedeutend zu verstärken. Je schwerer aber jetzt bei solcher Verstärkung des Feindes die Vertheidigung der Stadt ward, um so mehr boten der Ordensspittler und die herbeigezogenen Hauptleute, vereint mit dem wackern Bürgermeister Blume und der entschlossenen Bürgerschaft Tag und Nacht alle Mittel und Kräfte auf, die Stadt durch Wehren, Verschanzungen und auf jede erdenkliche Weise gegen feindliche Ueberfälle vom Schlosse aus zu sichern.

Mittlerweile warf sich Bernhard von Zinnenberg mit einem Streithaufen ins Kulmerland, bemächtigte sich Kulms, schreckte Thorn und Kulmsee, bewog auch Eilau zur Ergebung an den Orden und ermuthigte durch sein Glück auch die andern dem Orden treugebliebenen Hauptleute, Georg von Schlieben, Kaspar von Rostitz, Fritz von Rauenеck zu neuer eifriger Thätigkeit für gemeinsame Zwecke. Es stieg für den Orden neue Hoffnung einer noch möglichen Errettung auf. Inzwischen wurde der Kampf in Marienburg mit verdoppelter Kraft fortgesetzt, da die Besatzung des Schlosses abermals mit dreitausend Mann verstärkt worden. Dringend bat daher auch der Ordensspittler, der in der Stadt selbst befehligte, um Verstärkung an Mannschaft und um Lebensmittel und Kriegsbedarf, denn es riß bald schrecklicher Mangel ein, da der Feind bereits rings um die Stadt Straßen und Thore besetzt und alle Zufuhr abgeschnitten hatte. Alle Schrecken der Hungersnoth häuften sich von Tag

zu Tag, so daß bald mehre Hauptleute in Verzweiflung droh- ten, die Stadt wieder aufzugeben.

So brach das fünfte Kriegsjahr (1458) an, nirgends unter so schrecklicher Noth und Bedrängniß, als in dem unglücklichen Marienburg. Ihm drohte bereits ein gräßliches Blutgericht, denn Czirwenka hatte schon eine Anzahl Henker und Scharfrichter aus Danzig kommen lassen, um den gesammten Rath und vier- zig der vornehmsten Bürger dem Schwert und Galgen hinzuge- ben. Schon schien die Gefahr unabwendbar, als Bernhard von Zinnenberg aus dem Hinterland mit einer ansehnlichen Reiter- schaar auch Lebensmittel und Kriegsbedarf herzubrachte. Alles gewann jetzt neuen Muth und frische Kraft und die Stadt er- hielt bald auch an dem so tapfern als kühnentschlossenen Haupt- mann Augustin von Trotzler einen Vertheidiger ihrer Mauern, dem kein Opfer zu groß, keine Anstrengung zu schwer war, sobald sein Kriegsvolk ihm mit Muth und Treue zur Seite stand. Er leitete die Vertheidigung der Stadt bis gegen An- fang des Sommers, eben so ritterlich tapfer mit dem Feinde, als männlich standhaft gegen Noth und Mangel kämpfend, die im Verlauf der Zeit unter der Besatzung bald wieder in allen Gestalten herrschten, denn trotz aller seiner dringenden Bitten kam ihm nirgendwoher die verlangte Hülfe zu. Man verbrauchte die Kriegskräfte theils auf einem Einfall ins Dobriner-Land, theils in vereinzelten Kämpfen mit den Elbingern und Brauns- bergern oder mit den Besatzungen anderer Burgen, Kämpfe, in denen man heute gewann, was man morgen wieder verlor, wobei es stets nur auf Raub und Beute abgesehen war, für das Ganze aber wenig oder nichts gefördert wurde. Nun brach zwar gegen Pfingsten der Hochmeister nebst dem Ordensspittler mit einem Heerhaufen und reichlich mit Lebensmitteln und an- derm Bedarf versorgt nach Marienburg auf, um der schwerbe- drängten Stadt zu Hülfe zu kommen. Es glückte auch, ihr einen reichen Vorrath von Lebensmitteln zuzuführen und es er- folgte dann auch mit dem Hauptmann Trotzler in Verbindung auf den Feind ein Sturmangriff zugleich von zwei Seiten her, um seine Streitmacht zu theilen. Ueberall aber fand das Or- densvolk so entschlossenen Widerstand, überall erlitt es in wie- derholten Kämpfen so bedeutende Verluste, daß nach acht Ta-

gen der Meister sich genöthigt sah, ohne Erfolg hinwegzuziehen. Der Hauptmann Trotzler entsagte jetzt aus Mißmuth seiner Hauptmannschaft und so war für Marienburg kaum noch irgendwoher Hülfe und Rettung zu erwarten.

Die schreckliche Noth und Kriegsgefahr, die sich bisher am meisten über das alte Haupthaus Marienburg wie ein unheilvolles Ungewitter aufgethürmt, verbreiteten sich auch immer mehr über das ganze Land. Der Meister selbst lebte zu Königsberg in so bedrängten Umständen, daß er den Rath der Stadt um die nöthigen Lebensmittel und Getränke ansprechen mußte und dieser ihm zehn Tonnen Bier und einige Tonnen Meth durch einen Stadtknecht zusandte. In den Städten und auf dem platten Lande herrschte überall das gräßlichste Elend, Hunger und Kummer. Wo nicht der Feind Alles vernichtete, raubten die Ordenssöldner dem schutzlosen Landmanne Alles, was er noch besaß. Ueberdieß auch im Nieder- und Hinterland von allen Seiten wildes Kriegsgetümmel oder drohende Kriegsgefahr.

Dazu kam die Nachricht, der König von Polen stehe in gewaltiger Rüstung, um mit einem mächtigen Heere der wenigen festen Burgen und Städte, vor allem Marienburgs sich zu bemächtigen. Er knüpfte zwar, um über sein Vorhaben zu täuschen, mit einemmale durch den dem Orden befreundeten Ungerischen Magnaten Johann Giskra von Brandeis, der eben zu dessen Hülfe nach Preussen gekommen war, scheinbar friedliche Unterhandlungen an. Allein sein schlauer Plan ward bald durchschaut. Schon in der Mitte des Juli (1458) brach er auch mit 20,000 Mann und 600 Tatarischen Reitern ins Kulmerland ein, bemächtigte sich der Ordensburg Papau, zog vor Kulm vorüber, ohne es zu belagern und stürmte hinab bis vor Marienburg, denn diesem vor allem galt die große Heerfahrt, deren Macht sich auf dem Fortzuge noch bis zu 40,000 Mann vermehrt hatte. Zwar hatte der Hochmeister Alles aufgeboten, die Besatzung zu verstärken und die Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf möglichst zu versorgen; allein seine Bemühungen scheiterten auch jetzt an der hartnäckigen Weigerung der meisten Hauptleute, in die ausgehungerte Stadt zu ziehen; überall bewies das Söldnervolk Muthlosigkeit, trotzige Unlust und Wi-

derspänstigkeit und so schien es jedem gewiß, daß Marienburg jetzt für den Orden verloren sey.

Sogleich nach des Königes Ankunft erfolgte von beiden Seiten her auf die Stadt ein Angriff nach dem andern, jeder mit steigender Heftigkeit, so daß schon in den ersten Tagen ein Theil der Stadtmauer niedergeworfen ward. Allein die Vertheidiger der Stadt wollten wenigstens den König den Siegespreis so theuer als möglich erkaufen lassen und wehrten sich fort und fort in wahrhafter Verzweiflung. Das brach dem Feinde schon mehr und mehr den Muth; auch wagte der König, da er keine Wagenburg aufschlagen konnte, keinen eigentlichen Sturm auf die Stadt. Da trat der erwähnte Ungerische Magnat als Vermittler ein und knüpfte Unterhandlungen wegen eines Beifriedens an; sie wurden aber absichtlich vom Ordensspittler, den Hauptleuten und dem Bürgermeister mit schlauer Gewandtheit immer mehr in die Länge gezogen, so daß fast zwei Monate ohne eine einzige wichtige Unternehmung vorüber gingen. Mittlerweile war es dem Hauptmann Bernhard von Zinnenberg geglückt, von Stuhm aus Marienburgs Besatzung noch ansehnlich zu verstärken. Es hob den Muth nicht wenig, daß sich unterdeß auch die von den Danzigern besetzte Stadt Neuenburg dem Orden wieder ergeben hatte.

Anders im Polnischen Lager; dort herrschte auch jetzt wieder die alte gewohnte Zuchtlosigkeit; viele der Polnischen Großen, des unthätigen Verweilens und der Entbehrungen im Lager überdrüssig, waren nach Polen zurückgekehrt. Der bald eintretende Mangel an Lebensmitteln und die naßkalte Herbstwitterung erzeugten seuchenartige Krankheiten, die des Königes Heer mit jedem Tage mehr schwächten; endlich lief ein großer Theil des Streitvolkes ohne weiteres auseinander. Als man daher dem Könige jetzt neue Bedingungen zum Abschlusse eines Beifriedens entgegenbot, nahm er sie an und führte den Rest seines Heeres nach Riesenburg zurück (9. October), wo ein Waffenstillstand auf neun Monate, bis zum 12. Juli des nächsten Jahres abgeschlossen ward. Die Stadt Marienburg sollte währenddeß der Befehlshaberschaft des Ungerischen Magnaten Johann Giskra bis zum rechtlichen Ausspruche anvertraut und von diesem dann dem eingeräumt werden, welchem das Recht

sie zuerkenne; erfolgte kein Rechtsspruch, so sollte sie dem Orden wieder zufallen. Den Rechtsspruch sollten sechzehn Schiedsrichter beider Theile unter Giskra's Vermittlung zu Kulm bis zu St. Georgs-Tag thun und beide Theile dann fest und treu am Spruche halten. Uebrigens sollte jeder im Besitz der ihm zugewandten Städte und Lande bleiben. Im Fall sich aber die Schiedsrichter nicht vereinigen könnten, sollte der Herzog Albrecht von Oesterreich, von beiden Theilen als Obmann anerkannt, über alle Zwiste und Streitfragen nach Gott und Recht erkennen.

Allein so wenig als der neue Bannfluch, den der Papst Kalixtus jetzt abermals gegen die Verbündeten und alle Bedränger des Ordens schleuderte, hatte die im März des J. 1459 eröffnete Friedensverhandlung zu Kulm einen irgend günstigen Erfolg. Die beiderseitigen Bevollmächtigten, unter denen sich von Seiten des Ordens der Großkomthur Ulrich von Isenhofen, der Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen, der Ordensritter Graf Georg von Henneberg u. m. a. befanden, begegneten sich sogleich mit Mißtrauen und Argwohn. Die Geleitsbriefe nach Kulm schienen den Polen, die zu Nessau verweilten, nicht sicher genug; überdieß gebrach es in Kulm an dem nöthigen Unterhalte. Ueber einen andern Verhandlungsort aber konnte man sich nicht vereinigen. So waren drei Wochen in nutzlosen Verhandlungen hingegangen und man trennte sich ohne allen Erfolg. So blieben die jammervollen Kriegswirren immer noch die nämlichen; man hielt zwar den Beifrieden so viel als möglich noch aufrecht, allein es fehlte fast keinen Tag an Ereignissen, die als Verletzungen des Friedens betrachtet, die Gemüther immer von neuem mit Haß und Erbitterung erfüllten, wiewohl man überall, selbst auch die großen Städte sich immer mehr nach Ruhe sehnten.

Nirgends aber war die Sehnsucht nach Friede größer als in Kulm und Marienburg. Dort gebrach es Bernhard'n von Zinnenberg selbst an den allernothwendigsten Bedürfnissen; sein eigenes Gesinde konnte sich kaum mehr sättigen, es mußte nackt und bloß gehen, so daß er sich genöthigt sah, den Hochmeister um etwas Tuch zu Kleidern zu bitten; er selbst hatte sogar schon sein Schwert und seinen Gürtel verpfändet; Alles war

aufgezehrt und seine Noth jetzt unbeschreiblich groß. In Marienburg hatte der Mangel an Mannschaft, Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedarf die Streitkräfte so geschwächt, daß bei einem Ueberfalle der Polen, der fast jeden Tag drohte, der Verlust der Stadt unvermeidlich schien, zumal als am S. Margarethen-Tage, mit dem der Beifriede zu Ende ging, Johann Giskra die Befehlshaberschaft niederlegte und die Bewehrung und Vertheidigung der Stadt wieder dem Rathe und der Bürgerschaft mit der geringen Besatzung allein überließ. Zwar sandte der Ordensspittler von Stuhm aus wieder einige Hülfe; allein auf kräftigen Beistand war nirgends mehr zu rechnen. Man hatte vergebens von den kleinen Städten einen Schoß zur Beihülfe Marienburgs und Kulms verlangt. Die Söldnerhaufen waren im Lande zerstreut, theils in unnützem, ordnungslosem Kriegsgetümmel mit ihren und des Ordens Feinden, theils zu ihrem Unterhalte mit Rauben und Plündern beschäftigt, denn dies war meist das jammervolle Ziel aller ihrer Bestrebungen. Wie Noth und Armuth Bernhard's von Zinnenberg ganze Thätigkeit erdrückte, so stand auch Georg von Schlieben jetzt völlig unthätig, zornig und verdrossen da. In seinem Streite mit den Ermländischen Domherren wegen Eingriffe in ihr Besitzthum war es so weit gekommen, daß gegen ihn und alle seine Anhänger von Rom aus der Bann geschleudert wurde. Seitdem wagte er sich nicht mehr aus Allenstein heraus, „damit wir nicht, wie er selbst sagt, wenn Gott über uns geböte, als Hunde ins Feld begraben werden.“ Vergebens versuchte der Hochmeister eine Ausgleichung; die Domherren wiesen die Anerbietungen zurück, zumal da Schlieben sie beim Hochmeister des Meineides angeklagt hatte.

Der König von Polen sandte nun zwar im Sommer (1459) auf dringendes Ansuchen der Thorner und Danziger wieder einige Tausend Mann, die sich theils ins Kulmerland, theils nach Pommerellen bis in die Gegend von Konitz warfen; allein es geschah auch durch sie nichts von Bedeutung. Ihr weiteres Vordringen hemmte der Ordensspittler durch neue Unterhandlungen wegen eines Beifriedens. Größere Kriegskräfte aber konnte der König nicht aufbieten, denn auf einem Reichstage zu Petrikau verweigerten ihm die Reichsstände jede fernere Kriegs-

Hülfe und Beisteuer; die Polen waren es längst überdrüssig, für den Erwerb Preussens forthin Blut und Geld zu opfern. So verlief die Zeit unter einzelnen Kriegsereignissen ohne Plan und Zusammenhang, denn aus Mangel an Geld- und Kriegsmitteln konnte nichts nach einem festen Plane unternommen werden. Die Besatzung Marienburgs, lange Zeit selbst ohne einen Hauptmann, immer von Noth und Elend bedrängt, schlug sich fast täglich mit der Mannschaft des Schlosses herum ohne weitern Erfolg. Die Hauptleute und Rottmeister schrien fort und fort über Mangel und Noth; die in Marienwerder, Kulm, Lessen, Riesenburg und in vielen Städten Nieder- und Hinterlandes drohten schon, ihre Städte verlassen und dem Feinde Preis geben zu wollen, wenn man nicht für ihren Unterhalt sorge. „Er möge nicht glauben, schrieben die aus Tapiau dem Hochmeister, daß ihre Pferde Steine und Mauern fressen könnten."

Mittlerweile gelang es dem Orden, sich eines Feindes zu entledigen, der ihm lange mit Einfällen in sein Gebiet gedroht hatte. Er schloß mit den Herzogen Semovit und Konrad von Masovien einen sechsjährigen Beifrieden, dem auch die vornehmsten Söldnerhauptleute beitraten. Bald darauf kam auch zwischen dem Orden und Stibor von Baisen und mehren andern alten Bundeshäuptern ein Waffenstillstand auf zwei Monate zu Stande, den der Ordensspittler gerne bewilligte, um unterdeß Marienburg mit nöthiger Hülfe zu versehen, obgleich die großen Städte, mit jeder Verzögerung des Krieges unzufrieden, darüber murrten.

Diesen Beifrieden hatte der Gubernator Hans von Baisen schon nicht mehr mit abschließen können. Durch hohes Alter gebeugt, durch lange Krankheit entkräftet, durch das heillose Unglück des ganzen Landes entmuthigt und schon seit Jahren fast zu völliger Unthätigkeit niedergedrückt, war er am 9. November (1459) zu Marienburg gestorben. Hat auch keine Feder die letzten traurigen Tage seines mühevollen Lebens aufgezeichnet, so läßt sich doch vermuthen, daß er nur mit Kummer und Trauer auf das Schicksal des Landes, wie er es vor allen mit herbeigeführt, habe hinblicken können, da Alles um ihn her in wildester Verwirrung und Aufgelöstheit dastand. Lande und Städte erkoren alsbald, weil ein leitendes Haupt jetzt durchaus

nothwendig war, zum einstweiligen Stellvertreter Hansens Bruder Stibor von Baisen, bisherigen Woiwoden des Niederlandes, bis ihn der König als „Statthalter und Anwalt der Lande Preussen" bestätigte.

Alle aber, der Orden und die Söldnerhauptleute nicht minder, als der König und die großen Städte sehnten sich jetzt mehr als je nach Ruhe und Friede; jeder war des nutzlosen, jämmerlichen Kampfes müde, wie ihn seit Jahren Schwäche gegen Schwäche geführt hatte. Und mit dem Anfange des Jahres 1460 eröffnete sich von mehren Seiten her auch wirklich eine Aussicht zu einer friedlichen Ausgleichung. Der Papst Pius II., von seinem großen Plane eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Türken und zugleich auch von dem Wunsche beseelt, hiezu auch den König von Polen und den Deutschen Orden zur Beihülfe zu gewinnen, trat jetzt zwischen Beiden mit einem Worte der Sühne auf und erließ besonders an den König ein ernstes Ermahnungsschreiben, kündigte zugleich auch einen päpstlichen Legaten an, der das Friedenswerk vermitteln sollte. Um es zu fördern, hob er alsbald den von seinem Vorfahr wiederholten Bannfluch gegen die Verbündeten wieder auf. Der Legat knüpfte auch bald von Breslau aus Unterhandlungen an. Zu eben der Zeit erschienen zu Krakau auch Bevollmächtigte des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, um den König zu bewegen, diesen Fürsten als Schiedsrichter in dem Streite anzuerkennen und durch ihn auf einem angeordneten Verhandlungstage alle streitigen Verhältnisse wo möglich durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch beseitigen zu lassen. Allein so sehr sich auch der König nach Frieden sehnte, so wünschte er ihn weder durch die Vermittlung des Legaten, noch durch den Schiedsspruch des Erzherzogs; überhaupt nicht Willens, fremde Vermittlung in der Streitsache zuzulassen, wies er Beides unter allerlei Vorwänden zurück.

Nun warf sich aber im Frühling wieder eine bedeutende Heeresmacht, aus Danzigern, Thornern, Polnischem Kriegsvolk und einiger Hülfsmannschaft aus den andern Bundesstädten bestehend, vor Marienburg, sich rings umher durch Wälle, Basteien und Graben so stark als möglich verschanzend. Trotz aller Ermahnungen und Bemühungen des Ordensspittlers war für die stärkere Bemannung und bessere Versorgung der Stadt

mit Lebensmitteln wenig oder nichts geschehen. Erst kurz zuvor hatte der Meister, nachdem er auch damit lange gezögert, dem ritterlichen Hauptmann Ulrich von Trotzler die Vertheidigung der Stadt von neuem übertragen, den Bürgern zu allgemeiner Freude. Es war der Plan der Belagerer, die Stadt von allen Seiten einzuschließen, ihr alle Zufuhr abzuschneiden und sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, denn man hatte auskundschaftet, daß sie nur höchst nothdürftig mit Lebensmitteln versorgt sey. Und dieser Plan gelang mit jedem Tage mehr, denn dreihundert Wagen waren fort und fort in Bewegung zum Aufbau der Wälle und Pasteien, der Zäune und sonstiger Belagerungswerke rings umher. Um auch alle Verbindung zu Wasser abzuschneiden, besetzten die Belagerer das Ufer der Nogat mit Donnerbüchsen, ließen den Strom selbst verpfählen und bewaffnete Fahrzeuge ausrüsten, die an allen Orten Wache halten mußten. Auf dringendes Bitten des Hauptmanns Trotzler versuchte man zwar bald von Mewe bald von Stuhm aus, der Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu Hülfe zu kommen; bei der Wachsamkeit der Belagerer aber fiel meist Alles in ihre Hände. Die Besatzung der Stadt unter ihrem tapfern Hauptmann und die Bürgerschaft unter ihrem wackern Bürgermeister hatten vergebens alle Kräfte aufgeboten, den Fortgang der feindlichen Befestigungswerke zu verhindern und die Stadt gegen Aushungerung zu retten. Schon im April war die Noth so groß, daß man Brot aus Malz backen mußte; man griff schon zu dem verzweifelten Mittel, eine Anzahl von Frauen, Kindern und Mägden aus der Stadt zu entfernen, um den geringen Vorrath von Lebensmitteln mehr zu schonen. Der Feind aber trieb all dieses Volk wieder in die Stadt zurück.

Dreimal erschien auch der Hochmeister mit Mannschaft und reichlichem Vorrath in der Nähe der Stadt, um sie wo möglich zu entsetzen. Einmal aber warf ihn der übermächtige Feind im Kampfe zurück und zerstreute seinen ganzen Kriegshaufen. Als es ein andermal zum Angriff der feindlichen Pasteien kommen sollte, trat Georg von Schlieben unter den Hauptleuten als Sprecher für den angreifenden Heerhaufen mit einer übermäßigen Soldforderung hervor, die der Hochmeister unmöglich erfüllen konnte. Darüber entstand Zwist gerade im entscheidenden

Augenblick und die Unternehmung blieb abermals ohne Erfolg, und als darauf nach einigen Wochen auf die flehentlichsten Bitten der Bürger Marienburgs der Hochmeister zum drittenmal sich der Stadt mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf näherte, ward er, in der Nacht vom Feinde belauscht, plötzlich überfallen, sein Kriegsvolk zerstreut und der ganze Vorrath von den Danzigern erbeutet. Der Jammer über dieses wiederholte Unglück war in der Stadt unbeschreiblich. Die Hoffnung zur Rettung schien allen jetzt unmöglich, denn siebzehn Pasteien, alle stark mit Kriegsvolk besetzt, umringten bereits die Mauern. Mehre der vornehmsten Hauptleute, wie Georg von Schlieben, durch seinen ärgerlichen Streit mit den Ermländischen Domherren immer mehr erbittert, verweigerten jetzt trotz aller Aufforderungen des Hochmeisters alle fernere Beihülfe.

In Marienburg aber hatten Hungersnoth, Seuchen und das feindliche Schwert die getreue Bürgerschaft schon bis über die Hälfte hingerafft und doch wollte noch keiner sich zur Ergebung entschließen. Mehre Wochen noch hielt der brave Bürgermeister den Muth der Bürger aufrecht, stählte den Geist zum Wagen und zum Dulden, stärkte die sinkende Kraft immer wieder durch Wort und That. Die Schwere der Zeit hatte ihn noch nicht gebeugt; wie einst Heinrich von Plauen, so stand er noch da als Held in der Noth und noch mancher Tag ward durch ihn für den Orden theuer mit Blut bezahlt. Allein die Stunde der Entscheidung nahete endlich dennoch. Es war dem Feinde verrathen worden, daß die Stadtmauer an der Nogat auf einem großen Bogen ruhte, der leicht durchbrochen und zum Eingang in die Stadt benutzt werden konnte. Alsbald machten sich die Belagerer ans Werk. Zugleich versuchte auch die Schloßbesatzung durch einen unterirdischen Graben auf der andern Seite in die Stadt einzudringen. Alles war in ihr voll Angst und Schrecken, Alles in Verzweiflung, denn jetzt gab es keine Rettung mehr, es drohte der Stadt ein furchtbares Schicksal durch das hungrige Polenvolk. Da entschloß man sich unter Jammer und Angst endlich zur Ergebung und trat mit dem Feinde in Unterhandlungen. Am 6. August (1460) — denn so lange hatte die unglückliche Stadt geduldet — kam zwischen dem Gubernator Stibor von Baisen und dem Rathe und der Bürgerschaft

ein Vertrag zu Stande, der allen denen, die an der frühern Uebergabe der Stadt an den Orden nicht schuldig seyen, Sicherheit des Lebens und Eigenthums und allen Bürgern die Erhaltung und Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten von Seiten des Königes verbürgte, auch jedem, der Marienburg verlassen wollte, es frei stellte, sich mit Habe und Gut zu wenden, wohin er wolle.

So ging Marienburg, zwanzig Wochen schwer belagert, wieder in die Gewalt der Polen über. Die Milde der Bedingungen bewies, daß selbst beim Feinde die Tapferkeit der Bürgerschaft und ihre feste Anhänglichkeit an die alte Herrschaft Achtung und Anerkennung gefunden. Der Hauptmann Trotzler aber und die Besatzung hatten den Vertrag nicht mit abgeschlossen. Als daher die Belagerer am Tage darauf in die Stadt einzogen, ward Ersterer mit vierzehn seiner Kriegsleute, drei Ordensrittern und deren Knechten alsbald ergriffen und in den Kerker geworfen, wo sie jämmerlich starben. Den Bürgermeister Blume, der felsenfesten Muthes bis auf den letzten Tag in seiner Treue und Ergebenheit gegen die alte Landesherrschaft nie gewankt, ihre alle Opfer an Habe und Gut dargebracht, immer allen mit voller Thatkraft seiner Seele als Held in treuster Unterthanenpflicht vorgeleuchtet, — diesen letzten Helden Marienburgs ließ der Polnische Hauptmann Kosczelecz, der auf dem Schlosse befehligte, vor ein aus rachgierigen Feinden zusammengesetztes Gericht stellen, wo ihm als Verräther an der Sache des Königes über Leben und Eigenthum das Urtheil gesprochen ward. Schon am 8. August wurde er mit seinen zwei Kompanen enthauptet, sein Körper dann geviertheilt und der Rest seines Vermögens vom Könige dem Woiwoden von Pommerellen Otto von Machwitz zugewiesen.

Je schmerzlicher aber dem Orden Marienburgs Verlust war, um so mehr setzte man jetzt alle Kraft daran, Wehlau zur Ergebung zu zwingen, welches bisher immer noch als Feindin des Ordens den wiederholten Angriffen des Hochmeisters standhafte Gegenwehr geleistet hatte. Da die Erhaltung dieser festen Stadt im Niederlande von Wichtigkeit war, so hatten die Danziger, Elbinger und Braunsberger eine ansehnliche Streitschaar in Natangen und Ermland einfallen lassen, die durch Raub und Ver-

wüstung der reifenden Getreidefelder den Hochmeister zur Theilung seines Kriegsvolkes vor Wehlau zwingen sollte. Der Komthur von Balga indeß zersprengte und erschlug den größten Theil dieses Raubvolkes. Wie Königsberg, so boten auch die übrigen benachbarten Städte alle Kräfte auf, dem Meister vor Wehlau Verstärkung und andere Beihülfe zuzuführen; selbst die vornehmsten Söldnerhauptleute, an ihrer Spitze der lange trotzig und verdrossen dastehende Georg von Schlieben, hatten sich endlich einmal vereinigt und waren dem Lager vor Wehlau zugezogen. Dennoch dauerte die Belagerung bis in den Herbst hinein; erst nachdem die Belagerten lange vergebens auf die erbetene Beihülfe vom Könige und den großen Bundesstädten gewartet und es unter den Bürgern selbst in arger Zwietracht zu blutigen Händeln kam, mußte sich die Stadt dem Orden endlich ohne weiteres unterwerfen.

Fast überall war seitdem das Glück den Ordenswaffen günstig. Mehrmals stürmten die Söldnerhauptleute aus Konitz, Mewe und Neuenburg bis unter die Mauern von Danzig, schnitten der Stadt das Wasser ab, nahmen in einem Gefecht mehre Rathsherren gefangen, die mit bedeutenden Geldsummen wieder ausgelöst werden mußten, und bemächtigten sich dann auch der von den Danzigern besetzten Stadt Lauenburg. Bald darauf brach Bernhard von Zinnenberg mit neuem, aus Deutschland herbeigeführten Kriegsvolke ins Kulmerland ein, erstürmte die Stadt Golub, auf deren Schloß sich damals der Böhme Ulrich Czirwenka gegen den Feind behauptete, worauf auch Bartenstein und mehre andere Städte im Hinterlande sich von neuem der Herrschaft des Ordens ergaben. So faßte man im Orden von Tag zu Tag mehr Hoffnung, das Land vielleicht bald wieder ganz besitzen zu können. Dazu kam, daß nicht weniger als zwanzig feindliche Hauptleute und Rottenführer zu Preuss. Holland, Liebstadt und Wormditt mit dem Orden und dessen Söldnerhauptleuten einen förmlichen Frieden schlossen, weil Lande und Städte auf des Königes Seite nicht im Stande waren, ihnen ihre Soldschuld zu bezahlen. Der König sandte nun zwar im Herbst des Jahres 1460 eine neue Kriegshülfe, um Danzig zu unterstützen; allein er hatte nur achthundert Mann zusammenbringen können, die mit den Bundesöldnern verbunden das matte Kriegsspiel

ohne Plan und Zusammenhang fortsetzten, bald hier, bald dort mit Raubfehden und nutzlosen Raufereien beschäftigt. Durch einen listigen Ueberfall bemächtigten sie sich Marienwerders, plünderten dort Alles aus und legten den größten Theil der Stadt in Asche.

So artete der Krieg immer mehr in bloße verrätherische Ueberfälle, räuberische Streifzüge und allerlei arglistige Anschläge zu Brand und Verheerung aus. Das Polnische und bündische Kriegsvolk kannte kaum noch eine andere Art der Kriegsführung, und Noth und Hunger zwangen auch die Ordenskrieger zu gleichem Mißbrauch ihrer Waffen. Selbst das Bauernvolk mußte, um sich der Räubereien und Mißhandlungen der zuchtlosen Kriegsrotten zu erwehren, häufig zu bäuerlichen Waffen, Sensen, Dreschflegeln und Gabeln greifen. So bietet sich in diesem jämmerlichen Kriegsgetümmel der Geschichte fast keine einzige That von Wichtigkeit mehr dar, denn daß es der Chronist der Aufzeichnung schon werth fand, wenn es die Polnischen Heerhaufen um Oliva versuchten, eine Schweineheerde einzufangen oder einige Fischerhäuser niederzubrennen, beweist genug, wie gemein und erbärmlich der ganze Charakter des Krieges war.

Seit Jahren war Alles, was Ordnung und Gesetz hieß, im ganzen Lande niedergetreten. Der Orden stand ohne Zucht und Sitte da; überall wie bei den Söldnerhaufen, so bei den Unterthanen in Städten und auf dem Lande, und nicht minder auch in den Ordenskonventen dieselbe Verwilderung und Zuchtlosigkeit. Das Ansehen des Hochmeisters konnte kaum noch tiefer sinken; daher ist auch von seiner Thätigkeit für Zucht und Ordnung oder überhaupt für die innere Landesverwaltung nicht die mindeste Spur vorhanden. Nur wo Noth ihn drängte oder Vortheil lockte, trat er zuweilen thätig auf; forderte er z. B. die Kämmerer in Samland zur Abhaltung der gewöhnlichen Richttage auf, so geschah es vorzüglich nur, um sie dabei an pünktlichere Einziehung der rückständigen Zinsen und sonstigen Abgaben zu ermahnen. An Sicherheit auf den Landstraßen war unter dem wilden Kriegsgetümmel gar nicht mehr zu denken; ohne sichere Geleitsbriefe wagte sich niemand aus den Mauern einer Stadt und auch diese schützten oft wenig oder nicht. Dabei Hunger und Noth in allen Gestalten wie in der Hütte des Land-

mannes und in dem Hause des Bürgers, so in den Schlössern des Ordens.

Nicht minder traurig war die Lage der Bisthümer. Im Kulmischen standen ganze Dörfer entvölkert, die Felder Meilenweit verwüstet und verwildert da. „So weit das Auge sehen kann, sagt ein Zeitgenosse, ist kein Baum und kein Gesträuch, an dem man eine Kuh festbinden kann.“ An Entrichten der üblichen Abgaben war in Städten und Dörfern fast gar nicht mehr zu denken und Gewaltmaaßregeln konnte und durfte man häufig gegen die Säumigen nicht anwenden. Fast noch trauriger sah es im Bisthum Pomesanien aus, welches Jahre lang am häufigsten der Schauplatz des Krieges gewesen; auch hier lagen ganze Feldfluren wie Wüsten da, Dörfer und Städte von den Söldnern ausgehungert, verwüstet oder völlig niedergebrannt. Der Bischof lebte in der allerdrückendsten Noth; selbst seine eigenen Diener verließen ihn, weil er sie nicht einmal sättigen konnte. Klagte er doch, er müsse oft sich mit einer bloßen Grützsuppe oder höchstens einem Gericht Fische begnügen. Sein Schloß zu Riesenburg konnte kaum noch unterhalten werden, so daß der alte Mann nicht wußte, wohin er sich in seiner schrecklichen Armuth wenden sollte. Der Bischof von Samland war zwar von Kriegsstürmen meist verschont geblieben, hatte aber wiederholt fast alle seine Einkünfte zur Unterstützung für den Hochmeister hinopfern müssen. Der eben erst erwählte Bischof von Ermland endlich, Paul von Logendorf, hatte eigentlich weder Haus noch Heerd, denn alle seine Städte waren von Söldnerhauptleuten besetzt, während das Land umher von ihren Rotten aufs schrecklichste geplündert, gebrandschatzt und die Bewohner oft bis zum Tode gemißhandelt wurden.

Und noch leuchtete keine Hoffnung zu einem baldigen Ende dieses wilden Kriegsgetümmels; es zog sich auch ins Jahr 1461 hinein und blieb, was es schon seit Jahren gewesen. Ohne Plan und Ordnung schlugen sich Söldner mit Söldnern und Städte mit Städten herum, nur um sich gegenseitig Gefangene abzugewinnen oder unter Mord und Brand zu plündern und zu rauben. Wie Georg von Schlieben in Freundes Land wie ein Feind brandschatzte, so auch andere; man wußte kaum mehr, wer Freund, wer Feind sey. Man raubte und wurde beraubt

und jeder hielt sich Alles erlaubt. Während die Danziger sich mit Elbingern und Braunsbergern zusammenschaarten, um Samland auszuplündern und sich wo möglich Königsbergs zu bemächtigen, stürmten die Ordenssöldner bis unter die Mauern von Danzig vor, brannten mehre Dörfer nieder, selbst einen Theil der Vorstadt und zogen dann unangefochten mit ihrem Raube davon. Unter solchem jämmerlichen Kriegsgetreibe ging die Hälfte des Jahres hin, ohne daß die Zeit auch nur eine einzige Unternehmung von einiger Wichtigkeit aufweist. Selbst gegen das zartere Geschlecht kannte man keine Schonung mehr. Eine Anzahl Frauen und Jungfrauen, um Ablaß aus Danzig zum Karmeliter-Kloster wallfahrend, ward von einer Rotte raublustiger Reisige überfallen, ihrer Kleider beraubt und zum Theil sogar gezwungen, als Gefangene die Rosse ihrer Räuber zu besteigen; kaum daß die nacheilende Mannschaft aus Danzig sie noch rettete.

Nun kam zwar im August, als eben der Ordensspittler mit seinem Kriegsvolke Mohrungen belagerte und es durch Hunger endlich zur Ergebung zwang, der König von Polen mit einem neuen Kriegsheere gegen die Gränze heran und warf sich, nicht wie man befürchtet, ins Kulmerland, sondern nach Pommerellen. Aber wie er planlos gekommen war, so zog er nach einigen Monaten fast ganz erfolglos wieder nach Polen zurück, nachdem er nutzlos eine Zeitlang vor Konitz gelegen und die Gegend umher ausgehungert und ausgeplündert. Darüber ging Braunsberg für den König verloren, denn aus Mißmuth und Unzufriedenheit überfielen und überwältigten dort die Bürger die hungrige Polnische Besatzung; viele von dieser wurden erschlagen, ersäuft und was übrig blieb, gefangen in die Thürme geworfen. Die Stadt untergab sich nun wieder ihrem Bischofe. Dagegen mißlang ein Versuch, auch Frauenburg von seiner Böhmischen Besatzung zu befreien.

Der nutzlose Kriegszug des Königes aber und seine gänzliche Unthätigkeit für Preussen hatten überall, besonders in den Bundesstädten wieder die größte Unzufriedenheit angeregt. Schon auf seiner Rückkehr aus Pommerellen war ihm eine Gesandtschaft der Lande und Städte, an ihrer Spitze Stibor von Baisen, nach Bromberg nachgezogen, ihm dort vorstellend, wie sehr

das Volk über die Erfolglosigkeit seines Kriegszuges und seine unverhofft schnelle Rückkehr erschrocken sey und welche Gefahren deshalb drohten. „Ihr habt uns, sprachen sie, oft zugesagt, ihr würdet uns nicht verlassen und unser gnädiger Herr seyn, aber wir finden das in der That wenig; wir sind viel mit Worten vertröstet, allein die Werke haben sich nicht also erfolgt. Nachdem wir schon gutlos sind, so sorget dafür, daß wir nicht auch leiblos werden; wo nicht, so müssen wir es allgemein klagen, wie jämmerlich wir von euch und eueren Räthen verleitet worden sind. Wir haben euch oft schon geklagt, Marienburg in seiner jetzigen Gefahr werde viel zu gering geachtet, gleich als wäre es mit Würfeln gewonnen. Es steht täglich zu besorgen, daß es den Feinden in die Hände falle." Der König suchte die Unzufriedenen auf alle Weise zu begütigen, entschuldigte seinen Rückzug mit der Ungunst der Witterung, ermahnte an fernere Treue und Ergebenheit, erinnerte daran, welche Opfer an Geld und Blut er schon acht Jahre lang für Lande und Städte dargebracht, verhieß aufs baldigste neue Kriegsmannschaft und vertröstete sie endlich auf einen bereits beschlossenen Landtag, wo er Alles aufbieten werde, um Geld und Kriegsvolk zu ihrer Rettung zusammenzubringen.

Der König schrieb nach einiger Zeit die verheißene Tagfahrt nach Elbing auch wirklich aus, um die unzufriedene Stimmung in Preussen so viel als möglich zu beschwichtigen. Allein es kam dort bloß die Sache des Bischofs von Ermland und die Frage wegen der in Braunsberg gefangenen Polen zur Sprache. Man ließ es nicht an allerlei Vorstellungen, Versicherungen und Verlockungen fehlen, um den Bischof auf des Königes Seite zu ziehen und ihn zu bewegen, die Gefangenen frei zu geben. Man vereinigte sich auch endlich nach langen Verhandlungen in dem Abschlusse eines Beifriedens bis zu Fastnacht nächstes Jahres, binnen welchem man den König zu bewegen suchen wollte, dem Bischofe gegen Auslieferung der Gefangenen die von Böhmen und Polen besetzte Kirche zu Frauenburg einräumen zu lassen. Wegen der Beihülfe des Königes dagegen ward auf der Tagfahrt nichts beschlossen und doch war diese jetzt dringend nothwendig, denn das für die Verbündeten wichtige Strasburg war von den Ordensföldnern stark belagert,

die Weichsel-Schifffahrt von der Besatzung zu Mewe gehemmt, und Danzig noch fort und fort von allen Seiten her von Feinden belästigt, so daß dort Gefechte auf Gefechte folgten.

Nun sandte zwar der König auf abermaliges dringendes Bitten einer zweiten Gesandtschaft der Lande und Städte im Anfange des Jahres 1462 einen Streithaufen von einigen tausend Mann ins Kulmerland; allein sein Feldherr Peter Dunin wagte es nicht einmal, das Ordensvolk vor Strasburg anzugreifen. Die Besatzung sah sich daher nach mehrmonatlicher Belagerung endlich durch Hunger und Mühsal aller Art zur Uebergabe gezwungen, für die Verbündeten ein schmerzlicher Verlust. Die Polen drangen darauf bis Kulm vor, jedoch abermals ohne Erfolg, denn es fehlte auch jetzt wieder an kräftigem Zusammenwirken. Die Thorner konnten oder wollten nicht einmal die Burg Schwez gehörig besetzen. Die Danziger erboten sich nur zu einer Hülfe von zwanzig Mann, so daß man genöthigt war, einen Theil der Burg abzubrechen. Die Kräfte Danzigs waren eben durch eine bedeutende Niederlage bei einem Einfalle in den Putziger Winkel durch den Hauptmann Balthasar von Dohna sehr geschwächt.

Eine Friedensverhandlung, die mittlerweile der Papst zwischen dem Könige und dem Hochmeister eingeleitet und wobei der König Georg von Böhmen die schiedsrichterliche Entscheidung übernehmen sollte, brachte bei dem gegenseitigen Mißtrauen keinen weitern Erfolg. Inzwischen hatte in Preussen das elende Getreibe von Raubfehden und Plünderungszügen seinen Fortgang bis in den Sommer des Jahres 1462 hinein; heute raubte man eine Viehheerde, morgen eine Anzahl Menschen; bald stürmte das Ordensvolk nach Polen und plünderte einige zwanzig Dörfer aus, bald brach des Königes Volk ins Kulmerland herein, um die Getreidefelder in Brand zu stecken; selbst der König schien im Sommer dieses Jahres mit einem Heerhaufen nicht sowohl zum Kriege, als vielmehr nur dazu gekommen zu seyn, vor den feindlichen Städten und Schlössern die reifenden Saatfelder niederzubrennen oder sonst zu vernichten, denn nicht einmal die Burg Althaus konnte von ihm gewonnen werden.

Nun warf sich aber der Polnische Hauptmann Jon Schalski, da ihm sein Angriff auf Braunsberg durch die standhafte Gegenwehr der Bürgerschaft und Besatzung vereitelt war, im Spätsommer mit seinem Streithaufen von zwölfhundert Mann geharnischten Doppeltsöldnern, Reisigen und Fußvolk nach Pommern, wo sich jetzt wichtigere Ereignisse vorbereiteten. Dort durch einen Theil der Besatzungen von Danzig und Dirschau, durch den vierten Theil der wehrhaften Bürgerschaft der erstern Stadt und selbst durch Herbeiziehung der Kohlenbrenner aus den nahen Wäldern in seiner Streitmacht bis zu dreitausend Mann verstärkt, schlug er am 14. September beim Dorfe Schwetzin, westwärts von Putzig, eine Meile vom Kloster Zarnowitz, ein Lager, rings von einer Wagenburg und von Schanzen und Graben umgeben. Unerwartet brach schon am andern Tage eine bedeutende Streitmacht des Ordens, geführt von den Hauptleuten Fritz von Raueneck, Kaspar von Nostitz, Kaspar von Warnsdorf u. a. mit einer Wagenburg in Schlachtordnung hervor, dem Feinde an Macht weit überlegen, an schwerer Reiterei fast doppelt so stark. Kampflustig verkündete Kaspar von Nostitz den Seinen: wer von seinen Kriegern nur einen Fuß breit rückwärts weiche, solle dem Könige von Polen als leibeigener Knecht überliefert werden.

Die Schlacht begann sogleich im ersten Ansturm in so wilder Kampflust und mit solcher Heftigkeit, daß beiderseits die Spieße zerbrochen in die Luft sprangen. Schon nach kurzem Kampfe ward die schwere Reiterei des Ordens durchbrochen, wich zurück, sammelte und ermannte sich wieder, stürmte von neuem in den Feind ein, unterstützt vom Fußvolke, das nun ebenfalls zum Kampfe kam. Mehre Stunden schwankte der Sieg; erst spät am Abend kam der Kampf zur Entscheidung. Die Polen schrieben sie dem kühnen Krieger Paul Jassienski zu, der mit seinem Schilde bedeckt, in die feindlichen Lanzen hineinsprengend, die Ordnung des Feindes verwirrt und so dessen Flucht veranlaßt haben soll. Gewisser ist, daß frisches, in den Kampf geführtes Polnisches Reitervolk in einem dritten Angriff die ermüdeten Ordenssöldner endlich fast ganz umzingelte und den Sieg entschied. Der tapfere Hauptmann Fritz von Raueneck ward mit dritthalbhundert der Seinigen, die um ihn kämpf-

ten, erschlagen. Unter den Fliehenden soll Kaspar von Nostitz einer der ersten gewesen seyn. Die Niederlage des Ordensvolkes war schrecklich, seit der Schlacht bei Konitz keine so blutig, wie diese. Zwölfhundert, nach andern mehr als zweitausend Leichen, darunter die größte Zahl vom Ordensvolke, bedeckten die blutige Wahlstatt; ein Theil der schweren Reiterei kam überdieß in nahen Sümpfen um. Die Danziger betrauerten vor allen ihren Hauptmann Johann Meideburg.

Noch trauriger als die Verluste in der Schlacht waren für den Orden ihre Folgen. Bei der schrecklichen Bedrängniß in seinen Finanzen schien es ganz unmöglich, die verlorenen Kriegskräfte irgendwoher wieder zu ersetzen. Im Lande selbst, wo man überall nur Trauerscenen des Elends, des Hungers und bettelhafter Armuth begegnete, war dazu nicht die geringste Aussicht. Livland war von Rußland her mit Krieg bedroht und in Deutschland schien man sich um den Orden, den man fast schon für verloren gab, gar nicht mehr zu bekümmern. Die Feinde aber benutzten sofort nach der Schlacht des Ordens Schwäche und Entmuthigung und es folgte für ihn nun Unglück auf Unglück. Es gelang dem Böhmen-Hauptmann Ulrich Czirwenka sich des Schlosses Golub wieder zu bemächtigen; die ganze Besatzung ward erschlagen und gefangen. Dagegen entliefen Bernhard'n von Zinnenberg in Kulm seine Kriegsleute mit jedem Tage in größerer Zahl, denn wie zum Orden, so war auch zu ihm alles Vertrauen entschwunden. Seeburg ward von den Kriegsleuten aus Passenheim ausgeplündert und niedergebrannt. Im Kulmerlande schwärmte der erwähnte Böhmen-Hauptmann mit seinen Kriegsgesellen unter Raub und Brand weit und breit umher; ebenso hausten die Ordenssöldner aus Stargard in der Nähe von Danzig; Viehraub und Niederbrennen von Dörfern war fast überall das einzige Kriegsgeschäft.

Und diese jammervolle Zeit hatte auch im Jahre 1463 noch keineswegs ihr Ende erreicht. Zwar leitete der päpstliche Legat Hieronymus Erzbischof von Kreta, der sich selbst zum Hochmeister nach Königsberg begab, friedliche Verhandlungen ein; allein auf dem im Mai aufgenommenen Verhandlungstage zu Brzesc zerschlug sich alle Hoffnung zum Frieden an der Erklärung der Ordensbevollmächtigten, daß der Orden sich nur dann

zum Frieden verstehen könne, wenn der König Alles, was er dem Orden in frevelhafter Weise entrissen, wieder einräumen werde, denn alsdann erst wolle der Hochmeister sich über etwanige Ansprüche, die der König etwa zu haben meine, vor dem Papste oder dessen Legaten dem Rechte gemäß mit ihm ausgleichen.

Währenddeß war Danzig abermals von einem Aufruhr bedroht worden. Es hatte sich wieder eine Anzahl leichtverkäuflicher Menschen, besonders unter den Handwerkern, zu dem verrätherischen Plane vereinigt, die Stadt in die Hände des Ordens zu bringen. Mit ihrer Beihülfe hatte sich nicht bloß schon eine Anzahl von Ordensknechten in die Stadt eingeschlichen, um als Matrosen und Sackträger verkleidet den Verschworenen Beistand zu leisten und dem Hochmeister die Thore zu öffnen, sondern es war auch bereits eine zahlreiche Liste derer aus dem Rathe und der Bürgerschaft angefertigt, die man der Volkswuth zu Opfern übergeben wollte. Funfzig Rathsherren und Bürger sollten ermordet und die Häuser der Reichsten geplündert werden. An der Verschworenen Spitze stand ein Seifensieder Gregor Koch, ein höchstverwegener Mensch, ihm zur Seite ein junger Rechtsgelehrter, der unlängst von der hohen Schule aus Welschland heimgekehrt, auf diesem Wege sein Glück zu machen hoffte. Am Abend aber vor dem zur Ausführung bestimmten Tage entdeckte einer der Verschworenen, von Gewissensbissen gequält, dem Bürgermeister den ganzen verrätherischen Plan. Drei und zwanzig der Mitschuldigen büßten mit dem Leben. Die Ordensknechte wurden eingefangen, enthauptet, ersäuft oder an die Schiffe der Danziger angeschmiedet.

Danzigs Haß gegen den Orden war dadurch von neuem entflammt. Um so mehr bot es nun alle Kräfte auf, um auch Mewe dem Orden zu entreißen, denn von da aus war seit Jahren die Weichsel-Schifffahrt zum großen Nachtheil Danzigs durch fortwährende Angriffe und Ausfälle bald ganz gehemmt, bald wenigstens sehr belästigt worden. Schloß und Stadt wurden alsbald von starken Heerhaufen umlagert und, um sie auszuhungern, rings mit Schanzen und Graben eingeschlossen, zur Wasserseite der Strom mit Schiffen stark besetzt. Die Besatzung aber vertheidigte ihre Mauern mit der rühmlichsten Tapferkeit, festvertrauend auf des Hochmeisters Beihülfe, der, wie man

glaubte, die für ihn so wichtige Stadt unmöglich Preis geben werde. Dieser brachte auch wirklich in Eile eine ansehnliche Streitmacht aus Samland, Natangen und den Hinterlanden zusammen und sandte sie theils zu Lande, theils zu Schiffe den Belagerten zu Hülfe. Die Danziger aber, hievon benachrichtigt, griffen mit einer Anzahl bewaffneter Schiffe auf dem Haff die des Ordens, vier und zwanzig an der Zahl, unerwartet an; es kam zum förmlichen Seegefecht, worin das im Seewesen unerfahrene und ungeübte Ordensvolk unterliegen mußte, denn über 1700 Mann wurden erschlagen, die übrigen gefangen, viele verschlangen die Wellen und sämmtliche Schiffe und Fahrzeuge nebst zahlreichem Geschütz und Kriegsgeräth fielen den Siegern in die Hände, für den Orden ein schrecklicher Verlust. Nun war aber auch das zu Lande bei Neuenburg glücklich angekommene Kriegsvolk, an dessen Spitze der Ordensspittler und Bernhard von Zinnenberg standen, bei weitem nicht mehr stark genug, um dem Feinde den Kampf zu bieten, zumal da dreihundert Mann, die der Ordensspittler vorausgesandt, fast sämmtlich von den Bauern im großen Werder erschlagen wurden. Muthlos zog sich der noch übrige Haufe nach Stargard und zerstreute sich dort wieder. So waren hier abermals die kostbarsten Kräfte geopfert ohne den mindesten Erfolg für die Rettung Mewe's.

So stürmte fort und fort ein Unglück nach dem andern auf den Orden ein. Auch dem Ordensspittler schien kein Unternehmen mehr gelingen zu wollen, denn wenn es ihm bald darauf auch glückte, durch Einverständniß mit mehren Bürgern sich der Stadt Preussisch-Holland zu bemächtigen, so mußte er, als die Besatzung des Schlosses neue Verstärkung erhielt, nicht lange nachher den Besitz der Stadt wieder aufgeben. Im Wechsel mit diesen Kriegsereignissen erfolgten im Herbst (1463) wieder einige Friedensversuche, die theils von neuem durch den bereits erwähnten päpstlichen Legaten, theils durch ein Anerbieten Lübecks zur Vermittlung beim Hochmeister veranlaßt wurden. Allein sie hatten keinen Erfolg. So erbärmlich war die Zeit, daß man weder Kraft aufbot zu einem ernsten, gerechten Kriege, noch auch feste Entschlüsse fassen konnte, um den schweren Drangsalen des Landes endlich durch einen Frieden ein Ziel zu

setzen. Der König von Polen hielt in allen Verhandlungen unerbittlich an seiner Beute fest. In den Bundesstädten ließ Haß und Ingrim gegen den Orden keine ruhige Besonnenheit mehr zu. Der Orden beharrte noch fort und fort streng an seinem alten Rechte. Alle sahen darüber das ganze Land dem gräßlichsten Elend Preis gegeben und noch war keine Aussicht, wann und wie dieser schreckliche Zustand enden werde.

Kein Wunder also, wenn nun schon mehr und mehr auch in den treusten Freunden des Ordens alle Hoffnung erlosch. Gegen Ende des Jahres 1463 gaben schon die meisten Hofleute diesseits und jenseits der Weichsel ihre bisher besetzten Schlösser auf und ließen sie wüste und leer und fast gänzlich unbemannt stehen. Da that auch Bernhard von Zinnenberg, der alte, unerschütterliche Freund des Ordens, den verzweiflungsvollen Schritt, den er längst dem Hochmeister in seiner trostlosen Lage als unvermeidlich vorgestellt; er schloß am 13. December (1463) zu Nessau mit dem Könige von Polen und den Herzogen von Masovien und Stolpe einen Waffenstillstand bis zu Ende des Krieges. Er versprach darin: er wolle von seinen, ihm zum Pfande für seinen Sold eingeräumten Schlössern Kulm, Althaus und Strasburg dem Orden keine weitere Hülfe leisten, auch den Hochmeister oder einen der Seinen in keins derselben einlassen, noch auch von jenem oder irgend einem andern eine Geldsumme oder Sold zur Auslösung der Schlösser annehmen. Der König verhieß dagegen, ihn nach geschlossenem Frieden als Herr des Landes im ruhigen Besitz der Schlösser zu lassen; nur die Bewohner der umliegenden Gegenden sollten dem Könige Huldigung leisten.

Da erfolgte für den Hochmeister ein neuer Schlag. Eben im Anfange des Jahres 1464 im Niederlande beschäftigt, durch ein allgemeines Aufgebot zur Rettung von Mewe eine neue Streitmacht aufzubringen, erhielt er die traurige Botschaft, Stadt und Schloß hätten sich „Hungers und Kummers halben" ergeben müssen. Dem Kriegsvolke war freier Abzug, den Bürgern Schutz und völlige Sicherheit im Vertrage zugesagt; dennoch ließ der Polnische Befehlshaber der Stadt Poskarski unter dem Vorwande einer Verrätherei siebzehn der vornehmsten Bürger gefangen setzen und einige sogar hinrichten, Alles nur

um sich ihres reichen Vermögens zu bemächtigen. Dafür war die Absetzung des habgierigen Befehlshabers die einzige, ihm vom Könige zuerkannte Strafe.

Nun war Neuenburg noch die einzige Stadt, gleichsam die einzige Pforte, die dem Orden noch eine Verbindung mit Pommerellen und durch dieses mit Deutschland möglich machte. Es war daher von größter Wichtigkeit, diese Stadt in den Händen zu behalten. Da bald neues Kriegsvolk aus Livland anlangte, so beschloß der Hochmeister, dieses mit Beihülfe der Söldnerhauptleute vor allem zur Rettung Neuenburgs zu benutzen und berief deshalb die letztern zu einem Kriegsrathe nach Königsberg. Hier aber traten sie ihm nicht nur mit schweren Klagen über den drückenden Mangel und die Armuth, die sie zum großen Theil acht bis zehn Jahre lang hätten ertragen müssen, sondern auch mit dem Verlangen entgegen: der Meister solle vor allem mit ihnen über ihren Sold und Schaden Abrechnung halten und sie in ihren Forderungen befriedigen, weil sie in solcher drückenden Noth nicht länger im Lande bleiben könnten; nur dann erst ständen sie dem Orden zu fernerem Dienst bereit. Es war unmöglich, die Forderung der Hauptleute auf der Stelle zu erfüllen. Der Hochmeister sandte eiligst an den Meister von Livland und bat inständigst und flehentlich nur noch für dieses Jahr um Geld und Mannschaft, versichernd, der Krieg müsse noch in diesem Jahre ein Ende nehmen, denn der Feind sey dessen eben so müde als der Orden, dieser aber ohne die Hauptleute völlig außer Stande, dem Könige von Polen mit einiger Kraft entgegen zu treten. Bevor indeß der Hochmeister noch Antwort erhielt, erließen die Hauptleute in mehren Gegenden Ausschreiben an zehn bis zwanzig Dorfschaften mit der drohenden Forderung, ihnen bis zu einer bestimmten Zeit gewisse vorgeschriebene Leistungen zu erfüllen, wo nicht, so werde man die Orte ohne Erbarmen mit Brandschatzung, Gefangenschaft und Feuer und Schwert heimsuchen. In Todesangst mußte das Landvolk geben, was es noch irgend hatte; ganze Dörfer wurden bettelarm. Wagte es doch schon ein unbezahlter Söldnerhaufe, auf seine eigene Hand Friedland zu erstürmen, die Stadt rein auszuplündern und sie dann in Brand zu stecken.

Da aber der Orden unter diesen Verhältnissen nicht einmal im Stande war, die Stadt Allenstein gegen den Polnischen Hauptmann Jon Schalski zu behaupten, so trat nun auch der Bischof Paul von Ermland mit den Polen in Unterhandlungen; man kam bald über gewisse Friedensbestimmungen überein, die dem Könige vorgelegt und von ihm genehmigt wurden. Der Bischof unterwarf sich in ihnen der Oberherrschaft Polens und eröffnete somit seinem Bisthum wenigstens die Aussicht zu einiger Ruhe und Erholung. Nicht so glücklich war das verarmte Bisthum Pomesanien; es stand seit dem October (1463), da der Bischof Kaspar in Jammer und Elend gestorben war, noch immer ohne Haupt da, denn keiner von den Domherren mochte den ärmlichen Bischofsstab in die Hand nehmen.

Bald darauf begannen neue Friedensverhandlungen zu Thorn, wo Sendboten aus Lübeck, Rostock, Wismar und Lüneburg, an ihrer Spitze der Bischof Arnold von Lübeck, und selbst auch Botschafter des Königes von Dänemark am Johannis-Tage mit den Bevollmächtigten des Königes von Polen und des Ordens zusammenkamen, um im Auftrage der Hansestädte alle Mittel anzuwenden, dem für den ganzen nordischen Handel so höchst verderblichen Kriege wo möglich ein Ziel zu setzen. Allein man begann das Friedenswerk wieder in alter Art und Weise. Nachdem man sich zuerst Tage lang voll gegenseitigen Mißtrauens über allerlei unwesentliche Dinge gestritten hatte, hoben die Polnischen Bevollmächtigten die Nachweisung der königlichen Rechte auf Kulmerland, Michelau und Pommerellen sogar von ihrem alten Stammältesten Lech an und suchten durch Gründe aller Art, selbst durch Polnische Namen von Burgen, Städten und Dörfern ihre Ansprüche auf diese Lande zu vertheidigen. Von diesen Landen aber, erklärten sie am Schlusse, gedächten sie sich mitnichten zu trennen, sondern ewiglich Leib und Gut bei ihnen zu lassen. Die Ordensbevollmächtigten dagegen begannen, wie es scheint, nicht ohne Spott ihre Gegenrede von Adams Zeiten und widerlegten die Behauptungen der Polen, in denen sich deren geschichtlichen Kenntnisse eben nicht im besten Lichte zeigten, aufs bündigste Schritt vor Schritt. So brachte man mit nutzlosen Verhandlungen viele Tage hin. Alle Bemühungen der erwähnten Friedensvermittler, die Ansprüche der Parteien zu ermäßigen und

durch Vorschläge eine Ausgleichung zu bewirken, blieben ohne Erfolg. Da traten endlich die Polen mit der Forderung auf: „Der Orden muß uns die ganze Pommerische Seite und die Städte Marienburg, Danzig, Elbing und Thorn nebst ihren Gebieten abtreten, dann wollen wir ihm Samland und die Gebiete Balga und Brandenburg überlassen und wegen des Uebrigen weiter mit ihm verhandeln.“ „Darauf ist gar nicht zu antworten, entgegnete der Ordensspittler, denn unter Thorn verstehen sie ganz Kulmerland und Michelau, unter Marienburg den ganzen Werder u. s. w. Das kann nimmermehr geschehen, denn wir könnten es vor Gott und unserem Obersten nicht verantworten; eher wollen wir alle sterben, als daß wir gedenken, solches einzugehen. Jedoch wir wollen uns demüthigen, den König von Polen zu unseres Ordens Beschirmer annehmen, ihm jährlich eine Summe Geldes zahlen oder zu allen seinen redlichen Kriegen Dienste leisten und ihm überdieß die Stadt Thorn und das ganze Kulmer- und Michelauerland einräumen, wenn uns dafür alle unsere übrigen Lande und Leute gelassen werden.“ Da indeß die Polen auch dieses Erbieten zurückwiesen und nicht nur bei ihren Forderungen beharrten, sondern überdieß auch noch den Besitz von Neidenburg, Passenheim und Preussisch-Holland verlangten, so brachen die Ordensgesandten nun alle Unterhandlungen ab und es mißglückten auch die letzten Versuche der Friedensvermittler, einen erfreulichern Erfolg des Verhandlungstages herbeizuführen.

Mittlerweile setzten die Danziger und Elbinger ihre Streifereien zu Wasser und Land fort; bald erschienen jene zum Raube an der Samländischen Küste oder vor Memel, um sich der Stadt durch erkaufte Verräther zu bemächtigen, bald wagten sich die Elbinger, mit Polnischem Kriegsvolke aus Frauenburg verbunden, bis vor Königsberg und brannten hier die Speicher ab. Die Hauptunternehmung aber, an die man jetzt alle Kraft setzte, war die Belagerung Neuenburgs. Hauptmann war dort Albrecht Voith, seine Mannschaft ziemlich stark und Anfangs gegen den Feind bei Ausfällen auch meist siegreich. Bald indeß ward das Heer der Belagerer so bedeutend verstärkt, daß keine Ausfälle mehr möglich und die Besatzung nur auf ihre Mauern beschränkt war. Vom Hochmeister aber konnte nichts für Neuenburgs Entsatz geschehen, denn er bedurfte aller seiner Kriegskräfte,

um die von allen Seiten bedrohten Nieder- und Hinterlande, Memel und Samland gegen die oft einstürmenden Feinde zu vertheidigen und zu schützen. Eben so wenig vermochte der Ordensspittler, der selbst in größter Noth war, die Belagerten mit den nöthigen Lebens- und Kriegsbedürfnissen zu versorgen, obgleich der Mangel an beiden in der Stadt mit jedem Tage drückender ward. Dennoch vertheidigte sich die Besatzung bis in den Anfang des J. 1465 fort und fort mit der rühmlichsten Tapferkeit. Da brach endlich gräßlicher Hunger und Mangel an allen Bedürfnissen allen Muth und alle Kraft; es war alle Hoffnung der Errettung verschwunden und so mußte nun auch Neuenburg — für den Orden ein schrecklicher Verlust — auf die Bedingung eines freien Abzuges der Besatzung mit aller ihrer Habe dem Feinde übergeben werden.

Der Verlust dieses höchst wichtigen Haltpunktes, der nun alle Verbindung mit Deutschland abschnitt, die fortwährenden stürmischen Forderungen und Klagen der Söldnerhauptleute von Konitz an bis in die Hinter- und Niederlande, der Trotz, mit dem schon viele allen fernern Dienst versagten und täglich neue trostlose Ereignisse, Abfall, Verrätherei und wankende Treue der bisher dem Orden ergebenen Städte, das Alles überzeugte endlich den Hochmeister und seine Gebietiger, daß es die höchste Zeit sey, das Land aus seinem namenlosen Elend zu retten, wenn nicht Alles in den Abgrund des gänzlichen Verderbens unwiederbringlich zusammenstürzen sollte. Auf Ersuchen des Hochmeisters bewilligte der Gubernator Stibor von Baisen eine abermalige Tagfahrt zur Friedensverhandlung auf der Frischen Nehring, an welcher an der Spitze der königlichen Unterhändler der Gubernator selbst, an der der Ordensgesandten des Hochmeisters Secretär Stephan Neidenburg, ein in Staatsgeschäften sehr bewanderter Mann, und als Sprecher der Bürgermeister der Altstadt Königsberg Georg Steinhaupt Theil nahmen. Man kam dießmal, wie es schien, beiderseits mit aufrichtigen Wünschen zum Frieden zusammen; dennoch ward die Tagfahrt vom Mai bis zum Anfange Augusts zweimal abgebrochen, weil man sich über keinen Punkt verständigen konnte trotz des vielen Hin- und Herredens, womit man die Zeit vergeudete. Und als gegen Ende des Augusts die Tagfahrt zum drittenmal eröffnet wurde,

trat der Gubernator von neuem mit den Forderungen auf: Kulmerland, Michelau, Pommerellen, Marienburg und Elbing mit ihren Gebieten müßten der Krone Polen eingeräumt, der König als Patron und Beschirmer der dem Orden verbleibenden Lande anerkannt und es dürfe forthin kein Ausländer mehr in den Orden aufgenommen werden. Diese drei Punkte sollten die Grundlage des Friedens bilden; über das Uebrige wolle man dann weiter verhandeln. Man brachte mit Verhandlungen über diese Forderungen wieder mehre Tage hin; man machte allerlei mildernde und ermäßigende Vorschläge, man suchte auf alle Weise auszugleichen; endlich aber zerschlug sich alle weitere Unterhandlung durch die Erklärung der königlichen Bevollmächtigten: in den Besitz Pommerellens, Kulmer- und Michelauerlandes werde man dem Orden nimmermehr einen Einspruch zulassen und an Marienburg werde man lieber allzumal Leib und Leben setzen; nur vom Elbingischen Gebiete wolle man dem Orden ein Stück Landes abtreten und ins Osterodische und Christburgische Gebiet ihm Einspruch erlauben. So schied man von dem Tage wieder ohne Erfolg. Selbst der vom Orden gewünschte Beifriede ward ihm nicht bewilligt.

Seitdem man aber diese Friedensverhandlungen auf der Nehring vereitelt sah, zeigte sich auch unter des Ordens eigenen Unterthanen hie und da die größte Unzufriedenheit. In Königsberg und einem Theile Samlands, wo man an den Tagfahrten den meisten Antheil genommen, trieb der Unwille und die Verzweiflung am Frieden unter den Bürgern und dem Samländischen Adel zu einer Empörung, die der mit Mannschaft herbeieilende Ordensspittler, da man mit einem förmlichen Abfall vom Orden drohte, nur dadurch stillen konnte, daß er siebzig Bürger und sechs und zwanzig vom Adel gefangen nehmen, sechs Rädelsführer hinrichten und die übrigen bis zur Auslösung durch bestimmte Geldsummen in verschiedenen Schlössern verwahren ließ. Um dieselbe Zeit traf beim Hochmeister auch die Nachricht ein, daß die Feinde mit den Ordenssöldnern in Melsack und Heiligenbeil über einen Anschlag unterhandelten, der ihnen Balga und Brandenburg in die Hände bringen sollte.

Unter solchen Verhältnissen begann das dreizehnte Jahr des unseligen Kampfes; es begann abermals mit höchstunglücklichen

Ereignissen wie für das Land, so für den Orden. Jenes hatte sich von den furchtbaren Verwüstungen, die im November voriges Jahres ein fürchterlicher Orkan durch Vernichtung einer großen Anzahl Schiffe, Niederstürzen vieler Kirchthürme, Gebäude und Waldungen, sowie durch Durchbrüche der Weichseldämme angerichtet, noch nicht wieder erholt, als mit dem Anfange dieses Jahres eine wilde Seuche, wie sie schon im Jahre 1464 gewüthet, wo sie in Danzig über zwanzigtausend seiner Bewohner hingerafft haben soll, das menschenarme Land abermals noch mehr entvölkerte, denn sie dauerte fast das ganze Jahr hindurch. Auch den Orden traf eine Reihe von unglücklichen Ereignissen, die ihm die letzten Hoffnungen raubten. Der Bischof von Ermland, an der Rettung des Ordens jetzt völlig verzweifelnd, räumte nun schon zu großem Schaden des Ordens den königlichen Truppen mehre seiner Städte ein. Wie Bernhard von Zinnenberg, so schloß jetzt auch der Hauptmann von Schönaich nebst seinen Hofleuten mit dem Feinde einen Waffenstillstand. Nirgends fand der Meister Vertrauen mehr weder bei seinen Unterthanen, noch viel weniger bei den Söldnern. Im Hinterland stand Alles auf dem Spiele, die Gegend von Rößel über Neidenburg bis Wormditt war ganz von feindlichen Rotten besetzt und Rastenburg jeden Tag in Gefahr vom Feinde überfallen zu werden. Wo aber noch Ordenssöldner sich in den Städten behaupteten, wurden noch immer die umherliegenden Dörfer durch ihre Brandschatzungen unter Drohungen mit Feuer und Schwert fast aller ihrer Habe beraubt. Ebenso untröstlich war des Ordens Lage in seinen westlichen Landen. Der Vogt von Stuhm war fast nur noch auf seine Mauern beschränkt, denn die Kriegsleute aus Marienburg hatten ringsum alle Straßen besetzt. Schon drohte auch der Verlust der für den Orden noch so wichtigen Stadt Marienwerder, deren Besatzung bloß aus losen, leichtverkäuflichen Kriegsgesellen bestand, die ohne einen rittermäßigen Hauptmann bereits mit dem Feinde Unterhandlungen angeknüpft hatten. Auch Stargard, schon seit dem Herbst des vorigen Jahres von den Polen rings umlagert, konnte nicht gerettet werden; durch den schrecklichsten Mangel bedrängt, entwich die Besatzung heimlich zur Nachtzeit nach Konitz und überließ die Stadt dem Feinde.

So von allem Glücke verlassen, so hülflos, so völlig entkräftet und entmuthigt stand der Orden da, als die Nachricht kam, der König von Polen sey auf die dringende Vorstellung einer Gesandtschaft aus Preussen, daß er eiligst mit kräftigen Kriegsmitteln zur Ueberwältigung des muthlosen und schwachen Ordens ins Feld rücken müsse, entschlossen, sich bald selbst mit einer Heeresmacht nach Preussen zu begeben und durch schnelle Beendigung des heillosen Krieges dem Elend und Verderben des Landes endlich ein Ziel zu setzen. Der Hochmeister sammelte nun zwar zuvor noch auf die Nachricht, daß der Polnische Hauptmann Jon Schalski den Plan habe, von Melsack aus ins Gebiet von Brandenburg einzufallen und dann weiter vorzudringen, im Niederland seine ganze noch übrige Kriegsmacht, entsandte den Hauptmann Georg von Schlieben nach Kreuzburg, um dort des Feindes Anzug zu hindern, rückte dann in Verbindung mit dem Ordensspittler bis Elbing vor, vernichtete dort die Getreidefelder, zog darauf unter gleichen Verheerungen vor Preuss. Holland, Wormditt, Heilsberg und lagerte sich endlich vor Melsack, um die Stadt wieder zu gewinnen; da indeß mittlerweile die Danziger, Elbinger und Frauenburger in Samland gelandet, dort ohne allen Widerstand raubten, heerten und niederbrannten, so mußte der Meister eiligst dahin aufbrechen, um das Land vom Feinde wieder zu befreien.

Bald darauf rückte der König mit einer ansehnlichen Kriegsmacht bis Bromberg vor. Kaum davon benachrichtigt unterwarfen sich ihm Friedland und Hammerstein, wo die Bürger die schwachen Ordensbesatzungen verjagten. Ein Theil des königlichen Kriegsheeres umlagerte hierauf Konitz und schloß es durch Graben und Schanzen ringsum ein. Sieben Wochen lang leistete die Besatzung unter dem Hauptmann Kaspar von Nostitz und den beiden Ordensrittern Graf Hans von Gleichen und Heinrich Reffle von Richtenberg den entschlossensten Widerstand, bis endlich der vierte Theil der Stadt und die meisten Magazine durch feindliches Feuer vernichtet waren und sich keine Aussicht zur Rettung mehr zeigte. Da übergab Kaspar von Nostitz die Stadt durch einen Vertrag den Befehlshabern des Belagerungsheeres.

So war nun mit diesen Verlusten jenseits der Weichsel für den Orden Alles aufgegeben. Von Deutschland nunmehr völlig abgeschnitten, konnte er von dorther wenig Hülfe mehr erwarten. Auch von Livland her war auf keinen Beistand mehr zu hoffen. Preussen selbst aber, fast in eine Wüste verwandelt, konnte aus sich selbst keine Mittel zur Rettung aus seiner jammervollen Lage mehr aufbieten. Dreizehn Jahre lang hatte das Land weit und breit ein Krieg entvölkert und verheert, der, je weniger er großartige Kämpfe und denkwürdige Schlachten aufzuweisen hat, mehr nur den widrigen und gräßlichen Charakter eines gräuelvollen Raub- und Verheerungskrieges an sich trägt und in gemeinem Rauben, Morden und Brandstiften hungriger Söldnerrotten sich Jahrelang hinschleppt. Während seiner Dauer aber war das Land fast zur Einöde, der Landmann beinahe allenthalben zum Bettler geworden, die Blüthe der Städte ganz erstorben, aller Handel gelähmt und erdrückt, die Gewerbe aller Art gehemmt, der Landesfürst selbst in solche Armuth versunken, daß er um einige hundert Gulden zu erhalten, den Dorfzins auf mehre Jahre verpfänden, ja nicht selten seine nothwendigen Lebensmittel von einzelnen Städten erbitten mußte. Das ganze Land endlich war von einer zuchtlosen, ausgehungerten, rohen Soldatenhorde überzogen, die seit Jahren als Tagesgeschäft nur Raub und Plünderung kannte und unter Gräuelthaten jeglicher Art die letzten Kräfte des Landes verzehrte.

Den Krieg weiter fortzuführen, war dem Meister völlig unmöglich. Auch die noch um ihn stehenden Gebietiger, der Großkomthur Ulrich von Isenhofen, der Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen, der Komthur von Osterode Wilhelm von Eppingen, der von Balga Siegfried Flach von Schwarzburg, der von Brandenburg Veit von Gich u. a. verzweifelten jetzt an aller Möglichkeit der Rettung des Ordens aus seinen schweren Drangsalen. Jeder sah klar ein, daß nur der Friede noch Einiges aus dem Sturm retten könne. Ein neuer päpstlicher Legat, der Bischof Rudolf von Lavant, vom Papst Paul II. gesandt, ein in Gesinnung und Charakter höchst achtbarer Mann, hatte ihn bereits von Breslau aus durch Unterhandlung mit dem Könige eingeleitet. Man hatte hierauf eine persönliche Zusammenkunft des Königes und des Hochmeisters beschlossen, so daß wäh-

rend der Verhandlungen jener sich zu Thorn, dieser sich zu Kulm verhalten sollte.

Darauf erschien der päpstliche Legat in Preussen selbst und trat sofort mit dem Kanzler Vincenz Kielbassa zu Kulm in nähere Berathung über die wichtigsten Friedenspunkte, worauf am 9. September zu Thorn, wo sich der König mit einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Reichsgroßen und den bevollmächtigten Sendboten der Verbündeten eingefunden, die Friedensverhandlungen eröffnet wurden. Da trat zuerst der Legat im Auftrage des Papstes mit der Bitte an den König auf: „er möge dem Orden Friede gewähren, sich gnädig und handlich finden lassen und nicht ansehen die Größe seiner Macht oder das Glück seiner Waffen um Ehre willen des päpstlichen Stuhles. Er selbst erbiete sich, sich fleißig, lautern Herzens und reiner Meinung zu beweisen und keinem Theile zu Liebe oder Gunst das Friedenswerk zu fördern.“ Der König zeigte sich freundlich und willig. Nach einigen Tagen langte auch der Hochmeister zu Kulm an, mit ihm mehre seiner Gebietiger, die Hauptleute Georg von Schlieben, Bernhard von Zinnenberg, viele vom Adel und aus den Städten des Landes. Auf des Königes Vorschlag traten die Friedensunterhändler zu Nessau zusammen, von Seiten des Ordens der Landmarschall von Livland Gerhard von Mallinkrodt, der Hauptmann zu Eilau Ulrich von Kinsberg, Georg von Schlieben und einige andere, von Seiten des Königes die Bischöfe von Kujavien und Ermland, der Kanzler Vincenz Kielbassa, der Gubernator Stibor von Baisen und mehre Woiwoden und Sendboten aus Preussen.

Es ward lange und viel verhandelt, denn es war schwer, die gegenseitigen Anforderungen und Anerbieten zu vereinigen. Der König wollte Anfangs dem Orden, sofern sich dieser in seine Gnade ergebe, nur Samland lassen, selbst mit Ausnahme Königsbergs. Als indeß der Legat ihm vorstellte: er habe ja selbst dem Orden in frühern Verhandlungen mehr angeboten, er möge jetzt Rücksicht auf die Bitten des heiligen Vaters nehmen und dem Orden wenigstens die Schlösser und Städte überlassen, die er eben noch inne habe, erwiederte der König: „wohl hatten wir früher dem Orden mehr geboten; aber seitdem hat uns der Krieg auch mehr gekostet und wir haben seitdem auch

mehre Schlösser und Städte erobert. Jedoch aus Ehrfurcht vor dem päpstlichen Stuhle wollen wir dem Orden noch Schloß und Stadt Königsberg und die Gebiete, Schlösser und Städte Insterburg, Norkitten, Wonsdorf, Allenburg, Angerburg, Lötzen, Drengfurt und das ganze Gebiet von Brandenburg überlassen, unter der Bedingung, daß uns der Hochmeister die Huldigung leiste." Was diese letztere Forderung betraf, so gelang es dem Legaten, obgleich nicht ohne große Mühe, den Hochmeister und die Gebietiger zur Annahme derselben zu bewegen, indem er ihre Bedenklichkeit, daß des Ordens unterthäniges Verhältniß zum Röm. Stuhl eine solche Untergebung unter den König von Polen nicht wohl gestatte, klüglich zu beseitigen wußte. Auf des Hochmeisters Forderung fügte darauf der König zu den Landen für den Orden auch noch das Balgaische und Rastenburgische Gebiet hinzu, schlug dagegen die verlangte Zurückgabe Marienburgs beharrlich ab, behauptend: als Beschirmer und Herr jenes Landes müsse er geziemend auch Herr des Hauptschlosses seyn. Um nicht des Königes Zorn zu erregen und das Friedenswerk völlig zu vereiteln, mußte der Meister nachgeben und dem Könige überlassen, was er verlangte, worauf dieser nun auch erlaubte, daß der Hochmeister sich zu ihm nach Thorn verfügen durfte.

Es war um die Mitte des Octobers, als Ludwig von Erlichshausen tief von Gram und Sorge niedergedrückt den schweren Gang zum König antrat. Es wird erzählt, daß er in einem sehr ärmlichen Aufzuge erschienen sey und nicht einmal mit geziemenden Kleidern seinen Körper habe bedecken können. Der König hatte ihm eine Anzahl vornehmer Polen zum stattlichen Empfange entgegengesandt, nahm ihn freundlich und ehrerbietig auf und reichte ihm mit allen Hofleuten die Hand. Mehre Tage ward nun noch fortwährend über verschiedene Friedensbedingungen unterhandelt, bis endlich am 19. October (1466) der Friede zu Thorn unter folgenden wesentlichen Bedingungen zu Stande kam. 1. Es besteht fortan zwischen dem Könige und allen dessen Anhängern und Ländern einer Seits und dem ganzen Orden und allen dessen Landen anderer Seits ein unververbrüchlicher, ewiger Friede. 2. Der König erhält das ganze Kulmerland mit allen Schlössern und Städten, ferner das ganze

Michelauer Gebiet und Pommerellen mit deren Städten und Schlössern, auch einen Theil der Frischen Nehring mit einigen Dörfern bis ans Tief (das Tief selbst mit dem dortigen Zoll und ein Theil des Frischen Haffs verblieben dem Orden, doch ohne daß dieser auf seinem Theile der Nehring ein Schloß oder irgend eine Befestigung anlegen oder auch im Tief eine neue Abgabe erheben durfte). 3. Der König behält ferner Schloß und Stadt Marienburg, den großen und kleinen Werder, den Drausen-See, Stadt und Schloß Stuhm, die Stadt Elbing mit ihrem Gebiete, Tolkemit, auch die Stadt und das Gebiet von Christburg, dessen Schloß aber geschleift werden soll. Auf alle diese Lande leistet der Orden auf ewige Zeit Verzicht. 4. Das gesammte übrige Land Preussen, Samland, das Nieder- und Hinterland mit allen Städten und Schlössern behält forthin der Orden in ungestörtem Besitze. 5. Der König nimmt den Hochmeister als Polnischen Reichsfürsten und beständigen Rath und die vornehmeren Gebietiger, welche der Meister dazu in Vorschlag bringen wird, als Polnische Reichsräthe auf, mit dem Versprechen, sie stets in ihren Rechten, Freiheiten, Privilegien und Besitzungen zu schützen und zu vertheidigen. Dagegen soll jeder neuerwählte Hochmeister verpflichtet seyn, sechs Monate nach seiner Wahl persönlich vor dem Könige zu erscheinen und ihm für seine Gebietiger und Lande den Eid der Treue, stete und unverbrüchliche Aufrechthaltung des Friedens und Unauflöslichkeit des geleisteten Eides zu schwören. Er soll im Reichsrathe den Ehrenplatz zur Linken des Königes einnehmen. Der Orden erkennt außer dem Papst keinen andern als den König von Polen als sein Haupt und seinen Obersten an. Darum soll er ihm gegen alle seine und des Reiches Feinde Beistand leisten und im Kriege ihn mit Rath und That unterstützen. Wie der Hochmeister und seine Gebietiger nie ohne des Königes, so soll dieser nie ohne des Hochmeisters, der Prälaten, Gebietiger und der Stände Rath und Einstimmung mit irgend jemand Bündnisse oder Verträge schließen, der Orden auch ohne des Königes Einwilligung gegen Rechtgläubige nie Krieg beginnen. 6. Das Bisthum Kulm soll fortan dem Erzbischof von Gnesen untergeordnet seyn und mit des Papstes Zulassung von einer geordneten in eine weltliche Kirche umgewandelt wer-

den. 7. Das Bisthum Ermland soll unter des Königes Schutz und Unterwürfigkeit stehen und der Hochmeister auf alle bisher in Beziehung auf das Bisthum gehabten Rechte Verzicht leisten. 8. Das Bisthum Pomesanien soll der vom Könige zum Bischof von Kulm ernannte königliche Rath Vincenz Kielbassa vom Hochmeister nach päpstlicher Anordnung zur Verwaltung erhalten, ohne daß die Pomesanische Kirche als eine geordnete eine Veränderung erleiden soll. Nach des genannten Bischofs Tod soll sie dem Orden wieder eingeräumt und mit einem Ordensbruder besetzt werden, jedoch unter des Königes Schutz stehen. 9. Alle früher den Bischöfen, Kapiteln, Klöstern oder frommen Stiftungen zugehörigen Besitzungen sollen diesen ungeschmälert wieder überwiesen werden. 10. Der Kaufmann soll wie in des Königes so in des Ordens Landen völlige Sicherheit genießen, nirgends mit neuen Abgaben beschwert und im Gerichtsverhältniß keinen erzwungenen Belästigungen unterworfen oder genöthigt werden, sein Recht anderswo als bei seinem gebührenden Richter zu suchen. Alle Beschlagnahme, Bekümmerung und Arrestirung von Gütern soll fortan unterbleiben und nur der Uebertreter eines Gesetzes selbst bestraft werden. 11. In den Orden in Preussen sollen künftig auch Unterthanen jegliches Standes aus dem Königreiche Polen und dessen Herrschaften, jedoch nicht mehr als die Hälfte der Ordensglieder aufgenommen und bei Verleihung der Ordensämter ebenfalls zur Hälfte auf sie gerücksichtigt werden. Die Meisterwahl soll nach der Ordensregel geschehen, jedoch kein Hochmeister ohne erwiesene Schuld und ohne des Königes Mitwissen durch die Komthure abgesetzt werden können. 12. Verbrechen, von einzelnen Unterthanen an denen des andern Theils begangen sollen nicht als Friedensbruch betrachtet, die Verbrecher aber gerichtet und bestraft werden. 13. Alle Flüchtlinge, Beraubte und Verbannte aus beiden Ländern sollen in ihr Eigenthum zurückkehren dürfen und darüber nach ihrem Willen verfügen. Allen Ungehorsamen soll verziehen seyn. 14. Beide Theile versprechen, sich durch keine Gewalt weder vom Papste, noch vom Kaiser oder irgend einer andern Macht zum Bruch oder zur Auflösung und Verletzung dieses Friedens bewegen zu lassen. Beide Theile sollen den Papst um Bestätigung des Friedens bitten.

Dieß der wesentliche Inhalt des wichtigen Friedensschlusses zu Thorn. Nachdem in einer feierlichen Versammlung in der Gildehalle die Friedensurkunde in Deutscher und Polnischer Sprache öffentlich verlesen und vom Könige und dem Hochmeister, sowie von deren zahlreichen Geleiten der Friede feierlich beschworen worden, folgte nach abgehaltenem Gottesdienste ein glänzendes Gastmahl, wo der Hochmeister mit all den Seinen aufs ehrenvollste bewirthet ward. Dann stellte der König in Rücksicht auf des Meisters Armuth für ihn eine Schenkungsurkunde über 15,000 Unger. Gulden zur Befriedigung der noch im Lande liegenden Söldner aus, konnte ihm freilich bei eigener großer Geldbedrängniß vorerst nur 150 Gulden baar entrichten. Ueberdieß sprach er den Orden wegen schwerer Verwüstung seines Landes und seiner großen Verschuldung auf zwanzig Jahre von der festgesetzten Verpflichtung der Hülfsleistung im Kriege frei, sofern nicht Türken oder Tataren bei Einfällen in Polen, Masovien oder Preussen zu bekämpfen seyn würden.

Darauf kehrte der Hochmeister, zwar vom Könige mit allerlei Geschenken an Silbergeräthen, Festkleidern, Marderpelzen und einigen schönen Rossen beehrt, dazu auch mit einem dargebotenen Reisegeld von dreihundert Gulden versorgt, jedoch nur unter Thränen und unter Gefühlen des tiefsten Schmerzes und Jammers von Thorn nach Königsberg zurück. Wie mußte seine Seele zerknirscht und gebrochen werden, wenn er im Hinblick auf das letzte Jahrzehend seines Lebens die furchtbaren Opfer betrachtete, die der wilde Krieg gekostet, wenn er sein Land da liegen sah wie eine traurige, blutige Schaubühne aller Gräuel und Grausamkeiten, die ein solch ordnungsloser Raubkrieg nur irgend herbeiführen kann! Von 21,000 Dörfern, die man vor dem Kriege im Lande zählte, waren nur noch 3013 vorhanden und diese gänzlich verarmt und zum Theil entvölkert. Nicht weniger als 1019 Kirchen lagen völlig verwüstet da und die noch übrigen fast alle ausgeplündert und durch Raub entweiht. Und welche furchtbare Zahl von Menschenopfern hatte der Krieg in dreizehn Jahren hingerafft! Wie viel Kriegsvolk aus Polen selbst der König verloren, wird nicht erwähnt; an seinem fremden Söldnervolke aber sollen im ganzen Verlaufe des Krieges

85—90,000 Mann geblieben seyn, die ungerechnet, welche aus Polen auf eigene Faust zu Fehde und Raub nach Preussen gezogen waren. Von 15,000 durch die Stadt Danzig besoldeten Kriegern waren nur noch 161 Mann übrig; nahe an 2000 Bürger und Bauern aus ihrem Stadtgebiete waren erschlagen. Von 3000 Söldnern aus Thorn hatte das Schwert 2290 hingerafft, ohne die Zahl der Bürger und Bauern aus der Stadt und deren Gebiete. Elbings Söldner an 1800 Mann stark waren bis auf 700 aufgerieben. Die Zahl der Gebliebenen aus den kleineren Städten und Dörfern schätzte man auf 90,000 Bürger und Bauern. Der Orden hatte im Anfange des Krieges ein Kriegsheer von 71,000 Mann aufstellen können; jetzt standen nur noch 1700 Mann da. Wie viele Tausende von Ordenssöldnern aus Deutschland und Kriegern aus Livland im Kampfe erschlagen worden, konnte nicht gezählt werden, eben so wenig die Tausende von Bürgern und Bauern, die vom Orden gegen den Feind aufgerufen und hingeopfert wurden. Der ganze Menschenverlust soll sich nahe auf 300,000 belaufen haben. Dazu überdieß die ungeheueren Geldsummen, die der Krieg verschlungen hatte. Man überschlug, daß der König 9,600,000, der Orden gegen 5,700,000 Ung. Gulden auf den Kampf verwandt habe, ohne die Schulden bei fremden Fürsten und Söldnern. Danzig hatte in verschiedenen Zeiten 700,000 Mark, Elbing 85,000 Mark, Thorn 191,000 Mark, die kleineren Städte zusammen 500,000 Mark zur Bestreitung der Soldschulden beigesteuert.

Als man dem Könige diese Berechnung der hingeopferten Menschenzahl und der aufgewandten Kriegskosten vorlegte, soll er seufzend ausgerufen haben: O Gott! ist doch fürwahr das ganze Land nicht so viel werth, als es christliches Blut und großes Geld gekostet! Und der König mochte wohl Recht haben, denn die Städte, zum Theil wiederholt in Aschenhaufen verwandelt, alle verarmt, ohne Handel und Betrieb, ohne inneres frisches Leben, fast bis aufs Letzte ausgehungert, von Menschen bewohnt, die im Kriege arbeitsscheu, verwildert und an Unordnungen und Gesetzwidrigkeiten aller Art gewöhnt worden, boten schon in ihrem äußern Anblicke durch ihre zerfallenen Mauern, gebrochenen Thürme und baufälligen Häuser großen Theils das

traurigste Bild dar. Wie viele feile Seelen aber ihre Mauern in sich schlossen und wie tief der Mensch in moralischer Gesinnung stand, beweisen schon die immer wiederkehrenden Verräthereien, die bald hier bald dort in den Städten angezettelt wurden.

Zum Uebermaaß des Unglücks wüthete nach hergestelltem Frieden im ganzen Lande abermals eine furchtbare Pestkrankheit, die in Städten Tausende dahinraffte, auf dem Lande ganze Dörfer entvölkerte, so daß es an vielen Orten an Menschenhänden fehlte, um die sonst so reiche Erndte dieses Jahres einzusammeln und vieles auf den Feldern verfaulen mußte. Während des Krieges hatten oft bloß Laub, Kräuter und Wurzeln zur Nahrung dienen müssen; in mancher Stadt zählte man bisweilen im Winter täglich zehn bis zwanzig Menschen, die vor Hunger gestorben waren, und nun es Friede war, gebrach es an Menschen, um den Reichthum des Feldes einerndten zu können. So lag das Land in seinem Jammer und Elend da.

Durch schweren Kummer über sein trauriges Loos tief niedergebeugt, sah der Hochmeister seitdem keinen Tag der Freude mehr. Nach Königsberg zurückgekehrt, mußte er vor allem die neuen Verhältnisse zu ordnen suchen, die der Friede herbeigeführt. Die nach demselben vorzunehmende Landestheilung, die Verlegung und Unterbringung der noch im Lande befindlichen Söldner und deren Befriedigung durch Geld oder ländliche Verschreibungen, die Versetzung und Versorgung der Ordensbrüder aus den dem Könige abgetretenen Schlössern und so auch die Anordnung und Einrichtung einer Menge anderer Verhältnisse, die der Friede anders gestaltet, nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch und veranlaßten auch noch im Verlaufe des Jahres 1467 viele Berathungen und Verhandlungen mit königlichen Bevollmächtigten, die nicht immer mit schon völlig ruhigem Geiste und besonnener Ueberlegung geführt wurden, denn nach so langer Zwietracht und so bitterer Feindschaft waren die Gemüther noch in viel zu gereizter Stimmung, als daß der Friede auf dem Pergamente sogleich alle Leidenschaft und jede Aufwallung des alten Hasses hätte ersticken können.

Zu dem nämlichen Zwecke gemeinschaftlicher Berathung mit den Bevollmächtigten des Königes und der Städte Danzig und

Elbing fand im Februar des Jahres 1467 eine Tagfahrt zu Elbing Statt, wo von Seiten des Königes der Gubernator Stibor von Baisen, jetzt zugleich Woiwode von Marienburg, von Seiten des Ordens der Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen, jetzt zugleich Komthur zu Holland, die Verhandlungen leiteten. Sie betrafen zunächst das Münzwesen, denn man erkannte wohl, daß bei der außerordentlichen Verschlechterung der Münze und der in allen Münzverhältnissen herrschenden Verwirrung ohne eine durchgreifende Veränderung ein Wiederemporheben des Landes zu einigem Wohlstand und Gedeihen ganz unmöglich sey. Nach mehrtägigen Berathungen und einer genauen Prüfung der Sache durch Sachverständige ward der Beschluß gefaßt: die von beiden Theilen neu geschlagene Münze solle an Werth und Gewicht durchaus gleich und von gleichem Gepräge seyn, auf der einen Seite des Königes, auf der andern des Ordens Gepräge oder Wappen. Die hochmeisterliche Münze und die der Städte Thorn, Elbing und Danzig solle ohne Widerrede und ohne Unterschied allenthalben angenommen werden. Von Zeit zu Zeit solle eine Münzprüfung Statt finden. Man berieth sich dann ferner auf der Tagfahrt über die zuergreifenden Maaßregeln, wodurch dem verarmten Lande wieder aufgeholfen werden könne. Man beschloß unter andern: die kleinen Städte, Landleute und Bauern, die durch Plünderung, Brand oder auf andere Weise verunglückt und verarmt seyen, sollten Erlaß aller noch rückständigen Erbgelder und Zinsschulden erhalten, überdieß auch auf fünf Jahre völlige Befreiung von diesen Leistungen, um während dieser Freijahre sich wieder emporzuarbeiten; wer dagegen in Städten und Dörfern Haus und Erbe behalten und im Kriege nicht schwer gelitten habe, solle fortan Zahlung seiner Rückstände leisten; ferner sollten auch bei Wiederbesetzung der von ihren früheren Besitzern verlassenen Erbtheile und Güter die neuen Besitzer durch Zinsfreiheit auf vier bis fünf Jahre so viel als möglich begünstigt werden. Außerdem wurden auf der Tagfahrt auch verschiedene Handelsverhältnisse zwischen Danzig und Königsberg, sowie noch unerörterte Streitfragen wegen Freilassung der Gefangenen, Wiederaufnahme der Geächteten und Verbannten in den beiden genannten Städten und mehre andere streitige Angelegenheiten beseitigt.

Bald nach dieser Tagfahrt aber verfiel der Hochmeister in eine gefährliche Krankheit. Seine Gesundheit war seit Jahren schon durch Kummer und Sorgen so erschüttert, seine Lebenskräfte so bedeutend geschwächt und seine Seele seit dem Friedensschlusse von so großer Schwermuth bedrückt, daß er schon am funfzehnten Tage seiner Krankheit, am 4. April des Jahres 1467 seinen Leiden unterlag. Er hatte siebzehn Jahre an der Spitze des Ordens gestanden und eine Zeit so voll von Stürmen, Zerwürfnissen und Umwandlungen durchlebt, wie noch keiner seiner Vorgänger. Und in dieser Zeit sah er sein Ansehen und seine Macht immer mehr schwinden, den Orden mit jedem Tage tiefer sinken, sich selbst verachtet, verleumdet, beschimpft, seine Gebietiger von den eigenen Unterthanen gehaßt, verfolgt und bekriegt; er sah den Orden in seiner Erniedrigung, Entkräftung und Entwürdigung bis an den Rand des Unterganges gebracht, wo nur der schimpflichste Friede das einzige Mittel seiner Rettung zu einem ferneren kläglichen Daseyn war. Davon trägt er selbst gewiß einen großen Theil der Schuld. Es wird ihm allerdings manche Tugend, Bescheidenheit, Gutmüthigkeit, Nachsicht und Milde gegen anderer Fehler und Mängel, wohlwollende Gesinnung nachgerühmt; dennoch war er keineswegs geeignet, in seiner sturmbewegten Zeit für sein Amt seinen Mann zu stehen; es fehlte ihm Alles, was ihm als Fürsten, als Staatsmann, als Ordenshaupt, als Feldherrn hätte eigen seyn müssen, um die wildaufgeregten Gemüther seiner Unterthanen mit Umsicht und Besonnenheit zu beruhigen, die streitenden Interessen mit Klugheit und Gewandtheit auszugleichen, dem Orden aus seiner tiefen Gesunkenheit und zunehmenden Entartung durch weise Gesetze und ernste Zucht wieder emporzuhelfen und das Waffenglück durch wohlberechnete Benutzung der vorhandenen Kräfte auf seine Seite zu zaubern. Es fehlte ihm zu Allem feste Willenskräftigkeit, kluge Mäßigung, feste Entschlüsse und männlicher Muth. Und doch — hätte sich dieß Alles auch in Ludwigs Seele vereinigt, war es wohl noch in Eines Menschen Macht, einen Orden, wie er jetzt in seiner innern sittlichen Zerrüttung dastand, von seinem Untergange zu retten? — Das ewige Gesetz der Weltgeschichte wollte, daß seine Herrschaft mehr und mehr zu Grunde gehe!

Neuntes Kapitel.

Heinrich Reuß von Plauen Statthalter des Hochmeisters. Bestrebungen seiner Verwaltung. Schuldentilgung. Der s. g. Pfaffenkrieg. Heinrich Reuß v. Plauen Hochmeister. Huldigungsleistung. Tod des Hochmeisters. Der Bischof von Samland Dieterich von Cuba. Der Hochmeister Heinrich Reffle v. Richtenberg. Maaßregeln zur Schuldentilgung. Kriegsbedrängnisse durch die Sölbnerhauptleute. Bischöfliche Streitverhältnisse in Ermland. Streit des Hochmeisters mit dem Samländischen Bischofe Dieterich v. Cuba. Spannung und Mißverhältnisse mit dem Könige von Polen. Tod des Hochmeisters. Der Hochmeister Martin Truchses von Wetzhausen. Seine Stellung gegen den König von Polen. Krieg mit Polen. Huldigungsleistung. Plan zur Reformation des Ordens. Bemühungen in der Landesverwaltung und Landesordnung. Verhandlungen mit dem Könige von Polen. Der Hochmeister auf der Tagfahrt zu Thorn. Beihülfe zum Türkenkrieg. Verwahrloster Zustand des Ordens. Neuer Versuch zur Reformation des Ordens. Tod des Hochmeisters. Der Hochmeister Johann von Tiefen. Huldigungsleistung. Vereitelter Plan zur Reformation des Ordens. Drückende Finanzverhältnisse. Tod des Königes Kasimir von Polen. Streit des Hochmeisters mit dem Bischofe von Ermland. Der Hochmeister auf dem Türkenzug. Des Hochmeisters Krankheit und Tod. Seine Tugenden und Verdienste. Zustand des Ordens.

1467 – 1497.

Alsbald nach Ludwigs von Erlichshausen Tod ward der Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen einstimmig als des Meisters Statthalter zur Verwaltung des Landes erkoren, denn unter allen Gebietigern war er jetzt der einzige, auf dem das Vertrauen des ganzen Ordens ruhte, ein Mann, dem an Energie des Geistes, fester Willenskraft, kühner Entschlossenheit zur That, kluger Umsicht, reicher Geschäftskenntniß und Erfahrung kein anderer verglichen werden konnte. Ihm hatte im Gefühle der in ihm wohnenden Geisteskraft der schreckliche Sturm, der den Orden so schwer niedergeworfen, noch nicht alle Hoffnung

entnommen, daß es durch kräftige Hülfe aus Deutschland vielleicht doch noch gelingen könne, das ehrwürdige Ordenshaus Marienburg und einen Theil des westlichen Preussens für den Orden wieder zu gewinnen. So trostlos auch die Zeit war, er hielt noch fest an seinem Muthe und darum auch fest an jener Hoffnung. Er suchte deshalb auch die neue Hochmeisterwahl so viel als möglich zu verzögern, denn so lange er selbst bloß als Statthalter an der Spitze des Ordens stand, war er nicht zu der ihm gehässigen und schimpflichen Leistung des Lehens- und Huldigungseides und überhaupt nicht in solcher Strenge zu der erzwungenen Unterthänigkeit gegen den König von Polen verpflichtet, wie sie der Friedensvertrag dem Haupte des Ordens auflegte.

Nachdem er in einer neuen, zweckmäßigen Anordnung der Gebietiger- und Komthurämter den bisherigen Fischmeister von Putzig Heinrich Reffle von Richtenberg als Großkomthur zum Mitgehülfen in der Verwaltung an seine Seite gestellt, auch in Betreff der Ordensdisciplin und des ganzen aus den Fugen gerissenen Ordenslebens manche neue Verfügung und Verordnung erlassen, wandte er vor allem seine ganze Thätigkeit der doppelten Aufgabe zu: das verarmte, verwüstete Land wieder zu Wohlstand und Gedeihen emporzuheben und den Orden so viel als möglich von der ihn niederdrückenden Schuldenlast zu befreien. Diese beiden Ziele aber hatte er in Allem, was er dachte und that, so lange er an der Spitze des Ordens stand, unwandelbar vor Augen. Was das Erstere betrifft, so verfolgte er es schon auf einer Tagfahrt zu Elbing im August des Jahres 1467, indem er dort in Verhandlungen mit dem Gubernator Stibor von Baisen nicht nur die den freien Handel so sehr beschränkende Handelsniederlage zu Thorn als dem ewigen Frieden widerstreitend darstellte und deren Aufhebung, sowie überhaupt völlige Handelsfreiheit auf allen Straßen zu Wasser und Land verlangte, sondern auch im Einverständniß mit dem Gubernator mehre Bestimmungen entwarf, die theils die Förderung des Wohlstandes und Gedeihens in den Städten durch Handel und Gewerbe, theils eine geregeltere Leistung der Zinsen und andern Abgaben von Häusern und liegenden Gründen zur Verbesserung der so sehr zerrütteten finanziellen Verhältnisse, theils auch die

Wiederbelebung des Ackerbaues und ländlichen Betriebes zum Zwecke hatten. Es wurde z. B. angeordnet: wer wüstes Ackerland nicht selbst besetzen könne, solle es ausbieten; wer es von Inländern annehme, solle es noch ein halbes Jahr, der Ausländer aber ein ganzes Jahr besitzen; könne es dann der Besitzer nicht in wehrende Hand bringen, so solle es die Herrschaft einziehen und neu besetzen. Freilich aber lag das Ziel, dem der Statthalter in diesen Bemühungen entgegenstrebte, noch in weiter Ferne, denn nur schwer und langsam ließen sich die vielfachen Wunden heilen, die der heillose Krieg den Städten und dem ganzen Lande seit so vielen Jahren geschlagen.

Noch schwieriger war die Aufgabe, Mittel aufzufinden, um die außerordentlichen Landesschulden nach und nach abzuzahlen und zunächst den Schuldforderungen der noch im Lande liegenden Söldnerhauptleute so viel als möglich Gnüge zu leisten. Es gelang jedoch der Umsicht des Statthalters, einige durch theilweise Zahlungen, wozu die nach dem Frieden von mehren Seiten her einkommenden Geldsummen verwandt wurden, manche vorerst wenigstens durch Anerkenntnisse der noch rückständigen Schuldsummen oder auch durch Pfandverschreibungen, noch andere durch Verschreibungen über ländliches Eigenthum, bald über eine Stadt, bald ein Dorf oder einen Hof für ihre Soldforderungen zu befriedigen. Gerne fügte er sich hierbei den Wünschen der Hauptleute, je nachdem der eine dieß, der andere jenes anzunehmen bereit war. In solcher Weise geschah es damals, daß eine große Zahl von Gütern, Dörfern und selbst einige Städte in Preussen in den Besitz einzelner Privatpersonen übergingen und eine bedeutende Menge neuer adeliger Güter entstand, denn da bei dem gegen den Orden tief eingewurzelten Mißtrauen bei weitem nicht alle, die Schuldforderungen hatten, sich durch Anerkenntniß- oder s. g. Recognitionsscheine auf jährliche theilweise Abzahlungen abfinden ließen, so mußten in den Jahren 1468 bis 1470 eine Menge von Gütern zum Verkaufe gestellt werden, um mit dem Kaufgelde den Forderungen zu genügen. Ebenso kamen andere Güter und Dörfer als Pfandstellungen für geliehene Geldsummen, die bei der fortdauernden Armuth des Ordens nicht wieder eingelöst werden konnten, in Privatbesitz, und endlich nahmen auch viele Söldnerhauptleute, Rottmeister

und Hofleute für ihre Schuldforderungen vom Orden Güter, Dörfer und selbst auch Städte in Zahlung an, und zwar fast regelmäßig auf Magdeburgisches Recht und immer zugleich auch mit der Verpflichtung eines ferneren Kriegsdienstes zu Heerfahrten und Landwehren. Auf solche Weise gelangten damals, um nur ein Beispiel anzuführen, die von Schlieben zum Besitz ihres ehemaligen außerordentlichen Güterreichthums. Georg von Schlieben, mit Hans und Magnus von Schlieben, wie wir früher hörten, schon vor der Schlacht bei Konitz dem Orden mit einem ansehnlichen Kriegshaufen zu Hülfe eilend, hatte seitdem Jahre lang unter allen Hauptleuten eine so wichtige Rolle gespielt und wie im Kriegsdienst, so bei Sendungen ins Ausland und auf vielen Verhandlungstagen so bedeutende Opfer gebracht, daß die Abzahlung seiner enormen Schuldforderung für den Orden ganz unmöglich war. Der Statthalter verlieh ihm daher als Ersatz für seinen Dienstsold und Schaden zuerst das Schloß und die Stadt Gerdauen, ferner die Stadt Nordenburg nebst vierzehn Dörfern und einigen Gütern auf Magdeburgisches Recht und mit s. g. adeligen Privilegien, und dieser Besitz ward auch nachmals noch mit neuen Verleihungen an Gütern und Dörfern so vergrößert, daß Georg von Schlieben unstreitig einer der reichsten Edelleute im ganzen Gebiete des Ordens war.

So fast ausschließlich nur mit des Landes inneren Angelegenheiten beschäftigt, nahm der Statthalter an den auswärtigen Verhältnissen, die ohnedieß Preussen wenig berührten, und selbst auch an dem damaligen Streit um den Bischofsstuhl in Ermland keinen wesentlichen Antheil. Das Ermländische Domkapitel nämlich, nicht ohne Mißtrauen gegen des Königes von Polen selbstsüchtige Plane, erkor nach dem Tode des Bischofs Paul von Logendorf (26. Juli 1467) in großer Eile zur Aufrechthaltung seines Wahlrechts den Ermländischen Domherrn, Nicolaus von Tüngen, damaligen päpstlichen Secretär zu Rom, zum Nachfolger. Der König dagegen, darauf bedacht, durch Verpflanzung seiner Günstlinge nach Preussen seinem Einflusse überall festen Halt zu geben, hatte den erledigten Bischofsstuhl dem Kulmischen Bischofe Vincenz Kielbassa zuzuwenden gesucht. Es entspann sich darüber jener langwierige, bittere Streit, den die Chronisten „den Pfaffenkrieg" nennen. Der Statthalter, obgleich

im Interesse des Ordens mehr dem erwählten Bischofe geneigt, durfte sich in diese Streitsache um so weniger einmischen, da ohnedieß das Mißtrauen der Polen gegen den Orden schon wieder neue Nahrung erhalten. Der Papst nämlich hatte trotz aller Bemühungen der Polnischen Gesandten, ihn für den König zu gewinnen, nicht nur die Bestätigung des Thorner Friedens, sondern selbst auch die Aufhebung des Bannes gegen die ehemaligen Verbündeten unerbittlich verweigert. Die Schuld davon schrieb man in Polen auf verleumderische Angaben des Bischofs Vincenz Kielbassa, der Alles anwandte, um das Mißtrauen des Königes gegen den Orden immer wach und rege zu erhalten, einer heimlichen Bitte des verstorbenen Hochmeisters und seiner Gebietiger an den Papst zu. Der Statthalter, im Interesse des Ordens auf jede Weise bemüht, der mißtrauischen Stimmung des Königes entgegenzuarbeiten, ging daher in allen Verhältnissen, welche diesen berührten, besonders auch in seinem Verhalten zum Ermländischen Bischofsstreite mit der größten Behutsamkeit, Vorsicht und Besonnenheit zu Werke, zumal da der Papst sich durch keine Mittel nach des Königes Wunsch zur Ernennung des Kulmischen Bischofs Kielbassa zum Bischofe von Ermland gewinnen ließ, vielmehr bald nachher dem vom Kapitel Gewählten seine Bestätigung ertheilte, auch gewiß nicht ohne Absicht dieß zuerst dem Statthalter und später erst dem Könige anzeigte, und zwar diesem auf eine Weise, daß man daraus schon klar sah, der Röm. Stuhl sey fest entschlossen, die rechtmäßige Wahl des Kapitels aufrecht zu erhalten und den neuen Bischof unter allen Umständen in seinem Amte gegen den König zu schützen. So entschieden indeß dieser den Papst sich entgegentreten sah, so gab er dennoch seinen Plan nicht auf, die bischöfliche Würde dem neuen Bischofe bald wieder zu entwinden und sie zur Behauptung seines Einflusses auf die Ermländische Kirche seinem Günstlinge zuzubringen.

Geboten nun aber schon diese Verhältnisse dem Statthalter in seinem Verhalten gegen den König alle mögliche Umsicht und Klugheit, so kam bald noch hinzu, daß Nachrichten von allerlei bedenklichen Bewegungen, die in Preussen im Schwange seyn sollten, und sogar das Gerücht, als sinne der Orden auf Antrieb des Kaisers und des Königes von Ungern wieder auf Krieg ge-

gen Polen, beim Könige so viel Glauben fanden, daß er alsbald die beiden Bischöfe von Kulm und Leslau zur Auskundschaftung nach Preussen sandte. Sie entdeckten zwar bald das Grundlose der verbreiteten Gerüchte, brachten jedoch im Auftrage des Königes die Beschleunigung der Meisterwahl, an welche dieser schon früher gemahnt, von neuem zur Sprache.

Der Statthalter sah jetzt wohl ein, daß mit dieser Wahl nicht länger gezögert werden dürfe, ohne des Königes Mißtrauen von neuem anzuregen; er erließ daher alsbald an den Deutschmeister eine Einladung zu einem großen Ordenskapitel. Es erschienen aber an dessen Stelle dießmal nur einige Bevollmächtigte, unter denen sich auch der damalige Ordensprocurator und päpstliche Referendar Dieterich von Cuba befand; und als das Wahlkapitel in Königsberg in gesetzlicher Ordnung versammelt war, erkor es am 15. October (1469), wie zu erwarten war, einmüthig den bisherigen Statthalter zur hochmeisterlichen Würde. Kaum aber hatte der König davon Nachricht, als er ihn sofort auffordern ließ, ihm auf nächstem Reichstage gebührend die Huldigung zu leisten. Es war eben so bedenklich, dieß zu verweigern als es zu vollführen. Geschah das Letztere, so stand nicht nur die Gewogenheit des Papstes auf dem Spiele, der den Thorner Frieden durchaus nicht bestätigen wollte, dessen Gunst aber gerade jetzt dem Hochmeister doppelt nothwendig war, um an die Stelle des bereits schwer erkrankten Bischofs Nicolaus von Samland den ebenerwähnten Procurator Dieterich von Cuba, einen von ihm sehr hochgeschätzten Mann, zum Samländischen Bischof ernannt zu sehen, sondern es war überdieß auch zu besorgen, daß der König nach erfolgter Huldigung den Orden alsbald zur Beihülfe in seinem Kriege gegen Ungern in Anspruch nehmen werde. Der Hochmeister aber entschloß sich endlich dennoch zur Reise auf den Reichstag nach Petrikau, wo er von einigen seiner Gebietiger begleitet vom Könige sehr ehrenvoll empfangen wurde. Im Reichsrathe, in welchem der Hochmeister seinen Sitz unmittelbar neben dem Könige zur linken Hand erhielt, wurden zuerst die Preussen nicht weiter berührenden Angelegenheiten des Königes mit Böhmen verhandelt. Darauf erfolgte der Huldigungs-Act. Der Hochmeister schwur knieend den vom Bischofe von Krakau vorge-

sprochenen und im Frieden vorgeschriebenen Eid, worauf der König ihn umarmte.

Jetzt aber trat der königliche Kanzler mit der Klage auf: er habe, von seinem Könige nach Rom gesandt, den Papst um Bestätigung des ewigen Friedens gebeten; dieser indeß habe sie verweigert, erklärend: die Gegenpartei habe ihn heimlich bitten lassen, den Frieden nicht zu bestätigen; dieß habe den König sehr befremdet. Tief ergriffen von dieser verleumderischen Beschuldigung stand der Meister auf und sprach mit würdigem Ernste: „Allergnädigster König! Ich habe mich bisher in allen Zeiten als ein aufrichtiger Herr gehalten; sollte ich nun vernehmen, daß ich mich in meinen letzten Tagen befleckt hätte, so würde ich mich sehr vergessen haben. Ist es Sache, daß euere königliche Gnade ein solches von mir vermuthet, so bin ich nicht würdig, bei euerer königlichen Gnade und eueren Räthen zu sitzen, denn daß ich hier in euerem Rathe geschworen und dort dagegen seyn sollte, stände keinem frommen Manne an. Wer viele hat, die ihn hassen, muß auch viel Verdruß leiden." Der König erwiederte bloß: „Wir wissen fürwahr, daß das Erwähnte vor zwei Jahren geschehen ist, ehe ihr Hochmeister waret, weshalb wir es euch nicht Schuld geben." — Es war das letzte Wort, welches Beide wechselten, denn auf der Heimkehr in den letzten Tagen des J. 1469 überfiel den Meister eine Krankheit, durch die er äußerst erschöpft nur bis Mohrungen gelangen konnte. Dort rührte ihn der Schlag und seitdem der Sprache beraubt, starb er kurz nachher am 2. Januar des J. 1470. Seine Leiche ward im Dom zu Königsberg beigesetzt.

Er hatte das Meisteramt nur elf Wochen verwaltet; kaum aber kennt die Geschichte des Ordens einen Gebietiger, dessen Leben ein so vielseitig und wild bewegtes und dessen Wirken so einflußreich und tief in alle Verhältnisse des Landes eingreifend gewesen, wie das Heinrichs Reuß von Plauen. Seit Ludwigs von Erlichshausen Zeit war er unter den stürmischen Bewegungen die alles leitende und belebende Seele im Orden; er vor allen hatte immer im wildesten Toben der Leidenschaften das Steuer fest in der Hand gehalten. Aber schon seine Zeitgenossen haben ihn zum Theil vielfach verkannt und selbst die Nachwelt manchen harten Tadel über ihn ausgesprochen, denn ihm

vorzüglich ist es mit als Schuld angerechnet worden, daß des Ordens Schicksal ein so unglückliches ward. Sieht man jedoch, wie er unter allen Bedrängnissen und Stürmen der Zeit Jahre lang alle Kraft seines Willens, alle Thätigkeit seines Lebens, allen Muth seiner energisch starken Seele daran setzte, seinem Orden, für dessen Rettung er kein Opfer zu groß, keine Mühe zu schwer fand, aus seiner Bedrängniß und Erniedrigung wieder emporzuhelfen, so muß das Richteramt der Geschichte, wo nur Wahrheit und Gerechtigkeit eine Stimme haben, Haß und Vorliebe aber verstummen, ihm das Zeugniß stellen: er stand da als ein Mann voll Energie und Geisteskraft, voll Klugheit und Besonnenheit, voll Entschlossenheit im Wollen und im Handeln, durchdrungen von wahrem Adel der Gesinnung und edlen Absichten für die Sache, der er sein ganzes Leben gewidmet, als ein Mann, der auf dem Standpunkte und in der Stellung, die ihm sein Lebensschicksal angewiesen, stets nur das Beste des Ordens und des Landes in seinen Bestrebungen vor Augen hatte; er steht da als ein Fürst, auf den noch heute das fürstliche Haus der Plauen mit Stolz hinweisen darf. Aber daß er den Orden nicht rettete, gereicht ihm nicht zur Schuld, denn der Sturm der unglückseligen Zeit war auch für seine Kraft zu mächtig; er konnte das Unglück seines Ordens, so gewaltig er gegen dasselbe auch ankämpfte, durch seinen Geist nicht mehr bewältigen.

Schon wenige Tage nach des Hochmeisters Tod starb zu Kulm auch der edle Bernhard von Zinnenberg in so großer Armuth, daß ihm nicht einmal eine geziemende Bestattung zugerichtet werden konnte, und da nun auch Georg von Schlieben sich bereits ins Privatleben auf seine Güter zurückgezogen hatte, so blieben jetzt von denen, die in der sturmvollen Zeit eine hervortretende Rolle gespielt, nur noch einige wenige übrig. Zu ihnen gehörte auch der Großkomthur Heinrich Reffle von Richtenberg, der jetzt als Statthalter die Verwaltung führte. Da noch immer ungeheuere Schulden auf dem Lande lasteten, so war auch er unabläßig bemüht, theils durch Pfandverschreibungen und Anerkenntnisse zu jährlichen Zahlungen, theils auch durch Güterverleihungen oder sofortige Abzahlungen die Söldnerführer so viel als möglich zu befriedigen.

Zugleich aber beschäftigte ihn auch eine neue Bischofswahl in Samland. Nach dem Tode des Bischofs Nicolaus im Januar des Jahres 1470 wählte nämlich das Domkapitel zu dessen Nachfolger nicht, wie der verstorbene Hochmeister gewünscht, den Ordensprocurator Dieterich von Cuba, sondern den Samländischen Domherrn Michael Schönwald, für den sich auch der Statthalter entschied. Der Procurator indeß bot alsbald alle Mittel auf, die bischöfliche Würde in seine Hände zu bringen und bei seinen Verbindungen am päpstlichen Hofe gelang es ihm auch wirklich, den Papst für seine Wünsche zu gewinnen und sich die päpstliche Bestätigung zu verschaffen. Vorgebend, der Papst habe ihm das Bisthum angetragen und er habe kein Bedenken getragen, es anzunehmen, wußte Dieterich mit Schlauheit durch allerlei Scheingründe seinen Schritt zu bemänteln und auch um seine Gegner zu beruhigen, suchte er nicht nur den vom Domkapitel Erwählten, Michael Schönwald, dadurch zu beschwichtigen, daß er ihn zu seinem General-Official und Vicar ernannte, sondern sich auch des Statthalters Schutz und Zustimmung durch die Zusicherung zu verschaffen: er werde es nicht an Fleiß und Eifer fehlen lassen, den Gottesdienst in seinem Bisthum wieder mehr in Aufnahme und Ordnung zu bringen; auch sey ihm vom Papste bereits „ein merklicher Ablaß" versprochen, wodurch alle, die im Kriege Missethaten auf sich geladen, gereinigt und absolvirt und zugleich auch sein Stift in jeder Weise gebessert werden solle. Diese und andere Verhältnisse bewogen den Statthalter, dem neuen Bischofe nicht weiter entgegenzutreten; eben so wenig wagte auch das Domkapitel irgend einen Versuch zur Aufrechthaltung seines Wahlrechts.

Nun kam die Zeit, wo die Meister von Deutschland und Livland zur neuen Meisterwahl eingeladen waren. Der Deutschmeister aber sandte wiederum nur einige Bevollmächtigte, denn fast schien es schon, als achte man die neue Hochmeisterwahl einer Reise nach Preussen nicht einmal mehr werth. Die Kür fiel im Wahlkapitel am Michaelis-Tage (1470) einmüthig auf den bisherigen Statthalter Heinrich Reffle von Richtenberg. Er war der dreißigste in der Reihe der Meister. Die Würde des Großkomthurs übertrug er dem Komthur von Neidenburg Wilhelm von Eppingen. Schon wenige Wochen nachher wurde er vom

Könige von Polen zur Huldigung aufgefordert; er leistete sie auf dem Reichstage zu Petrikau und kehrte dann ohne weitere, in die Verhältnisse Preussens besonders eingreifende Verhandlungen nach Königsberg zurück.

Hier berief er alsbald einen allgemeinen Landtag und zugleich ein Ordenskapitel, um die zweckmäßigsten Mittel zur Tilgung der großen Schuldenlast in nähere Berathung zu ziehen, denn so lange diese noch Alles hinraffte, was an neuen Staatskräften gewonnen ward, war natürlich auch an eine Verbesserung der Finanzverhältnisse des Ordens und an zunehmenden Wohlstand und Gedeihen des Volkes nicht viel zu denken. Sparsamkeit und Ordnung in der Finanzverwaltung, strenge Regelmäßigkeit und Genauigkeit bei Ablegung der Amtsrechnungen von Seiten der Komthure und Amtleute, Beschränkung der Dienerschaft, des Gesindes und überhaupt in allen Ausgaben in den Ordenshäusern, selbst des hochmeisterlichen Hofes und Tisches, so weit es sich mit der Würde und dem Ansehen des Hochmeisters vereinigen ließ, waren im Ordenskapitel die Hauptgegenstände der Berathung und Beschließung; doch ließ man auch die Aufrechthaltung des Anstandes und der Ehre des Ordens, die Wiederherstellung mancher alten löblichen Sitte, strengere Abhaltung des vorgeschriebenen Gottesdienstes, der Fasten u. a. nicht unbeachtet. Auf dem Landtage dagegen ward gleichfalls zur Abzahlung der Soldschulden eine Land- und Stadtaccise ausgeschrieben, die jedoch nur ein Jahr hindurch erhoben werden sollte. Und es gelang so auch dem Hochmeister theils durch den Erfolg dieser getroffenen Maaßregeln, theils auch durch fortgesetzte ländliche Verschreibungen von neuem eine Anzahl Söldner in ihren Forderungen zu befriedigen.

Wie nothwendig aber solche Maaßregeln zur Befriedigung der Söldnerhauptleute waren, bewiesen schon die kriegerischen Ereignisse im J. 1472. Wie der Herzog Hans von Sagan, heftig erbittert über eine abschlägige Antwort des Hochmeisters wegen augenblicklicher Entrichtung seiner ganzen Schuldforderung von 40,000 Gulden, es sogar schon wagte, mit einer großen Zahl Schlesischer Edelleute dem Könige von Polen deshalb Fehde anzukündigen, weil er als Oberherr den ihm unterthänigen Orden nicht zwinge, ihm die erwähnte Schuld zu entrichten, so stellten

sich jetzt auch die noch im Lande liegenden Söldner, namentlich die Böhmen dem Orden mit bewaffneter Hand gegenüber, an ihrer Spitze der Söldnerhauptmann Musigk von Swynau, um ihre Forderung mit Gewalt zu erzwingen. Soldau, dessen sie sich bemächtigt, diente ihnen zum Mittelpunkte ihrer Raub- und Fehdezüge. Es schreckte sie auch keineswegs, als ihnen der Ordensmarschall mit einem Streithaufen entgegenzog; ihr Uebermuth stieg vielmehr noch höher, als es ihnen glückte, den Komthur von Holland, der sie durch einen Angriff auf Soldau zum offenen Kampfe reizen wollte, zu überfallen, den größten Theil seines Volkes in die Flucht zu werfen und den übrigen Haufen, darunter auch eine ansehnliche Zahl von Ordensbeamten und Rittern gefangen zu nehmen. Die Niederlage war außer dem Verluste zugleich auch um so schmachvoller, da sie bewies, daß der Orden nicht einmal mehr im Stande zu seyn schien, auch nur einen einzigen Söldnerhaufen auseinander zu treiben. Man mußte daher, da die Soldforderung von mehr als 30,000 Gulden nicht gezahlt werden konnte, mit dem Hauptmann und dessen Rotte einen Beifrieden abschließen. Der Bischof von Kulm trat dabei ins Mittel und leitete auf einer Tagfahrt zu Elbing Unterhandlungen ein, in welchen aber der Hauptmann selbst alle Bedingungen vorschrieb, unter denen er bis zur Abzahlung der gesammten Schuldsumme Ruhe halten wollte. Da der Orden sich sträubte, sie anzunehmen, so erklärte jener endlich trotzig: er werde auch fortan Soldau in Besitz behalten und es zu behaupten wissen, möge vor die Stadt rücken, wer da wolle, selbst auch wenn es der König sey. In ähnlicher Weise bedrängte den Orden der Bruder Bernhards von Zinnenberg, der Kulm und Strasburg und die Burg Althaus im Pfandbesitz hatte und vom Orden Bezahlung verlangte, während der König beim Hochmeister unablässig auf die Räumung dieser Städte drang.

Zu gleicher Zeit erregten auch die bischöflichen Verhältnisse Ermlands für den Hochmeister die ernstlichsten Besorgnisse und brachten ihn selbst gegen den König von Polen in eine sehr bedenkliche Stellung. Dieser hatte nämlich, da er eingesehen, daß der Kulmische Bischof Vincenz Kielbassa bei der in Ermland gegen ihn aufgeregten Stimmung schwerlich zum bischöflichen Stuhle kommen werde, den Archidiaconus und Domherrn zu Ploczk An-

dreas Oporowski zum Ermländischen Bischofe ernannt und von dem neuen Papst Sixtus IV. auch dessen Bestätigung erhalten. Es gab also nun zwei bestätigte Bischöfe von Ermland, denn trotz jener neuen Wahl blieb der vom vorigen Papste bestätigte Bischof Nicolaus von Tüngen, vertrauend auf seine rechtmäßige Wahl und auf die Beihülfe des Königes von Ungern und des Kurfürsten von Brandenburg, vielleicht auch selbst des Ordens, noch fest entschlossen, selbst mit Mitteln der Gewalt sich seines Bischofsstuhles zu bemächtigen. Er kam darauf im Jahre 1472 auch wirklich mit einem ansehnlichen Söldnerhaufen in Preussen an, gewann dazu durch Geld und Versprechungen noch eine bedeutende Schaar von Landleuten, nahm ohne Widerstand Braunsberg, Frauenburg, Guttstadt, Rößel und bald auch Heilsberg und Seeburg ein, so daß er sich in kurzem als Herr fast des ganzen Bisthums betrachten konnte, denn überall wurden die Polnischen Besatzungen vom Volke leicht vertrieben. Die Polnischen Großen aber konnten sich dieses Glück des Bischofs nicht anders erklären als nur durch heimliche Beihülfe des Ordens; selbst der König faßte Mißtrauen. Obgleich der Hochmeister und seine Gebietiger wiederholt auf Tagfahrten die Beschuldigung jeder Theilnahme und Unterstützung des Bischofs zurückwiesen und sich vollkommen in ihrem Verhalten rechtfertigten, so erließen die Polnischen Bevollmächtigten von ihren Tagfahrten aus an den Hochmeister doch immer wieder die Aufforderung, er solle nicht nur das dem Bischofe aus Preussen zugelaufene Volk zurückrufen, sondern auch selbst wirksam zur Bekämpfung und Vertreibung des Bischofs seiner Pflicht gemäß mit auftreten. Er ließ sich indeß auf keine Weise zu gewaltsamen Schritten bewegen, leitete jedoch, da er wohl wußte, daß auch der König nichts weniger als Krieg wünschte, als Vermittler Unterhandlungen ein, worin man endlich übereinkam: es solle ein Beifriede Statt finden; die Entscheidung des Streites über den Bischofsstuhl wolle man dem Papste überlassen; mittlerweile aber sollten die beiden Schlösser Heilsberg und Seeburg von Landen und Städten des Königes besetzt und dann demjenigen übergeben werden, welchem der Papst das Bisthum zuspreche.

Der Hochmeister zog sich seitdem von den Verhandlungen und überhaupt von aller thätigen Theilnahme an dem Ermlän-

dischen Bischofsstreite, der auch im J. 1473 noch fortdauerte, fast ganz und gar zurück, theils um dem mißtrauischen Könige sein Interesse für den Bischof von Tüngen, den er allerdings lieber als den Polen Oporowski, die Creatur des Königes, zum Nachbar haben mochte, nicht kund werden zu lassen und nicht offen als des Königes Gegner zu erscheinen, theils auch weil ihm selbst der Ausbruch eines Zwistes mit dem Bischofe von Samland, Dieterich von Cuba drohte, ein Streit, der bald seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm.

Dieser Bischof nämlich, ein äußerst schlauer und gewandter Mann, aber nicht minder ehrgeizig, geldgierig und voll priesterlichen Stolzes, brachte bei seiner Rückkehr nach Preussen im J. 1473 zwei päpstliche Bullen mit, in deren einer der Papst, weil, wie er selbst sagt, Königsberg und Samland in einer Weltgegend lägen, wo keine Oliven wüchsen und das Olivenöl sehr theuer sey, das Bisthum auch durch den verderblichen Krieg in große Armuth gerathen sey, die Erlaubniß ertheilte, daß alle Bewohner Königsbergs und Samlands, selbst auch die Ordensglieder an gewissen Fasttagen Butter und Milchspeisen genießen dürften, sofern sie sich durch Gaben und Spenden zur Wiederaufhülfe der Kirche mildthätig zeigen würden. In der zweiten Bulle verhieß der Papst, um der Samländischen Kirche aus ihrem Verfalle, ihrer Armuth und der Verwüstung ihrer Gebäude wieder emporzuhelfen, allen denen, welche mit Buße und Beichte an gewissen Festen die Samländische Domkirche besuchen, zu ihrer Wiederherstellung und Aufhülfe mit mildreichen Händen spenden und beim Bischofe oder den von ihm dazu bevollmächtigten Geistlichen die Beichte halten würden, einen Ablaß für alle ihre Sünden und Verbrechen, selbst auch in solchen Fällen, die sonst dem Röm. Stuhle vorbehalten waren.

Die Bullen waren in vieler Hinsicht von äußerster Wichtigkeit, theils weil der Hochmeister befürchten mußte, daß durch diesen neuertheilten, so leicht zu erlangenden Ablaß die Ablaßbriefe und Indulgenzverleihungen, welche der Orden schon seit langer Zeit besaß, in ihrer Geltung und Wirkung bedeutend geschwächt werden würden, der Orden also auch an den Einkünften seines Ablasses großen Eintrag erleiden werde, theils auch weil sich der Bischof durch diese Bullen eine Geldquelle eröffnet hatte,

die, je reicher sie für diesen floß, um so mehr die geringen Kräfte des Landes mit jedem Tage noch schwächte, zumal in einer Zeit, wo der Hochmeister alle Mittel der Sparsamkeit aufgeboten und sich selbst die möglichste Beschränkung in der Verwendung seiner Einkünfte zum festen Gesetz gemacht hatte, um die Noth des Landes zu mildern. Er ersuchte daher den Bischof, die Bekanntmachung der Ablaßbullen vorerst bis zu einer nähern Berathung mit seinen Gebietigern noch anstehen zu lassen. Der Bischof versprach dieß auch, zugleich erklärend: er wünsche nichts mehr als mit dem Orden in bestem Vernehmen zr bleiben, doch fügte er auch hinzu: „der Hochmeister gehe nur meiner Herrlichkeit nicht zu nahe, das will ich wiederum auch thun.“ Um diesen zu begütigen, erbot er sich, ihm gegen eine Anleihe von tausend Unger. Gulden die Hälfte des Ablaßgewinnes abzutreten. Ohne sich jedoch auf diesen Handel einzulassen, ersuchte ihn der Hochmeister: er möge wenigstens vor der Bekanntmachung der Ablaßbullen in seinem Gebiete die Erhebung eines Schosses gestatten, damit vor allem nur erst der Hauptmann von Swynau in seinen stürmischen Forderungen befriedigt werden könne. Der starrsinnige Bischof aber schlug ihm auch dieses Gesuch ab und er blieb bei dieser Verweigerung auch auf einer Tagfahrt zu Kaporn in Samland, auf der es theils hierüber, theils über allerlei Beschuldigungen, die man sich gegenseitig machte, zu Erklärungen kam, welche die Gemüther noch mehr entfremdeten und erbitterten.

Ermuthigt durch ein Schreiben des Meisters von Livland, der voll Unwillen über des Bischofs Habsucht, Eigennutz und Gewissenlosigkeit dem Hochmeister rieth, alle Mittel aufzubieten, um die Ablaßbullen unterdrücken und widerrufen zu lassen, beschloß dieser jetzt, gegen den halsstarrigen Bischof mit nachdrücklichem Ernst zu verfahren. Dazu kam auch noch der Umstand, daß die mit dem Hauptmanne von Swynau eingegangene Zahlungsfrist immer näher rückte, während der dazu ausgeschriebene Schoß in den ärmern Gegenden des Landes nur äußerst spärlich ausfiel. Blieb nun der Bischof von Samland bei seiner Verweigerung und saugte er das Land durch seinen Ablaßhandel noch mehr aus, so war für den Hochmeister kaum noch eine Aussicht, wie die dringenden Forderungen der Söldner befriedigt

werden könnten. In Folge einer Berathung mi den angesehensten Landesrittern ließ dieser jetzt den Bischof zu einer Verhandlung mit den zusammenberufenen Gebietigern nach Königsberg einladen. Der stolze Prälat aber wollte nur dann erscheinen, wenn ihm der Hochmeister mit allen anwesenden Ordensrittern zum Empfange entgegenkommen und ihn sammt der Ablaßbulle in feierlicher Procession einholen werde. Dieß schlug der Meister ab, sandte ihm jedoch einige Rathsherren entgegen und so zog nun der Bischof, vor ihm der Ablaßbrief und ein Legatenhut, mit Kreuzen und Fahnen unter Festgesang in die Stadt ein. Die Verhandlung indeß, die nun folgte, steigerte die Erbitterung noch mehr, denn außer den frechen Schmähungen des Bischofs gegen den ganzen Orden zielte Alles, was er sprach, nur darauf hin, die Ritterschaft gegen den Hochmeister aufzuhetzen. Umsonst wiederholte dieser dreimal seine Bitte um Bewilligung des Schosses und um Aufschub der Bekanntmachung der Ablaßbullen. Der Bischof erklärte: zu einer andern Zeit wolle er den Schoß zu erheben genehmigen, jetzt aber müsse er vor allem seine Schulden decken. Diese waren freilich sehr bedeutend, denn außer den Kosten für den Ablaßbrief, die allein 1800 Unger. Gulden betrugen, hatte er in Rom bei seinem unordentlichen Lebenswandel enorme Summen verschwendet, die er jetzt entrichten sollte. Mehre Kostbarkeiten der Samländischen Kirche, ein schöner Bischofsstab und anderes dergleichen waren bereits versilbert und der Ertrag nach Rom gesandt.

Nun ergaben sich aber im Anfange des Jahres 1474 allerlei Anzeigen, daß der Bischof Preussen zu verlassen gedenke. Um den Hochmeister zu beschwichtigen, erklärte er zwar: er wolle am Röm. Hofe eine andere Bulle zu erwerben suchen, die sich ebenso auf den Orden wie auf seine Kirche beziehen solle; den Entwurf dazu werde er, ehe er nach Rom gehe, zuvor dem Meister mittheilen. Allein man hatte längst Nachricht, daß er nur damit umgehe, gegen den Hochmeister eine Klage wegen dessen Widersetzlichkeit gegen die Bulle beim Papste anzubringen und sich zunächst zum Pfalzgrafen Friederich von Baiern zu flüchten, um mit dessen Beihülfe seine Sache in Rom zu betreiben. Dazu war Alles auch schon vorbereitet, als er am 16. Februar als päpstlicher Legat an sämmtliche Bischöfe und Prälaten de

Landes ein Ausschreiben erließ, worin er ihnen den Zweck des ihm ertheilten Ablaßbriefes bekannt machte, mit der Aufforderung, in allen Kirchen ihrer Bisthümer das Volk über die Indulgenz belehren und mit Eifer ermahnen zu lassen, zu dem am nächsten Sonntage Judica in der Kathedrale zu Königsberg zu ertheilenden Ablaß zahlreich herbeizuziehen. Solches geschah auch und hatte außerordentliche Wirkungen; das Volk strömte in Schaaren aus fernen und nahen Landen in Königsberg zusammen, wo an den Thüren der Kathedrale der Ablaßbrief zu lesen war. Tausende spendeten ihre Gaben und empfingen dafür die verheißene Absolution. Die Ablaßeinnahme war selbst über des Bischofs Erwartung überaus bedeutend. Jedoch seine Freude darüber war nur von kurzer Dauer, denn da der Hochmeister aus einem aufgefangenen Briefe des Bischofs von dessen Plan zur Flucht mit dem Ablaßgelde genau unterrichtet ward, ließ er ihn sofort plötzlich an seiner Tafel aufheben und ins Schloß nach Tapiau zu festem Verwahrsam abführen. Das gesammelte Ablaßgeld nahm er in Beschlag.

Obgleich man nun überall zwar, wo man die Verhandlungen mit dem Bischofe kannte, des Meisters Schritt durch das trotzige, übermüthige und ungefüge Verfahren des stolzen Prälaten aufs vollkommenste gerechtfertigt fand, so hielt er es doch für nothwendig, sein Verfahren auch vor der Welt, vornehmlich vor dem Papste und dem Könige von Polen im wahren Lichte darzustellen; und nicht bloß der Adel aus Samland, die Bürgermeister, Rathsherren und die Gemeinen der drei Städte Königsberg, sondern selbst auch sämmtliche Domherren der Samländischen Kirche stellten dem Hochmeister Zeugnisse aus, dahin lautend, daß der Bischof bei seiner Ankunft die Kirche in Samland in ihren Schlössern, Städten, Gütern und in ihrem gesammten Einkommen wieder in dem besten und wohlgeordnetsten Zustande gefunden und er wohl ebenso wie seine Vorfahren und wie es seiner Würde geziemt, aufs anständigste habe leben können, daß er sie aber, um seine Schuldenlast in Rom zu decken, ihrer Schätze, Kleinodien, gottesdienstlichen Geräthe, bedeutender baarer Geldsummen, ansehnlicher Getreidevorräthe u. s. w. beraubt, auch unter den Domherren Zwietracht angeregt, einige durch trügerische Versprechungen für seine Zwecke an sich gezo-

22 *

gen, andern mit Gefängniß gedroht, ja selbst ohne des Kapitels Wissen und Willen eine Pfandverschreibung für eine gewisse Margaretha aus Frankfurt ausgestellt habe, die ihm zu Schimpf und Schande von Rom bis nach Preussen nachgefolgt sey, was unter dem Volke großes Aergerniß erregt. Sie bezeugten überdieß, daß durch ihn die Samländische Kirche in eine Schuldenlast von mehr als zwölftausend Mark gebracht worden sey, die noch unbekannten Schulden nicht einmal gerechnet.

Diese Zeugnisse nebst einer umständlichen Darstellung des ganzen Verlaufs der Dinge übersandte der Meister zuerst dem Erzbischofe von Riga als des gefangenen Bischofs Metropolitan theils zu seiner Rechtfertigung, theils mit der Bitte um seinen Rath in seinem fernern Verhalten. Der Erzbischof kam in große Verlegenheit, denn wenn er allerdings auch, wie sich bald zeigte, dem übermüthigen Bischofe sein wohlverdientes Schicksal gönnte und den Meister seiner Ueberzeugung nach völlig gerechtfertigt fand, so mußte er dessen Schritt in seiner Stellung und nach Gesetz und Ordnung der Kirche doch für widerrechtlich und verdammlich erklären. Indeß trat er in seiner Erwiderung gegen den Meister doch so mild und schonend auf und rieth so freundlich zu einer friedlichen Ausgleichung, daß von ihm nichts in der Streitsache zu fürchten war. Um seine That auch vor dem Papste zu rechtfertigen, ließ der Hochmeister eine Reihe von Klagartikeln aufsetzen, worin eine Menge von Beschwerden über des Bischofs Hochmuth, unfriedfertige Gesinnung, unersättliche Habsucht, Unredlichkeiten und Gesetzwidrigkeiten aller Art zusammengestellt war, um sie durch den Procurator dem Papste vortragen zu lassen.

Bevor indeß dieß geschah, stellte sich Alles in der Sache anders. Nachdem der Bischof fast ein halbes Jahr in der Gefangenschaft, Anfangs in einem anständigen Gemache zugebracht, suchte er zu entfliehen. Der Schloßkaplan aber, mit dem er den Plan der Flucht verabredet, wurde sein Verräther. Man ließ ihn daher jetzt zu strengerer Verwahrung in ein dunkles Gewölbe nahe an der Sacristei der Kirche einsperren. Da soll er, wie erzählt wird, an Händen und Füßen durch eiserne Ringe stehend an die Wand gefesselt mehre Tage zugebracht und so oft er die Glocken während der Aufhebung der Hostie gehört,

miserere mei Deus ausgerufen haben, so laut daß es selbst das Volk in der Kirche vernommen. Alle durch fremde Hände ihm zugesandte Speisen sollen ihm von zwei Ordensrittern, die allein um sein Schicksal gewußt, verweigert worden und er so in der jammervollsten Lage nach einigen Tagen, nachdem er schon das Fleisch von beiden Achseln, so weit er es erreichen können, abgebissen und verzehrt, des Hungertodes gestorben seyn. Das Gerücht von seinem Hungertode verbreitete sich allerdings schon in den ersten Tagen nach seinem Hinscheiden und es kam auch selbst bis zur Kenntniß des Hochmeisters; allein es giebt viele Gründe, die es höchstwahrscheinlich machen, daß es die damals in Preussen und Litthauen stark herrschende pestartige Krankheit war, welche des Bischofs Leben endigte. Wir hören auch nicht, daß sich der Röm. Hof weiter um die Streitsache bekümmert habe; da sie einzig nur durch des Bischofs Persönlichkeit und vielleicht zum Theil aus Ursachen, deren sich der Röm. Stuhl selbst schämen mußte, angeregt worden war, so scheint sie auch mit seinem Tode beendigt worden zu seyn. Man scheint in Rom wohl eingesehen zu haben, daß, wenn der Hochmeister, durch des Bischofs Stolz, Trotz, Uebermuth und hinterlistige Plane aufs äußerste gereizt, auch einen Schritt gethan, der sich vor dem Rechte und Gesetz der Kirche nicht rechtfertigen lasse, man ihn in Betracht der obwaltenden Verhältnisse doch mit Nachsicht und Schonung beurtheilen müsse, wozu vielleicht auch ein vom Papste verlangter Bericht des Abtes von Pelplin über des Bischofs Benehmen und den Verlauf des Streites mit beigetragen haben mag. Die Bestätigung des zum Nachfolger Dieterichs erwählten Bischofs Johannes Rehwinkel fand daher in Rom auch weiter keine Schwierigkeit.

Während dieses Streites mit dem Bischofe von Samland herrschte zwischen dem Hochmeister und dem Könige von Polen wenn auch nicht eine feindliche, doch sehr gespannte Stimmung. Der Letztere nämlich, der nun einmal seinen Plan im Bisthum Ermland durchsetzen wollte, unterließ es nicht, den Orden auf alle Weise zu bedrängen, ihm zur Vertreibung des Bischofs Nicolaus von Tüngen den geforderten Beistand zu leisten. Allein so sehr auch Alles beim Könige darauf hinzielte, dem Hochmeister sein abhängiges Verhältniß immer von neuem fühlbar zu

machen, so beharrte dieser doch standhaft bei seiner Verweigerung der verlangten Beihülfe und weder das vom Könige verfügte Verbot aller Handelsverbindung mit Ermland, noch des Königes Klagen beim Kaiser Friederich über des Hochmeisters Trotz und aufrührerische Widerspänstigkeit konnten diesen bewegen, die einmal gefaßte Stellung gegen den König aufzugeben. Es fanden daher zwischen Beiden fort und fort allerlei Reibungen und Mißhelligkeiten Statt; bald ließ der König über die Verschlechterung und Verfälschung der Ordensmünze Klage führen, bald verweigerte er gegen die ausdrückliche Bestimmung im ewigen Frieden die Auslieferung des nach Polen geflüchteten abtrünnigen Komthurs Konrad von Lichtenhain, der als Mitgehülfe in die Umtriebe des Bischofs von Samland verwickelt gewesen war; es geschah ferner ebenfalls auf sein Anstiften, daß der in seinen Forderungen immer noch nicht befriedigte Hauptmann zu Soldau Mußigk von Swynau den Hochmeister und die Städte Königsberg, die sich für die Bezahlung verbürgt hatten, immer von neuem mit Drohungen bedrängte.

Seitdem nun aber auch der Bischof von Kulm Vincenz Kielbassa aus seiner bisherigen vermittelnden Stellung mehr und mehr zurücktrat, theils aus Klugheit, theils auch weil ihm der Hochmeister gewisse Forderungen nicht erfüllen konnte, gestalteten sich im Verlaufe des Jahres 1476 die Verhältnisse zwischen beiden Fürsten immer mehr in der Art, daß das gegenseitige Mißtrauen immer höher steigen mußte. Der Bischof von Ermland nämlich, durch des Königes Belästigungen unablässig bedrängt, hatte sich bereits wiederholt an den König Mathias von Ungern gewandt, mit bitteren Beschwerden über die fortdauernden Feindseligkeiten, die er, obgleich er ausdrücklich in den zwischen beiden Königen geschlossenen Beifrieden mit aufgenommen war, immer noch von Polen aus zu erleiden hatte. Mathias machte darüber dem Könige von Polen nicht nur sehr ernstliche Vorwürfe, ihn mit allem Nachdruck an sein Gelöbniß erinnernd, nach welchem er den Bischof während der Dauer des Beifriedens auf keine Weise zu belästigen versprochen, und ihn zugleich ermahnend, sofort von allen fernern Feindseligkeiten abzustehen, sondern er erklärte ihm zugleich auch: er werde sich des Bischofs, den er während des Beifriedens zu schützen versprochen, in allen Fällen

mit Eifer und Nachdruck annehmen. Dieß aber hatte auch bedeutenden Einfluß auf die Stellung des Hochmeisters zum Könige von Polen, denn kaum war jener von dem Allen benachrichtigt, als auch er in seinen Bedrängnissen auf den Schutz des Königes von Ungern hinsah, zumal da wirklich schon Feindseligkeiten von Polen aus gegen den Orden drohten.

Da beschloß der König von Polen, als er davon Kunde bekam, sich selbst nach Preussen zu begeben, um dort mit den Ständen die nöthigen Beschlüsse zu berathen und den Hochmeister über sein ganzes Verhalten zu ihm zur Verantwortung zu ziehen. Kaum hatte dieser davon Nachricht erhalten, als er eiligst im Februar (1476) ein Ordenskapitel aller seiner Gebietiger berief, angeblich bloß um das Ordensmarschall-Amt neu zu besetzen, womit auch wirklich Nicolaus von Gebsattel bekleidet ward. Nach Erwägung der Verhältnisse zum Könige aber ward einstimmig der Beschluß gefaßt: der Hochmeister solle sich, wenn er vom Könige aufgefordert werde, nicht persönlich zu ihm begeben ohne der Lande ausdrücklichen Rath und Zustimmung. Als daher der König im April in Preussen anlangte, sandte man ihm nur den Ordensmarschall nach Thorn zum Empfang entgegen. Gegen diesen bewies sich jener aber so überaus nachsichtig und mild, daß als er durch ihn den Hochmeister „als seines Reiches Fürsten und geschworenen Rath" auf eine Tagfahrt nach Marienburg auffordern ließ, dieser nun kein Bedenken trug, der Aufforderung Folge zu leisten. Der König empfing ihn auch mit seinen Gebietigern sehr ehrenvoll. Seinen Vorwurf wegen heimlicher Verhandlungen mit dem Könige von Ungern begegnete der Hochmeister mit dem Geständnisse, daß er allerdings Ungerische Gesandte bei sich gesehen, jedoch ihren Antrag wegen eines Friedensbruches zurückgewiesen habe. Auf eine Zusage aber wegen thätigen Beistandes zur Vertreibung des Bischofs von Ermland, den der König gegen „diese Natter im Busen", wie er ihn nannte, vom Hochmeister ebenso, wie von den großen Städten seines Gebietes von neuem forderte, ließen sich beide durchaus nicht ein. Ersterer beharrte auch jetzt bei seiner Behauptung: die Streitsache gehöre überhaupt nicht der Entscheidung des Königes, sondern einzig der des Röm. Stuhles an. Mit gleicher Festigkeit wies er bald hernach auch die wiederholte

Forderung ab, das Ordensgebiet dem Handel Ermlands zu verschließen, denn er sah immer mehr ein, daß der König stets nur darauf ausgehe, dem Orden sein abhängiges Verhältniß immer mehr fühlbar zu machen und ihn fort und fort in neue Bedrängniß zu bringen.

Je nachdrücklicher nun aber der König trotz dem Allen seine Forderung wegen der Hülfsleistung immer wiederholen ließ, indem er die Sache so weit trieb, daß er die fernere Verweigerung und Tüngens Anerkennung als eine Verletzung des ewigen Friedens betrachten zu wollen schien, und je standhafter anderer Seits der Meister an seinem Entschlusse festhielt, um so schroffer traten von Tag zu Tag die Verhältnisse des Ordens zum Könige hervor und um so mehr mußte nun auch der Hochmeister um seines Landes Schutz und Sicherheit besorgt seyn. Er schloß daher jetzt mit dem Bischofe von Ermland und dessen Domkapitel zur Vertheidigung ihrer Lande ein gegenseitiges Hülfsbündniß, welches entschieden gegen den König gerichtet, obgleich er darin nicht ausdrücklich genannt war. Bald darauf sandte er auch Bevollmächtigte an den König von Ungern, um diesem nicht nur die Bedrängnisse und Belästigungen vorzustellen, welche der Orden unablässig von Polen aus erleiden müsse, sondern ihn auch um seinen Beistand zur Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten des Ordens zu bitten und mit ihm ein Bündniß abzuschließen, worin der König von Ungern als des Ordens Schutzherr anerkannt werde. Zugleich ging der neue Bischof von Samland als Ordensprocurator nach Rom, um auch dort gegen den König von Polen zu wirken.

Unter diesen Verhältnissen war der Hochmeister schwer erkrankt. Seine Gesundheit war längst tief erschüttert, denn schon lange hatte eine auszehrende Krankheit seinen Körper sehr geschwächt. Bei seiner Reizbarkeit waren in der letzten Zeit seine wenigen Lebenskräfte so erschöpft, daß er, als ein hinzutretendes Fieber seine Krankheit noch bedeutend steigerte, ihr am 20. Febr. des Jahres 1477 erliegen mußte. Seine Strenge zur Aufrechthaltung der Ordenszucht, sein Eifer für Ordnung und Gesetz unter den Gebietigern, seine scharfe Aufsicht auf die Verwaltung der Ordensbeamten, seine Sparsamkeit und haushälterische Beschränkung in der Verwendung der Einkünfte haben, statt Anerken-

nung zu finden, zu vielfacher Unzufriedenheit, Verunglimpfung und Mißdeutung seiner redlichen Absichten Anlaß gegeben. Man hat es nicht immer gewürdigt, mit welchem rastlosen Eifer er vom ersten bis zum letzten Jahre seines Meisteramtes bemüht gewesen, die ungeheuere Schuldenlast des Landes zu tilgen, mit welcher unermüdlichen Thätigkeit er den Ackerbau und die Landeskultur wieder mehr zu heben und den Wohlstand des Landmannes möglichst zu befördern strebte. Er selbst befand sich oft, da er Alles auf jene Zwecke verwandte, in solcher Geldnoth, daß er die Komthure um einige hundert Gulden zur Deckung außerordentlicher Ausgaben bitten mußte. Der Handel konnte bei der fortdauernden Geldarmuth des Ordens und der Städte, bei der fortwährenden Schlechtigkeit der Münze und andern einwirkenden Hindernissen auch jetzt noch zu keiner neuen Lebenskräftigkeit gelangen. Ueberdieß waren ja auch Memel und Königsberg nur noch die einzigen Punkte, von denen aus Verbindungen mit dem Auslande Statt finden konnten.

Mittlerweile war nun zwar das Bündniß mit dem Könige von Ungern, worin dieser zum Schutzherrn und Vertheidiger aller Rechte und Freiheiten des Ordens erklärt wurde und diesem seine Hülfe versprach, wirklich abgeschlossen worden; der Tod des Hochmeisters aber entnahm den bereits ausgefertigten Urkunden ihre Gültigkeit. Um so mehr war man darauf bedacht, dem Orden sobald als möglich ein neues Oberhaupt zu geben. Allein die neue Meisterwahl zog sich dennoch bis in den Sommer hin. Der Deutschmeister Ulrich von Lentersheim konnte auch dießmal nicht in eigener Person erscheinen. Als seine Bevollmächtigten sich mit den übrigen Gebietigern am 4. August zu Königsberg im Wahlkapitel versammelt, fiel die Kür einstimmig auf den bisherigen Komthur von Osterode Martin Truchses von Wetzhausen, aus einem alten Geschlechte Frankens entsprossen, wie ihn die Chronik rühmt, einen ernsten, klugen und hochsinnigen Mann, dazu auch kühn und muthig, so daß er den Stürmen der Zeit in aller Weise gewachsen zu seyn schien. Weil er unter dem vorigen Meister die Stellung des Ordens gegen Polen vorzüglich mit bewirkt, so war zu erwarten, daß er sie jetzt auch festhalten werde, und da sich im königlichen Theile Preussens wie bei den Woiwoden von Marienburg und

Kulm, Stibor von Baisen und Ludwig von Mortangen, so nicht minder auch in den Städten, besonders in Danzig immer mehr Unzufriedenheit mit der Polnischen Herrschaft kund gab, weil man sich überall in den Erwartungen vom Könige getäuscht fand, so war der Meister vor allem bemüht, diese mißliche Volksstimmung für das Interesse des Ordens zu benutzen und zunächst vornehmlich Danzig für sich zu gewinnen. Er sprach sich daher in einem Schreiben an die Danziger, worin er sich über des Königes ganzes bisheriges Verhalten gegen den Orden aufs nachdrücklichste beschwerte, über das mit dem Könige von Ungern eingeleitete Schutzbündniß ganz offen aus und rechtfertigte dieses durch die wiederholte Verletzung des ewigen Friedens. Weil man indeß besorgen mußte, der König von Polen werde unter solchen Verhältnissen bald zu Mitteln der Gewalt schreiten, so suchte der Bischof von Ermland den Hauptmann Mussigk von Swynau in seinen Sold zu ziehen, der Hochmeister forderte den Meister von Livland zur Unterstützung durch Geld und Hülfsvolk auf, knüpfte auch Unterhandlungen mit den Großen Litthauens an, um sie vom Könige abzuziehen und ließ im Ordensgebiete mit Eifer zum Kriege rüsten.

Als daher im Anfange des Jahres 1478 an den Meister die Aufforderung kam, sich auf dem Reichstage zu Petrikau vor dem Könige zu stellen und den Huldigungseid zu leisten, erschien er nicht nur nicht, sondern entschuldigte sich auch nicht einmal, fest entschlossen, sich nicht unter das Polnische Joch zu fügen. Um so erwünschter war ihm deshalb auch eine Bekanntmachung eines päpstlichen Nuntius aus Breslau, worin der König von Polen wegen seiner Begünstigung und Unterstützung der Ketzer und Glaubensfeinde gegen den König von Ungern und wegen Nichtachtung der an ihn ergangenen Abmahnung vom Kriege gegen diesen König in den Bann erklärt ward. Noch wichtiger aber war ein anderer Erlaß des päpstlichen Nuntius, der den Hochmeister und den gesammten Orden in Preussen, sowie alle Unterthanen und Bewohner des westlichen Preussens vom Gehorsam und allen Verpflichtungen gegen den König lossprach und des Unterthaneneides entband, also auch die Verpflichtung des Hochmeisters zum Huldigungseide als aufgelöst und unverbindlich aufhob. Zugleich wurden alle Bewohner des

Ordenslandes, die vom Orden abgefallen seyen, unter Strafe des Bannes und Interdicts angewiesen, unter des Ordens Gehorsam zurückzukehren und ihn als ihre Landesherrschaft anzuerkennen.

Da bald darauf der Hochmeister auch eine zweite vom Reichstage zu Brzesc in Kujavien an ihn ergangene Aufforderung zur Huldigung zurückwies, der König dagegen dort vor seinen Reichsständen auf sein königliches Wort betheuerte, er werde Preussens Besitz unter keinen Umständen wieder aufgeben, selbst wenn es ihm das Leben kosten sollte, so war jetzt klar, daß Krieg die Entscheidung bringen müsse. Auf beiden Seiten ward sofort aufs emsigste gerüstet, zumal in Ermland, denn der Bischof wußte wohl, daß ihn des Königes Haß am meisten treffen werde. Dem Hochmeister aber glückte der wichtige Schritt, durch Befriedigung der Hauptleute sich der Schlösser und Städte Strasburg, Kulm und Althaus zu bemächtigen, sie als feste Haltpunkte mit Kriegsvolk zu besetzen und stärker zu befestigen. Um so mehr faßte er, zumal da sich lange Zeit kein Feind zeigte und die Woiwoden und Polnischen Hauptleute keine Anstalt trafen, um die Ordensbesatzungen im Kulmerlande wieder zu vertreiben, die freudige Hoffnung, er werde, von auswärtsher durch nachdrückliche Hülfe unterstützt, leicht auch die beiden Schlösser Stuhm und Marienburg gewinnen und dann auch mit Vernichtung der Polnischen Herrschaft in jener Gegend, sich aller dortigen Städte und Burgen wieder bemächtigen können. Da er indeß weder von dem Markgrafen Johann und dem Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, noch von andern Deutschen Fürsten, an die er sich gewandt, und eben so wenig vom Könige von Ungern die erbetene Hülfe erhielt, die erstern sogar nicht einmal den Durchzug Deutscher Hülfstruppen durch die Neumark gestatten wollten, so blieben der Orden und der Bischof von Ermland ganz allein auf ihre eigenen Kräfte beschränkt. Als daher im September (1478) die Polen unter Anführung zweier Hauptleute ins Bisthum Ermland einfielen, fanden sie nirgends kräftigen Widerstand, durchzogen, verheerten und durchplünderten in wenigen Wochen das ganze Bisthum, gewannen auch Frauenburg, stürmten unter Raub und Brand bis nach Marienwerder, nahmen dieses mit Sturm

ein, brannten es fast völlig nieder und ließen sich selbst durch einen Waffenstillstand, den mittlerweile der König von Ungern bei dem von Polen bewirkt hatte, vom Rauben und Verheeren nicht abhalten. Unterhandlungen, die wiederholt angeknüpft wurden, konnten keinen Erfolg haben, weil die Polen eben so entschieden die Vertreibung des Ermländischen Bischofs forderten, als der Hochmeister fort und fort standhaft den Huldigungseid verweigerte.

Da nun aber im Anfange des Jahres 1479 schon fast alle bischöflichen Städte im Besitze der Polen waren, auch Braunsberg durch Verrätherei in ihre Hände gerieth, so daß dem Bischofe endlich nur noch das einzige Heilsberg übrig blieb, wo er von Polnischem Kriegsvolke rings eingeschlossen war, da ferner in der versprochenen Beihülfe des Königes von Ungern, den sein Krieg gegen die Türken und andere für ihn wichtigere Interessen beschäftigten, nichts weiter geschah, als daß er bald den König von Polen durch Drohungen zu schrecken, bald den Bischof sowie den Hochmeister durch Versprechungen zu trösten suchte, so sah der letztere immer mehr ein, daß aller fernerer Widerstand gegen den König nutzlos und für die Länge unmöglich sey. Eine Fortsetzung des Krieges konnte für ihn jetzt nur noch den Erfolg haben, daß der Feind, der bisher das Ordensgebiet immer noch geschont, nun auch dieses mit Raub und Brand heimsuchen werde, zumal da die Kriegskräfte seines Landes, von auswärtsher nirgends unterstützt, zu einem kräftigen Widerstand viel zu unbedeutend waren, die Städte und das Land auch allgemein den Frieden wünschten und deshalb sich überall der Erhebung des zur Führung des Krieges angeordneten Schosses widersetzten, denn auch sie fürchteten, daß der ganze Kriegssturm mit allen seinen Gräueln sich nun auch ins Ordensgebiet wälzen werde.

Dieß Alles erwägend ging der Hochmeister mit dem Bischofe, den er auf Heilsberg entsetzt hatte, zu Rathe, was zu thun sey. Sie beschlossen, sich persönlich zum Könige zu begeben und wo möglich eine Ausgleichung zu versuchen, jedoch unter keiner Bedingung den Huldigungseid zu leisten. Sie trafen ihn zu Petrikau. Der Bischof aber, durch anwesende Gönner und Freunde bald zu kluger Nachgiebigkeit bewogen, schmeichelte

dem Könige dadurch, daß er sofort, statt seine Rechtsansprüche hervorzuheben, sich der königlichen Gnade unterwarf, in Folge dessen er das Bisthum Ermland förmlich zugesagt erhielt und nun auch ohne weiteres den Eid der Treue leistete. Der Hochmeister dagegen beharrte noch fest in seinem Entschlusse, sich nicht zum Vasallen Polens herabzuwürdigen, immer noch hoffend, daß der König von Ungern, der im Juli (1479) sich mit dem Könige von Polen friedlich verständigt, irgendwie noch günstig vermittelnd in seine Verhältnisse eingreifen werde. Es erschienen auch wirklich bald darauf Ungerische Bevollmächtigte, die Alles aufboten, um eine Ausgleichung zu bewirken. Alle Verhandlungen indeß blieben erfolglos, weil der Hochmeister erklärte: er habe es Gott und Menschen zugeschworen, den Huldigungseid nicht zu leisten. Erst als die Nachricht kam, daß sich das Polnische Kriegsvolk bereits unter Raub und Brand ins Gebiet des Ordens geworfen, auch schon zwanzig Dörfer ausgeplündert und vernichtet habe und daß der Hauptleute Plan sey, weiter ins Ordensland einzudringen, bewogen ihn endlich die dringenden Vorstellungen, Ermahnungen und Bitten der ihn begleitenden Gebietiger, sich dem harten Gebote der Nothwendigkeit zu fügen. Es war der schwerste Tag seines Lebens, als er mit trauervoller Seele am 9. October mit allen den Seinigen in die Hand des Krakauer Bischofs die Huldigung leistete. In einem Sühnungsdocument, worin der Hochmeister wieder als Fürst und Rath der Krone Polens aufgenommen ward, wurde festgesetzt: der König solle für die Lösung und Abtretung der Schlösser Strasburg, Kulm und Althaus dem Hochmeister die Summe von 8000 Ung. Gulden zahlen und nach ihrer Räumung die Schlösser und Städte des Bisthums Pomesanien, sowie alle zur Pomesanischen Kirche gehörigen Güter an den Orden zurückgeben; die Prälaten und Domherren dieser Kirche sollten von dem dem Könige geleisteten Huldigungseide entbunden, jedoch zur Beschwörung des ewigen Friedens verpflichtet seyn. Andere noch obwaltende streitige Verhältnisse sollten späterer Erörterung anheimgestellt bleiben.

Der Hochmeister hatte ein schweres Opfer gebracht. Er war von jetzt an eifrig bemüht, Alles zu vermeiden, was den Orden auch nur in irgend einer Weise in auswärtige Kriegshän-

del oder sonstige Zwistigkeiten verwickeln könne. Seine Thätigkeit seitdem fast ausschließlich nur auf die innere Verwaltung richtend, erkannte er es immer mehr als seine wichtigsten Aufgaben, theils die in den letzten Jahrzehnden in so manchen Punkten durchbrochene und gestörte Verfassung und Disciplin des Ordens durch strengere Aufrechthaltung alter Ordnungen und Gesetze und durch Entwerfung neuer zweckmäßiger Bestimmungen wieder herzustellen, theils durch zweckdienliche Landesgesetze und eine gutgeordnete Landesverwaltung den gesunkenen Wohlstand des Landes so viel als möglich wieder emporzuheben.

Was das Erstere betrifft, so scheint Martin Truchses nicht ohne einen tiefen Blick in seine Zeit erkannt zu haben, daß der Orden mit seinen hundertjährigen, zum Theil völlig ausgestorbenen, geist- und sinnlos dastehenden Formen dem neuen Geiste der Zeit entgegenstehe und diesem Geiste gegenüber in der Starrheit seines Charakters in Sitte und Gesetz sich auf die Länge nicht mehr werde halten können. Um daher den Orden mit seinen Regeln und Gesetzen dem Geiste der Zeit wieder näher zu bringen, schien ihm durchaus „eine Reformation" im Orden nothwendig, weshalb er in einem Landkapitel vorläufig gewisse dazu geeignete Bestimmungen entwerfen ließ, die er den Meistern von Deutschland und Livland zur Begutachtung zusandte, um sie in einem allgemeinen Ordenskapitel zu gesetzlicher Geltung zu bringen. Allein er fand bei keinem der beiden Meister die erwartete Beistimmung, zumal da man im Orden in Deutschland höchst unzufrieden mit der Stellung war, in welche sich der Hochmeister von neuem durch seinen Huldigungseid gegen den König von Polen gesetzt hatte. Da er daher nicht hoffen konnte, die dortigen Gebietiger für die beabsichtigte Reformation des Ordens gewinnen zu können, so hielt er es für zweckmäßig, vorerst wenigstens für die Ordenskonvente in Preussen gewisse Satzungen festzustellen, die den wesentlichsten Mißbräuchen vorbeugen und manches in Ordnung und Regel bringen sollten. Vor allem ward für gut befunden, das alte wichtige Gesetz, dessen Uebertretung den Orden vorzüglich mit in Verfall gebracht, wieder in strengere Ausübung zu bringen, daß kein Ordensbeamter oder Ordensbruder irgend welches Eigenthum für sich erwerben und im Besitz haben solle. Dahin zielten daher auch die wesentlich-

sten Bestimmungen, die in einem im März des J. 1480 gehaltenen Landkapitel zu Königsberg entworfen wurden. Andere Satzungen betrafen die Krankenpflege in den Firmarien, die Behandlung der Konventsbrüder von Seiten der Gebietiger, die strengere Abhaltung des Gottesdienstes, überhaupt die innere Hausordnung, Kleidung, unerlaubte Spiele u. s. w. Alles zielte darauf hin, wie in die Ordensverwaltung, so in das ritterliche Zusammenleben in den Konventen wieder Regel, Ordnung und Disciplin einzuführen. Dabei aber gab der Meister den Gedanken noch nicht auf, die Versammlung eines großen Ordenskapitels zu Stande zu bringen, denn nur in einer allgemein durch den ganzen Orden durchgreifenden Verbesserung aller Lebens- und Verwaltungsverhältnisse ersah er sein einziges Heil und seine Rettung.

Was die Anordnung zweckmäßiger Landesgesetze für die Landesordnung und Landesverwaltung betrifft, so waren es bald Bestimmungen über die Niederlassung neuer Einzöglinge oder über das Verziehen der Bauern aus den Bisthümern ins Ordensgebiet oder aus diesem in jene, worüber er sich mit den Bischöfen verständigte, bald die Verbesserung der Gesindeordnung oder die Säuberung des Landes von losem, müßigem Gesindel, bald die Sicherung der Gewerbsthätigkeit der Städte gegen fremde Eingriffe, bald die Beseitigung von Irrungen und Streitigkeiten im Handel zwischen den Städten des Ordens und der königlichen Lande, denen er seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit widmete. Dabei aber machte der Hochmeister immer wieder die Erfahrung, daß trotz aller Versicherungen des Königes in Rücksicht seiner aufrichtigen, friedlichen Gesinnung dieser ihn dennoch fort und fort mit mißtrauischem Auge betrachtete, denn als z. B. einst der Meister sich bei ihm über das vielfach seinen Unterthanen an den Gränzen zugefügte Unrecht beschwerte, beschuldigte dieser in seiner Antwort nicht nur die Ordensgebietiger geradezu „der Dieberei, Blutstürzung, Mörderei, des Diebstahls auf der Wild- und Biberjagd, an Bienen und Honig, selbst auch des Menschenraubes, um mit königlichen Unterthanen das Ordensland zu besetzen,“ sondern er fügte sogar beleidigend hinzu: „man könne gar nicht wissen, ob solches Alles nicht mit des Meisters Willen geschehe.“

Stoff zu Mißhelligkeiten zwischen dem Meister und dem Könige gab es überhaupt im Uebermaaße. Anlaß dazu fand sich bald in den Münzverhältnissen, bald in Gränzirrungen, Handelsstörungen oder in andern Berührungen beider Länder mit einander. Um einen Theil dieser Streithändel mit den Ständen des westlichen Preussens zu schlichten, ward im April des Jahres 1482 auf einer Tagfahrt zu Elbing, wohin sich der Hochmeister selbst begab, Tage lang theils über die Beschwerden des Hochmeisters in Betreff der von Danzig aus begünstigten Bernsteindiebereien durch die dortigen Bernsteindreher-Gewerke, theils über eine Menge anderer Klagpunkte, die der Meister zur Verhandlung brachte, hin und her gestritten und dennoch nichts zur Entscheidung gebracht. Tief durch Trauer niedergebeugt, kehrte der Hochmeister zurück, da er sah, daß es ihm bei der Hartnäckigkeit seiner Gegner, unter denen jetzt der Bischof von Ermland keiner der geringsten war, auf keine Weise gelingen konnte, sein Recht auch nur in einem Streitpunkte gegen eine einzige Stadt entschieden behaupten zu können. Und doch war es der Trotz seiner Feinde nicht allein, mit dem der Meister zu kämpfen hatte, denn mit nicht minder hartnäckigem Geiste trat man ihm oft auch im Orden selbst entgegen. Um seinen Bemühungen zur Berufung eines großen Ordenskapitels wegen einer Reformation der Ordensverfassung entgegen zu wirken, widersetzten sich die beiden Meister von Deutschland und Livland nicht nur der von ihm angeordneten Ordensvisitation, die von frühern Meistern von Zeit zu Zeit regelmäßig ohne weiteres verfügt worden war, sondern der Livländische Meister ging sogar so weit, geradehin zu erklären, daß wenn der Hochmeister fortfahre, auf seinem Plane zu beharren, der Livländische Orden nothwendig darauf bedacht seyn müsse, einen andern Beschützer zu Hülfe zu rufen, woraus dann eine unheilvolle Spaltung im Orden erfolgen müsse.

So in der Ausführung seines Planes, durch eine Reformation des Ordens frische Lebenselemente und neue Lebenskräftigkeit in die alten Formen seiner Verfassung zu bringen, von allen Seiten gehindert, wandte der Meister fortan um so eifriger seine Thätigkeit der innern Landesverwaltung zu. Zahlreiche ländliche Verschreibungen über viele bis jetzt noch unbesetzte, während der Kriegszeit in Verwüstung gerathene Güter beweisen, wie sehr er

die Kultur des Landes, Ackerbau und überhaupt ländliche Industrie wieder emporzuheben bemüht war. Eben so wohlthätig wirkte er auf die Verhältnisse des Landes durch eine von ihm mit Beirath der Stände entworfene neue Landesordnung, in welcher theils in Beziehung auf Gesindeordnung, besonders in Betreff des Preussischen Gesindes sowohl mehre ältere Gesetze erneuert, als auch neue, äußerst verständig und einsichtsvoll abgefaßte Bestimmungen hinzugefügt, theils eine Menge anderer Verordnungen, z. B. über die Heilighaltung des Sonntags, über Beschränkung ungewöhnlicher Hochzeitsmahle oder der unter den Preussen noch üblichen Zarme, über Abschaffung der s. g. Bierbußen u. dgl. festgestellt wurden. Wir ersehen daraus zugleich, daß es immer auch noch nothwendig war, auf den Unfug von Zauberern und Zauberinnen ein wachsames Auge zu haben. Mehre Bestimmungen über richtiges Maaß und Gewicht sollten mehr Ordnung in Handel und Verkehr auf dem Lande bringen und überhaupt den Binnenhandel mehr heben und erleichtern.

Dieselbige Rücksicht auf die Wohlfahrt seines Landes bewog den Hochmeister im Sommer des Jahres 1483 zu einer Reise nach Litthauen, um dort mit dem Könige wo möglich eine endliche Ausgleichung der immer noch zwischen ihm, dem Könige und den Städten Danzig und Elbing obwaltenden Gränzstreitigkeiten und Handelsstörungen herbeizuführen. Allein so ehrenvoll auch die Aufnahme war, die er beim Könige zu Craken fand und so bereitwillig sich dieser auch in dem Versprechen zeigte, nicht nur den Danzigern zu befehlen, daß sie dem Orden in Allem, was sie ihm bereits zugesagt, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen sollten, sondern auch in der Gränzberichtigung zwischen Preussen und Litthauen die nöthige Anordnung zu treffen, daß dem Orden von dem, was ihm gehöre, nicht das Mindeste entzogen werden solle, so blieben doch diese Verheißungen wiederum ohne Erfolg; denn der Streit mit Danzig ward auf des Königes nächste Anwesenheit im Lande verschoben und als im Anfange des Jahres 1484 die Bevollmächtigten beider Seits zur Gränzberichtigung zusammenkamen, ging man bei der Frage über die alten und neuen Gränzen so weit auseinander und die Königlichen wollten die Litthauischen Gränzen so weit ins Ordensgebiet hereinrücken, daß sich schon daran jede weitere Ausgleichung zer-

schlug, weil die Forderung durchaus dem ewigen Frieden widerstritt.

Mehr Hoffnung faßte der Hochmeister, als er im Anfange des Jahres 1485 die Nachricht vom Entschlusse des Königes zu einer Reise nach Preussen und bald darauf auch dessen Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft in Thorn erhielt. Der König empfing ihn auch hier wieder sehr ehrenvoll. Statt aber die Ausgleichung der zwistigen Angelegenheiten in Preussen zum Gegenstand der Berathung zu machen, begann er die Verhandlungen mit der Klage über den Einfall der Türken in die Walachei und mit der Vorlegung eines Kriegsplanes gegen diesen Glaubensfeind, um die Walachei von dessen grausamen Verwüstungen zu befreien, wozu er auch den Hochmeister und seine eigenen Stände im westlichen Preussen zur Beihülfe aufforderte, weil beide der ewige Friede, den Orden aber außerdem auch seine Bestimmung zum Kampfe gegen diesen Feind verpflichte. Wie indeß die Stände ihrer Seits frei und offen diese Verpflichtung durch die Erklärung von sich abwiesen, daß der ewige Friede allerdings zwar den König zu ihrem Schutze und ihrer Vertheidigung, sie aber keineswegs zum Schutze der Krone Polens verpflichte, so führte auch der Hochmeister die trifftigsten Gründe an, die es ihm unmöglich machten, die verlangte Hülfe zu leisten: die schweren Schulden, welche durch die Soldforderungen und die zu ihrer Bezahlung aufgenommenen Anleihen dem verarmten Orden aufgebürdet seyen, die furchtbare Pestseuche, die seit mehren Jahren fast die Hälfte der Bevölkerung seines Landes hingerafft habe, die Theuerung im ganzen Lande, die allen Wohlstand erdrücke u. s. w. Der König indeß fand alle diese Gründe keineswegs genügend und drang mit solchem Ernst auch in diesem Punkte auf die Vollführung des ewigen Friedens, daß der Meister ihm endlich eine Kriegshülfe, so weit sie sein armes Land leisten könne, zuzusagen gezwungen war. Als darauf aber der König, damit noch nicht zufrieden, mit der neuen Forderung auftrat: der Hochmeister solle ihn, da er persönlich den Türkenzug unternehmen werde, nach Laut des ewigen Friedens wie andere Großen Polens ebenfalls in Person begleiten, ließ ihm dieser die festentschiedene Antwort geben: „Nein und nimmermehr, denn eine solche harte und schwere Bürde hinter seinen Gebietigern auf

sich zu nehmen, steht nicht in eines Meisters Macht und kann er nicht verantworten; er ist eine geordnete und geistliche Person und hinter seinen Gebietigern über seine Person selbst nicht eigener Herr.“ Es dauerte lange, ehe der König nachgab, daß der Meister diese seine letzte Forderung zuvor zu einer Berathung auf einer besondern Tagfahrt seiner Lande und Städte bringen durfte. — Die übrigen Verhandlungen auf der Tagfahrt zu Thorn, sowie die Klagen des Hochmeisters gegen den Bischof von Ermland wegen Bedrückungen und allerlei Ungerechtigkeiten der Ordensunterthanen in Ermland hatten nur den Erfolg, daß es zwischen dem Meister und dem Bischofe zum heftigsten Wortwechsel kam. Es gingen mit unnützen Streitigkeiten mehre Tage hin und als endlich die Streitsache zwischen dem Hochmeister und Danzig zur Verhandlung gebracht werden sollte, war die Zeit schon so weit verstrichen, daß der Meister wegen des herannahenden Osterfestes nach Königsberg zurückeilte.

Bald darauf hielt der Hochmeister mit den Gebietigern, Prälaten, Landen und Städten eine Berathung über die vom Könige verlangte Türkenhülfe und über des Meisters persönliche Theilnahme am Türkenzuge. Es ging in deren Folge eine Gesandtschaft an den König, um ihm nochmals mit denselben Gründen, wie der Hochmeister, die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten einer irgend bedeutenden Beihülfe vorzustellen. Sie bot Alles auf, um ihn zu bewegen, von seiner Forderung abzustehen. Allein trotzig und unerbittlich in dem, was er einmal wollte, hatte er für keine Vorstellungen geneigtes Gehör, ließ sofort ohne weiteres die Rüstung befehlen und der Meister mußte sich fügen und schweren Herzens gehorchen. Bei der geringen, den Unterthanen abgepreßten Geldhülfe mußten eiligst alle möglichen Mittel angewandt werden, um wenigstens einige Mannschaft kriegsfertig aufstellen zu können. Erst als der Hochmeister, der sich selbst an ihre Spitze gestellt, mit ihr bis gegen die Polnische Gränze hin vorgezogen war, ließ der König ihm melden: er möge vorerst nicht weiter ziehen, der Türke eile eben nicht, des Königes Lande zu beschädigen; der Meister solle sich jedoch immer in kriegerischer Bereitschaft halten, denn der Feind wolle sich im nächsten Frühjahre in des Königes Gränzlande werfen. Also nicht genug, daß bisher schon Alles, was möglich, seinem

Herrscherwillen geopfert war, verlangte dieser nun auch, der Kriegshaufe solle so lange gerüstet bleiben und vom Orden unterhalten werden, bis er seiner bedürfen werde. Erst als ihm der Meister entschieden erklärte: es sey schlechterdings unmöglich, hierin des Königes Willen zu erfüllen, da das Land ohnedieß von Tag zu Tag mehr in Elend und Verderben versinke, ließ Kasimir, weil die Gefahr eben auch nicht dringend war, die Sache vorerst auf sich beruhen. Aber es war für den Hochmeister, wie für den ganzen Orden eine Probe der Demüthigung gewesen, die er nie vergessen konnte; man hatte es bitterer als je empfunden, was es heiße, eines andern dienender Vasall zu seyn. Und dazu dieß Alles in einer Zeit, wo der Orden so verarmt dastand, daß er sich oft genöthigt sah, die ansehnlichen Schuldforderungen der frühern Söldnerhauptleute so viel als möglich mit Honig, Wachs und andern Landesprodukten abzutragen. Konnte doch aus Mangel an den erforderlichen Geldmitteln nicht einmal der vom Bischof Johannes von Pomesanien am Röm. Stuhle angebrachte Wunsch ausgeführt werden, die bis jetzt noch nicht erfolgte förmliche Erhebung der h. Dorothea, die vor fast hundert Jahren in der Pomesanischen Kirche so zahlreiche Wunderthaten verrichtet, unter die Heiligen zu bewirken. Alles, was der Hochmeister dazu versprechen konnte, war nur eine Beisteuer von fünf bis sechshundert Gulden.

So folgsam sich aber der Hochmeister bisher dem Könige von Polen auch bewiesen, so traf ihn doch bald die neue Kränkung, daß man aus Mißtrauen gegen ihn einem seiner durch Polen ziehenden Sendboten Briefe wegnahm, worin man Andeutungen einer Verbindung zwischen dem Orden und dem Könige von Ungern gefunden zu haben glaubte, weshalb sofort eine Gesandtschaft an ihn abgefertigt wurde, um ihn darüber zur Rede zu stellen. Diese Verletzung seiner Ehre und selbst auch die darin liegende Beschuldigung einer Gewissenlosigkeit in Rücksicht seines dem Könige geleisteten Eides schmerzten den Hochmeister so tief, daß er sich in den nachdrücklichsten Erklärungen über das fortwährende Mißtrauen gegen ihn ausließ.

Nicht minder erfüllten ihn Trauer und Betrübniß, wenn er auf den innern verwahrlosten Zustand seines Ordens hinsah. Es waren seit Jahren wiederholt unter den Ordensrit-

tern so ärgerliche Beispiele von Zuchtlosigkeit, Gesetzwidrigkeiten und so schnöde Vergehungen gegen Sittlichkeit, Gehorsam und Ordnung vorgefallen, die den Orden im Auslande immer mehr in Schimpf und Schmach brachten. Es gab Ordensritter, die aus Preussen nach Deutschland entlaufen, ohne sich um die Gesetze des Ordens zu bekümmern, dort Monate lang wild umherschweiften und Alles genossen, was die Welt an Freuden und Lüsten in irgend einer Weise darbot. So waren z. B. an dem jungen Ordensritter Heinrich Reuß von Plauen, der sich an keine Ordnung oder Gesetz binden, nicht einmal die vorgeschriebene Ordenskleidung tragen wollte, alle Ordensstrafen vollführt worden und ohne allen Erfolg geblieben; und dennoch warf der Bruder desselben, Graf Heinrich Reuß von Plauen der Aeltere, Herr zu Greitz, die Schuld dieses unordentlichen Lebenswandels auf den Hochmeister, weil dieser seinen Bruder bei der Verwaltung höherer Ordensämter gegen Gebühr zurückgesetzt habe. Da überhaupt die alte Ordnung und Strenge in der Lebensweise aus den Konventen von Jahr zu Jahr immer mehr gewichen waren, so ward es auch immer schwerer, den Lüsten und Leidenschaften der Einzelnen Zügel und Zaum anzulegen. Es kam darüber mitunter in den Konventen zu den ärgsten Auftritten zwischen den Komthuren und den einzelnen Konventsbrüdern. Selbst unter den Gebietigern fielen nicht selten unanständige Begegnungen und grobe Beleidigungen vor, die natürlich auf die jüngern Konventsbrüder im höchsten Grade nachtheilig wirkten. Es kam hinzu, daß der Zudrang junger Adeliger zur Aufnahme in den Orden gerade um diese Zeit immer größer wurde und es nicht einmal immer in des Hochmeisters Willen stand, diesen oder jenen zurückzuweisen. Wer aufgenommen zu werden wünschte, wandte sich gewöhnlich um eine Fürsprache an einen Fürsten, selbst oft an den Kaiser, und es war dann sehr bedenklich, einer solchen Empfehlung nicht Gehör zu geben.

Dieß Alles hatte dem Hochmeister, der wohl wußte, von wo die moralische Rettung des Ordens begonnen werden mußte, die Nothwendigkeit einer Reformation in der Ordensverfassung seit einigen Jahren von neuem aufs lebendigste fühlbar gemacht. Er wagte daher noch einmal einen Versuch und sandte im Anfange des J. 1488 abermals, wie gewöhnlich vor einem großen

Ordenskapitel, Visitirer nach Deutschland und Livland aus, mit der Anmeldung an die Gebietiger, daß er um Michaelis dieses Jahres ein General-Kapitel zu halten gedenke, um eine durchgreifende Verbesserung der Ordensverfassung ins Werk zu führen. Allein so dringend er den beiden Meistern von Livland und Deutschland die Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung auch vorzustellen bemüht war, so wenig zeigten sich doch beide unter allerlei Gründen der Entschuldigung geneigt, persönlich zum Kapitel zu erscheinen, und so mußte der Hochmeister auch jetzt wieder die Hoffnung aufgeben, seinen heilsamen Plan in Ausführung zu bringen.

Bereits aber naheten die letzten Tage seines mühevollen Lebens. Er wohnte zwar im Verlaufe des Jahres 1488 noch zwei Tagfahrten zu Petrikau und Christburg bei; allein die Verhandlungen derselben theils über den noch bevorstehenden Türkenzug, theils über den Inhalt der seinem Sendboten abgenommenen Briefe, sowie die Klagbeschwerden des Bischofs von Pomesanien über die Ungerechtigkeiten und Eingriffe des Polnischen Hauptmannes von Marienburg in die bischöflichen Rechte hatten für ihn eben nichts Erfreuliches und blieben, wie gewöhnlich, ohne wesentliche Erfolge.

Von der letzten Tagfahrt aber kehrte der Hochmeister schon erkrankt nach Königsberg zurück. Die Krankheit steigerte sich im Herbst und im Anfange des Winters immer mehr und nahm in den ersten Tagen des Jahres 1489 in dem Maaße zu, daß der Meister am 5. Januar seinen Leiden erliegen mußte. Er hatte seinem Amte zwölf Jahre lang vorgestanden, stets mit den redlichsten Bemühungen um des Ordens Wohlfahrt und des Landes Gedeihen, nicht ohne die schwersten Aufopferungen für das gemeine Beste. Fromm und bieder, aufrichtig und wohlwollend ging er durch sein Leben. Seinen festen und standhaften Muth in seinen Verhältnissen zum Könige von Polen verglichen die Chronisten dem eines Löwen, und mit diesem Muthe hatte er sich auch durch Klugheit, Besonnenheit und Aufrichtigkeit der Gesinnung selbst in den schwierigsten Lagen gegen seinen Oberherrn, den König, in einer so würdigen Stellung behauptet, daß ihm auch dieser, so schwer er ihn auch mehrmals kränkte, doch seine hohe Achtung oftmals zu erkennen gab. So tief er

auch die Demüthigung fühlte, die ihm mehrmals in seiner lehenspflichtigen Untergebenheit von Polen aus widerfuhr, so suchte er doch stets seine Würde als Landesfürst, so viel er konnte, aufrecht zu erhalten. In der Verminderung der großen Schuldenlast, der schwierigsten seiner Aufgaben in der Landesverwaltung, hatte er in der That Außerordentliches geleistet, obgleich er das erwünschte Ziel der völligen Tilgung derselben noch keineswegs erreichte. Es brachte ihm manche kummervolle Stunde, daß ihm sein Plan einer Reformation des Ordens, an dem er Jahrelang gearbeitet, nicht gelingen konnte. Aber es gereicht ihm schon zum hohen Ruhme, daß er mit klarem Blick in seine Zeit erkannte, was seinem Orden Noth thue.

Des Hochmeisters Stellvertretung ward im versammelten Ordenskapitel dießmal nicht, wie sonst gewöhnlich, dem Großkomthur Stephan von Streitberg, sondern dem Ordensspittler und Komthur von Brandenburg Johann von Tiefen übertragen. Er leitete die Verwaltung bis gegen Ende Augusts (1489), denn so lange mußte die neue Meisterwahl, zum Theil wegen obwaltender Mißhelligkeiten mit dem Orden in Livland verschoben werden. Als darauf am 1. September die in Königsberg anwesenden Gebietiger und die Bevollmächtigten aus Deutschland und Livland (denn die beiden Meister waren auch dießmal wieder nicht selbst erschienen) zum Wahlkapitel zusammentraten, fielen die Stimmen einmüthig auf den Statthalter Johann von Tiefen, denn für ihn sprachen die rühmlichsten Tugenden und Eigenschaften, sein strengsittlicher Lebenswandel, seine Friedensliebe, sein kirchlich-frommer Sinn, sein einfaches, schlichtes Wesen, seine Leutseligkeit und Freundlichkeit, seine Mäßigung, nicht minder auch seine Klugheit, Erfahrung, Besonnenheit, Umsicht und eine vielfach bewährte Gewandtheit wie in äußern Staatsgeschäften, so im innern Verwaltungswesen. Aus einem sehr geehrten Geschlechte in Schwaben oder in der Schweiz geboren und schon in jungen Jahren in den Orden eingekleidet, hatte er lange Zeit mehre untergeordnete Aemter, dann das eines Komthurs zu Memel, hierauf die Würde des Großkomthurs und zuletzt das Ordensspittler-Amt und die Komthurei zu Brandenburg verwaltet. Wie sein eisgraues Haupthaar Zeuge seiner hohen Jahre war,

so verriethen die Röthe seiner Gesichtsfarbe und das Feuer seiner Augen seine noch feste Gesundheit und die Frische seines Geistes.

Bald nach seiner Wahl eilte der König von Polen ihn nach Radom einzuladen, um ihm dort die Huldigung zu leisten. Durch seines Vorgängers Erfahrungen belehrt, folgte der Meister der Aufforderung ohne weiteres Widerstreben, wogegen der König ihm die Erfüllung aller seiner Bitten, die Befreiung des von den Samaiten besetzten Strandes zur Wiederherstellung der nothwendigen Verbindung mit Livland, die Gränzberichtigung zwischen Litthauen und Preussen und mehre andere minder bedeutende Ausgleichungen verhieß. Ebenso willfährig erklärte sich der Hochmeister bereit, im Fall eines Krieges mit den Türken oder Tataren dem Könige nach seines Ordens Pflicht mit aller Kraft zu Hülfe zu stehen. Nur in Betreff des neuen Bischofs von Ermland konnte er sich mit dem Könige nicht verständigen. Das Domkapitel hatte nämlich nach des Bischofs Nicolaus von Tüngen Tod (14. Februar 1489) eiligst den Ermländischen Domherrn Lucas Waißelrodt zu dessen Nachfolger erwählt und der Papst ihn auch bereits bestätigt. Dennoch verwarf der König die Wahl als wider den ewigen Frieden streitend, weil aus gleichen Absichten wie früher er jetzt wünschte, seinen natürlichen Sohn Friederich zum Bischofe erhoben zu sehen. Da er bei den Ständen der königlichen Lande, die fort und fort über Verletzung ihrer Freiheiten und Gerechtsame klagten, für seinen Plan keinen Beistand fand, der neue Bischof aber im Lande überall Anhang fand und die Huldigung empfing, so wandte sich der König auf dem Tage zu Radom an den Hochmeister um Hülfe gegen den Eindringling ins Bisthum. Dieser bat zwar: der Orden möge jeder Einmischung in dieser Sache überhoben bleiben; allein der König entgegnete: „wie er selbst den ewigen Frieden in allen Punkten aufrecht halte, so hoffe er, daß, wenn es dazu komme, auch der Meister ihm gehorsam bleiben und thun werde, was ihm der König lehre." Der Hochmeister ließ sich jedoch zu keinem festen Versprechen gewinnen; „ich will mich halten, wie es einem frommen Herrn gebührt," war sein letztes Wort in dieser Sache, worauf er reich mit Ehrengaben beschenkt die Heimkehr antrat.

Nicht minder aber als sein Vorgänger von der Nothwendigkeit einer gründlichen Reformation des Ordens überzeugt, hatte der Hochmeister sogleich nach seiner Wahl zu diesem Zwecke ein großes Ordenskapitel angekündigt, welches im Jahre 1490 hatte Statt finden sollen; es mußte zuerst wegen eingetretener Hindernisse aufs nächste Jahr verschoben werden. So sehr er indeß auch dann fort und fort bemüht war, den Gebietigern in Deutschland, besonders dem Deutschmeister Andreas von Grünbach die Berufung eines solchen Generalkapitels, welches, wie er selbst sagte, seit vierzig Jahren nicht gehalten worden, jetzt als eine für den äußern guten Ruf und das innere Heil des Ordens höchst nothwendige, sowie nach den Gesetzen des Ordens erforderliche und unerläßliche Sache darzustellen, so wußte man doch immer neue Hindernisse entgegenzustellen. Der Hochmeister stellte zwar dem Deutschmeister selbst anheim, mit den vornehmsten seiner Gebietiger im voraus zu berathen, welche Vorschläge zum Gedeihen und zur Aufhülfe des Ordens im Kapitel vorzulegen, welche Gesetze abzustellen oder zu entwerfen und zu verändern nöthig seyn würden, welche Maaßregeln und Bestimmungen überhaupt in Berathung zu ziehen seyen, um das heilsame Werk der Reformation des Ordens auszuführen; bald indeß nahm es der Deutschmeister sehr übel auf, daß der Hochmeister dem Landkomthur von Franken gewisse Statuten (es waren die Werners von Orseln) zu dem Zwecke übersandt hatte, um nach Einsicht ihrer Untauglichkeit sie mit seiner Beihülfe im nächsten Ordenskapitel ganz und gar aufzuheben; bald wieder, nachdem er darüber vom Hochmeister beruhigt war, schob er einen Befehl des Kaisers vor, der ihn und den Orden in Deutschland zur Kriegshülfe gegen die Reichsstadt Regensburg verpflichte, so daß er unmöglich zum Kapitel in Preussen erscheinen könne.

Eben so wenig war der Meister von Livland zum Erscheinen im Generalkapitel zu bewegen. Ihm dienten seine für den Orden nicht eben rühmlichen Streitigkeiten und Fehden mit der Stadt Riga oder drohende Gefahren und feindliche Absichten des Großfürsten von Moskau gegen Livland als Gründe der Unmöglichkeit, sich aus dem Lande zu entfernen. So waren mehre Jahre in Unterhandlungen mit den beiden Meistern vor-

übergegangen, ohne daß der Hochmeister seine redlichen Absichten erfüllt sah. Im Schmerz darüber schrieb er im Jahre 1492 dem Deutschmeister: „er wisse ja selbst, wie eine lange Dauer und eine gute Regierung jedes löblichen Ordens hauptsächlich auf zwei Dingen beruhe, auf einer zweckmäßigen Visitation und auf der Abhaltung gemeiner Kapitel, damit die Häupter die Gebrechen erkennen, was Schaden bringe, verändern, Ehre, Nutzen und Frommen im gemeinsamen Rathe erwägen und durch Beschlüsse fördern könnten." Er machte ihn ferner aufmerksam auf die nachtheiligen Folgen, welche die lange Verzögerung eines großen Ordenskapitels für den Deutschen Orden bereits gehabt, wie Priester- und Ritterbrüder in ihren gottesdienstlichen Gezeiten sich nicht mehr um die Ordensregel bekümmerten, den Gottesdienst verabsäumten, in der Kleidertracht unordentlich lebten, wie auch in vielen andern wichtigen Dingen Regellosigkeit und Gesetzwidrigkeit im Schwange seyen, wie außer ihnen, den Meistern, die als des Ordens Häupter schon in hohem Alter ständen, es nur noch wenige Gebietiger und Ordensbrüder gebe, die mit den Regeln, Gesetzen und des Ordens ganzer Verfassung, wie sie einst in voller Blüthe und Kraft dagestanden, noch genau bekannt seyen, und wie zuletzt, wenn die immer wachsende Zahl der jungen Ordensbrüder von den alten die heilsame Lehre, das löbliche Beispiel und die Ausübung ihrer Pflichten nicht mehr vernehmen und sich aneignen könnten, alle Zucht, Sittlichkeit und Redlichkeit des Ordens gänzlich zu Grunde gehen und so auch endlich der Orden der Welt zum Aergerniß werden müsse. Er habe daher, fügte der Meister hinzu, aus tiefem Pflichtgefühl und in Betracht der schweren Zeit, die mit Leiden und Trübsal über das Land und den Orden ergangen sey, es nicht an Eifer und Mühe fehlen lassen, um ein großes Ordenskapitel zu Stande zu bringen und darin des Ordens Mängeln und Gebrechen abzuhelfen; mit tiefer Wehmuth aber müsse er bekennen, wie sehr es ihn schmerze und mit schwerem Kummer erfülle, daß das heilbringende Werk nicht gelingen könne; nur der Gedanke tröste ihn, daß die Schuld nicht an ihm liege und er gethan habe, was ihm die Pflicht geboten. Noch hoffe er jedoch, der Deutschmeister werde ebenfalls die Sache ernstlicher zu Herzen nehmen und nach Hinwegräumung aller Hindernisse

selbst die Zeit bestimmen, in welcher eine solche Versammlung der Gebietiger Statt finden könne." So drückten Kummer und Schmerz den alten Meister tief darnieder, wenn er im Hinblick auf den entsittlichten und ordnungslosen Zustand seines Ordens alle seine redlichen Absichten vereitelt sah.

Dabei kämpfte der Hochmeister mit den drückendsten Sorgen in seinen finanziellen Verhältnissen. Schon die Ausrüstung und Unterhaltung eines zur Beihülfe des Meisters von Livland dorthin gesandten Streithaufens hatte die Kräfte des Ordensschatzes stark in Anspruch genommen. Außerdem hatte schon im Jahre 1490, da die Türken von neuem in die östlichen Gebiete des Königes von Polen verheerend eingebrochen waren, auf dessen Aufforderung der Hochmeister einen neuen Kriegshaufen so kriegsfertig ausrüsten müssen, daß er beim ersten Aufgebot sogleich ins Feld rücken konnte. Die erforderlichen Geldmittel hierzu hatte er beim Bischofe von Kulm und anderwärts aufborgen und ein zum Kriege taugliches Streitroß vom Meister von Livland sich erbitten müssen. Ferner erließ bald darauf auch der Röm. König Maximilian, vom Könige von Ungern gegen die Türken zu Hülfe gerufen, an den Hochmeister und alle Bischöfe Preussens ein Mandat wegen einer Kriegshülfe, wozu abermals die schwachen Kräfte des Landes aufgeboten werden mußten. Dazu kam nun noch die noch Jahrelang fortdauernde Zahlung ansehnlicher Soldschulden an die alten Söldnerhauptleute aus dem Bundeskriege oder an deren Erben; und dieß Alles bei den spärlichen Einkünften aus dem verarmten Lande und bei der immer größern Einbuße an den sonst so ansehnlichen Handels- und Schiffsabgaben am Tief, die dem Orden jetzt theils vom Könige, theils durch die Elbinger bedeutend geschmälert wurden. Oft wußte sich daher der Meister in seiner drückenden Armuth und kummervollen Lage gegen die von allen Seiten erfolgenden Anforderungen kaum noch irgendwie zu retten und zu helfen und man mag es ihm wohl glauben, wenn er klagt: „während der Landkomthur von Oesterreich und der Komthur von Koblenz täglich ihren guten Wein tränken, könne er sich kaum noch mit bloßem Biere behelfen und sey schon nicht mehr im Stande, die bei ihm einkehrenden Gäste geziemend nach alter Gewohnheit mit Wein aufzunehmen."

Manches schien sich für den Orden günstiger zu gestalten, als im Juni des J. 1492 der wenigstens in Preussen allgemein verhaßte König Kasimir von Polen starb, denn in seinem auf den Thron erhobenen Sohne Johann Albrecht kam ein König zur Regentschaft, der unter allen Söhnen Kasimirs dem Orden immer am meisten zugethan gewesen war. Ueberdieß konnte es dem letztern auch nur erwünscht seyn, daß das Großfürstenthum Litthauen von der Polnischen Krone jetzt wieder getrennt ward, indem die Litthauer, wie sie vorgaben, nach Kasimirs Befehl dessen dritten Sohn Alexander zum Großfürsten erkoren. So freundlich und wohlwollend aber der junge König in seinen Erbietungen dem Hochmeister entgegenkam, so ließ er ihn doch sogleich auch zur Huldigung auffordern. Dieser bald darauf vor dem Könige erscheinend, erklärte zwar: er halte sich zu einer neuen Huldigungsleistung und Beschwörung des ewigen Friedens nicht verpflichtet, da er beides bereits dem verstorbenen Könige geleistet. Indeß nach vielen Verhandlungen und auf dringendes Verlangen des Königes und aller Reichsgroßen mußte er sich endlich dennoch dazu bequemen, worauf auch der König dem Orden und dem Lande seinen Schutz und Schirm versprach.

Wie wenig es freilich mit diesem Schutze des Ordens von Seiten des Königes auf sich hatte, zeigte sich bald in dem langwierigen und heftigen Streit des Hochmeisters mit dem Bischofe Lucas von Ermland. So unbedeutend der Anlaß dieses Streites an sich selbst auch war, indem der Bischof einen Schloßkaplan zu Barten, der wegen einer Schlägerei von ihm vorgeladen ward, vom Pfleger von Barten aber verhindert vor ihm nicht erschien, in den Bann erklärte, so wichtig wurde doch die Sache für den Orden dadurch, daß der Bischof nach einer eigenen Auslegung der Ordensprivilegien sich das Recht anmaßte, sowohl geistliche als weltliche Ordensbrüder vor sein bischöfliches Gericht laden und selbst auch mit dem Banne bestrafen zu dürfen, ein Recht, auf welches noch nie ein Bischof von Ermland Anspruch zu machen gewagt. Da der Hochmeister diese Anmaßung als eine Verletzung der allgemeinen Ordensprivilegien und zugleich auch als eine Nichtachtung des päpstlichen Gebotes ansah, daß niemand außer dem Papste das Recht haben solle, die Ordensprivilegien zu deuten und auszulegen, so wandte er sich nicht

nur an den Erzbischof von Riga als des Bischofs Metropolitan, sondern auch nach Rom, um von beiden Seiten ein Mandat auszuwirken, welches den Bischof in seine Schranken zurückweise, ihm Stillschweigen auflege und ihm ausdrücklich die Interpretation der Ordensprivilegien verbiete. Allein von keiner Seite erfolgten Schritte, die den Bischof zurückschrecken konnten; eben so wenig fruchteten Klagen beim Könige von Polen und eben so erfolglos blieben Unterhandlungen mit dem Bischofe selbst, denn er hielt fort und fort fest an seiner Behauptung, daß manche Privilegien des Ordens, namentlich die ihm im Morgenland ertheilten, durchaus nicht mehr gültig, andere in ihrer Ausdehnung keineswegs so allgemein seyen, wie der Orden sie deute; denn da er nicht mehr, wie einst im Morgenland, gegen die Ungläubigen im Kampfe stehe und mit diesem Streite auch der Grund und die Ursache der ihm damals ertheilten Privilegien aufgehört hätten, so entgehe diesen nun auch alle Kraft und Wirkung. Vergebens hoffte der Hochmeister den Streit bei der Anwesenheit der beiden Meister von Deutschland und Livland in einem großen Ordenskapitel, wozu im J. 1494 wieder einige Aussicht war, beigelegt zu sehen, denn die beiden Meister wandten bald wieder allerlei Hindernisse vor, die des Hochmeisters Hoffnung abermals vereitelten. Am Röm. Hofe hemmte fortwährende Geldnoth alle Thätigkeit des dortigen Ordensprocurators; er war aus Mangel an den nöthigen Mitteln nicht einmal im Stande, eine neue Bestätigung der Ordensprivilegien durch den neuen Papst zu bewirken. Dieß Alles aber ermuthigte den Bischof von Ermland immer mehr und mehr; er trat in seinen Verhandlungen mit dem Orden immer kecker und hartnäckiger auf, zumal nachdem er sich mit dem Könige von Polen bei dessen Anwesenheit in Preussen (1495) vollkommen ausgesöhnt hatte. Er bot seitdem selbst alle Mittel auf, dem Könige mißtrauische Gesinnungen gegen den Orden einzuflößen und ihn gegen diesen aufzuhetzen. Er suchte sogar, während er beim Könige zu Thorn verweilte, diesen zu dem Plane zu gewinnen, den Orden, der statt seiner Bestimmung gemäß gegen die Ungläubigen zu kämpfen, jetzt in gemächlicher Ruhe unthätig dasitze, wo möglich nach Podolien zu versetzen, wo er, wie es seine Pflicht erheische, gegen die Türken streiten könne. Der König sollte hiezu das

nöthige Mandat am Röm. Hofe, der Markgraf Friederich von Brandenburg-Anspach, des Königes Schwager, der ebenfalls für den Plan gewonnen war, die Genehmigung des Röm. Königes und der Kurfürsten auszuwirken suchen. Alles aber wurde so geheim als möglich betrieben, um den Orden nicht zu früh aufzuschrecken.

So weit hatte der Haß den Bischof gegen den Orden schon getrieben und es war nicht abzusehen, bis wohin er ihn noch treiben werde, wenn nicht irgend ein Schritt mit ernstem Nachdruck von Rom aus erfolgte. Der Hochmeister sah immer mehr ein, daß nur dadurch dem ärgerlichen Streite ein Ziel gesetzt werden könne, daß vom Röm. Stuhle aus dem Bischofe Schweigen geboten und die Freiheiten und Gerechtsame des Ordens von dorther mit ernster Strenge in Schutz genommen würden; denn der Bischof hatte es sogar schon gewagt, den Ordensspittler und Komthur zu Brandenburg mit dessen ganzem Konvente in den Bann zu erklären, weil sie sich um seine geistlichen Gebote nicht bekümmerten. Um aber in Rom zum erwünschten Ziele zu gelangen, genügten nicht einige vom Livländischen Meister und den Bischöfen Preussens abgefaßte, dem Orden günstige Zeugnisse; es mußten dort klingende Wirkungsmittel in Anwendung gebracht werden und dazu boten jetzt einige reiche Bernsteinhändler aus Augsburg, denen der Hochmeister auf mehre Jahre voraus den jährlichen Ertrag des Bernsteins verkaufte, die erwünschte Gelegenheit dar.

Kaum aber waren diese Mittel durch den Ordensprocurator in Rom in Anwendung gebracht, als sofort die Streitsache eine andere Gestalt gewann. Schon im März des Jahres 1496 langten von jenem verschiedene vom päpstlichen Gerichtshofe ausgegangene Schriften an, welche der darin zum Executor ernannte Dechant des Samländischen Domstiftes mit so scharfem Nachdruck in Wirksamkeit setzte, daß sie auf den Bischof großen Eindruck machten. Seine Sprache ward seitdem ungleich milder und es würde wohl sogleich auch zur Sühne gekommen seyn, wenn nicht der Hochmeister fest dabei beharrt hätte, den Bischof völlig in die Schranken zurückzudrängen, in welchen dessen Vorfahren zum Orden gestanden hatten. Indeß bot doch auch dieser am Röm. Hofe noch alle Mittel auf, um nicht ganz ohne Erfolg aus dem

kostspieligen Streite hervorzugehen. So würde sich dieser Zwist vielleicht noch sehr in die Länge gezogen haben, wenn nicht andere Verhältnisse eine schnellere Beendigung herbeigeführt hätten. Der König von Polen nämlich hatte bisher dem Hochmeister wiederholt versprochen: er wolle dem Bischofe Ruhe gebieten und ihn anhalten, den ewigen Frieden zu beschwören. Es war indeß dem Bischofe nie ein solcher Befehl zugekommen. Nun erschien aber eine Botschaft des Königes beim Hochmeister mit der abermaligen Aufforderung, ihm gegen die seine Lande von neuem bedrohenden Türken und Tataren nach Inhalt des ewigen Friedens Hülfe zu leisten. Der Meister sagte ihm diese zwar zu, erklärte jedoch auch, daß er das Land nicht eher verlassen könne nach dem Willen der Stände, bevor nicht der Streit mit dem feindseligen Nachbar beendigt sey. Es müsse daher vor allem des Königes Sorge seyn, daß der Bischof und dessen Anhänger den ewigen Frieden beschwörten, die Ordensprivilegien in Schutz genommen und die nachbarliche Eintracht zwischen den Landen hergestellt werde. Je mehr nun aber der König den Hochmeister fort und fort wegen der geforderten Türkenhülfe drängte, ohne sich viel um die Ermländische Streitsache zu bekümmern, um so mehr hoffte jetzt auch der Bischof noch einige Zugeständnisse erringen zu können. Es führte daher auch die Verhandlung über die Streitfrage auf einer Tagfahrt im November zu Einsiedel bei Braunsberg, wo der Hochmeister und der Bischof sich persönlich besprachen, noch zu keinem friedlichen Erfolg, denn es ward zwar nach langen Verhandlungen endlich der Beschluß angenommen: „jeder Theil solle in Betreff der Privilegien seines Rechts am Hofe zu Rom gewärtig seyn;“ allein der Bischof fügte doch wieder die Erklärung hinzu: „er werde alle Privilegien, die dem Orden in Preussen gegeben und nicht mißbraucht seyen, wohl beachten, keineswegs aber die ihm im Morgenland verliehenen, und daran wolle er lieber sein ganzes Bisthum setzen,“ eine Erklärung, die den Streit fast ganz wieder auf den alten Punkt zurückführte. Ja er ließ sogar bald darauf dem Papste (wie der Hochmeister sich ausdrückte, „zum Hohn und zur Beschimpfung des ganzen Ordens“) eine neue Supplication überreichen, worin er unter einer Menge von erdichteten Anschuldigungen alte, längst entschiedene und vergessene Streithändel von

neuem ans Licht zog, offenbar nur um den Papst gegen den Orden einzunehmen und aufzuhetzen.

So zog sich der Streit noch bis ins Jahr 1497 hinein. Da geschah, wahrscheinlich auf Veranlassung des Königes von Polen, vom Bischofe selbst ein neuer Schritt, der zur Aussöhnung führen sollte. Auf sein Ansuchen ward zuerst eine neue Tagfahrt zu Bartenstein zur Beilegung der Klagbeschwerden der beiderseitigen Unterthanen und dann ein besonderer Verhandlungstag zu Heilsberg gehalten. Der Bischof zeigte sich ungleich nachgiebiger und nahm die am Röm. Hofe eingegebene Supplication zurück; er erklärte dann: er werde den Privilegien des Ordens, die ihm als gültig vorgelegt würden, nicht mehr entgegenhandeln, noch sie unrecht auslegen. Man vereinigte sich außerdem über mehre andere Punkte, insbesondere auch darüber, daß über die Freiheit des Hof- und Ordensgesindes in Beziehung auf die Ordensprivilegien der Gerichtshof (die Rota) zu Rom entscheiden solle, damit man wisse, wer dieses Gesinde zu richten und zu absolviren habe. So schien der Streit sich seinem Ende zu nahen, wiewohl der Hochmeister, mißtrauisch gegen des Bischofs unerwartete Geschmeidigkeit, nicht unterließ, seinen Procurator in Rom vor hinterlistigen Schritten desselben zu warnen.

Bald nach diesen Verhandlungstagen erfolgte eine neue Aufforderung zur sofortigen Rüstung und Beihülfe gegen die Türken und zwar mit so ernstem Nachdruck, daß der Hochmeister jetzt keine weitere Entschuldigung mehr wagen durfte, denn wie der König meldete, hatten die Türken 700,000 Mann stark die Donau überschritten, drohend, von dorther Polen und alle naheliegenden Lande zu überziehen. Da der Meister sich schon um Johanni (1497) mit seinem Hülfsvolke unfern von Lemberg mit des Königes Heere vereinigen sollte, so mußte die Rüstung in größter Eile betrieben werden. Sie hatte bei der großen Armuth des Landes und der gänzlichen Erschöpfung des Ordensschatzes unendliche Schwierigkeiten, denn die Beisteuer der Stände fiel so gering aus, daß der Meister genöthigt war, eine Anzahl Dörfer zu verpfänden und dennoch konnte im Ganzen nur ein Streithaufe von etwa vierhundert Mann kriegsfertig aufgestellt werden. Nachdem er den Großkomthur Wilhelm von Eisenberg während seiner Abwesenheit zum Statthalter eingesetzt, zog er gegen Ende

des Mai in Begleitung mehrer seiner Gebietiger und einer Anzahl Landesritter aus Königsberg aus. Man soll ihm wegen seines Alters und seiner geschwächten Gesundheit von der persönlichen Theilnahme am Zuge abgerathen, er aber geantwortet haben: „der geringste meiner Brüder ist in meinen Augen von größerem Werthe als ich. Wo die Meinen bleiben, da will ich mich ebenfalls nicht ausschließen.“

Der Zug ging durch Masovien. Nirgends aber fand der Meister auf dem Wege weder für sich, noch für sein Kriegsvolk irgend etwas vorbereitet; Alles mußte mit schwerem Gelde bezahlt werden. Der Herzog Konrad von Masovien ließ sich entschuldigen, daß seine Verhältnisse zum Könige von Polen ihm nicht erlaubten, dem Hochmeister eine Beehrung zu erweisen. Schon bis Lublin hin hatte dieser überall mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn wo der Heerhaufe hinkam, fand er das arme Land von des Königes Kriegsleuten schon ganz verheert und ausgezehrt, so daß der Meister oft kaum wußte, wie er sein Volk gegen Hunger und Noth schützen sollte, denn an Unterstützung von Seiten des Königes war gar nicht zu denken. Auf eine an diesen deshalb gerichtete Bitte, da er früher dem Hochmeister hinreichende Zufuhr zugesagt, erhielt dieser die kahle Antwort: er, der König, habe selbst für das die ganze Christenheit betreffende Unternehmen unter großen Schwierigkeiten alle seine Kräfte aufgeboten, um als katholischer Fürst seiner Pflicht zu genügen, und er hoffe, der Hochmeister werde ihm unter allen Umständen nach Laut des ewigen Friedens den verlangten Zuzug leisten. Bei Lemberg unter Entbehrungen, Mühen und Trübsalen aller Art, selbst nicht ohne Feindseligkeiten mit dem Landvolke auf dem Fortzuge, endlich angelangt und ehrenvoll empfangen, hoffte er dort sich mit dem königlichen Heere verbinden zu können, erhielt jedoch vom Könige den Befehl, er solle weiter bis nach der Stadt Halicz ziehen und dann dem Könige dort weiter folgen. Als er indeß hier ankam, mußte er am Ufer des Dniester liegen bleiben, weil ihm der Herr von Halicz nicht erlaubte über den Fluß zu gehen. Selbst die Zufuhr von Lebensmitteln und Futter wurde ihm von diesem sehr beschränkt. Unterdeß rückte der König, ohne sich um den Hochmeister und dessen Volk weiter zu bekümmern, in die Buckowina

ein und belagerte dort eine feste Gränzstadt, weil sich der Woiwode seinen Anforderungen zur Kriegshülfe nicht fügen wollte.

Schon aber zeigten sich beim Hochmeister die ersten Spuren der rothen Ruhr. Bei seinem hohen Alter trat sogleich eine bedeutende Körperschwäche ein, die seinen Zustand sehr bedenklich machte. Dennoch war er nicht zu bewegen, zu besserer Pflege und wegen Veränderung der Luft nach Lemberg zurückzukehren, weil er meinte, er könne, ohne den König begrüßt zu haben, nicht mit Ehre aus dem Felde ziehen. Da sich indeß sein Zustand immer mehr verschlimmerte, die Schwierigkeiten wegen Unterhaltung des Kriegsvolkes immer größer wurden, so beschlossen endlich die beiden Komthure von Holland und Osterode, nachdem sie vergebens Alles angewandt, den Hochmeister zur Rückkehr nach Preussen zu bewegen, den König von dessen Krankheit und zunehmender Schwäche unterrichten zu lassen. Dieser ertheilte zwar sofort dem Herrn von Halicz den Auftrag, den kranken Fürsten in sein Schloß aufzunehmen und für alle seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten zu sorgen. Der Meister nahm jedoch das Anerbieten nicht an; er mochte keine Wohlthat von einem Manne genießen, der ihm in seiner bisherigen feindseligen Gesinnung nie einen Beweis von besonderer Achtung gegeben, vielmehr ihn immer nur „wie einen Söldner und schlechten Mitreiter" betrachtet und behandelt hatte. Er ließ sich daher jetzt gegen des Königes Willen nach Lemberg zurückbringen, während seine Ritter und sein übriges Kriegsvolk dem königlichen Heere zuzogen. Trotz aller Bemühungen des Arztes schwanden des Meisters Kräfte von Tag zu Tage mehr. Da er in denselbigen Tagen auch die traurige Nachricht erhielt, daß der Großfürst von Moskau mit seinen Schaaren schon an den Gränzen Livlands liege und sie zu überziehen drohe, so ersuchte er den König in einem Schreiben aufs flehentlichste, seinem Kriegshaufen die Rückkehr zu erlauben, um dem Livländischen Meister zu Hülfe zu eilen. Aber auch diese letzte Bitte wurde ihm nicht erfüllt. Er lebte seitdem nur noch wenige Tage, indem er am 25. August (1497) im Beiseyn weniger seiner Begleiter verschied. Sein Leichnam wurde nach Königsberg gebracht und in der dortigen Domkirche zur Erde bestattet.

Hans von Tiefen hatte dem Meisteramte fast acht Jahre vorgestanden und stets unter Verhältnissen, die in keiner Hinsicht irgend etwas Erfreuliches hatten. Er wäre besserer Zeiten würdig gewesen. Auch während seiner ganzen Verwaltungszeit hatte er sich durch seine Offenheit und Geradheit in Wort und That, durch seine rechtschaffene und biedere Gesinnung, seine Milde und Güte, seine strenge Pflichttreue, seine Frömmigkeit und Gottesfurcht, seine Freigebigkeit gegen Kirchen, Arme und Hülfsbedürftige allgemeine Achtung und Liebe erworben. Man pries es an ihm, daß er für seine Unterthanen mehr ein sorgsamer Vater, als ein Herr zu seyn gestrebt. Wie seine Rede kurz und schmucklos, so war sein Leben fast so einfach wie das eines Privatmannes. Sparsamkeit galt ihm in seiner Lebensweise als erste Tugend. Nie schlief er in einem Bette, trug nie ein leinenes Hemd, denn er setzte einen Werth darein, in solchem Beispiele der Entsagung seinen Ordensbrüdern vorzuleuchten.

Auch als Landesfürsten schmückten ihn die rühmlichsten Tugenden. Streng gewissenhaft und pflichttreu stellte er es sich stets als die wichtigste Aufgabe, in allen seinen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. So schwer ihn oft die Verpflichtungen des ewigen Friedens drückten, er suchte ihnen doch stets selbst unter theuren Opfern aufs pünktlichste nachzukommen. Kein Unrecht ging über seine Seele. So friedlich aber seine Gesinnung, so war es ihm doch nicht immer möglich, den Frieden zu erhalten. Fast durch die ganze Zeit seines Meisteramtes zieht sich der ärgerliche Streit mit dem Bischofe von Ermland um seines Ordens Rechte. Auch mit dem geldsüchtigen, verhaßten und verachteten Bischofe Johannes von Pomesanien, der die Priester und das Volk in seinem Sprengel auf eine unerhörte Weise bedrückte und beschatzte, kam der Hochmeister dieser Schatzung wegen in unangenehme Verhältnisse und mußte sich deshalb nach Rom wenden. Um so schmerzlicher war für ihn der Verlust seines treuen Rathes und Freundes, des Bischofs Johannes von Samland, der, von allen, die ihn kannten, geehrt und geliebt, nach einer Amtsführung von mehr als zwanzig Jahren am 23. Februar des Jahres 1497 starb. Für den Wohlstand des Landes war der Hochmeister unermüdlich thätig, wie noch jetzt die zahlreichen ländlichen Verleihungen, durch die er den Ackers

bau zu heben suchte, und seine Bemühungen für Belebung des Handels und der Gewerbe beweisen; es beweist es vor allem auch seine eben so besonnene als wohlgemeinte Landesordnung, durch die er schon im Jahre 1494 Ordnung in dem innern Verkehr, Fleiß, Thätigkeit und strenge Aufsicht in Rücksicht des Gesindes und der städtischen Gewerke, Recht und Gesetzmäßigkeit in den Thätigkeitszweigen der Städter und des Landvolkes, überhaupt einen wohlgeordneten Zustand der staatsbürgerlichen Verhältnisse nach den Bedürfnissen der Zeit geltend machen wollte. Und doch blieben im schweren Drange der Zeit seine Bemühungen um des Landes Glück weit hinter seinen Wünschen zurück. Mehre Jahre war Preussen von einer schrecklichen Seuche heimgesucht, die ein außerordentliches Menschensterben in Stadt und Land zur Folge gehabt. Auch die Wunden der frühern Zeit waren zu tief geschlagen, als daß er sie ganz hätte heilen können. Noch immer zehrte die alte Schuldenlast die besten Kräfte des Landes auf und nagte wie ein Krebsschaden immerfort am Lebensmark des Volkes. So wenig indeß vom Einkommen des Landes übrig blieb, so verwandte dieß der Hochmeister doch stets auf edle und gute Zwecke. Er ließ z. B. junge talentvolle Leute auf Deutschen Universitäten studiren und zog gerne gelehrte Männer ins Land, denn er fühlte, wie nothwendig es sey, das Volk durch geistige Bildung mehr emporzuheben. Die allgemeine Armuth hatte wie immer auf die Sittlichkeit des gemeinen Volkes höchst nachtheilig eingewirkt; selbst unter der Geistlichkeit brach nicht selten eine kaum glaubliche Rohheit durch; sogar im Gottesdienst auf den Kanzeln hörte man oft wilde Verhetzungen und gemeine Schmähreden.

Noch trauriger war der sittliche Zustand des Ordens. Seine innere Auflösung ging nun schon unaufhaltsam vorwärts. Wie oft klagt der Hochmeister, wenn er die Gebietiger in Deutschland und Livland von der Nothwendigkeit des großen Ordenskapitels überzeugen will, über die unter den Ordensgebietigern und Ordensbrüdern eingerissene Regellosigkeit und Unordnung in ihrer Lebensweise, über Vernachlässigung ihrer Ordenspflichten, über ihre Habsucht, Ungebundenheit und Willkühr in ihrer Amtsverwaltung. Keiner erkannte es so klar, daß eine bis ins Innerste des Ordenslebens eingreifende Reformation für das fer-

nere Bestehen des Ordens durchaus nothwendig sey. Es ging kein einziges seiner letzten acht Jahre hin, in welchem er nicht immer wieder den Beschluß eines Kapitels zur Reformation des Ordens in Anregung brachte. Die Beharrlichkeit, mit welcher er unablässig an der Ausführung dieses Planes arbeitete, zeugt von seiner tiefen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Ordensverfassung. Allein trotz aller Mühen konnte er dieses Ziel nicht erreichen.

Zehntes Kapitel.

Des Herzogs Friederich von Sachsen Hochmeisterwahl. Verweigerung der Türkenhülfe und der Huldigungsleistung. Innere Landesverwaltung. Bemühungen des Hochmeisters um öffentliche Sicherheit. Kriegsgefahren. Huldigungsstreit. Tod des Königes Johann Albert v. Polen. Hiob von Dobeneck Bischof von Pomesanien. König Alexander von Polen. Ordens- und Landesangelegenheiten. Neue Aufforderung zur Huldigung. Einwirken des Röm. Königes und des Papstes in den Huldigungsstreit. Thronwechsel in Polen. König Sigismund von Polen. Reise des Hochmeisters nach Deutschland. Fortwährende Verhandlungen wegen der Huldigungsleistung. Feindliche Stellung des Bischofs von Ermland gegen den Orden. Bemühungen der Landesregenten im Verwaltungswesen. Neue Kriegsgefahr. Der Hochmeister auf dem Reichstage zu Worms. Verhandlungen mit dem Könige v. Polen. Der Tag zu Posen. Des Königes Verhalten dagegen. Tod des Hochmeisters.

1497—1510.

Der Großkomthur Graf Wilhelm von Eisenberg, der stets unter allen Gebietigern am meisten mit dem verstorbenen Meister in gleichem Geist und Sinn gehandelt, besonders auch in dem Reformationsplane, führte die Statthalterschaft auch ferner noch fort. Da kam im December (1497) die traurige Nachricht von dem Schicksale jenes dem Könige zugesandten Heerhaufens. Beim Rückzuge des Königes aus der Moldau war der Nachtrab seines Heeres und in diesem auch der Streithaufe aus Preussen von einem großen Schwarm Türken, Tataren, Walachen und

andern Völkern in einer dichten Waldwildniß überfallen und größten Theils erschlagen oder gefangen genommen worden. Nur wenige kehrten theils mit Wunden bedeckt, theils vom Hunger abgezehrt im Winter nach Preussen zurück, brachten zugleich aber die Schreckensnachricht, daß der wilde Feind, durch des Königes Niederlage ermuthigt, im Anzuge gegen Polen sey, um hier Alles in Wüsten und Einöden zu verwandeln. Es war sehr zu fürchten, daß er dann auch in Preussen einfallen werde, wo man ihm jetzt nicht die geringste Gegenwehr zu leisten im Stande war. Eine unbeschreibliche Angst verbreitete sich daher durchs ganze Land und eiligst gingen Sendboten des Statthalters theils an die Deutschen Reichsfürsten, um sie von der über Preussen schwebenden Gefahr schleunigst in Kenntniß zu setzen und zur Rettung des armen Landes aufzufordern, theils auch an den Röm. König, um ihn flehentlichst zu bitten, den Orden und das Land Preussen, „die beide als ein Pfeiler und als eine Mauer für die heilige Christenheit gegen die Russen, Türken und Tataren zu betrachten seyen," jetzt aus der angstvollen Gefahr zu befreien.

Schon diese Verhältnisse, dazu auch die immer noch feindselige Stellung des Bischofs von Ermland gegen den Orden, der wieder neue Umtriebe gegen diesen anknüpfte, machten es nothwendig, sobald als möglich ein neues Ordenshaupt an die Spitze zu stellen. Seine Wahl war längst eingeleitet, denn schon im Anfange des Jahres 1497 war der altersschwache Hochmeister Hans von Tiefen entschlossen gewesen, sein Hochmeisteramt niederzulegen und bereits waren auch Unterhandlungen mit dem Herzog Albrecht von Sachsen angeknüpft worden, um die hochmeisterliche Würde seinem Sohne, dem Herzog Friederich von Sachsen, Landgrafen von Thüringen zu übertragen. Die Erhebung eines solchen Fürstensohnes zum Oberhaupt des Ordens schien außer andern bedeutenden Vortheilen für diesen selbst auch für den dadurch möglichen Wiedergewinn der verlorenen Ordenslande und eine andere Stellung gegen den König von Polen allen Gebietigern von so großer Wichtigkeit, daß sie darin allzumal die glücklichsten Erfolge erkannten. Die Unterhandlungen mit dem Herzog waren damals aber durch des Königes Anforderung zum Türkenzuge unterbrochen worden. Der Statthalter

knüpfte sie jetzt durch den Deutschmeister mit Friederichs Bruder, dem Herzog Georg von Sachsen von neuem an. Nachdem in einem Ordenskapitel zu Mergentheim wegen Friederichs Aufnahme und Einkleidung in den Orden das Nöthige berathen und bestimmt worden, langten Bevollmächtigte des Deutschmeisters in Begleitung mehrer Abgeordneten des Herzogs Georg zur neuen Meisterwahl in Königsberg an. Da Herzog Friederich noch nicht Ordensritter war und somit bei dieser Wahl ganz ungewöhnliche Verhältnisse eintraten, im Hause Sachsen man sich auch über Friederichs Stellung als Oberhaupt im Orden so viel als möglich sicher zu stellen suchte, so bedurfte es einer vielseitigen Berathung. Die Gebietiger kamen endlich mit den Bevollmächtigten des Deutschmeisters am 6. April in der Bestimmung überein: sobald der Herzog in den Orden aufgenommen sey, würden ihn am nämlichen Tage die Gebietiger zum Hochmeister und obersten regierenden Haupt erwählen, und sobald er sich dann nach Preussen werde verfügt haben, sollten ihm Lande und Städte als ihrem Herrn zugewiesen und nach alter Gewohnheit mit Eidespflicht die Huldigung geleistet, auch ihm alle Aemter, Pflegen und Gebiete, die der vorige Hochmeister benutzt und genossen, dazu auch noch das Komthuramt Brandenburg eingeräumt, und in diesen Aemtern und Gebieten eine jährliche Einnahme von ungefähr 20,000 Rhein. Gulden zugesichert werden. Zu diesem Einkommen würden ihm die Gebietiger zu stattlicher und anständiger Haltung seines fürstlichen Standes noch ein Komthuramt, welches er wählen werde, überweisen, um es nach seinem und seiner Rathsgebietiger Gefallen und zu des Ordens Besten zu benutzen. Die Gebietiger verpflichteten sich endlich, die auf dem Orden noch lastenden Schulden mit dem Hochmeister abtragen zu helfen.

Zufrieden mit diesen Bestimmungen kehrten des Herzogs Georg Bevollmächtigte zurück. Auch der König von Polen, den der Herzog von allem sofort benachrichtigte, erklärte sich über das Geschehene nicht nur höchst beifällig, sondern sandte alsbald auch eine Botschaft an die Gebietiger in Preussen, um ihnen den Herzog Friederich aufs Beste zu empfehlen. Nachdem am Hofe Herzog Albrechts Alles, was zur Annahme des Hochmeisteramtes bestimmt worden, vorbereitet und ausgeführt war, trat

Herzog Friederich, begleitet von seinem Bruder Georg, mehren Gebietigern aus Deutschland, einer Anzahl Sächsischer Edelleute und einer Schaar von Reisigen die Reise nach Preussen zu seiner wichtigen Bestimmung an. Er zählte erst das fünfundzwanzigste Lebensjahr, hatte sich aber bereits dem geistlichen Stande gewidmet und soll auch schon ein geistliches Amt im Dom zu Köln bekleidet haben. Von jeher mehr den Wissenschaften als Waffenübungen und ritterlichen Künsten zugethan, hatte er sich auf den hohen Schulen zu Siena und Leipzig eine Menge Kenntnisse erworben, wie sie damals bei Fürstensöhnen nicht immer zu finden waren. Er stand daher in einem gewissen Ruf von Gelehrsamkeit. An der Gränze des Ordensgebietes wurde er vom Statthalter, sämmtlichen Gebietigern, mehren Prälaten, der Ritterschaft und allen Ständen mit großer Freude empfangen, denn man sah es allgemein als ein höchst glückliches und für das ganze Land segensreiches Ereigniß an, daß das alte ehrwürdige Haus Sachsen durch die Sendung eines seiner Fürstensöhne sich des Ordens in seiner schweren Bedrängniß angenommen habe. Am 29. September ward der junge Herzog im versammelten Ordenskapitel förmlich und feierlich zum Hochmeister erkoren und in sein Amt eingeführt.

Da Friederich schon vor seiner Wahl die Versicherung gegeben hatte, daß er dem Könige von Polen den Huldigungseid nicht leisten werde, indem die Reichsfürsten ihm auf den Reichstagen zu Freiburg und Augsburg ihren thätigen Beistand zugesagt, sobald der König ihn deshalb bedrängen würde, so schien er sich um diesen, obgleich er von ihm mehrmals durch Botschafter beehrt wurde, vorerst nicht weiter zu bekümmern; er wollte erwarten, was der König von ihm fordern werde, um ihm darauf zu antworten. Schon im Anfange des J. 1499 aber erfolgte an ihn von Seiten des Königes, dessen Reich durch einen Einfall der Türken und Tataren in größter Bedrängniß war, die Aufforderung, ihm mit geziemender Kriegsmacht zur Abwehr des Feindes zu Hülfe zu kommen. Friederich war fest entschlossen, dem Verlangen nicht Folge zu leisten; dazu ermuthigte ihn auch der Röm. König Maximilian, denn auch an diesen hatte sich der König von Polen um Beihülfe gewandt, von ihm aber die Antwort erhalten: „solche Hülfe müsse von gemeiner Christen-

heit geleistet werden. Was der Hochmeister des Deutschen Ordens thun wolle, stehe dahin. Wir aber tragen lauteres Wissen, daß der Hochmeister mit seinem Orden in dem Vermögen nicht ist, weil ihm von der Krone Polens durch einen Vertrag, den jeder Hochmeister bei seinem Amtsantritt dem Könige von Polen beschwören soll, etliche Lande abgepfändet sind. Soll er nun euch solchen Eid auch thun, so möchte er euch und der heiligen Christenheit nicht so tröstliche Hülfe gegen die Ungläubigen beweisen, als er gerne thäte. Demnach haben wir bei uns selbst mit trefflichem Rathe erwogen, daß dem Hochmeister als einem Fürsten des Reiches nicht gezieme, solchen Eid zu leisten; es wäre auch uns, dem heiligen Reiche und Deutscher Nation ganz unleidlich und nicht in seinem Vermögen, solchen Eid zu halten. Damit nun der löbliche ritterliche Orden wiederum in seine alte ehrliche Possession und Fundation komme und bei dem heil. Reiche und Deutscher Nation bleibe, so begehren wir von euch mit ganzem ernstlichen Fleiße, bittend, ihr wollet den Hochmeister um den berührten Eid nicht ersuchen noch anstrengen, sondern ihn ruhen und anstehen lassen." Der Röm. König versprach zugleich, einige seiner Räthe zu senden, die ein gütliches Verständniß über den ewigen Frieden und den Huldigungseid zwischen dem Könige und dem Hochmeister zu Stande bringen sollten.

Wie die verlangte Beihülfe, so wies der Hochmeister auch des Königes Aufforderung zur Beschwörung des ewigen Friedens und zur Huldigung zurück, ihm offen erklärend, daß er sich durch keinen Vertrag zum Erscheinen auf einem Reichstage in Polen verpflichtet halte, jedoch bereit sey, bei des Königes Anwesenheit in Preussen sich mit ihm über ihre gegenseitigen Verhältnisse näher zu verständigen. So entschlossen aber Friederich war, eine unabhängige Stellung zu behaupten und sich keineswegs wie sein Vorfahr dem Willen des Königes zu fügen, so eifrig nahm er jede Gelegenheit wahr, sich dem Röm. Könige und den Deutschen Reichsfürsten geneigt und ergeben zu zeigen; selbst die Zusendung seltener Thiere, schöner Rosse, edler Jagdfalken u. dgl. benutzte er gerne zum Beweise seiner Gunst, denn er sah wohl ein, daß im Fall harter Bedrängnisse von Polen aus nur festes Anschließen ans Deutsche Reich und die Beihülfe der Deutschen Fürsten ihn und den Orden würden retten können.

Dabei versäumte er auch nicht, durch unermüdliche Thätigkeit in der Landesverwaltung, strenge Gerechtigkeit in der Gerichtspflege, Unterstützung der Verunglückten und Armen, Schonung des Landvolkes in der Zinsleistung und andern Verpflichtungen und ebenso durch strenge Bestrafung einzelner Unruhestifter, trotziger Widerspänstigkeit gegen Pflicht und Landesgesetz, selbst auch unordentlicher Priester, sowie auch durch häufiges Bereisen des Landes und eigene Kenntnißnahme der einzelnen Landesverhältnisse sich das Vertrauen der Unterthanen zu erwerben. So gerne er vergnüglichem Genusse, namentlich besonders dem Jagdvergnügen huldigte, so ging doch fast kein Tag vorüber, an dem er nicht auch in irgend einer Weise für die innere Landesverwaltung thätig war. Bei allgemeinen wichtigen Landesangelegenheiten berief er gewöhnlich sämmtliche Gebietiger und Ordensbeamte nebst den Ständen des Landes zur Berathung auf Tagfahrten nach Königsberg. Da erhielten öfter die Komthure und Beamte in Klagfällen die ernste Weisung, die Unterthanen mit Nachsicht, Freundlichkeit und Güte zu behandeln und das Landvolk unter keinem Vorwande mit neuen Beschwerden und Anforderungen zu belästigen. Aber eben so streng hielt er darauf, daß gesetzliche und herkömmliche Leistungen ohne Weigerung vollführt, Widerspänstige mit Nachdruck an ihre Pflicht gewiesen wurden und überhaupt Rechtmäßigkeit und gesetzliche Ordnung in allen Verhältnissen stets aufrecht erhalten werde. Keinem seiner Unterthanen ward bei ihm eine Klage verwehrt, jede von ihm gehört, untersucht und nach Befinden beseitigt.

Mit ernstem Nachdruck hielt er stets auch die Komthure und Ordensbeamte zur Pflicht und Ordnung an; überall verlangte er in allen Verhältnissen, wo man es ihm schuldig war, den pünktlichsten Gehorsam und genaue Befolgung seiner Befehle. Um die vielfach eingerissene Unordnung in der Verwaltung der Komthureien abzustellen, ließ er durch besondere Commissarien genaue Revisionen der Jahresrechnungen der Beamten an Ort und Stelle vornehmen, um die Richtigkeit der Angaben um so leichter ermitteln zu können. Wiederholt ward Sparsamkeit im Haushalte den Beamten zur strengsten Pflicht gemacht, doch wies er sie in nöthigen Fällen auch mit Ernst an, die Konventsbrüder mit allen ihren Bedürfnissen nach den gesetzlichen

Vorschriften zu versorgen. Dabei bereiste er selbst bald dieses, bald jenes Gebiet und hielt sich oft auch längere Zeit in einzelnen Ordenshäusern auf, um sich selbst Kenntniß von allen Verhältnissen zu verschaffen oder er ordnete hie und da Landtage an, um selbst über Klagen des Landes oder einzelner Gemeinen Verhöre anzustellen. Durch den vielerfahrenen Großkonthur Graf Wilhelm von Eisenberg veranlaßt, faßte auch Friederich von neuem den Plan einer Reformation der Ordensverfassung auf; allein er scheiterte abermals an der Weigerung des Deutschmeisters, in Preussen zu einem großen Ordenskapitel zu erscheinen. Eben so wenig gelang ihm sein Bemühen um regeren Handelsverkehr mit den Nachbarlanden; in Litthauen und von Danzig aus walteten immer noch die alten Störungen und Hemmungen ob.

So brach das Jahr 1500 an, ohne daß sich die Verhältnisse des Hochmeisters zum Könige von Polen vorerst merklich änderten. Um so ungestörter widmete jener auch ferner seine ganze Thätigkeit der innern Landesverwaltung. Da es ein Jubeljahr war, so wanderten viele Bewohner Preussens theils nach Rom zu den Gräbern der Apostel, theils nach Wilsnack zum heil. Blute, einige sogar nach Jerusalem. Indeß waren doch diese Pilgerfahrten auch in Preussen mit zu vielen Gefahren verbunden, als daß sie sehr zahlreich hätten seyn können, denn wie in den Nachbarlanden, so waren auch hier die Landstraßen durch Wegelagerer und Räuberbanden höchst unsicher. Da fast jede Woche an den Hochmeister Klagen über Straßenraub, Ueberfälle und Diebstahl gelangten, einige dieser Raubgesellen sogar so frech waren, ihm förmlich den Frieden aufzukündigen, so ward, um diesem Unwesen zu steuern, wiederholt von allen Gebietigern und Komthuren ein s. g. „Landstreifen" angeordnet, wobei jeder Ordensbeamte mit seinen Kriegsleuten und Dienstpflichtigen durch sein Gebiet ziehend alles lose Gesindel und sonst verdächtige Menschen aufgreifen und in Verwahrsam bringen mußte. Alle des Straßenraubes Ueberwiesene ließ der Hochmeister ohne weiteres hinrichten. Selbst auch gegen Landesritter verfuhr er mit Nachdruck und Strenge, sobald sie sich Gesetzwidrigkeiten gegen die öffentliche Sicherheit erlaubten, seinen Verordnungen nicht Folge leisteten oder sich irgend trotzig und widerwärtig bewiesen. Er schonte selbst die reichbegüterten und angesehenen Herren von

Schlieben, Hans und Dieterich, Söhne des verstorbenen Georgs von Schlieben nicht, als sie sich allerlei Gesetzwidrigkeiten zu Schulden kommen ließen; sie entwichen heimlich aus dem Lande, um der Strafe zu entgehen, die sie vom Meister zu erwarten hatten. So streng und unerbittlich sich aber in solchen und ähnlichen Fällen der Hochmeister bewies, so gerne gab er auch oft den Landesrittern Beweise seines Wohlwollens und seiner Huld. Er hielt nie eine Tagfahrt zur Berathung über allgemeine Landesangelegenheiten, ohne die Vornehmsten derselben dazu zu berufen und gab viel auf ihren Rath. Aus ihnen wählte er die Landrichter zur Verwaltung der Gerichtsbarkeit in den einzelnen Gebieten. Um Fastnacht richtete er gewöhnlich einigen adeligen Brautpaaren auf dem Schlosse zu Königsberg eine festliche Hochzeit aus, wozu er dann jedesmal einen Theil des Landadels mit Frauen und Töchtern einladen ließ und wobei immer einige Tage in Freude und Lust hingebracht wurden. Er entschlug sich überhaupt weit mehr als seine Vorgänger der Abgeschlossenheit des Ordens, um auch das Leben, so weit es seiner Würde ziemte, in seinen Reizen zu genießen. Häufig fanden im Wechsel mit seinen Jagdvergnügungen auch Pferderennen Statt, denen er immer gerne selbst beiwohnte; es kümmerte ihn dann nicht, wenn zuweilen auch satyrische Reden und Spottlieder über den freieren Lebenswandel des Hochmeisters und der Ordensbeamten unter dem Volke umherliefen, denn in andern Punkten hielt er um so strenger an den alten Ordensregeln fest.

Bald jedoch bedrohten Preussen von den Nachbarlanden aus sehr bedenkliche Kriegsgefahren. Die Streitmacht des Großfürsten von Litthauen war im Kriege gegen den Großfürsten von Moskau durch eine schwere Niederlage so bedeutend geschwächt, daß er den Orden in Livland und Preussen um Hülfe anrufen mußte, denn er fühlte sich kaum noch im Stande, die Russen vom weitern Vordringen in sein Land zurückzuhalten. Hatten sie aber Litthauen überwältigt, so war auch Preussen von dort aus in großer Gefahr. Noch bedenklicher stand es in Polen, wo die Tataren und Walachen in ungeheuren Schaaren mit furchtbaren Verwüstungen schon so weit vorgedrungen waren, daß sie nur noch zwanzig Meilen von Preussens Gränzen entfernt Alles verheerten und niederbrannten. Da sie dort nirgends Widerstand

sanden und Preussen in größter Gefahr schwebte, von dem barbarischen Feinde überschwemmt zu werden, so ließ der Hochmeister in großer Eile durchs ganze Land das Kriegsgebot ausrufen, Alles zur Gegenwehr vorzubereiten und die Schlösser in wehrhaften Stand zu setzen. Die Gefahr ging zwar vorüber, denn der Feind zog bald wieder zurück; allein die Maaßregeln, die er getroffen, um im nächsten Winter von neuem ins Land einzustürmen, so wie überhaupt die gefahrdrohenden Verhältnisse mit Polen und Litthauen drangen dem Meister je mehr und mehr den Wunsch auf, selbst schon wegen Vereinigung aller Kräfte zur allgemeinen Landesvertheidigung, die alten Streithändel mit dem Bischofe von Ermland endlich völlig auszugleichen, und da der Bischof endlich einsah, daß der Streit wegen der Ordensprivilegien keinen besondern Erfolg für ihn bringen könne, so kam auch er jetzt mit friedlicheren Gesinnungen entgegen. Man stritt nur noch um einen Theil des Frischen Haffs. Die Unterhandlungen gediehen zwar noch keineswegs zu einer völligen Sühne; indeß bewirkten sie doch, daß sich der Bischof und der Hochmeister seitdem ungleich freundlicher zu einander standen.

Kaum aber sah sich der König von Polen von seinen Feinden, den Türken und Tataren befreit, als er schon im Anfange des J. 1501 den Hochmeister in sehr ernstem Tone aufforderte, vor ihm zu Petrikau zu erscheinen und seinen Pflichten nachzukommen, und da dieser nicht erschien, so folgte bald eine zweite noch ernstlichere Aufforderung, sich im Mai zum Huldigungseid in Thorn einzufinden. Aber zugleich kam auch Nachricht, in Polen und Masovien sey Alles in Rüstung, der König wolle mit großer Macht über Masovien her in Preussen einrücken. Ueberzeugt, daß die fernere Verweigerung der Huldigung jetzt Gewaltmittel zur Folge haben werde, ließ der Meister mit doppelter Anstrengung die Rüstung im Lande beschleunigen, die Ordensschlösser an den Gränzen stark bemannen und mit tüchtigen Hauptleuten besetzen und forderte eiligst auch den Meister von Livland zur Beihülfe auf.

Inmitten dieser Rüstungen aber lief ein Schreiben des Röm. Königes Maximilian an den Hochmeister des Inhalts ein: der Deutsche Orden sey von seinen Vorfahren, den Kaisern und Königen des Reiches „aus Grund und Ursachen erhoben worden,

damit die Brüder desselben, aus dem Adel Deutscher Nation genommen, zu Mehrung und Handhabung des heil. Glaubens gegen die Feinde Christi ein Friedeschild und Vorfechter seyn sollten." Darum habe der Orden von Kaisern und Königen seine Privilegien erhalten und niemals außer dem Röm. Stuhle eine andere Obrigkeit über sich anerkannt, als das heil. Röm. Reich, von dem er auch seine Regalien empfangen. Jetzt verlange der König von Polen, der Hochmeister solle einen vor Jahren zwischen König Kasimir und dem Hochmeister Ludwig von Erlichshausen geschlossenen Vertrag, der dem Orden „durch merkliche Gewalt" abgedrungen worden, vollziehen. Weder der Papst, noch Kaiser Friederich, noch er selbst, als des Ordens Oberherren, hätten ihn jemals genehmigt. „Wann uns nun, fuhr der König fort, zu Behaltung unserer und des Reiches Obrigkeit und des Ordens Privilegien und Gerechtigkeiten mitnichten die Meinung ist, daß dem Vertrage Folge zu leisten sey, also gebieten wir Dir bei den Pflichten, damit Du uns und dem heil. Reiche verbunden bist, auch bei Privirung und Entsetzung aller und jeder Deiner und Deines Ordens Gnaden, Freiheiten, Privilegien und dazu bei Vermeidung unserer und des heil. Reichs Ungnade und Strafe von Röm. königlicher Macht ernstlich und wollen, daß du dem Könige von Polen noch sonst jemand wegen Haltung und Vollstreckung des bedränglichen Vertrages keinerlei Verpflichtung, Gelübde oder Eid thuest, sondern Dich mitsammt Deinem Orden allein in der Geistlichkeit zu dem Stuhle zu Rom und in der Weltlichkeit zu uns, unsern Nachkommen, den Röm. Kaisern und Königen und dem heiligen Reiche, als denselben unmittelbar unterworfen, haltest und gehorsam beweisest, wie sich gebührt."

Jetzt war der Hochmeister um so mehr fest entschlossen, sich nicht unter das Polnische Gebot zu fügen. Als daher der König zu Thorn anlangte, sandte er ihm eine Botschaft, ihm vorzustellen: der Meister sey bereit, vor ihm zu erscheinen, sofern zuvor drei Punkte im ewigen Frieden beseitigt seyen; zuerst die Forderung, daß jeder Hochmeister den König allein als seinen Herrn anerkennen solle, was gegen des Meisters Pflicht streite, dann die Verpflichtung, daß der Meister dem Könige, so oft es dieser verlange, mit seiner Kriegsmacht Heeresfolge leisten solle,

und endlich das Verlangen, daß die Hälfte der Ordensbrüder aus der Polnischen Nation genommen werden sollten, was der Fundation des Ordens zuwiderlaufe. Der König aber wies dieß Alles zurück, schlechthin fordernd: der Hochmeister solle thun, was ihm seine Pflicht gebiete. Friederich begab sich hierauf nach Preussisch-Holland, theils um die Schlösser und Städte des Bisthums Pomesanien, dessen Bischof Johannes kurz zuvor gestorben war, gegen mögliche Eingriffe des Königes durch den Ordensmarschall eiligst besetzen zu lassen, theils auch um dort einige Räthe seines Bruders des Herzogs Georg zu erwarten, die wo möglich noch eine Ausgleichung mit dem Könige bewirken sollten. Sie kamen, fanden aber den König in Thorn schwer krank darnieder liegend. Da dessen Krankheit sich mit jedem Tage steigerte und Johann Albert ihr am 17. Juni (1501) schon erliegen mußte, so blieb ihre Sendung ohne Erfolg. Wie nachdrücklich der König bei einem ungünstigen Ausfalle der Unterhandlungen gegen den Hochmeister hatte auftreten wollen, hatte er ihm nicht nur durch die Drohung angedeutet: er möge seiner Pflicht lieber gutwillig Folge leisten, „als sich in gefährliche Weiterungen verstricken", sondern man ersah es auch aus der Menge von schwerem Geschütz, welches bei Thorn bereits angelangt war.

Die Getheiltheit der Meinungen unter den Großen Polens, wer die Krone erhalten werde, gab jetzt dem Hochmeister die nöthige Ruhe, theils durch Unterdrückung des wilden Raubwesens und Wegelagerns die öffentliche Sicherheit des Landes mehr zu befestigen, theils auch Maaßregeln zur Sicherung des Bisthums Pomesanien anzuordnen und die zwistigen Verhältnisse wegen der neuen Besetzung des bischöflichen Stuhles zu beseitigen. Auf des Meisters Empfehlung nämlich hatte das dortige Domkapitel den bisherigen Propst und Archidiaconus zu Zschillen Hiob von Dobeneck zum Bischof erkoren; er wollte jedoch wegen der großen Verarmung des Bisthums den bischöflichen Stuhl nur unter der Bedingung einnehmen, daß er auch seine bisherige Propstei noch beibehalten dürfe. Der Papst genehmigte dieß zwar und ertheilte dem Bischofe auch die Bestätigung; allein der Deutschmeister, dem Hiob nach mehrfachen Verhandlungen versprochen hatte, die Reservation der Propstei

als Bischof aufgeben zu wollen, widersprach jetzt, da dieser sie dennoch gegen seine Einwilligung sich vom Papst hatte zusagen lassen, mit aller Heftigkeit, selbst mit der Drohung, daß er, wofern der Bischof seinen Plan dennoch durchsetzen wolle, alle Mittel aufbieten werde, seine Bestätigung am päpstlichen Hofe wieder rückgängig zu machen, weil ihm, wie er vorgab, dieß seine Amtspflicht nothwendig gebiete. So zogen sich die Unterhandlungen darüber zwischen ihm, dem Bischofe und dem Hochmeister bis ins Jahr 1502 hinein. Da auch der letztere die Verbindung der Propstei mit dem Bisthum keineswegs billigte, so gab der Bischof endlich nach und kam nun im Mai des genannten Jahres in seinem Bisthum Pomesanien an. Der Hochmeister gab ihm sogleich dadurch einen Beweis seiner freundlichen Gesinnung, daß er ihm durch seinen Bruder Georg einen jährlichen Zins von hundert Rhein. Gulden, den sein Vorfahr der Bischof Johannes von der Stadt Leipzig durch ein Kapital von 2000 Gulden auf sein Bisthum gekauft und um welchen er lange viele fruchtlose Verhandlungen geführt, zu verschaffen suchte.

Inzwischen hatte der bisherige Großfürst Alexander von Litthauen den Polnischen Thron bestiegen, wegen der in den letzten Jahren bestehenden freundlichen Verhältnisse ein für den Orden erfreuliches Ereigniß, obgleich der Hochmeister kaum erwarten durfte, daß seine Stellung zu Polen sich dadurch bedeutend ändern werde, weil die Prälaten und Großen Polens bereits beschlossen hatten, beim Orden mit aller Strenge auf Vollführung der Bestimmungen des ewigen Friedens zu dringen. Vorerst indeß blieben die Verhältnisse zu Polen fortwährend so freundschaftlich und der König nahm des Meisters Ehrengesandtschaft zu seiner Krönung mit solcher Auszeichnung und Güte auf, daß man bald mehr und mehr die Hoffnung faßte, es werde sich unter diesem Könige vielleicht Alles für den Orden günstiger gestalten, was der Hochmeister auch um so mehr wünschte, da er bisher trotz aller Bitten beim Kaiser und Reich noch weiter keine Unterstützung gefunden und Livlands Bedrängnisse durch die Russen auch die Kriegskräfte in Preussen bedeutend in Anspruch nahmen. Die Kriegsereignisse in Livland, wohin auch aus Preussen Hülfsvolk zog, beschäftigten den Hoch-

meister fast das ganze Jahr, bis ihm endlich der glänzende Sieg des Livländischen Meisters über ein gewaltiges Russisches Kriegsheer bei Pskow die Aussicht auf ruhigere Zeiten eröffnete, zumal da es bald darauf zum Frieden zwischen Livland und den Russen kam.

In diese Zeit fällt die Begründung einer löblichen Stiftung bei der Universität zu Leipzig, die mit dem Pomesanischen Bisthum im Zusammenhange steht. Die Universität nämlich ließ dem Hochmeister melden: der Bischof Johannes von Pomesanien habe der Stadt Leipzig das erwähnte Kapital von 2000 Gulden auf Zinsen zu dem Zwecke gegeben, damit dadurch ein s. g. Collegium zur Unterhaltung einiger Studenten aus Preussen gegründet werde. Um dieser Bestimmung zu entsprechen, verständigten sich jetzt der Bischof Hiob, die Universität und der Rath zu Leipzig unter Vermittlung des Herzogs Georg von Sachsen in einem Vertrage, der dahin lautete: zehn Jahre lang solle vorerst der Rath dem Bischofe jährlich hundert Gulden als Zins zu seiner Verfügung stellen, nachher aber jährlich sechzig Gulden für zwei Personen des Ordens, die der Bischof aus seinem Stifte nach Leipzig senden werde, zu entrichten verpflichtet seyn; die übrigen vierzig Gulden aber sollten zu einer Lectur auf der Universität oder sonst zum Nutzen derselben verwendet werden. Der Hochmeister genehmigte den Vertrag, rieth jedoch dem Bischofe zu dem Vorbehalt, daß, wenn er oder seine Nachfolger nicht Ordensbrüder zu präsentiren hätten, sie auch weltliche Studirende aus Preussen hinsenden dürften und daß zu der erwähnten Lectur (oder Professur) auch Unterthanen des Ordens, die dazu tüchtig seyen, gelangen könnten.

So begann das Jahr 1503 mit einer Ruhe, wie man sie in Preussen lange nicht erlebt hatte. Der Hochmeister benutzte sie theils zur völligen Ausgleichung mit dem Bischofe von Ermland, theils zur Regelung und Ordnung verschiedener innerer Landesverhältnisse. Was den Orden selbst betrifft, so hören wir jetzt nichts mehr von einem Versuch, durch eine Reformation der Verfassung die alten, meist schon inhaltsleeren Formen des Ordenslebens der Zeit gemäß wieder aufzufrischen. Friederich scheint von der Unmöglichkeit überzeugt gewesen zu seyn, dem in sich zerfallenen Institut des Ordens den alten, einst so lebens-

frischen Ordensgeist wieder einzuhauchen. Ihm war daher in seinem Amte die Verwaltung und Regierung des Landes die Hauptsache; weshalb er auch die Komthure meist nur als Districtsverwalter ansah, denn ihr Ordensverhältniß zu ihren Konventen wurde von ihm kaum noch berücksichtigt. Von dem, was einst der Orden in seiner Blüthe gewesen, hatte er wohl schwerlich eine Ahnung und wie er ihn jetzt vor sich dastehen sah, war in ihm kaum noch eine Spur des alten Geistes vorhanden, der ihn hätte anwehen können. Wir finden daher auch nichts mehr von Gesetzen, Anordnungen oder auch nur Ermahnungen, die den Zweck gehabt, das innere Ordensleben zu seiner frühern Ordnung, zur alten Reinheit und Strenge zurückzuführen oder die alten Ordenspflichten aufrecht zu erhalten. Selbst in den Visitationsvorschriften wird nur das äußere Verwaltungswesen der Ordenshäuser ins Auge gefaßt; von einer Prüfung und Nachfrage über das sittliche Verhalten der Ordensbrüder in Beziehung auf ihre Ordenspflichten war gar nicht mehr die Rede.

In der Landesverwaltung dagegen kümmerte sich Friederich, namentlich auf seinen Reisen und selbst bei seinen öftern Jagdvergnügungen um jeden nur irgend wichtigen Gegenstand. In der Art der Zins- und Zehntenlieferung, in der Waldbenutzung zum Holzhandel, in der Vermehrung der Einkünfte, Verbesserung der Pferdezucht u. d. gl. entging nichts von Wichtigkeit seiner Aufmerksamkeit. Ganz besondere Sorgfalt schenkte er stets den Vermögens- und vormundschaftlichen Angelegenheiten der Wittwen und Waisen. Auch dem Kloster- und Mönchswesen zeigte er sich noch sehr geneigt. Uebrigens nahm er in Betreff der Landesverwaltung eine ungleich freiere Stellung gegen die obersten Gebietiger ein. Die Komthure und Ordensbeamten hielt er stets in strenger Abhängigkeit von seinem Willen. Berief er sie zu Tagfahrten, um ihren Rath zu vernehmen, so mußten sie alle erscheinen; was er aber befahl, mußte von ihnen unbedingt vollführt werden. „Das ist mein Wille", schrieb er oft unter seine Briefe an sie. Weit mehr Vertrauen, als den meisten seiner Gebietiger schenkte der Hochmeister dem ehrwürdigen Bischofe Nicolaus von Samland, der ihm Jahre lang als Rath und Theilnehmer in der Landesverwaltung eifrig thätig zur Seite

gestanden und wie für sein eigenes Bisthum und seine Kirche, die er fast ganz von Schulden befreit, so für das ganze Land höchst segensreich gewirkt hatte. Zu grosser Trauer des Meisters raffte ihn aber plötzlich (2. Juli 1503) der Tod hinweg, gerade in einer Zeit, als neue Mißhelligkeiten mit dem Könige von Polen erwacht waren.

Man hörte zuerst von allerlei Verhandlungen des Königes mit dem Röm. Hofe, die seine Stellung zum Orden betrafen, dann auch von bedrohlichen Kriegsbewegungen in Litthauen und andern königlichen Landen, angeblich gegen die Moskowiter; hierauf kam es zu allerlei Klagen über Mißhandlungen königlicher Unterthanen u. dgl., bis endlich der Meister von Livland dem Hochmeister meldete, Alexander sey auf Antrieb des Königes von Ungern und Böhmen und besonders auch der Polnischen und Litthauischen Reichsgrossen fest entschlossen, vom Hochmeister die Huldigung zu fordern und nöthigen Falls auch mit Gewalt zu erzwingen. Da die Verhandlungen mit dem Könige bald auch immer mehr einen ernsten Charakter gewannen, so hielt der Meister für nothwendig, im voraus kriegerische Vorkehrungen zu treffen und besonders die südlichen Burgen Rhein, Soldau, Ortelsburg u. a. so gut als möglich zu bemannen, zu bewehren und zu bewachen.

Das Jahr hatte auch noch nicht geendet, als eine Botschaft des Königes mit der Aufforderung erschien, der Hochmeister solle sich im Januar des nächsten Jahres (1504) auf dem Reichstage zu Petrikau persönlich stellen, um seiner Pflicht gemäß den ewigen Frieden zu vollziehen. Friederich wies das persönliche Erscheinen ohne weiteres ab, sandte jedoch Bevollmächtigte, die in Verbindung mit einigen Räthen seines Bruders des Herzogs Georg mit dem Könige in Unterhandlung treten sollten. Da diese aber nicht erschienen, so liessen sich auch die Ordensbevollmächtigten nach Inhalt ihrer Vollmacht in keine weitere Verhandlung ein und kehrten zurück. Als darauf im Frühling der König zum Empfang der Huldigung nach Preussen kam, beschied er den Hochmeister von neuem auf einen Tag zu Marienburg, um dort auch von ihm den Huldigungseid entgegenzunehmen und den ewigen Frieden beschwören zu lassen. Dieser indeß hatte eben auch eine Aufforderung des Röm. Königes

erhalten, sich in eigener Person auf den zu Frankfurt a. M. zu haltenden Reichstag zu begeben, um dort in Reichssachen und wegen der Anfechtungen der Christenheit durch die Ungläubigen mit den übrigen Reichsfürsten zu Rathe zu gehen. Dieses Gebot des Reichsoberhaupts zur Entschuldigung beim Könige benutzend, übertrug der Meister die Landesverwaltung dem Großkomthur Simon von Drahe nebst einigen andern Gebietigern und trat sofort die Reise nach Deutschland an.

Der König aber benutzte jetzt den Wechsel auf dem päpstlichen Stuhle, durch den im November 1503 Julius II. zum Regiment der Kirche gelangt war, und beschwerte sich bei diesem aufs bitterste über des Hochmeisters Verweigerung des ihm auferlegten Gehorsams und der gebührenden Lehenshuldigung, mit der Bitte, den Meister kraft päpstlicher Auctorität zur Leistung der ihm obliegenden Pflichten ernstlich anzuweisen, um so mehr da der Friede durch Vermittlung eines päpstlichen Legaten geschlossen worden sey. In Folge dessen erhielt Friederich nach seiner Rückkehr nach Preussen im Vorsommer des Jahres 1505 wirklich ein päpstliches Ermahnungsschreiben, worin er zur Leistung der Lehenspflicht ohne Aufschub zwar vorerst mit Milde aufgefordert, jedoch auch auf die ernsten und strengen Maaßregeln hingedeutet wurde, die der Röm. Stuhl in Verbindung mit dem Könige von Polen bei fernerer Weigerung werde ergreifen müssen, um den Frieden aufrecht zu erhalten.

Da nun in solcher Weise der Papst gebot, was der Röm. König dem Hochmeister aufs nachdrücklichste untersagt hatte, da aus dem päpstlichen Schreiben ferner auch hervorging, daß der Papst über den Verlauf des langwierigen Streites zwischen dem Orden und dem Könige nur höchst mangelhaft und einseitig unterrichtet sey und der Hochmeister wohl auch während seiner Anwesenheit in Deutschland die Erfahrung gemacht hatte, daß weder die Reichsfürsten, noch der Deutsche Adel, vielleicht selbst nicht einmal der Röm. König eine ganz genaue Kenntniß von den Verhältnissen der Krone Polens und des Ordens und von der eigentlichen Entstehung und dem ganzen Inhalte des ewigen Friedens hatten, um sich ein Urtheil über seine Gültigkeit oder Ungültigkeit zu bilden, so ließ er jetzt eine Denkschrift abfassen, worin er nicht nur darzuthun suchte, wie undankbar,

streitsüchtig und wortbrüchig sich von jeher die Könige Polens gegen den Orden gezeigt, sondern auch aus vielen Gründen bewies, daß der ewige Friede an und für sich schon unverbindlich und rechtswidrig sey und als gegen des Ordens Stiftung und Verfassung, Privilegien und Rechte, auch gegen ausdrückliche päpstliche Verordnungen streitend und den Orden selbst in seinem Wesen und seiner Bestimmung völlig vernichtend, für ihn als Meister und alle Glieder des Ordens keine Gültigkeit und verbindende Kraft habe. Diese Schrift sandte Friederich dem Röm. Könige und den auf dem Reichstage zu Köln versammelten Reichsfürsten zu; und nachdem Ersterer ihren Inhalt vernommen und von dem päpstlichen Mandat wegen Leistung des Leheneides unterrichtet war, erließ er sofort an den Papst und das Kardinal-Collegium und ebenso an die Reichsfürsten und Reichsstände ein so erenstes und inhaltsschweres Schreiben und sprach sich darin über die Ungültigkeit des Friedens, die ungerechte Eroberung der dem Orden entrissenen Lande, desgleichen über sein dem Hochmeister bereits gegebenes Verbot wegen der Eidesleistung und über die vom Papste zu verfügende Zurücknahme seines Mandats in einer so entschiedenen und kräftigen Sprache aus, daß der Röm. Hof die Sache des Königes von Polen ohne weiteres aufgab; und so ließ auch dieser sie, da er am Papste seinen Halt verloren, vorerst auf sich beruhen.

Der Hochmeister beschäftigte sich eine Zeitlang wieder fast ausschließlich mit der innern Landesverwaltung, mit Anordnungen zur Landessicherheit, mit der Aufhülfe des Salzwerks bei Ponnau, mit Beseitigung der Handelsstörungen zwischen Preussen, Litthauen und Samaiten. Da im October (1505) eine durch ganz Preussen herrschende Pestkrankheit auch den Bischof von Samland Paul von Watt, den frühern Lehrer und Freund des Hochmeisters, nach kurzer Verwaltung seines Amtes hinraffte, so gelang es diesem durch seine Empfehlung, dem damaligen Dompropst zu Merseburg Günther von Bünau, einem treuen Gönner und Förderer des Ordens, die bischöfliche Würde zu verschaffen.

Dieses ruhige Walten des Hochmeisters für des Landes Wohlfahrt unterbrach nun zwar im Frühling des Jahres 1506

eine neue Botschaft des Polnischen Königes, der abermals nach Laut des päpstlichen Breves ohne Verzug den Lehenseid forderte. Der Hochmeister indeß wußte Aufschub zu gewinnen und als später im August auf einer Tagfahrt zu Marienburg zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten neue Verhandlungen über die Sache begannen, unterbrach sie plötzlich die Nachricht, daß der König Alexander nach langwieriger Krankheit am 9. August gestorben sey. Die Ungewißheit aber, wer nun den Polnischen Thron besteigen und wie der erwählte neue König dann gegen den Orden auftreten werde, steigerte jetzt die Gefahr noch mehr, weshalb der Hochmeister auch so eilig als möglich die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln und Vorbereitungen zur Landesvertheidigung einleitete, denn da er den Frieden öffentlich und entschieden für ungültig und alle seine Bestimmungen für widerrechtlich erklärt hatte, so schien jetzt der baldige Ausbruch eines Krieges mit Polen unvermeidlich. Die neue Königs-Wahl fiel zu Ende des Jahres 1506 auf dem Reichstage zu Petrikau auf des verstorbenen Königes Bruder Sigismund, den jüngsten Sohn Kasimirs III., bisherigen Statthalter von Schlesien und der Lausitz. Daß auch er, vielleicht noch nachdrücklicher als sein dem Orden früher befreundeter Bruder, an den Bestimmungen des ewigen Friedens festhalten und also die Stellung Polens gegen den Orden wohl noch feindseliger werden würde, war von selbst zu erwarten, zumal bei des neuen Königes Abhängigkeit vom Willen der Reichsgroßen. Der Hochmeister setzte daher die vorbereitenden Wehr- und Vertheidigungsanstalten nicht nur mit allem Eifer fort, sondern er verfügte zugleich auch die Einrichtung einer neuen Wehr- und Kriegsordnung, indem er das ganze Ordensgebiet zur Anordnung einer zweckmäßigen Vertheidigung in fünf Wehrdistricte eintheilte, deren jeder nach Gutbefinden der Ordensbeamten wieder in mehre kleine Wehrdistricte abgetheilt und in der Anordnung ihrer Kriegs- und Wehreinrichtungen Hauptleuten untergeben wurden, deren Befehlen die Bewohner nach den Verfügungen des Hochmeisters unbedingten Gehorsam leisten sollten. Ueber das Einzelne der Bewehrung und Rüstung wurden vom Meister in der darüber entworfenen Instruction die genausten Vorschriften und Bestimmungen gegeben, sowie auch die nöthigen Vorschriften über die

Versorgung der Schlösser mit Vertheidigungs- und Wehrmitteln, Kriegsbedarf, Lebensbedürfnissen u. dgl. festgestellt.

Noch war der Hochmeister mit der Ausführung dieser neuen Wehrordnung beschäftigt, als er gegen Ende des Jahres 1506 vom Papste Julius II. die Aufforderung erhielt: er solle, da er ihn zum künftigen Erzbischof von Magdeburg erhoben und bestätigt habe, (Friederich war nämlich schon im Jahre 1504 vom Domkapitel zu Magdeburg zum Coadjutor des damaligen Erzbischofs Ernst Herzog von Sachsen erwählt worden) sich so bald als möglich an den Ort seiner Bestimmung begeben, um einst das Erzbisthum übernehmen zu können. Es ward ihm dabei anheimgestellt, das Hochmeisteramt, sofern er etwa von den Ordensgebietigern von neuem gewählt würde oder nach den Ordens-Statuten und mit Einstimmung der Gebietiger auch ohne eine neue Wahl ferner noch Hochmeister bleiben könne, neben seinem erzbischöflichen Amte forthin noch beibehalten zu dürfen. Da Friederich aber schon bei der Annahme der Coadjutur ausdrücklich die Bedingung gestellt, das Hochmeisteramt ohne Eintrag der Rechte und Privilegien des Ordens auch fernerhin verwalten zu dürfen, so bedurfte es jetzt weder einer neuen Wahl, noch einer wiederholten Einwilligung der Gebietiger.

Des Papstes Befehl zur Reise nach Deutschland kam dem Hochmeister aus manchen Gründen sehr erwünscht; sie verzögerte sich jedoch noch bis zum Frühling des Jahres 1507, denn wegen der täglich drohenden Gefahren in Preussen von Seiten Polens und in Livland von Seiten der Russen schloß er zuvor bei einer persönlichen Berathung mit dem Meister von Livland in Memel ein gegenseitiges Hülfsbündniß zur Vertheidigung der beiderseitigen Lande. Es zeigte sich auch bald, daß sich der Hochmeister in der Gesinnung des neuen Königes von Polen keinesweges getäuscht hatte, denn schon im April machte dieser in einem Schreiben an ihn die Leistung des Huldigungseides in einer so entschiedenen und fast drohenden Sprache zur unerläßlichen Bedingung des Friedens zwischen beiden Landen, daß beinahe schon jeden Tag ein feindlicher Einfall ins Ordensgebiet zu befürchten war.

Der Hochmeister wandte sich jetzt nicht nur eiligst an den Röm. König, an den Kurfürsten Joachim von Brandenburg

und an den Herzog Boguslav von Pommern um Schutz und Hülfe im Fall eines Angriffes seines Landes, sondern er beschleunigte nun auch seine Abreise nach Deutschland um so mehr, da er sah, daß dort seine persönliche Anwesenheit zur Hülfsleistung für den Orden durchaus nothwendig sey. Nachdem er daher die nöthigen Anordnungen in Betreff der Landesverwaltung getroffen und als stellvertretende Landesverwalter die beiden Bischöfe Hiob von Pomesanien und Günther von Samland, den Großkomthur Simon von Drahe und den Ordensmarschall Grafen Wilhelm von Eisenberg zu „Regenten des Landes", ernannt und bevollmächtigt, alle übrigen Gebietiger aber und Ordensbeamten zum pünktlichen Gehorsam gegen sie verpflichtet, trat er zu Ende Mai's die Reise nach Deutschland an.

Anfangs in Dresden verweilend glückte es ihm weder durch seinen Bruder Georg auf dem Reichstage zu Kostnitz beim Römischen Könige, der mit wichtigern Reichsangelegenheiten beschäftigt war, noch auch beim Papste, irgend etwas von Bedeutung für seine Sache zu bewirken, denn auch der Letztere war nicht zu bewegen, den durch sein erwähntes Breve *gethanen* Schritt zurückzunehmen. Erst im Herbst erhielt der Hochmeister die Nachricht: der Röm. König und Wladislav König von Ungern hätten es übernommen, die Streitsache zwischen Polen und dem Orden durch bevollmächtigte Unterhändler auf einem Verhandlungstage zu Breslau im April des nächsten Jahres auszugleichen und wenn eine solche gütliche Ausgleichung nicht gelinge, so solle die Sache zum endlichen rechtlichen Austrage der Räthe beider Könige gebracht werden. Bis dahin aber sollten sich beide Parteien aller Beleidigungen und Gewaltthaten aufs strengste enthalten.

Mittlerweile nahmen die Klagen des Königes von Polen gegen die Regenten in Preussen über Mißhandlungen Polnischer Handelsleute, Beraubung seiner Gränzunterthanen u. s. w. kein Ende, obgleich die Regenten Alles thaten, selbst durch Verbote bei Todesstrafe, um die Ruhe und Sicherheit im Lande aufrecht zu erhalten. Häufig klagte auch der König nur, um zu klagen; er ließ sogar an die Regenten die Aufforderung ergehen: sie sollten anstatt und im Namen des Hochmeisters den

ewigen Frieden beschwören und den Huldigungseid leisten: ein Ansinnen, welches sie ohne weiteres zurückwiesen.

Da an eine Rückkehr des Hochmeisters nach Preussen vorerst noch nicht zu denken war, so hatte ihm sein Bruder Georg das Schloß zu Weißensee eingeräumt, wo er den ganzen Winter hindurch eifrigst bemüht war, bei den Fürsten sowohl als bei dem Adel in Deutschland die allgemeinste Theilnahme und das Interesse für den Verhandlungstag zu Breslau in Anspruch zu nehmen, vor allem aber das Interesse des Röm. Königes für den Orden rege und lebendig zu erhalten. Dabei griff er allerdings zwar auch durch mancherlei Verordnungen mit in die Verwaltung Preussens ein, sandte den Regenten Befehle über Verwendung der Landeseinkünfte, Handel und Wandel, über Aufrechthaltung der Landessicherheit, über ihr Verhalten gegen den König von Polen u. dgl. zu, mahnte dabei auch fort und fort an möglichste Sparsamkeit im Haushalte, allein die lange Abwesenheit des Hochmeisters wirkte auf die innere Landesverwaltung doch im hohen Grade nachtheilig ein. Schon der Umstand, daß unter den Landes-Regenten die Einrichtung getroffen war, daß sie nur an jedem Quatember zusammenkamen oder, wie sie es nannten, zur Ordnung saßen, um über Landesangelegenheiten zu verhandeln, brachte in die Verwaltung einen gewissen schleppenden Gang, wozu noch kam, daß über eine Menge von Verwaltungsgegenständen immer erst an den Hochmeister berichtet und von diesem Entscheidung erwartet werden mußte.

Und doch war auch im Frühling des Jahres 1508 noch keine Aussicht, daß der Hochmeister bald nach Preussen zurückkehren werde, denn nachdem man Alles für den Verhandlungstag zu Breslau vorbereitet, der Röm. König, der die Sache ebenfalls mit allem Eifer betrieb, bereits den Bischof von Bamberg und den Grafen Michael von Wertheim zu königlichen Abgeordneten ernannt hatte, in Preussen ebenfalls alle nöthigen Vorbereitungen getroffen und auch dort die Bevollmächtigten auserkoren, die Livländischen Sachwalter sogar schon in Königsberg angelangt waren, erklärte der König von Polen dem Bischof von Pomesanien als Mitregenten in Preussen, daß er den Tag zu Breslau für unnöthig halte und keine Bevollmächtigte dahin absenden werde. Man beschloß daher auch in Preussen, die Sen-

dung nach Breslau einzustellen, den Hochmeister aber zu ersuchen, von neuem die Beihülfe des Papstes, des Röm. Königes und der vornehmsten Reichsfürsten zur Schlichtung des immer gefährlicher drohenden Streites mit Polen aufs thätigste in Anspruch zu nehmen.

Die Verhältnisse in Preussen nämlich wurden jetzt von Tag zu Tag bedenklicher. Die immer wiederholten Beschwerden des Königes über Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen an seinen Unterthanen, die Ernennung von Commissarien, welche in allen Anklagen des Königes die volle Schuld des Ordens erweisen sollten, und die Art, wie er jetzt ganz unerwartet alle Theilnahme an friedlichen Unterhandlungen mit dem Orden aufgekündigt hatte, machten es den Regenten fast schon zur Gewißheit, daß er kriegerische Plane im Werke habe. Die Lage des Ordens aber ward überdieß noch gefahrvoller durch die feindliche Stellung, welche von neuem der benachbarte Bischof Lucas von Ermland gegen ihn genommen hatte. Da dieser stolze Prälat nämlich den hochfahrenden Plan verfolgte, sich zum Erzbischof erheben zu lassen, um sich der Superiorität des Erzbischofs von Riga zu entziehen und die Bisthümer Pomesanien und Samland unter seine erzbischöfliche Gewalt zu bringen, die Regenten in Preussen aber ihm hierin mit aller Entschiedenheit entgegenwirkten, so hatte er seit einiger Zeit, wie der Großkomthur dem Meister meldete, „allerlei giftige, unehrbare, böse und hinterlistige Anschläge gegen den Orden" in Bewegung gesetzt. Durch ihn vorzüglich war der König Sigismund zu feindlichen Maaßregeln aufgehetzt worden; er hatte für diesen eine Hülfssteuer zur Unterstützung bei einem Kriegszuge nach Preussen vorgeschlagen; sein Landpropst war, von ihm beauftragt, im Ordensgebiete umhergezogen, um unter den Ordensbrüdern Zwietracht anzustiften, unter dem Vorgeben, daß sie gegen des Hochmeisters Landsleute, die Meißner überall zurückgesetzt würden. Er hatte sogar unter ihnen eine Partei zu dem Plane zu gewinnen gesucht, den abwesenden Hochmeister seines Amtes zu entsetzen und einen andern an seiner Stelle zu erwählen. Seit längerer Zeit schon waren von ihm alle Mittel angewandt, auch unter den Unterthanen des Ordens Zwiespalt und Empörung anzustiften, indem er überall im Volke die Meinung zu verbreiten suchte, das Land

sey jetzt weit mehr, als je zuvor mit Neuerungen in Auflagen, Dienstleistungen und andern Beschwerden belastet. In einem aufgefangenen Briefe an den König von Polen forderte er diesen geradezu auf, sobald als möglich das Land mit einem Kriegszuge heimzusuchen, weil ihm jetzt Alles leicht gelingen werde. In nicht weniger als fünfundzwanzig Punkten zählte der Großkomthur in einem Berichte an den Hochmeister die Umtriebe und arglistigen Anschläge auf, durch die der Bischof des Ordens Daseyn völlig zu untergraben suchte, um unter Mithülfe des Königes von Polen ans Ziel seiner Wünsche zu kommen. Und der Saame der Unzufriedenheit, den er überreichlich auswarf, keimte auch hie und da bald auf. Eine Anzahl von Städten brachten bald allerlei Klagen und Beschwerden über die Landesverwaltung bei den Regenten an, wozu es allerdings nicht an Ursache und Anlaß fehlte sowohl im Gerichtswesen als in andern Verwaltungszweigen, besonders über die Lässigkeit der Regenten in ihren Pflichten, so daß man oft sagen hörte: „der Großkomthur ist wohl ein frommer Mann, aber wo sein Secretär, Hans von Schönberg, das Kalb anbindet, da steht es fest.“

So drohte also dem Orden in Preussen von mehren Seiten jetzt wieder große Gefahr. Um so mehr that es Noth, auf Sicherheitsmaaßregeln bedacht zu seyn, besonders die Schlösser ohne Verzug mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf zu versorgen und sie möglichst befestigen und bewachen zu lassen. Die Komthure erhielten Befehl, die Unterthanen mit Milde und Schonung zu behandeln und allen Anlaß zu Klagen über Bedrückungen und Neuerungen zu beseitigen. Vorzüglich waren die Regenten auch bemüht, die hie und da im Lande erwachende Unzufriedenheit durch Beweise einer ebenso wohlwollenden als umsichtigen Landesverwaltung möglichst zu beschwichtigen, durch Abstellung von Unordnungen, Mißbräuchen und Unregelmäßigkeiten einen geordneteren Zustand der Landeseinrichtungen herbeizuführen, so durch Verbesserungen im Münzwesen, strenge Bestrafung aller Fälschereien in Waaren und Gewichten u. s. w. Je mehr ferner die Landesregenten während der bedrohten Lage des Ordens ihr Augenmerk auf den Zustand der Finanzen richten mußten, um so dringender hatte sich ihnen auch hierin die Nothwendigkeit einer gründlichen Verbesserung und strengeren Ordnung gezeigt, zumal

da der Hochmeister fort und fort auf Sparsamkeit im Haushalte drang und nicht selten über Unordnung in der Finanzverwaltung Klage führte. Wir finden, daß sich im Jahre 1508 die gesammte Einnahme des Hochmeisters nur auf 15,183 Mark Preuss. belief, während die Ausgabe für seine Haushaltung, Kanzlei, nothwendige Bauten, den Ordensprocurator in Rom u. s. w. auf 21,485 Mark Preuss. stieg. Zu diesem Mißverhältnisse trug allerdings auch des Meisters Aufenthalt in Deutschland viel bei, denn ihm war bis zu dem genannten Jahre schon die Summe von 11,082 Gulden nachgesandt worden. Zur Deckung der Ausfälle in der Einnahme ward auf des Meisters Befehl im ganzen Lande eine Trank- und Biersteuer angeordnet, den Ordensbeamten die strengste Eintreibung derselben, zugleich überhaupt eine regelmäßigere Steuereinnahme anbefohlen und wo nur irgend möglich auf Beschränkung nicht streng nothwendiger Ausgaben gesehen.

Eine Hauptursache des traurigen Zustandes der Finanzen waren die immer wiederkehrenden nothwendigen Rüstungen und Kriegsanstalten gegen Polen. Unter solchen begann auch das Jahr 1509, denn man hatte Kunde erhalten, der König gehe damit um, sich mit dem Moskowiter zu versöhnen und zu verbinden, um dann durch dessen und Litthauens Beihülfe verstärkt sich nach Preussen zu werfen und den Orden mit dem Schwerte zum Gehorsam zu bringen. Alles sah in Preussen unter schweren Besorgnissen der drohenden Gefahr entgegen, denn der König schien jetzt seinen Kriegsplan gegen den Orden ernster als je mit festem Schritte verfolgen zu wollen; er hatte offen erklärt: er wolle lieber alle ihm von den Russen abgedrungenen Lande an den Großfürsten von Moskau abtreten, als die Oberherrschaft über Preussen aufgeben; und alle seine Unternehmungen, seine fast schon feindliche Stellung gegen den Livländischen Meister, sowie die Nachricht, daß der Herzog Michael von Litthauen sich bereits um Hülfsvolk an einen Chan der Tataren gewandt habe, schienen jetzt auf eine außerordentliche Gefahr für Preussen hinzuweisen. Es verlautete, der König wolle zuvor noch einmal den Hochmeister und zugleich auch die Regenten in Preussen zur Huldigung und Eidesleistung auffordern und im Fall der wiederholten Weigerung sofort mit seiner ganzen Kriegsmacht in Preussen einbrechen.

Der Hochmeister hatte bisher, so lange er in Deutschland verweilte, vergeblich Alles angewandt, um auf irgend eine Weise eine Lösung der Streitsache herbeizuführen. Den Kaiser beschäftigten lange Zeit seine eigenen Angelegenheiten viel zu sehr, als daß er viel an den Orden hätte denken können. Der Reichstag aber, auf dem die Sache verhandelt werden sollte, ward von einer Zeit zur andern verschoben. So hatte bisher nichts von Bedeutung geschehen können. Jetzt, als der Hochmeister Nachricht von der schwerdrohenden Gefahr in Preussen erhielt, sandte er nicht nur schleunigst an den Kaiser, um ihn von der schwerbedrängten Lage des Ordens zu unterrichten und um Rettung desselben vom drohenden Untergange zu bitten, sondern wandte sich zugleich auch an den Markgrafen Friederich von Brandenburg, mehre andere Reichsfürsten und besonders auch an die Ritterschaft und den gesammten Adel in Franken, mit der dringendsten Bitte um Hülfe für den bedrängten Orden. Von allen Seiten her erhielt er auch die erfreuliche Zusicherung, man werde auf dem Reichstage zu Worms, der bereits ausgeschrieben war, die Sache des Ordens in jeder Weise fördern und ihn in seiner Bedrängniß nicht ohne thätigen Beistand lassen.

So mußte jetzt erwartet werden, welchen Schritt der König zur Ausführung seines Kriegsplanes zuerst thun werde. Der Friede mit dem Großfürsten von Moskau war bereits in den letzten Tagen des Januars (1509) wirklich abgeschlossen und der König verweilte noch in Litthauen, bemüht, die Uneinigkeit und den vielfachen Hader unter den dortigen Großen zu beschwichtigen. Man gewann in Preussen dadurch Zeit, um die Wehranstalten möglichst zu fördern und die Ordensburgen immer besser in Vertheidigungsstand zu setzen. Vor allem günstig aber war für den Orden der Umstand, daß eben auch die Tataren einen Einfall in Podolien wagten und den König dort bald sehr beschäftigten, indem sie das für ihn wichtige Schloß Kempnitz mit starker Macht bedrohten: Er hatte deshalb nicht bloß das gesammte, zum Einfall in Preussen bestimmte Kriegsvolk dorthin senden müssen, sondern es mußten auch, um dem mit einem Einfall in Polen drohenden Feinde mit Macht widerstehen zu können, alle Kriegskräfte des Landes in Bewegung gesetzt und ein allgemeines Kriegsaufgebot erlassen werden. Und doch glück-

ten dem Könige seine Bemühungen, auf Reichstagen Kriegsleute und Geld zur Abwendung der Gefahr aufzubringen, keineswegs nach Wunsch, denn unter den Großen Polens und Litthauens herrschte fort und fort Unfriede und Zerwürfniß und unter den erstern versagten die meisten dem Könige ihre Zustimmung zur Erhebung des Schosses, womit Kriegsvolk geworben werden sollte. Ebenso fand sein Kriegsgebot unter den Großen Masoviens überall starken Widerstand.

Den Regenten in Preussen kamen diese Ereignisse höchst erwünscht, denn wenn der König auch immer noch drohte, er werde nicht eher ruhen, als bis der Hochmeister ihm Gehorsam und Huldigung leiste, so war doch gewiß, daß so lange die Tataren Polens Waffen beschäftigten, nichts von diesen zu fürchten sey. Mittlerweile hatte der lange ersehnte Reichstag zu Worms wirklich begonnen und am 25. Mai war auch der Hochmeister dort angelangt. Er trat in der Reichsversammlung mit einer ebenso lichtvollen als bündigen Darstellung seiner Verhältnisse zu Polen auf und legte zuvörderst den versammelten Fürsten den Hauptinhalt des ewigen Friedens vor, als besondere Beschwerden hervorhebend, daß der Hochmeister des Ordens nach dem Papste niemand weiter unterworfen seyn solle als bloß dem Könige von Polen, wodurch er aufhöre, zum Verbande des Deutschen Reiches zu gehören, daß ferner die Hälfte der Ordensbrüder stets aus Polen bestehen und diese gleichmäßig zu allen Ordensämtern zugelassen werden sollten, auch daß der Orden in Allem, was er noch erobere, dem Könige unterworfen und der Hochmeister ihm, so oft er es fordere, mit aller seiner Macht gewärtig und kriegspflichtig seyn und endlich auch selbst dem Papste nicht zustehen solle, einen Hochmeister von diesen Verpflichtungen zu entbinden. Sodann erklärte der Meister, daß weil sonach der Friedensvertrag wider das heil. Röm. Reich und wider des Ordens Fundation streite, es ihm als Reichsfürsten mitnichten gezieme, ihn zu vollziehen und als gültig anzuerkennen. Er bemerkte ferner, wie oft er sich zu gütlichen Verhandlungen habe bereitwillig finden lassen und wie er immer bereit gewesen, die Sache zum richterlichen Erkenntnisse des Papstes, des Kaisers, des Königes von Ungern und Böhmen oder der Kurfürsten zu stellen, was der König jedoch stets verworfen, im-

mer nur darauf bestehend: der Hochmeister solle ohne weiteres und unverändert den Vertrag vollziehen. Jetzt da der König mit Gewalt einschreiten wolle, müsse er die kaiserliche Majestät, das heil. Reich und die Ritterschaft Deutscher Nation um Rath, und wenn der Orden von der Krone Polens überzogen und bewältigt werde, um Rettung und Beistand bitten.

Nach Berathung der Reichsstände ward der Beschluß gefaßt: der Kaiser, die Stände und der Hochmeister sollten den Papst ersuchen, mit ihnen einen Botschafter an den König von Polen zu senden, um in Verbindung mit einem Bevollmächtigten des Königes von Ungern Alles aufzubieten, ihn zu einer friedlichen Beilegung der Streitsache zu bewegen; zeige sich der König dazu nicht geneigt, so wollten der Kaiser und die Reichsstände dem Orden mit ihrer Macht Hülfe leisten. Ueberdieß verhieß auch die auf dem Reichstage versammelte Ritterschaft dem Hochmeister den kräftigsten Beistand, denn sie fühlte, wie sie selbst erklärte, sich am meisten verpflichtet, den Aufbau im Ordenslande, den ihre Väter mit hatten errichten helfen, durch ihr Schwert aufrecht zu erhalten.

Aber wie oft auf Deutschen Reichstagen vieles schnell beschlossen und nichts oder nur weniges und dieses meist nur langsam in der That ausgeführt ward, so gingen auch jetzt trotz aller Bitten des Hochmeisters um Beschleunigung mehre Monate vorüber, ehe er vom Kaiser die Vollziehung des Wormser Beschlusses und vom Erzbischof von Mainz die abgefaßten Instructionen an den Papst und den König von Ungern erlangen konnte. Währenddeß führte der König von Polen gegen die Regenten immer noch die Sprache des Zornigen, klagte fort und fort über Verletzung und Mißhandlung seiner Kaufleute und Unterthanen und schien nichts mehr zu wünschen, als seine Waffen gegen die Tataren niederlegen zu können, um sie sogleich gegen den Orden zu wenden. Während daher die Regenten in Preussen unablässig mit der Aufrechthaltung der Kriegsordnung, Aushebung der nöthigen Kriegsmannschaft aus dem Adel und den Freien und mit andern Wehranstalten und Rüstungen beschäftigt seyn mußten, war der Hochmeister rastlos bemüht, durch Erinnerungen, Bitten und Gesandtschaften theils beim Kaiser und dem Könige von Ungern, theils beim Papste und dem Erzbischofe

von Mainz die Sendung der Bevollmächtigten an den König von Polen zu bewirken. Von den beiden erstern erhielt er endlich genügende Zusagen; vom Papste dagegen erfolgte keine Antwort und es zog sich somit die Sache bis in den Spätherbst des Jahres 1509 hin. Erst zu Anfang des November befanden sich endlich die Botschafter auf dem Wege nach Polen, von Seiten des Kaisers Veit von Fürst, Pfleger zu Eisenstadt und Scharfeneck, von Seiten der Reichsstände Doctor Johann Küchmeister und mehre andere. Es gingen mehre Monate vorüber, ohne daß man etwas vom Erfolg ihrer Unterhandlungen vernahm. Hoffend, daß dieser für den Orden günstig ausfallen werde, hatte der Hochmeister der heil. Anna ein kostbares Bild von Silber zu weihen gelobt; allein diese Hoffnung schlug schon die Nachricht nieder, daß der König Sigismund insgeheim durch Botschafter dem Papste in „vermessenen Reden" die gröbsten Unwahrheiten und Verleumdungen gegen den Orden habe vortragen und die Ehre und den guten Namen des Hochmeisters auf alle Weise verunglimpfen lassen, um den Papst wieder für sich zu gewinnen.

Und nur zu bald bestätigte sich des Meisters Besorgniß wegen des Königes Gesinnung, denn als die erwähnten Gesandten endlich kurz vor Ostern (1510) aus Polen zurückkehrten, erfuhr er, daß jener sich zwar zu einem neuen Verhandlungstage, der um Johanni zu Posen gehalten werden sollte, habe geneigt finden lassen, jedoch mit der Drohung, daß, wenn die Streitsache auf diesem Tage nicht beigelegt werden könne, er dann unfehlbar mit Gewalt einschreiten und Preussen mit bewaffneter Hand überziehen werde, um den Orden zu seiner Pflicht zu zwingen; und da der König jetzt vom Kriege gegen die Tataren befreit war, so konnte man allerdings nun das Schlimmste befürchten.

Jetzt mußte vor allem des Meisters Bestreben seyn, den Tag zu Posen, der so entscheidend seyn sollte, von den einflußreichsten Gönnern und Freunden des Ordens unter den Fürsten oder doch von deren Bevollmächtigten so zahlreich als möglich besucht zu sehen. Er wandte sich deshalb nicht nur an den Papst mit der Bitte, seiner Seits ebenfalls einige Bevollmächtigte zur Verhandlung nach Posen zu senden oder doch wenigstens zwei angesehene Deutsche Prälaten mit seiner Vollmacht zu beauftragen,

sondern auch an den Kaiser, den König von Ungern und Böhmen, an die auf dem Reichstage zu Augsburg versammelten Reichsstände und an viele andere Grafen und Herren. Die Regenten in Preussen erhielten den Auftrag, den Bischof Günther von Samland, den Komthur von Osterode und einige Bevollmächtigte von der Ritterschaft und den Städten nach Posen abzufertigen und sie mit den nöthigen Documenten zum Erweis der gerechten Sache des Ordens zu versehen, jedoch zugleich auch alle zur Vertheidigung des Landes erforderlichen Maaßregeln zu treffen und für die Befestigung der Ordensburgen zu sorgen. Der Meister von Livland wurde ersucht, nöthigen Falls drei- bis vierhundert Reisige zur Absendung nach Preussen kriegsfertig zu halten. Der Hochmeister versäumte auch nicht, von der Juristen-Facultät der Universität zu Leipzig und einem berühmten Rechtsgelehrten der hohen Schule zu Ingolstadt rechtliche Gutachten über die Streitsache mit Polen einholen zu lassen. Zu seiner Freude erhielt der auf dem Reichstage zu Augsburg anwesende päpstliche Legat den Auftrag, den Verhandlungen zu Posen mit beizuwohnen. Die Bevollmächtigten des Kaisers, der Coadjutor des Stiftes Fulda, Kanzler Hartmann Burggraf von Kirchberg, Graf Ernst von Mansfeld und der Doctor der Rechte Ritter Dieterich von Witzleben wurden beauftragt, mit den übrigen Sendboten die Parteien zu verhören und die Sache auf gütlichem Wege beizulegen; werde dieß nicht gelingen, so sollten sie „wegen eines endlichen rechtlichen Austrages" verhandeln und werde auch dieß nicht zum Ziele führen, so sollten sie den Gesandten des Königes von Polen erklären: „Da der Orden Deutscher Nation und der gemeinen Christenheit zu Nutzen und Gedeihen gestiftet, durch päpstliche Heiligkeit bestätigt und mit besondern Privilegien begnadigt worden, auch bisher gegen die Ungläubigen in vielfacher Weise sich redlich und wohl gehalten und bewiesen, so sey es des Kaisers, der Kurfürsten, Fürsten und Reichsstände Entschluß, ihn fortan in seinen Rechten zu handhaben und nicht ferner dermaßen, wie bisher, bedrängen zu lassen."

Sehr zahlreich besucht ward im Anfange des Juli der Tag zu Posen eröffnet; der päpstliche Legat indeß war nicht erschienen. Die Gesandten des Ordens begannen die Verhandlungen

mit einer Darlegung der friedlichen Gesinnung des Hochmeisters und der dagegen bisher immer drohenden feindlichen Stellung des Königes von Polen, und baten dann im Namen ihres Herrn, man möge den König zu bewegen suchen, von der von ihm verlangten Oberherrschaft über den Orden und vom Besitz der mit Gewalt entrissenen Lande abzustehen und diese dem Orden wieder einzuräumen. Die Polnischen Bevollmächtigten hingegen läugneten, daß ihr König mit Gewalt in der Lande Besitz gekommen sey, behauptend, er besitze nichts weiter, als was ihm und seinen Vorfahren von jeher mit vollem Rechte gehört. Sie ersuchten daher die Gesandten des Kaisers und des Königes von Ungern, zur Herstellung der Ruhe und des Friedens beim Hochmeister zu bewirken, daß auch er wie seine Vorfahren die Bestimmungen des ewigen Friedens annehme und vollführe.

Diese einander gegenüber gestellten Forderungen bildeten gleichsam das Thema zu langen, wortreichen Verhandlungen; es gingen mehre Tage unter gegenseitigen Anklagen und Rechtfertigungen hin, indem jeder Theil Alles aufbot, sein vermeintes besseres Recht darzuthun. Jeder Redner stellte es sich zur Aufgabe, des Gegners Behauptungen zu bekämpfen, als unwahr darzustellen oder wenigstens ihre Kraft zu schwächen. Immer aber wiederholte sich dabei die Hauptfrage: ob der ewige Friede sowohl nach der Art, wie er geschlossen sey, als nach seinem Inhalte für gültig und verbindlich anzuerkennen sey? Die Ordensgesandten läugneten dieß, die Polnischen behaupteten es, diese wie jene fort und fort bemüht, die Gründe der Gegner zu widerlegen und zu entkräften. Da dieß aber, wie jeder einsah, zu keiner gegenseitigen Annäherung, viel weniger zu einer friedlichen Ausgleichung führen konnte, so traten endlich die kaiserlichen Abgeordneten, um den Verhandlungen einen festern Schluß zu geben, mit dem doppelten Antrage auf: der Streit möge entweder durch einen richterlichen Austrag, also durch ein schiedsrichterliches Erkenntniß beigelegt werden, oder die Frage über die Verbindlichkeit des ewigen Friedens auf zehn oder funfzehn Jahre dahingestellt bleiben. Der Hochmeister, darüber befragt, erklärte sich zu Beidem geneigt, jedoch mehr für einen schiedsrichterlichen Ausspruch durch den Kaiser, den König von Ungern, durch einige geistliche und weltliche Fürsten oder überhaupt durch Schiedsrich-

ter, über deren Wahl er sich mit dem Könige vereinigen werde. Die Polnischen Bevollmächtigten dagegen entschieden sich für keinen der beiden Anträge, bloß bemerkend: der König werde darüber die nöthige Antwort ertheilen. Damit endigte der Tag zu Posen am 18. Juli ohne weitern Erfolg.

Jetzt mußte erwartet werden, welchen Schritt der König nun thun werde. Auf jeden Fall aber waren Vorsichtsmaaßregeln nothwendig. Die Regenten in Preussen erhielten daher den Befehl, mit aller Strenge darauf zu achten, daß den Unterthanen des Königes in keiner Weise etwas Unbilliges oder Gewaltthätiges geschehe, weil es jetzt doppelt gefährlich schien, ihn noch mehr zum Zorn zu reizen. Vor allem mußte dem Hochmeister daran gelegen seyn, den Papst, den Kaiser und die Reichsfürsten in seinem Interesse festzuhalten; er ertheilte daher seinen Sachwaltern und Ordensgebietigern überallhin den Auftrag, am päpstlichen und kaiserlichen Hofe, sowie bei den Reichsfürsten den Verlauf des Tages zu Posen getreu und völlig der Wahrheit gemäß darzulegen und sie zugleich um Beistand anzusprechen, sofern es der König wagen sollte, den Weg der Gewalt zu betreten.

Vergebens wartete der Hochmeister bis in den Herbst auf die versprochene Antwort des Königes. Statt ihrer erhielt er endlich die befremdende Nachricht: der päpstliche Legat sey erst später bei dem Könige eingetroffen und habe lange Zeit vieles mit ihm zum Nachtheil des Ordens verhandelt; die Polen, bemüht, die Verhandlungen zu Posen aller Wahrheit zum Hohn allenthalben in einem ganz andern Licht darzustellen, hätten auch ihm ganz unrichtige Berichte darüber mitgetheilt, überhaupt den Orden in Preussen bei ihm sehr verunglimpft und ihn eines durchaus bösen und unordentlichen Lebens bezüchtigt. Der Hochmeister eilte zwar, durch seinen Sachwalter in Rom, den Papst von Allem aufs genaueste unterrichten zu lassen und durch einen Gesandten den Kaiser zu bitten, den Orden gegen die Verleumdungen der Polen in Schutz zu nehmen; nichts aber kränkte ihn tiefer als die entehrende Verunglimpfung des Ordens gerade in einer Zeit, als er mit der aufrichtigsten Gesinnung und nicht ohne manches schwere Opfer an Sühne und Frieden mit dem Könige arbeitete. Er vertraute zwar immer noch auf die Kraft

der Wahrheit, indem er auf dem nächsten Reichstage, der im Anfange des künftigen Jahres gehalten werden sollte, sich vor den Reichsfürsten offen und frei auszusprechen und beweisen zu können hoffte, wie sehr ihm die Wohlfahrt und die Ehre des Ordens und das Gedeihen seines Landes am Herzen liege. Allein schon in den ersten Tagen des Decembers verfiel er in eine so gefährliche Krankheit, daß seine Genesung kaum zu erwarten war.

Eben damals hatte sich unter mehren andern, die in den Orden eingekleidet zu werden wünschten, auch der Markgraf Friederich von Brandenburg in Franken um die Ehre beworben, seinen Sohn, den jungen Markgrafen Albrecht in denselben aufgenommen zu sehen. Da stieg in dem Bischofe Hiob von Pomesanien, der sich damals in Deutschland befand und mit dem Friederich darüber verhandelt hatte, der Gedanke auf: es könne im Fall des Todes des jetzigen Hochmeisters für den Orden nichts heilsamer seyn und vielleicht auch nichts die Streitfrage mit Polen leichter lösen, als wenn der junge Markgraf, der Sohn einer Schwester des jetzigen Königes von Polen, als Hochmeister an die Spitze des Ordens gestellt würde. Der Gedanke fand nicht nur bei den beiden Markgrafen Friederich und Kasimir, Albrechts Bruder, sondern auch beim Hochmeister und dessen Bruder, dem Herzog Georg, Billigung und Beifall. Der Hauptmann zu Hof, Ritter Philipp von Feilitzsch, ein Oheim des Bischofs von Pomesanien leitete Alles ein, um die Aufnahme des jungen Markgrafen so viel als möglich zu beschleunigen. Sie sollte noch im Verlaufe des Decembers erfolgen.

Mittlerweile aber war die Krankheit des Hochmeisters in dem Maaße gestiegen, daß alle Hoffnung der Genesung verschwand. Er erlag auch seinem Leiden schon am 14. December (1510) auf des Herzogs Georg Schloß zu Rochlitz, zum größten Schmerze dieses seines Bruders, mit dem ihn bisher immer das Band der innigsten brüderlichen Liebe und des aufrichtigsten Vertrauens verknüpft hatte. Er ward im feierlichen Trauergeleite nach Meißen gebracht und in der dortigen Fürstenkapelle zur Erde bestattet. Sein Leben endete in noch frischer Manneskraft, denn er war erst 37 Jahre alt. Die dreizehn Jahre seines Meisteramtes waren unter vielfachen Mühen und Sorgen

dahingegangen. Vieles, was er mit ganzer Willenskraft erstrebt, war unter den unglücklichen Verhältnissen des Ordens dennoch unerreicht geblieben. Aber mit vollem Rechte durfte sein Bruder Herzog Georg ihm nachrühmen: „Das wissen wir fürwahr, daß unser Bruder nächst Gott und seiner Seele den heiligen ritterlichen Orden immerdar vor allen Dingen aufs höchste geliebt und nichts mehr als dessen Ehre und Nutzen zu fördern auf dieser Erde begehrt."

Elftes Kapitel.

Wahl des Markgrafen Albrecht von Brandenburg zum Hochmeister. Seine Stellung zum Könige von Polen. Vorschlag zur Ausgleichung zwischen Beiden. Albrecht auf dem Reichstage zu Trier. Des Hochmeisters Reise nach Preussen. Der Tag zu Petrikau. Verhalten des Kaisers und des Papstes zum Orden. Verhandlungen mit Polen. Hülflose Lage des Hochmeisters. Kriegsgefahr. Finanzbedrängniß des Hochmeisters. Des Kaisers Umwandlung auf dem Tage zu Preßburg. Des Hochmeisters Hülfsgesuch. Vereitelter Kriegsplan. Drohende Kriegsgefahr. Einwirken des Kaisers. Ablaßkrämerei. Des Hochmeisters Reise nach Berlin. Kriegsplan gegen Polen. Hülfsbündniß mit dem Großfürsten von Moskau. Georg von Polenz. Vereitelte Hoffnung auf den Kaiser. Fruchtloser Friedensversuch. Neues Handels-Mandat. Herannahender Kriegssturm. Neue Kriegsrüstungen. Ausbruch des Krieges mit Polen.

1511 – 1520.

Es schien dießmal nicht rathsam, wie es Gesetz und Gewohnheit forderten, die Meister von Deutschland und Livland zu einem Ordenskapitel und zur Theilnahme an der neuen Meisterwahl einzuladen oder ihre Bevollmächtigten abzuwarten, denn unter den obwaltenden Verhältnissen des Ordens zum Könige von Polen hielt man für nothwendig, so bald als möglich ein neues Haupt an seine Spitze zu stellen. Es traten daher, nachdem die Trauerbotschaft von des Meisters Tod den Landesregenten in Preussen überbracht worden war, die Gebietiger und Ordens-

beamten nebst den vornehmsten Prälaten noch in den letzten Tagen des Jahres 1510 auf einer Tagfahrt zu Heiligenbeil zur Berathung zusammen. Man fand in reiflicher Erwägung, daß in der Stellung, welche der Orden in der letzten Zeit gegen den König von Polen genommen, dieses Verhältniß zu Polen bei der neuen Meisterwahl nicht aus dem Auge gelassen werden dürfe. Um so mehr gewann der Bischof Hiob von Pomesanien in der Versammlung Beifall, als er ihr eröffnete: Markgraf Friederich von Brandenburg habe bereits den Wunsch erklärt, seinen Sohn Albrecht in den Orden einkleiden zu lassen; als aber darauf der Hochmeister schwer erkrankt und die Hoffnung seiner Genesung bald verschwunden sey, habe man bereits in einer Berathung zu Chemnitz für rathsam gefunden, nach des Meisters Hinscheiden wieder einen Fürsten und zwar den jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg an die Spitze des Ordens zu stellen. Man habe besonders deshalb die Wahl auf ihn zu lenken bedacht, weil sein Vater und sein Bruder Markgraf Kasimir bei Kaiser und Reich hochverdient und angesehen, auch zu vermuthen sey, daß, wenn Markgraf Albrecht als Haupt des Ordens dastehe, der König von Polen ihn als Freund und Schwestersohn nicht mit lästigen Anforderungen bedrängen und dem Orden überhaupt Friede und Ruhe gönnen werde.

Man faßte hierauf in der Versammlung einmüthig den Beschluß, den jungen Markgrafen zum Meister zu erwählen, zur Beschleunigung der Wahl aber eiligst den Ordensmarschall Grafen Wilhelm von Eisenberg an der Spitze einer Gesandtschaft nach Deutschland zu senden und zugleich auch den Deutschmeister aufzufordern, die Wahl auch seiner Seits durch seinen Rath und seine Zustimmung zu fördern. Den Meister von Livland ließ man um Entschuldigung bitten, daß man in der Eile, welche die Verhältnisse des feindlich gesinnten Königes von Polen zum Orden geboten, seinen Rath und sein Gutdünken nicht erst habe einholen können. Bevor jedoch die Botschaft nach Deutschland abgefertigt werden konnte, lief von dort nicht bloß die Nachricht ein, daß sich Markgraf Albrecht bereits zur Annahme des Meisteramtes geneigt erklärt, sondern es kamen an die Landesregenten und Ordensgebietiger auch Schreiben des Kai-

sers Maximilian, des Königes von Ungern und des Herzogs Georg von Sachsen, worin ihnen Albrechts Wahl aufs angelegentlichste empfohlen ward. „Wir begehren von euch, schrieb ersterer, mit allem Fleiße bittend, ihr wollet den Markgrafen Albrecht uns zu sonderer Ehre und Gefallen vor allen andern erwählen und annehmen und uns das keineswegs abschlagen, auch seine Jugend an solchem euch nicht irren lassen, denn er, als wir ihn erkennen, zu solchem Amte geschickt und dem Orden, als ihr selbst ermessen möget, nützlich seyn wird."

Anders Anfangs der mißtrauisch und feindlich gesinnte König von Polen. Meinend, daß auch er in der neuen Meisterwahl eine mitentscheidende Stimme habe, ließ er durch einen Botschafter den Gebietigern erklären: er verlange von ihnen, daß sie, ihrer Pflicht gegen ihn und sein Reich eingedenk, ohne seinen Rath und seine Einwilligung keinen Meister wählen sollten; er fordere damit nichts Unbilliges und Unfügliches, was des Ordens Recht schmälere, sondern nur das, was ihm nach Recht und Beding gebühre; geschehe solches und einige man sich mit ihm, so werde der Orden Ruhe und bei ihm Gnade finden. Als indeß die Ordensgebietiger diese unbefugte Einmischung in die neue Meisterwahl aufs entschiedenste zurückwiesen und zugleich erklärten: es sey bereits einmüthig, mit Aller Rath und Beistimmung und aus freier Wahl Markgraf Albrecht von Brandenburg zum Meister des Ordens erkoren und angenommen, in der Zuversicht, er werde als Schwestersohn und Blutsverwandter des Königes auch seinen Beifall haben, schien dieser begütigt und sprach es auch als seinen Wunsch aus, den Markgrafen Albrecht zum Oberhaupt des Ordens erwählt zu sehen.

Hierauf eilte die erwähnte Botschaft mit ihrer Vollmacht zur Meisterwahl nach Deutschland, wo zuvor auf einem Tage zu Chemnitz mit den beiden Markgrafen Kasimir und Albrecht von Brandenburg die nöthigen Verhandlungen zu des letztern Aufnahme in den Orden gepflogen wurden. Wenige Tage darauf versammelten sich die Fürsten und Ordensgebietiger im Ordens-Kloster zu Zschillen, wo am 15. Februar der junge Markgraf in gewöhnlicher Weise zuerst eingesegnet und zum Ritter geschlagen, dann feierlich in den Orden als Ordensritter aufgenommen und eingekleidet und endlich noch an dem nämlichen Tage

zu Rochlitz, nachdem er dort nach der Ordensregel die gewöhnlichen Gelübde und Eide geleistet, von den Ordensgebietigern laut ihrer Vollmacht in förmlicher Weise zum Hochmeister des Ordens erwählt und mit den Insignien des Meisteramtes feierlich geschmückt wurde. Da die nun auch auf ihn übergegangenen Streitverhandlungen mit dem Könige von Polen seine Anwesenheit in seinen väterlichen Landen zu deren weiterer Vollführung und Beseitigung noch eine Zeitlang nothwendig machten und seine Reise nach Preussen also vorläufig noch nicht Statt finden konnte, so ernannte er die Bischöfe von Pomesanien und Samland und den Großkomthur während seiner Abwesenheit zu Landesregenten mit der Vollmacht zur Ausführung aller seiner Befehle. Die Ordensgebietiger und Beamte forderte er zu thätigem Beistand und Gehorsam in der Landesverwaltung, die Stände aber sofort auch zur Huldigung und Eidesleistung an die Landesregenten auf, mit der Zusicherung seines fürstlichen Schutzes und der Aufrechthaltung aller alten Gerechtigkeiten, Begnadigungen und ihres alten Herkommens.

So trat Markgraf Albrecht, geboren am 17. Mai 1490, also jetzt erst ein und zwanzig Jahre alt, als Hochmeister auf, der sieben und dreißigste in der Zahl sämmtlicher Meister des Ordens. Er sandte sogleich Botschafter an die Könige von Ungern und Polen, den erstern unter Meldung seiner Meisterwahl zugleich dringend um seinen Rath und seine Beihülfe zur gütlichen Beseitigung der zwischen Polen und dem Orden obwaltenden Irrungen zu bitten, dem andern unter Bezeugung seiner freundlichsten Gesinnungen zu entbieten: er werde Alles anwenden, um in dem, was gebührlich, des Königes Wohlgefallen zu gewinnen; der König möge daher den Orden in seinen Schutz und Schirm nehmen. Der Huldigungsleistung nicht weiter erwähnend, ertheilte Albrecht dem Botschafter den Auftrag, dem Könige, sofern er die Beschwörung des ewigen Friedens fordern werde, nur zu antworten: es sey kein Zweifel, Markgraf Albrecht werde in dem, was ihm als Hochmeister und von Seiten des Ordens zu thun gebühre und gezieme, nichts verweigern; es sey ja nicht seine Meinung, mit dem Könige in Widerwärtigkeit zu kommen; jedoch möge dieser den über etliche Punkte des ewigen Friedens obwaltenden Zwist vor-

erst in Ruhe lassen, bis der Meister die Regentschaft in Preussen selbst übernommen habe und dann persönlich bei ihm erscheinen könne, um Alles mit ihm in Güte und nach Billigkeit auszugleichen. Bei nächster Zusammenkunft der Könige von Ungern und Polen zu Breslau wolle sich dort auch der Hochmeister einfinden zu freundlicher Berathung der Streitsache.

So verliefen einige Monate in Ruhe, für den Hochmeister jedoch nicht ohne tröstende Hoffnung, denn alle Fürsten, an die er sich mit der Bitte gewandt, zur Förderung seiner Verhandlungen auch ihre Räthe auf den Tag zu Breslau zu senden, erklärten sich nicht nur auf die freundlichste Weise dazu bereit, sondern benutzten auch diesen Anlaß, dem jungen fürstlichen Meister ihre wohlwollenden Gesinnungen und ihre Theilnahme an der Sache des Ordens zu bezeugen, denn seine Wahl hatte an vielen Fürstenhöfen neues Interesse für den Orden erweckt. Nur zu bald aber wurde Albrecht in seiner Hoffnung getäuscht, denn die Antwort, welche seine Gesandten vom Könige erhalten, ließ nichts weniger als eine Ausgleichung auf friedlichem Wege erwarten. „Es sey ihm nicht unlieb, hatte er ihnen erklärt, daß Markgraf Albrecht das unter seiner Oberherrschaft stehende Hochmeisteramt übernommen habe, sofern dieß mit der Absicht geschehen sey, ihm den im ewigen Frieden angeordneten Eid der Treue und Ergebenheit bereitwillig zu leisten. Werde er sich in solcher Weise gegen ihn und sein Reich dem Rechte und der Billigkeit gemäß verhalten, so dürfe er sich von ihm als nahem Blutsverwandten auch alle Gunst, Wohlwollen und Beistand versprechen; werde er jedoch anders verfahren, als der ewige Friede verlange, durch Zögerung oder Ausflüchte, wie der letzte Hochmeister, sich seiner schuldigen Pflicht zu entwinden suchen, so möge er gewiß seyn: der König werde solches auf keine Weise dulden, sondern statt seiner Geneigtheit ihm mit voller Feindschaft entgegentreten, alle Blutsverwandtschaft hintansetzen und ihn durch Waffenmacht zu seiner Pflicht zwingen.“ Eine gleiche Erklärung sandte der König auch dem Adel und den Ordensunterthanen in Preussen zu, hinzufügend: „er werde, obgleich der Hochmeister ihm durch Blutsverwandtschaft befreundet sey, einen solchen Schimpf, wie ihn der verstorbene Meister sich erlaubt, ferner nicht mehr dulden.“

Die Aussicht in die Zukunft war demnach für den jungen Hochmeister nichts weniger als erfreulich. Alle Bemühungen des Königes von Ungern und des Markgrafen Georg von Brandenburg, der auf den König von Breslau aus einzuwirken gesucht, waren fruchtlos geblieben. Die Lage des Landes aber ward bei des Meisters Abwesenheit noch gefahrvoller durch die feindselige Stellung des Bischofs von Ermland, veranlaßt durch einen heftigen Streit mit dem Ordensmarschall Grafen Wilhelm von Eisenberg, den jener während seiner Abwesenheit bei den Landesregenten mit bittern Schmähungen angeklagt hatte, daß er überall, namentlich in Preussisch-Holland des Bischofs Feinde und allerlei liederliche Gesellen gehaust und geherbergt, die ins bischöfliche Gebiet einbrechend durch Raub, Mord und Brand schrecklichen Schaden verübt haben sollten. Die auf beiden Seiten obwaltende leidenschaftliche Erbitterung ließ bestimmt erwarten, daß im Fall eines Angriffes gegen den Orden der Bischof auf des Königes Seite stehen werde. Um so mehr eilte der Hochmeister, während den König noch seine kriegerischen Verhältnisse gegen die ins Polnische Gebiet wiederholt einbrechenden Tataren beschäftigten, sich der Beihülfe des Kaisers und der Deutschen Reichsfürsten zu versichern, denn es war sehr zu besorgen, daß nach Ausgang von sechs Monaten, binnen welchen der Meister nach dem Laute des Friedens seine Pflicht erfüllen sollte, im Fall fernerer Weigerung der König seinen drohenden Worten mit dem Schwerte Nachdruck geben werde. Der Kaiser unterließ auch nicht, alsbald mehre Deutsche Reichsfürsten, den Kurfürsten von Brandenburg, die Herzoge von Sachsen, Pommern, Braunschweig u. a. zur Beihülfe des Ordens aufzufordern und wandte sich zugleich auch an den König von Polen selbst mit ernstlichen Ermahnungen zum Frieden und mit Hinweisung auf die Hülfsmacht der Deutschen Reichsfürsten im Fall eines Angriffes gegen den Orden.

Um aber eine solche Reichshülfe auf dem nächsten Reichstage auszuwirken und in Bewegung zu setzen, galt es vor allem Zeit zu gewinnen. Der König von Polen bot dazu von selbst die Hand, indem er durch den Erzbischof von Gnesen einen neuen Verhandlungstag in Vorschlag bringen ließ, um wie er selbst erklärte, auf des Erzbischofs Gesuch noch einmal den

Weg einer friedlichen Ausgleichung zu eröffnen. Er war freilich seltsam genug. Auf einer Tagfahrt zu Thorn nämlich im December 1511 legten die Polnischen Bevollmächtigten den Ordensgesandten den Vorschlag vor: der König von Polen solle selbst den Orden annehmen und zum Hochmeister erkoren werden, der neue Meister, der seinem Amte wieder entsagen solle, werde dann vom Könige auf irgend eine Weise seinem fürstlichen Stande gemäß versorgt werden. Werde der Papst dieß wegen des jetzigen Königes Verehelichung nicht zulassen wollen, so solle nach dessen Tod jeder Nachfolger im Reiche Profeß im Orden werden und als Hochmeister eingekleidet sich nie vermählen dürfen, „also daß, wie man es ausdrücklich aussprach, das Königreich und der Orden ein ewig unzertrennlicher Körper werden solle." Der Erzbischof von Gnesen erklärte sich sogar geneigt, dem Hochmeister, wenn er seinem Amte entsage und geistlicher Herr werden wolle, sein Erzbisthum zu übergeben; jeder König und künftige Hochmeister werde die Krone Polens und Alles, was er vom Orden habe, vom Kaiser und Reich zu Lehen nehmen.

So wunderlich indeß dieser Vorschlag schien, so hatte der König dabei doch seine wohlberechnete Absicht, denn in dem Plane zielte Alles nur darauf hin, auf diese Weise das gesammte Ordensland an die Krone Polens zu bringen. Man durchschaute nun zwar auch bald, wo der König mit diesem Plane hinaus wollte und Markgraf Friederich, Albrechts Vater, dem man ihn vorlegte, wies aufs bündigste nach, daß Alles nur darauf berechnet sey, den Deutschen Orden in Preussen zu Grunde zu richten und das Land in eine Polnische Provinz zu verwandeln; allein man fand es doch für rathsam, den König durch fortgesetzte Unterhandlungen, die der Bischof von Pomesanien führen mußte, so lange als möglich noch hinzuhalten.

Der Hochmeister war mittlerweile unablässig bemüht, das Interesse für den Orden beim Kaiser und den Reichsfürsten rege zu erhalten und sich ihrer Hülfe gegen etwanige Gewaltschritte des Königes von Polen zu versichern. Es fand im Frühling des Jahres 1512 zwischen ihm und dem Kaiser auch eine persönliche Zusammenkunft zu Nürnberg Statt, wo letzterer auf Albrechts wiederholte Vorstellung der von Polen aus drohenden Gefahren nicht unterließ, ihm den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, sich

fortan mehr, als es von seinen Vorgängern im Meisteramte geschehen sey, wie andere Fürsten und Reichsglieder zum Kaiser und Reich zu halten. Werde der Hochmeister die angesetzten Reichstage besuchen, da jeder Zeit seinen Stand und seine Session einnehmen und hinfort beim Kaiser thun, was andere Fürsten und selbst auch der Deutschmeister, so halte man dafür, die Reichsstände würden dann auch leichter zu Hülfe und Rath für den Orden zu bewegen seyn. Der Kaiser forderte daher den Hochmeister auf, sich auf dem nächsten noch vor Ostern angesetzten Reichstage zu Trier einzufinden. Auch der Kurfürst von Sachsen und mehre andere Fürsten, die um den Kaiser waren, riethen dem Meister, sich mehr an das Reich anzuschließen und vor allem der Weisung des Kaisers Folge zu leisten.

Albrecht folgte dem Rathe. Als der Reichstag zu Trier eröffnet ward, überreichte er dem Kaiser und den Reichsfürsten ein Vorstellen, worin er in einer ebenso bündigen als lichtvollen Auseinandersetzung seit der Entstehung des ewigen Friedens den Gang und die Erfolge aller bisherigen Verhandlungen mit dem Könige über die wesentlichsten s. g. beschwerlichen Artikel darstellte und den Kaiser bat, „er möge als oberstes Haupt und Beschirmer der Kirche, dessen Mannheit in allen Reichen vortrefflich berüchtigt und erkannt sey, seine mannliche, wehrliche Hand im Dienste der Mutter Gottes zur Erhaltung ihres löblichen ritterlichen Ordens erheben, diesen nicht unterdrücken lassen und mitsammt den Ständen Hülfe und Rath ertheilen.“ Der Kaiser versprach auch, bei den Reichsfürsten wo möglich für den Orden Hülfe zu bewirken und sobald er sich mit ihnen über die Hülfsleistung geeinigt habe, dem Meister darüber Bescheid zu ertheilen. Da indeß der Reichstag vorerst eifrig mit der Eintheilung des Deutschen Reiches in zehn Landfriedenskreise und dann mit andern wichtigen Reichsangelegenheiten beschäftigt war, ohne daß der Hülfsleistung für den Orden gedacht werden konnte, so verließ der Hochmeister die Reichsversammlung, ohne seine Hoffnung erfüllt zu sehen. Vergebens wartete er Monate lang auf des Kaisers Antwort und „da die Läufe in Deutschland immer wilder und seltsamer wurden,“ so schwand die Aussicht zur erwünschten Reichshülfe immer mehr. Da endlich vorauszusehen war, daß, wie der Bescheid des Kaisers auch ausfallen mochte,

bei den mißhelligen Verhältnissen unter den Kurfürsten und Reichsständen auf keinen erfolgreichen Beistand aus dem Reiche zu rechnen seyn werde, so fand es der Hochmeister jetzt rathsam, sich sobald als möglich nach Preussen zu begeben.

Die Reise nach Preussen schien ihm jetzt um so nothwendiger, weil theils, wie ihm der König meldete, ein Verhandlungstag zu Petrikau anberaumt war, auf welchem die Streitsache zwischen dem Orden und der Krone Polen nochmals in Erwägung gezogen werden sollte, theils auch weil er die Nachricht erhielt, die Sache der Reichshülfe für den Orden solle wegen ihrer hohen Wichtigkeit erst auf nächstem Reichstage im Anfange des nächsten Jahres bei einer zahlreichen Fürstenversammlung reiflicher berathen werden. Obgleich er die Reise jetzt, da er von seinem längern Aufenthalt in Deutschland keinen weitern Erfolg erwarten konnte, so viel als möglich beschleunigte, so nahmen die Vorbereitungen zu dem so wichtigen Verhandlungstage mit dem Könige noch bis zum Herbst seine Thätigkeit sehr in Anspruch, denn er wünschte, daß außer den Abgeordneten aus Preussen nicht bloß die beiden Meister von Deutschland und Livland, sondern auch die angesehensten Reichsfürsten den Tag durch ihre Abgesandten zur Förderung der Ordenssache besuchen lassen möchten.

Albrecht sollte jedoch seine Heimat nicht verlassen, ohne einen sehr schmerzlichen Verlust zu beweinen. Mitten in seinen Vorbereitungen zur Reise starb seine von ihm zärtlich geliebte Mutter, die Markgräfin Sophie, des Königes von Polen Schwester. Wenige Tage nachher trat er am elften October mit seinem Bruder, dem Markgrafen Kasimir und einem zahlreichen Geleite von Rittern und andern edlen Herren die Reise nach Preussen an. In allen Städten, die er durchzog, empfing man ihn mit Ehrenbezeugungen und Ehrengeleiten; besonders ehrenvoll und glänzend war sein Empfang in Berlin bei der ihm nahebefreundeten kurfürstlichen Familie, in der er einige Tage verweilte. Reich beschenkt und von einer wohlgeschmückten und geharnischten Reiterschaar geleitet, ging er von da nach Frankfurt a. d. O., wo ihn die ganze Universität und der Rath höchst ehrenvoll empfingen und glänzend bewirtheten. In Posen trennten sich beide Brüder, indem Markgraf Kasimir mit des Hochmeisters Vollmacht versehen seine Reise nach Petrikau fortsetzte, dieser aber

den Weg über Thorn, Graudenz, Marienwerder, Preuss. Holland und Braunsberg, wo man ihm überall mit festlichen Aufzügen und andern Feierlichkeiten entgegenkam, nach Königsberg einschlug, wo er am 22. November anlangte und vor der Stadt von den Landesregenten, Prälaten, sämmtlichen Gebietigern, der Landesritterschaft, dem Rathe der Stadt und einer großen Menschenzahl unter Jubel und Freudenruf empfangen ward. Sein Einzug in die Stadt glich einer feierlichen Procession.

Nachdem die Fränkischen und Märkischen Edelleute und das sämmtliche Ehrengeleite nach geziemender Beschenkung entlassen waren, wandte der Hochmeister seine Thätigkeit zunächst dem Verwaltungswesen zu, entwarf Verordnungen über die Behandlung der Regierungsgeschäfte, über genaue Rechnungsführung der Ordensbeamten, über bessere Verwaltung des Bernsteinertrages u. dgl. Besonders waren strenge Maaßregeln in der Ordnung der Finanzen nothwendig, denn auch hierin wie in der ganzen Landesordnung stieß er auf Mängel und Gebrechen, zum Theil die traurigen Folgen der langen Abwesenheit des Landesfürsten, die jetzt beseitigt werden mußten.

Währenddeß hatten auf dem Tage zu Petrikau, wo außer dem Markgrafen Kasimir und den Ordensbevollmächtigten auch Abgeordnete der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und des Herzogs Georg von Sachsen erschienen waren, die Verhandlungen begonnen. Der König gab zwar gegen den Orden gnädige Gesinnungen kund und machte besonders die langmüthige Geduld geltend, die er bisher in der Streitsache gegen den Orden bewiesen habe; allein er trat dennoch sogleich mit dem Verlangen auf, der obwaltende Streit müsse nach Ausweis des ewigen Friedens geschlichtet werden, forderte jedoch zugleich den Markgrafen Kasimir auf, wenn man auf diese Forderung nicht eingehen wolle, andere Vergleichungswege in Vorschlag zu bringen. Dieß geschah zwar auch, man brachte mehre Tage mit Verhandlungen über allerlei Vorschläge zur Ausgleichung zu; allein sie führten alle zu keinem Erfolg, weil der König an den Bestimmungen des ewigen Friedens unerbittlich festhielt, erklärend: er werde den Hochmeister nochmals an seine Pflicht mahnen, folge dieser nicht, so müsse er als König thun, was seine Pflicht gegen die Krone von ihm fordere; auf weitern Verzug

werde er sich nicht einlassen; er habe auch einmal schon erklärt: wenn der Meister fortan seine Pflicht verweigere, so werde er ihn mit dem Ernste des Krieges dazu zwingen. Eine vom König zu einer neuen Prüfung des ewigen Friedens ernannte Kommission setzte zwar endlich gewisse Bestimmungen fest, die eine Ermäßigung der beschwerlichen Artikel des Friedens seyn sollten, sie waren jedoch ihrem Inhalte nach nichts weniger als dieß und weitere Verhandlungen darüber führten zu keinem Erfolge.

Der Markgraf Kasimir begab sich hierauf auf kurze Zeit nach Königsberg, um mit dem Hochmeister die weiteren nöthigen Schritte zu berathen. Man fand rathsam, nicht bloß den Papst noch mehr als bisher in die Streitsache hereinzuziehen und ihn deshalb in Eile mit den Verhandlungen zu Petrikau in Kenntniß zu setzen, sondern schleunigst auch den Kaiser und die Reichsstände vom Erfolge des Tages zu unterrichten. Der Meister ließ daher dem Letztern melden: er sey, wenn ihm vom Kaiser und Reich sichere Beihülfe verbürgt werde, fest entschlossen, sich des Königes gewaltsamem Vornehmen standhaft zu widersetzen, den Orden mit den ihm abgedrungenen Landen in keiner Weise vom Kaiser und Reich zu trennen und unter Polens Obmacht bringen zu lassen. Aber ohne Beihülfe sey es ihm nicht möglich, sich der Uebermacht zu erwehren. Zum wenigsten bedürfe der Orden einer Kriegshülfe von viertausend Mann auf drei Jahre. Bleibe er ohne diese Hülfe und dringe der König mit Gewalt darauf, die Artikel zu Petrikau zu beschwören, so sey kein Zweifel, daß, wenn der Hochmeister sich weigere oder auch nur zögere, der Orden aus Preussen vertrieben werde, da er rings von des Königes Landen umgeben sey u. s. w.

Lange erwartete der Hochmeister mit Sehnsucht die Erklärungen des Kaisers und der Reichsfürsten. Zum Glück beschäftigte eben damals den König von Polen ein gewaltiger Einfall des Großfürsten von Moskau in die Gebiete Litthauens eine Zeitlang so sehr, daß er an die Verhältnisse zum Orden nicht weiter denken konnte, denn der Großfürst bedrängte die Lande mit einer Heermasse und einer Menge schweren Geschützes, wie man sie damals noch nicht gesehen hatte. Mittlerweile aber langte des Kaisers Erklärung an. Vom Markgrafen Kasimir über die Verhandlungen zu Petrikau unterrichtet, legte er das Machtwort

ein: „weil er ersehe, daß bei Vollziehung dieser Beschlüsse ihm und dem Reiche an ihrer Oberherrlichkeit großer Abbruch und Verlust geschehen, dem Orden aber daraus Schaden und offenbares Verderben erfolgen werde, so gebiete er dem Hochmeister, allen Prälaten, Gebietigern und Ständen Preussens bei den Pflichten, womit sie ihm und dem Reiche verwandt seyen, und bei Strafe der Entziehung aller ihrer Regalien, Begnadigungen und Freiheiten kraft Röm. kaiserlicher Macht aufs ernstlichste, die Verhandlung und den Abschied zu Petrikau in keiner Weise anzunehmen, den ewigen Frieden nicht zu beschwören, sondern dem Kaiser und Reich, denen sie unmittelbar zugehörten, treu anzuhangen, sich an dieselben zu halten und solchem Befehle sich gehorsam zu beweisen." So ernst auch diese Sprache des Kaisers war, so erwünscht mußte sie dem Hochmeister seyn, zumal da er bei dem eben erfolgten Tode des Papstes Julius II. vorerst nicht erwarten durfte, daß vom Röm. Hofe her auf den König zu Gunsten des Ordens gewirkt werden könne.

Noth und Gefahr vor den Russen zwangen nun zwar auch dem Könige einige Zeit eine mildere Sprache auf; er bat sogar den Hochmeister dringend um Beihülfe zur Bekämpfung des mächtigen Feindes und auf den Rath mehrer wohlgesinnten Fürsten war Albrecht auch bereit, dem Könige „zum nachbarlichen Dienste" mit einem Hülfshaufen Beistand zu leisten. Bevor dieß indeß geschah, war der Moskowiter, nachdem er Smolensk zwei Monate vergebens belagert hatte, nicht ohne bedeutende Verluste nach Moskau zurückgezogen; und kaum von diesem Feinde befreit, trat der König wieder mit seinen alten Forderungen und seinen oft schon wiederholten Drohungen auf. Bis Martini (1513) stellte er eine Frist mit der Erklärung: er hoffe gewiß, der Meister werde dann unfehlbar mit seinen Gebietigern vor ihm erscheinen und seine Pflicht erfüllen. Es war demnach auch nicht mehr zu erwarten, daß sich der König auf dem Verhandlungstage zu Posen, den man schon auf dem Tage zu Petrikau aufgenommen und bisher immer weiter verschoben hatte, zu irgend einer Milderung seiner Forderungen werde bewegen lassen, zumal da ihm auch in dem neuen Bischofe von Ermland Fabian von Lusianis ein Nachbar zur Seite stand, der schon durch seine bittere Klagen über „die unaufhörlichen Fehden, un-

gebührlichen Angriffe und Plackereien im Lande, sowie über die „schalkhafte Uebung", die er dem Orden vorwarf, zu erkennen gab, daß er nichts weniger als freundliche Gesinnungen gegen ihn hege.

Nur auf den Röm. Hof und auf den Kaiser blickte der Hochmeister einige Zeit mit Hoffnung hin; allein keiner von beiden griff mit entscheidendem Nachdruck in den Streit ein. Der eben erwählte Papst Leo X. bezeugte zwar rege Theilnahme an den traurigen Verhältnissen des Ordens, erklärte auch öffentlich, daß es ihm sehr leid thue, wenn der Orden durch Verträge oder in anderer Weise zu etwas gezwungen werde, was seiner Ehre und seinem Nutzen entgegen sey und versprach, Maaßregeln zu ergreifen, um die Irrungen auf dem Wege der Sühne oder des Rechts in Rom auszugleichen. Alles aber, was er that, beschränkte sich nur darauf, daß er bald nachher den König und den Hochmeister aufforderte, ihre Streitsache durch Bevollmächtigte zur Entscheidung des in Rom versammelten Conciliums zu bringen; ja es gelang sogar den Polnischen Gesandten in Rom, namentlich dem Erzbischof von Gnesen, den Papst durch allerlei Vorstellungen so weit umzustimmen, daß er dem Orden und dem Hochmeister den Befehl zusandte, ihrer Verpflichtung gegen den König von Polen ohne weiteres nachzukommen. Um so entschiedener erklärte daher dieser auch dem Hochmeister, der sich auf die Entscheidung des Conciliums berief: ein Erkenntniß des Papstes oder des Conciliums werde er nunmehr in der Sache gar nicht annehmen, da es dessen nicht bedürfe. Von Rom aus konnte demnach Albrecht keine Lösung der Streitfrage mehr erwarten.

Um so mehr hielt er immer noch an der Hoffnung auf des Kaisers Hülfe fest. Diesen indeß beschäftigten seine Kriege in Welschland und Frankreich fort und fort viel zu sehr, als daß er mit selbstthätiger Hülfe hätte einschreiten können. Er faßte den Plan, zur Unterstützung des Ordens zwischen dem Könige von Dänemark, den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, dem Markgrafen Friederich, des Hochmeisters Vater, dem Herzog Johann von Sachsen und dem Großfürsten von Moskau ein Hülfsbündniß gegen den König von Polen zu Stande zu bringen, und es gelang ihm auch, mit Ausnahme des Königes von Dänemark alle diese Fürsten für das Bündniß zu gewinnen.

Selbst der Fürst der Walachei sollte durch einen Vertrag bewogen werden, gegen Polen bewaffnet aufzutreten. Allein so großartig dieser Plan auch schien, so sah Albrecht doch bald ein, daß ein solches Bündniß so weit von einander entfernter und von so verschiedenartigen Interessen geleiteter Fürsten ihn gegen die nahe drohende Gefahr nicht werde schützen können. Da ihm nun überdieß der Deutschmeister meldete, daß auf eine Beihülfe vom Kaiser und Reich unter den in Deutschland obwaltenden Verhältnissen gar nicht zu rechnen sey und er daher rathen müsse, der Hochmeister möge sich auf eine gütliche Weise mit dem Könige abfinden, so schien diesem jetzt auch kein anderer Ausweg mehr übrig, denn auch sein Bruder Markgraf Kasimir, der Livländische Meister und mehre andere riethen ihm, es nicht aufs äußerste kommen zu lassen und den erzürnten König nicht noch mehr zu reizen, sondern in der Noth sich seinem Willen zu fügen.

Kaum aber hatte der Kaiser vernommen, daß zwischen dem Hochmeister und dem Könige Unterhandlungen zur Beilegung des Streites im Werke seyen, als er sofort an jenen die Mahnung erließ: „weil ihm als Röm. Kaiser in solchen Verhandlungen und Verträgen darauf zu sehen und zu verhüten gebühre, daß sie dem Orden nicht zum Abfalle und Schaden gereichten, so gebiete er kraft kaiserlicher Macht bei Vermeidung seiner Ungnade und schwerer Strafe aufs ernstlichste, daß wofern eine solche Verhandlung mit dem Könige vorgenommen sey, der Hochmeister sich auf keine Weise ohne des Kaisers Wissen und Willen auf einen Vertrag einlassen solle, da er soeben auch den Papst ersucht habe, sich mit ihm der Sache des Ordens anzunehmen und sie beilegen zu helfen oder auf dem Concilium vornehmen und verhandeln zu lassen.“ Sonach schnitt dieses Mandat dem Meister nun auch die Möglichkeit ab, sich nach eigenem Willen mit dem Könige ausgleichen zu können. Er befand sich daher in einer höchst verwickelten und trostlosen Lage, zumal da ihm unter den Gebietigern fast niemand zur Seite stand, der in frischer Kraft mit ihm in die wirren Verhältnisse thätig hätte eingreifen können. Der alte Großkomthur Simon von Drahe und der Ordensmarschall Graf Wilhelm von Eisenberg, beide krank und lebensmüde, waren auf ihre Bitte vom Meister ihrer Aemter entlassen worden und letzterer in die Ballei Elsaß gegangen.

Die übrigen Gebietiger waren meist noch neu in ihren Aemtern und ohne Reife der Erfahrung. Von den beiden Bischöfen griff der von Samland Günther von Bünau theils wegen Kränklichkeit, theils auch wegen langwieriger Streitigkeiten mit mehren Ordensbeamten wenig mehr in die öffentlichen Verhältnisse ein. Nur der Bischof Hiob von Pomesanien stand dem Meister noch thätig zur Seite und erwarb sich um den Orden hohe Verdienste, die ihm jener in mancherlei Weise auch dankbar vergalt.

So begann das Jahr 1514 unter sehr trüben Aussichten. Die Hoffnung auf Beihülfe von außenher schwand mit jedem Tage mehr. Das Bündniß der genannten Fürsten schien immer weniger Erfolg zu versprechen, denn der König von Dänemark zeigte immer noch wenig Theilnahme; der Kurfürst von Brandenburg wurde für die Sache des Ordens nicht nur immer kälter, sondern schloß sogar bald darauf mit dem Könige von Polen einen Vertrag ab, worin unter andern auch bestimmt war, daß kein Theil des andern Feinde unterstützen oder ihnen den Durchzug gestatten solle. Zum Glück des Ordens beschäftigte wieder der Großfürst von Moskau, der schon im Januar mit gewaltiger Macht in Litthauen eingefallen war und abermals Smolensk belagerte, den König von Polen während des ganzen Sommers bis tief in den Herbst so unablässig, daß er an seine Streithändel mit dem Orden gar nicht weiter denken konnte. So ging der größte Theil des Jahres vorüber, ohne daß in den streitigen Angelegenheiten irgend ein bedeutender Schritt geschah, denn auch in Rom wurde Alles immer mehr in die Länge gezogen, so daß bis zum Herbst dort die Streitsache um nichts weiter gefördert war.

Da faßte der Hochmeister, der sich in seiner Hoffnung auf den Kaiser bisher immer getäuscht und vom Papste gegen alle Erwartung verlassen sah, endlich den Gedanken, sich vielleicht dadurch aus seiner Bedrängniß retten zu können, daß er dem Könige „zum Schein" die gewöhnliche Rathspflicht leiste, die Ausgleichung der Streitsache aber der Vermittlung des Kaisers anheimstelle, denn auf diese Weise schienen ihm zugleich auch die Polnischen Reichsstände, die bisher unablässig auf unbedingte Vollziehung des ewigen Friedens oder auf Krieg gegen den Orden, gedrungen hatten, einigermaßen befriedigt werden zu kön-

nen. Der Kaiser dagegen, dem er diesen Plan meldete, brachte jetzt, nachdem der Großfürst von Moskau das ihm angebotene Bündniß angenommen, einen Verhandlungstag zu Lübeck in Vorschlag, auf dem die Bundesverwandten durch Bevollmächtigte sich mit Abgeordneten des Königes von Polen, den man gleichfalls dazu einladen wollte, über gewisse dem Könige vorzulegenden und zum Frieden führenden Forderungen verständigen sollten und wofern dieß nicht gelinge, so sollten die Bundesverwandten sich über die zu leistende Kriegshülfe vereinigen, um den König mit Waffengewalt zur Erfüllung jeder Forderung zu zwingen.

Der König von Polen aber nahm diesen Tag zu Lübeck gar nicht an; er ließ dem Kaiser sagen: es befremde ihn, daß er, der Kaiser, sich des Streites zwischen Polen und dem Orden „also hart" annehme, da doch sein Vater Kaiser Friederich nie von einer Unbilligkeit der Krone Polens gegen den Orden gewußt, vielmehr die Verträge zwischen ihnen bestätigt habe. Dem Hochmeister ließ er erklären: er wolle sich auf solche Verhandlungstage gar nicht mehr einlassen, überhaupt gehe die Streitsache niemand an als ihn und den Hochmeister. Man sah daraus, daß der König auch die Einmischung des Kaisers nicht mehr gelten lassen wollte. Der Tag zu Lübeck fand nun zwar dennoch Statt und es erschienen dort auch die Abgeordneten des Hochmeisters; allein er blieb im Wesentlichen ohne den erwünschten Erfolg. Theils dieser Umstand, theils die jetzt häufig wiederholten Klagen des Königes von Polen über Beraubung und Mißhandlung seiner Kaufleute im Ordensgebiete, vor allem aber Nachrichten über allerlei kriegerische Bewegungen in Polen, die auf einen Kriegszug gegen Preussen berechnet schienen, bewogen den Hochmeister im Anfange des Jahres 1515 ebenfalls auf kriegerische Rüstungen zu denken. Er erließ sofort durchs ganze Land ein allgemeines Kriegsgebot zur Bewehrung der Kriegspflichtigen; die Gebietiger erhielten eine Rüstordnung, wonach sie zur Bemannung der Schlösser die erforderlichen Kriegsleute einziehen mußten, er selbst suchte seiner Seits die wichtigsten Ordenshäuser so viel als möglich mit dem nöthigen Geschütz zu versorgen. Und doch trotz aller Bemühungen blieb die Rüstung in aller Hinsicht äußerst mangelhaft; es fehlte in den Städten

wie auf dem Lande an Geschütz, Harnisch, Waffen und überhaupt an allem nöthigen Kriegsbedarf.

Der Grund davon lag in der großen Verarmung des ganzen Landes und besonders auch in dem äußerst zerrütteten Finanzzustande des Hochmeisters selbst. Nur mit großer Mühe hatte er bei den Ständen es dahin bringen können, theils zur Kostenbestreitung der so häufigen Botschaften nach Rom, an den Kaiser oder an andere Fürsten, theils zur Kriegsrüstung ihm eine bestimmte Haus- und Vermögenssteuer in den Städten und eine bestimmte Viehsteuer auf dem Lande zu bewilligen. Da sie aber nicht den erwarteten Ertrag brachten, so sah sich der Meister genöthigt, auf einem Landtage zu Königsberg (Februar 1515) von den Ständen eine neue außerordentliche Ziese zu fordern, fand indeß trotz aller seiner Vorstellungen der dringenden Bedürfnisse des Landes so beharrlichen Widerstand, daß er um die Kosten der Verhandlungen am kaiserl. und päpstl. Hofe zu bestreiten, beim Bischofe von Samland eine Anleihe von zweitausend Gulden aufnehmen mußte. Ueberdieß waren auch die alten Wunden immer noch nicht alle geheilt; jährlich noch traten Erben der frühern Söldnerhauptleute mit Schuldforderungen auf, ohne immer befriedigt werden zu können. Es kam hinzu, daß wie schon unter dem vorigen Hochmeister, so auch unter Albrecht die Kosten zur Bestreitung des fürstlichen Hofhaltes ungleich bedeutender waren, als in frühern Zeiten, denn je mehr in ihnen der Hochmeister in seiner einfachen Lebensweise gleichsam zurückgetreten war, desto mehr war der Fürst mit den zahlreichen Anforderungen und Bedürfnissen eines fürstlichen Hofstaates hervorgetreten. Aemter und Anstellungen, die man früher am hochmeisterlichen Hofe gar nicht gekannt, forderten jetzt einen viel bedeutenderen Haus- und Hofetat, der die Kammerkasse des Hochmeisters ungleich mehr in Anspruch nahm.

Bei dem Allen aber sah der Meister noch kein Ende seiner Bedrängnisse durch den König von Polen. Er hatte bisher immer noch an der Hoffnung auf den Beistand des Kaisers festgehalten und noch im Frühling (1515) gab dieser ihm das tröstende Versprechen, er werde seiner Seits beim Könige von Polen Alles aufbieten, daß der Streit zu völliger Zufriedenheit des Meisters und zum Vortheile des Ordens beigelegt werde. Nur

zu bald aber sah sich Albrecht in dieser Hoffnung abermals aufs bitterste getäuscht. Es war nämlich zwischen dem Könige von Polen, dessen Bruder dem Könige Wladislav von Ungern und Böhmen und dem Kaiser ein Verhandlungstag zu Preßburg aufgenommen und dort auch eine Gesandtschaft des Hochmeisters erschienen. Die Verhandlungen nahmen jedoch eine Wendung, wie sie der letztere nicht im entferntesten geahnet hatte. Der Kaiser, welcher sich schon durch einen frühern Friedensvertrag (1491) nach Wladislavs Tod oder nach dem Aussterben seines Mannsstammes die Aussicht auf den Königsthron von Ungern und Böhmen eröffnet hatte, fand es jetzt auf Antrieb des Kardinals Mathias von Gurk für rathsam, sich in der Streitsache des Ordens den Forderungen des Königes von Polen nicht mehr entgegen zu stellen; es war vielmehr sein Streben, diesen für sich zu gewinnen, und so war bei ihm auch leicht Alles vergessen, was er dem Meister Jahre lang als tröstende Hoffnung zugesagt. Der erwähnte Kardinal kam als kaiserl. Bevollmächtigter mit dem Könige in folgenden Punkten überein: der Kaiser wolle es sich gefallen lassen, daß die Stellung der Verhältnisse zwischen Polen und dem Orden ganz so verbleiben solle, wie sie nach Laut des ewigen Friedens bestimmt worden, also daß der Kaiser den Hochmeister von der Leistung seiner Pflicht gegen den König ferner nicht mehr abhalten, noch auch mit Rath und Beihülfe zum Nachtheile Polens unterstützen wolle. Etwanige Streithändel zwischen beiden, über die sie sich nicht selbst verständigen könnten, sollten der Entscheidung des Kaisers, des Königes von Ungern, des Erzbischofs von Gran und des Kardinals von Gurk anheimgestellt werden. Um des Friedens willen wolle der König nicht ferner darauf bestehen, daß zur Hälfte Polen in den Orden aufgenommen werden sollten. Der Kaiser solle in Verbindung mit dem Könige von Ungern und den genannten Kardinälen den von Polen ersuchen, den Streit gütlich beizulegen; glücke dieß aber nicht, so sollten die erwähnten Bestimmungen in voller Kraft und Geltung bleiben. Maximilian wiederholte und bestätigte diese Beschlüsse mit vollkommener Anerkennung der Gültigkeit des ewigen Friedens auch in einer Zusammenkunft der Könige von Ungern und Polen in Wien im Juli 1515. — So hatte also der Kaiser, der Jahre

lang so viel von seiner wichtigen Pflicht als des Reiches erstes weltliches Oberhaupt zu Schutz und Schirm der Reichsglieder zu sprechen gewußt, der es sich mehrmals zu Schmach und Schimpf angerechnet, wenn er die Losreißung des Ordens vom Reichsverbande dulden werde, diesen dennoch seinem traurigen Schicksale ohne weiteres Preis gegeben und der Aussicht aufgeopfert, einst die Königreiche Ungern und Böhmen für das Haus Oesterreich zu gewinnen.

Der Hochmeister erhielt die traurige Botschaft aus Wien nicht ohne großes Erstaunen in einer höchst jammervollen Zeit, als eben das ganze Land, besonders Königsberg durch eine Pestkrankheit schrecklich heimgesucht war. Er hielt daher, um seine Unterthanen nicht noch mehr zu entmuthigen, für rathsam, die traurige Nachricht vorerst nicht weiter bekannt werden zu lassen, vielmehr jene zu fernerer Treue und Gehorsam aufzumuntern, wenn etwa der König mit Zwang und Gewalt einschreiten werde. Um sich aber unter den Reichsfürsten und wo möglich auch am Kaiserhofe Freunde und Gönner zu erwerben und für den Fall ernsterer Schritte des Königes die nöthigen Geldmittel aufzubringen, sandte der Meister eiligst seinen Rath Dieterich von Schönberg an den Kurfürsten von Brandenburg und mehre andere Reichsfürsten, um ihre Hülfe gegen den König nachzusuchen; und weil das fernere Schicksal des Ordens zum Theil immer noch mit in den Händen des Kaisers lag, so eilte Dieterich auch an dessen Hof, um ihn zu bitten, die dem Meister so oft gegebene Vertröstung endlich in Erfüllung zu bringen, damit der Streit zur Entscheidung komme. Maximilian indeß suchte nur immer längern Verzug, seine Antworten waren stets ausweichend und zweideutig und so verging fast ein halbes Jahr, ohne daß der Hochmeister von ihm selbst eine Mittheilung erhielt über die zu Preßburg gefaßten Beschlüsse. Auch beim Papste fand dieser wenig Trost, denn auf seine an ihn gerichtete Bitte um Rath und Beistand, antwortete jener nur kurz und kalt: er solle in Betreff der Lehen und Rechte des Ordens, ohne den Röm. Stuhl um Rath befragt zu haben, nichts thun, was etwa die Rechte der Röm. Kirche beeinträchtigen könne.

Albrecht sah jetzt klar ein, daß wenn der drohende Sturm hereinbrechen werde, er nur noch in den Hülfskräften des Or-

dens und des Landes eine Rettung suchen müsse. Während er aber jetzt eifriger als je alle Mittel aufbot, um das Land durch allerlei zweckmäßige Anordnungen zur Versorgung der Städte mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln und durch andere Verthei- digungsanstalten gegen einen plötzlichen Angriff des Feindes zu schützen, entwarf er einen Kriegsplan, nach welchem er den Feind nicht im Lande erwarten, sondern vielmehr selbst zuerst das Schwert ergreifen wollte. Er theilte ihn dem ihm sehr ver- trauten Meister von Livland Walter von Plettenberg bei einer persönlichen Zusammenkunft in Memel mit. Mit Beihülfe des Kurfürsten von Brandenburg und des Markgrafen Kasimir, des Bruders des Hochmeisters, sollte eine Kriegsmacht von 8000 Söldnern und 2000 gutgerüsteten Reisigen für den Orden in Deutschland angeworben werden. Dieses herankommende Kriegs- volk sollte zuerst vor Danzig rücken. Zu gleicher Zeit sollte der Hochmeister mit den Streithaufen des Meisters von Livland ver- einigt in Masovien und ins Bisthum Ermland einfallen, um beide zur Hülfe für den Orden aufzufordern und wofern sie sich weigerten, sie mit Plünderung und Brand zu verwüsten. Dann sollte die ganze Kriegsmacht gegen die Weichsel zu bis vor Dan- zig ziehen und die Stadt mit Sturm angreifen, sofern sie sich nicht freiwillig ergebe. Hierauf wollte man nach Thorn eilen und hier auf gleiche Weise verfahren; man hoffte, daß nach dem Gewinne dieser beiden wichtigsten Städte sich auch Elbing und Marienburg von selbst unterwerfen würden; und endlich wenn der Weichsel-Strom und alles Land umher in des Ordens Be- sitz sey, wollte der Hochmeister in Polen selbst einfallen und dort, wie er sich ausdrückte, „mit Mord, Raub und Brand in dem Maaße wirthschaften, daß Küche und Keller es den Polen verbieten sollten, Preussen zu überziehen.“

Der Meister von Livland stimmte diesem Plane bei. Er- freut darüber sandte Albrecht sofort seinen Oberkompan Friede- rich von Heideck und den Rath Dieterich von Schönberg an den Kurfürsten von Brandenburg, der mit dem nöthigen Geschütz zu Hülfe kommen sollte, und an den Deutschmeister, um ihre Meinung darüber zu vernehmen, denn der letztere sollte aus sei- nen Balleien in Deutschland und Italien die nöthigen Geldmit- tel zur Werbung der Söldner aufzubringen suchen. Allein ge-

rade darin hatte sich der Hochmeister in seinem Plane verrechnet, denn nachdem er fast das ganze Jahr 1516 sich mit Vorbereitungen zum Kriege, mit der Säuberung des Landes von dem wieder überhand genommenen räuberischen Gesindel und mit sonstigen Anstalten zur innern Landessicherheit beschäftigt, ließ der Deutschmeister ihm die Antwort bringen: früherhin hätten allerdings zwar die Gebietiger in Deutschland die Zusage gegeben, den Orden in Preussen auf ein Jahr mit Reisigen und Fußvolk gegen Polen unterstützen zu wollen, jedoch in der Voraussetzung, daß auch der Kaiser, die Reichsstände, der Adel in Deutschland und der Livländische Meister zuverlässige Hülfe leisten würden. Da jetzt aber der Kaiser, mit der Krone Polen im Einverständniß, gegen sie nicht feindlich auftreten werde, die Reichsstände unter den jetzigen Zeitereignissen nur auf ihre Lande zu sehen hätten und der Adel ohne Geld und Sold sich für nichts gewinnen lasse, so sey aller Gebietiger ernstlicher Rath: der Hochmeister möge sich in keinen Krieg mit dem Könige von Polen einlassen, sondern auf billige Bedingungen sich mit ihm vergleichen; nehme der König solche nicht an, so müsse der Hochmeister aus der Noth eine Tugend machen und wie seine Vorfahren dem bedringlichen Frieden sich fügen, „der hohen Hoffnung, die Mutter Gottes als Patronin des Ordens werde es mit der Zeit, wo sie anders den Orden in fernerer Erhöhung halten wolle, in bessern Stand verfügen.“ Nur möge man, wenn es irgend umgangen werden könne, Deutschland und Livland nicht mit in den Vertrag ziehen.

Somit auch hier ohne Hoffnung, durch seinen Kriegsplan zum erwünschten Ziele zu gelangen, blieb dem Hochmeister nichts anderes übrig, als wo möglich noch beim Kaiser oder am päpstlichen Hofe eine Aenderung seiner bedrängten Verhältnisse herbeizuführen. An dem letztern war der Ordensprocurator unablässig thätig, durch den Papst auf den Kaiser, die Kurfürsten und andere Reichsstände zu Gunsten des Ordens einzuwirken, und vom kaiserlichen Hofe aus, wo der Ordensmarschall Georg von Eltz das Interesse für den Orden rege zu erhalten suchte, kam auch bald die Meldung: man habe dort die Streitsache wieder vorgenommen, der Kaiser wolle sie nochmals vor eine Anzahl unparteiischer Räthe in Wien zur Untersuchung bringen,

um wo möglich zugleich einen Vertrag herbeizuführen; bis dahin werde der König von Polen sich keinen Einfall und überhaupt keine Feindseligkeit gegen den Orden erlauben. Auf des Kaisers Aufforderung sandte der Hochmeister auch Bevollmächtigte; es verwandten sich auch mehre Deutsche Fürsten, wie die vom Hause Brandenburg, die Herzoge Georg und Johann von Sachsen und mit ganz besonderm Eifer der edle Kurfürst Friederich von Sachsen beim Kaiser zu Gunsten des Ordens, indem es ihm der letztere als eine seiner ersten und wichtigsten Pflichten ans Herz legte, die ritterliche Stiftung für die Deutsche Nation aufrecht zu erhalten und ihr in ihren Streithändeln mit Polen, wie sich gebühre, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Allein obgleich dem Kaiser alle Verhältnisse jetzt hinreichend bekannt seyn mußten und er wohl wußte, auf welche wesentliche Punkte es bei der Beseitigung der ganzen Streitsache hauptsächlich ankomme, so drang er doch fort und fort darauf, man möge ihm nur Mittel und Wege vorschlagen, wie er mit dem Könige von Polen in der Sache unterhandeln solle. Kurz man sah aus seiner ganzen Handlungsweise, daß er sich selbst in seiner Stellung zwischen dem Könige, dem Orden und dessen Gönnern unter den Deutschen Fürsten in großer Verlegenheit fühlte.

Seit dem Herbst des Jahres 1516 aber trat der König wieder mit einer Menge der bittersten Klagen über die fortdauernden Belästigungen und Gewaltthaten gegen seine Unterthanen aus den Ordenslanden auf. Er ließ den Hochmeister im strengsten Ernste ermahnen, endlich einmal Anstalten zu treffen, um solchen Mißhandlungen Einhalt zu thun und den Räubereien vorzubeugen, denn wie zu seinem Spotte und seiner Verachtung hätten die Uebelthaten an seinen Unterthanen sich nicht nur nicht vermindert, sondern sogar vermehrt; er wolle jetzt aus Rücksicht auf die Verwandtschaft den Meister noch einmal warnen, müsse jedoch mit allem Ernste darauf dringen, daß den Gräuelthaten gesteuert werde und seinen Unterthanen Gerechtigkeit widerfahre, länger könne und werde er keine weitere Nachsicht haben.

Diese Klagen aber, gegen die sich der Hochmeister hinlänglich verantwortete, schienen nur das Vorspiel zu einem weit ernstern Plane des Königes zu seyn, denn schon im Anfange des Jahres 1517 ward auf seinen Befehl auf einer Tagfahrt

zu Marienburg durch die versammelten Stände eine allgemeine Kriegsrüstung und Heerschau in den königlichen Landen angeordnet, wobei der König nicht unterlassen hatte, auf des Hochmeisters wiederholte Verweigerung des Huldigungseides hinzuweisen; er hatte selbst die Stände zur Berathung aufgefordert, welche Maaßregeln gegen den Meister anzuwenden seyen, sofern er fortfahre sich seiner Pflicht zu entziehen, wobei er selbst auf ernste Schritte gegen diesen hingedeutet. So drohte also jetzt mehr als je der Ausbruch eines Krieges. Da dem Meister nicht bekannt war, daß die Stände dem Könige unter den jetzt obwaltenden Umständen offene Feindseligkeit gegen den Orden widerrathen hatten, so erließ er alsbald in alle Aemter das Gebot, daß man sich überall zum Kriege fertig halten solle. Das ganze Land kam in kriegerische Thätigkeit.

Wie aber der Orden den Krieg werde führen können, war gar nicht abzusehen. Die Kräfte des Landes allein reichten unmöglich hin. Auf Beihülfe aus Deutschland war vorerst gar nicht zu rechnen. Der Deutschmeister Dieterich von Cleen benahm dem Hochmeister bei der Armuth und der Schuldenlast seiner Balleien und bei dem Zerwürfnisse der Reichsfürsten jede Aussicht auf Unterstützung, und wenn bei den Fürsten und im Deutschen Adel auch noch ein gewisses Interesse für den Orden vorhanden war, so war es doch mehr nur das Interesse des Eigennutzes. Man betrachtete und nannte auch häufig den Orden als das Spital des Deutschen Adels und benutzte ihn meist nur wie eine Versorgungsanstalt, in welcher man für jüngere Söhne adeliger Familien einen bequemen Unterhalt, ein anständiges Unterkommen fand. Dieß erklärt es auch, warum der Zudrang zur Aufnahme immer noch sehr bedeutend war; selbst Fürstensöhne verschmähten es nicht aus diesem Grunde in den Orden einzutreten, wie z. B. der junge Herzog Erich von Braunschweig in seinen ersten Jünglingsjahren in den Orden sich einkleiden ließ. Diese Art von Theilnahme am Orden konnte jedoch wenig Hoffnung erwecken, ihn von Deutschland her aus seiner Bedrängniß gegen Polen und der drohenden Kriegsgefahr gerettet zu sehen.

Nur das Vertrauen auf den Kaiser, wenn es auch oft schon merklich erschüttert war, gab Albrecht noch nicht ganz

auf und bald zeigte es sich auch, daß es nur der Kaiser war, der den König von Gewaltschritten gegen den Orden zurückhielt. Als nun aber dieser dennoch im Spätsommer des Jahres 1517, nachdem er bis dahin den Hochmeister fort und fort mit den gewöhnlichen bittern Klagen und Beschwerden belästigt, wieder ernstere Kriegsanstalten traf und seinen Reichsständen erklärte, daß er fortan nicht mehr Willens sey, vom Hochmeister seine Geduld und Langmuth noch länger mißbrauchen zu lassen, sondern auf nächstem Reichstage mit ihnen die nöthigen Mittel und Wege berathen wolle, wie der Meister zur Leistung seiner Pflicht zu zwingen sey, da trat ihm der Kaiser mit einem förmlichen Kriegsverbot entgegen.

Maximilian nämlich setzte jetzt mit dem Papste Alles in Bewegung, um seinen großartigen Plan eines Europäischen Heereszuges gegen die Türken in Ausführung zu bringen. Er durfte es daher auf keine Weise zum Ausbruche eines Krieges zwischen Polen und dem Orden kommen lassen, zumal da er auf beider Beihülfe in seinem großen Unternehmen rechnete. Er erließ also an den König wie an den Hochmeister die ernste Mahnung: „er vernehme mit großem Mißfallen, daß die längst drohende Fehde zwischen Polen und dem Orden jetzt anheben solle; da sie aber gerade jetzt der ganzen Christenheit zum größten Nachtheile gereichen werde, so gebühre ihm als Kaiser und Oberhaupt der christlichen Welt solch verderblichem Unheil vorzubeugen, um so mehr da zu besorgen sey, daß jetzt der Türke nach seinen Siegen versuchen werde, weiter in die christlichen Länder vorzuschreiten. Komme es nun zum Kampfe, so würden Beide ihre Macht schwächen und breche dann der Türke in des Königes Lande ein, so laufe dieser leicht Gefahr, sein ganzes Königreich zu verlieren. Er fordere daher den König von neuem auf, die Streitsache der Vermittlung des Kaisers anheim gestellt seyn zu lassen; man solle Zeit und Ort bestimmen, um durch beiderseitige Bevollmächtigte Späne und Irrungen zu verhören und in Güte beizulegen. Auf keinen Fall dürfe es zum Kampfe kommen, um nicht dadurch dem Christenfeinde Vorschub zu leisten."

Bereits früher hatte auch der Kurfürst von Brandenburg die tröstende Nachricht gegeben: der Kaiser habe nach langer

Zögerung auf sein wiederholtes Anregen die Ordenssache wieder aufgenommen und eine neue Botschaft an den König von Polen gesandt, auch die Hoffnung ausgesprochen, der König werde jetzt Alles auf friedlichem Wege auszugleichen suchen. Der Meister faßte daher den Entschluß, sich zu einer persönlichen Berathung mit dem Kurfürsten nach Berlin zu begeben, denn außer den wichtigen Ordensangelegenheiten, über die er dort mit seinem Vetter dem Erzbischofe Albrecht von Mainz, seinem Bruder Kasimir und dem Deutschmeister vieles zu verhandeln für nöthig fand, wollte er sich mit diesem seinem Bruder auch über die Aufnahme ihres Bruders des Markgrafen Wilhelm in den Orden näher verständigen. Nachdem er daher noch mehres in den Landesangelegenheiten geordnet theils in Betreff der Erhebung neuer Zölle in den Ordenslanden, worüber er mit dem Könige in neuen Zwist gerathen war, theils in Rücksicht des noch immer fortdauernden Unwesens der Raubfehden und des frechen Raubgesindels in den königlichen Landen, in Ermland und im Ordensgebiete, worüber es trotz aller Verhandlungen durch Botschafter und eines langen Streites mit dem Bischofe von Ermland immer noch zu keiner Verständigung und zu keinen entschiedenen kräftigen Maaßregeln gekommen war, traf er im Herbst des J. 1517 die nöthigen Vorbereitungen zur Reise.

Um dieselbe Zeit erschien bei ihm ein vom Herzog Boguslav von Pommern ihm empfohlener Ablaßkrämer Faustus Sadeus als Kommissarius für ein Hospital zu Rom mit einem päpstlichen Schreiben, ihn ersuchend, die vom Papste dem Hospital verliehenen Gnadenspenden und Ablasse als Gewalthaber solcher Gnaden unter Aufrichtung des Kreuzes in den Ordenslanden verkündigen zu dürfen. Außer ihm ließ damals auch ein Franciscaner-Mönch Simon Neumeister zur Errichtung eines neuen Klosters seines Ordens in Königsberg oder in dessen Nähe ebendaselbst unter großen Feierlichkeiten ein heiliges Kreuz aufrichten und benediciren, wobei ebenfalls ein vierzigtägiger Ablaß allen denen zugesichert ward, die vor dem Kreuze eine bestimmte Anzahl Paternoster und Ave Maria beten würden. So ging auch jetzt in Preussen die Ablaßkrämerei mehr als je im Schwange, gerade als in Deutschland der Gottesheld Martin Luther gegen das Unwesen sein kraftvolles Wort erhob.

Zwar ward im Ordenslande noch keine so mächtige Stimme dagegen laut; allein es wagten es doch auch schon hier mehre Geistliche, die mit erleuchtetem Geiste das Hohle und Leere des Ablaßhandels einsahen, sich mit ernstem Nachdruck über das schnöde Feilschen mit Gnadengaben und Sündenerlaß auszusprechen; nur fand ihre Stimme noch wenig Gehör, denn noch war für Preussen der Tag der Erleuchtung nicht erschienen.

Nachdem hierauf der Hochmeister die Verwaltung einem s. g. Landes-Regiment, an dessen Spitze der Bischof Hiob von Pomesanien stand, übertragen, trat er in der Mitte des November (1517) die Reise nach Berlin an, wo er den Deutschmeister nebst mehren andern Gebietigern bereits anwesend fand und sein Bruder Markgraf Kasimir ebenfalls bald anlangte, welchen der Kaiser ausdrücklich bevollmächtigt hatte, in Verhandlungen mit dem Hochmeister Alles anzuwenden, um den Streit mit Polen gütlich auszugleichen und dem Kriege vorzubeugen. Da indeß der Ordensmarschall, der sich bisher fast beständig am Kaiserhofe aufgehalten, dem Hochmeister versicherte, daß der Kaiser bis jetzt in der Hauptsache eigentlich fast noch gar nichts verhandelt habe, so glaubte Albrecht auch fortan nicht weiter auf ihn vertrauen zu dürfen. Nachdem er daher dem Deutschmeister seine Besorgnisse wegen des Planes mitgetheilt, den der König von Polen gegen den Orden auszuführen entschlossen seyn sollte, sobald er sich mit dem Moskowiter friedlich werde abgefunden haben, forderte er jenen auf, den Orden in Preussen, da er nothwendig darauf denken müsse, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn er zum Kriege mit Polen gezwungen werde, entweder mit einer Kriegshülfe an Mannschaft oder mit einer Kriegsbeisteuer von 100,000 Gulden zu unterstützen. Der Deutschmeister, obgleich auch jetzt noch keineswegs für den Krieg stimmend, sagte ihm nach mancherlei Verhandlungen die Kriegshülfe zu, stellte jedoch das Nähere erst noch einer weitern Berathung mit seinen übrigen Gebietigern anheim. Auch der Kurfürst von Brandenburg, an dessen Beihülfe dem Hochmeister schon wegen des Durchzuges Deutscher Hülfsvölker durch seine Lande viel gelegen seyn mußte, ging leicht in dessen Wünsche ein, denn nachdem Albrecht auf Joachims Verlangen auf alle bisher nach dem frühern Verkauf noch vorbehaltenen

Ansprüche auf das Wiederkaufs- und Einlösungsrecht in Betreff der Neumark Verzicht geleistet, bewilligte der Kurfürst nicht nur freien Hin- und Wiederzug durch die Neumark und alle seine Lande auf ewige Zeit, sondern schloß auch mit dem Meister noch ein besonderes Hülfsbündniß, in welchem er dem Orden gegen die Krone Polen eine Hülfsschaar von 500 Reisigen und 600 Fußknechten zuzusenden versprach, sobald er es verlange.

Auf solche Hülfe vertrauend schien Albrecht jetzt entschieden zu kriegerischen Schritten geneigt, zumal da eben der König von Polen auch durch andere Feinde noch vielfach beschäftigt wurde. Er wandte sich daher von Berlin aus nicht bloß an den Herzog von Stettin, um ihn zur Beihülfe zu gewinnen, sondern sandte zu gleichem Zwecke auch an den Herzog Georg von Sachsen, an die Kurfürsten und verschiedene Reichsfürsten, indem er ihnen vorstellen ließ: wie nun der Orden schon über zwanzig Jahre mit Polen unterhandelt habe, um sich seiner Bedrängnisse zu entledigen, und immer ohne Erfolg, wie ferner der Papst und das Concilium ungeachtet aller ihrer Versprechungen nichts für den Orden zur Behauptung seines Rechts gethan und wie er bisher vergebens auch vom Kaiser eine gütliche Beilegung des Streites erwartet, wie endlich die von neuem von Polen aus drohende Gefahr den Orden zwinge, auf Rettung und Vertheidigung seines Landes zu denken und er die Fürsten um Rath und Hülfe ansprechen müsse, um sich der Gewalt mit Gewalt zu erwehren. Auch an den Kaiser wandte sich Albrecht noch einmal mit der dringenden Bitte, ihn und den Orden in der Noth nicht zu verlassen.

Darauf eilte er noch im December nach Preussen zurück. Die Kriegsrüstungen nahmen sogleich seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Die Stückgießerei in Königsberg war Tag für Tag in Arbeit; da sie in der Kürze der Zeit nicht den nöthigen Bedarf liefern konnte, so wandte sich der Meister um Zusendung einer Anzahl schwerer Geschütze an den Herzog von Sachsen, andere Fürsten bat er um die erforderlichen Kriegsrosse, denn daran gebrach es damals im Lande. In diesem Eifer bestärkte ihn noch die Nachricht von neuen Friedensvorschlägen, die der Kaiser dem Könige von Polen hatte machen lassen, denn es war vorauszusehen, daß dieser sie nicht annehmen werde, da er nach

ihnen alle im ewigen Frieden an Polen abgetretenen Lande gegen einen der Krone zu leistenden Tribut, den der Papst und sechs Kurfürsten bestimmen sollten, dem Orden wieder einräumen sollte. Ueberdieß hatten auch die Polnischen Reichsgroßen dem Könige gerathen: man müsse den Hochmeister zum Frieden zwingen, zehntausend Tataren würden hinreichen, ihm den Gehorsam aufzudringen und den Orden zu vernichten.

Eiligst berief jetzt Albrecht im Anfange des Jahres 1518 einen Landtag, um durch eine gründliche Vorstellung der äußerst nachtheiligen Folgen des ewigen Friedens nicht bloß für das fernere Bestehen des Ordens, sondern vor Allem auch für die Freiheit und den Wohlstand aller Unterthanen die Stände des Landes für sein Gesuch geneigt zu stimmen, ihm zu den nothwendigen Landesbedürfnissen die Ziese, wie man sie ihm seit zwei Jahren zugestanden, noch auf einige Jahre zu bewilligen. Die Stände erklärten sich alsbald bereit, die Steuer vorläufig noch auf ein Jahr zu genehmigen, jedoch den Antrag wegen Bewilligung noch auf mehre Jahre zuvor Landen und Städten vorzulegen, um darüber auf einem spätern Landtage einen Beschluß zu fassen. Dem Hochmeister genügte dieß und erfreut über diese treue Bereitwilligkeit der Stände, bezeugte er ihnen seinen Dank durch die Anordnung eines großen Festes auf Fastnacht, wozu er besonders die Ritterschaft des Landes an seinen fürstlichen Hof einlud; es war ein großes, glänzendes Turnier, das erste, welches in Preussen, so viel wir wissen, Statt fand. Es dauerte drei Tage lang.

Dem heitern Ritterspiele folgte indeß bald der schwere Ernst des Lebens. Der Kurfürst Friederich und Herzog Johann von Sachsen ließen dem Meister melden, daß sie ihm wegen Fehden mit einigen ihrer Widersacher die erbetene Hülfe nicht leisten könnten; auch Herzog Georg von Sachsen, der alte Freund des Ordens, mahnte entschieden vom Kriege ab und wies auf des Kaisers Vermittlung, so wie auf die große Schwierigkeit hin, taugliches Söldnervolk aufzubringen. Am meisten aber befremdete den Hochmeister die Verweigerung der ihm versprochenen Kriegshülfe von Seiten des Deutschmeisters, der ihm meldete, daß der traurige Zustand der Balleien in Deutschland solche jetzt unmöglich mache; man wolle zwar das gegebene Versprechen

halten, jedoch nur wenn auch der Kaiser, die Fürsten und andern Reichsstände, die Deutsche Ritterschaft und der Meister von Livland den Orden gegen Polen unterstützen würden. Es kam darüber zwischen dem Hochmeister und dem Deutschmeister zu sehr ernsten Erklärungen, denn als dieser an den Gehorsam erinnert wurde, den er dem Hochmeister schuldig sey, erklärte er geradezu: wenn sonst ein Hochmeister Hülfe vom Deutschmeister gewünscht, so habe er diesen freundlich darum ersucht und gebeten, ihm auch wohl Schadebriefe ausgestellt; man müsse daher den Hochmeister bitten, daß auch er es beim alten Gebrauche lasse. Endlich ward auch die Aussicht auf Beihülfe aus Livland getrübt, da plötzlich der Hauptmann von Samaiten den Strand zwischen Livland und Preussen besetzte und somit alle Verbindung unterbrach.

Der Kaiser aber hatte kaum Nachricht von Albrechts kriegerischen Rüstungen, als er ihn von neuem zur Aufrechthaltung des Friedens ermahnen ließ und bald darauf langte beim Hochmeister auch eine päpstliche Bulle an, worin allen Königen und Fürsten bei Strafe der Excommunication ein fünfjähriger Gottesfriede anbefohlen ward, um währenddeß die Kräfte der christlichen Reiche zum Kampfe gegen die Türken zu vereinigen. Auch den König von Polen suchte der Kaiser zu friedlichen und milderen Gesinnungen zu bewegen, ihn auffordernd, seine Kriegskräfte gegen die Ungläubigen zu verwenden. Allein wenn auch dieß alles die Gefahr, die dem Orden fort und fort von Polen drohte, auf einige Zeit beseitigte, so befreite es den Hochmeister doch keineswegs aus seiner schwerbedrängten Stellung. Er versäumte daher auch nichts, was nur irgend zur Landesvertheidigung nothwendig war, sorgte für Geschütz, ließ aus Deutschland kriegserfahrene Männer kommen, wie den jungen Grafen Reinhard von Solms, den Kriegshauptmann Wilhelm von Grün u. a., um deren Kenntnisse und Erfahrungen im Kriegswesen in seinen Kriegsanordnungen zu benutzen.

Da nun aber der Hochmeister seit Jahren vergebens eine Lösung der Streitfrage mit Polen vom Kaiser und vom Papste erwartet, alle Hoffnung auf Beihülfe von Deutschland aus abgeschnitten und unter diesen Umständen um so weniger zu bezweifeln war, daß der König von Polen wenn irgend möglich

die Erfüllung seiner Forderung mit Waffengewalt zu erzwingen suchen werde, so ergriff er jetzt die Hand eines Fürsten, den schon seine fortdauernde Feindschaft gegen Polen zu einem natürlichen Bundesgenossen des Ordens machte und der eben auch wieder mit großer Macht an den Gränzen Polens lag; es war der Großfürst von Moskau. Sie hatten sich beide einander längst genähert und schlossen jetzt ein gegenseitiges Angriffs- und Vertheidigungsbündniß. Der Hochmeister verpflichtete sich eine Streitmacht von 10,000 Mann Fußvolk und 2000 Reiter aufzubringen; der Großfürst dagegen verhieß ihm zu deren Unterhalt eine monatliche Summe von 60,000 Rhein. Gulden, sobald der Orden Danzig, Thorn, Marienwerder und Elbing einnehmen und dann seine Waffen auch gegen Polen selbst richten werde. Das Bündniß ward so viel als möglich geheim gehalten, damit der König nicht Zeit gewänne, sich zum Kriege vorzubereiten. Nun kam zwar sein Inhalt, so viel auch darüber hin und her verhandelt wurde, nicht zur Ausführung; allein es hatte doch den Erfolg, daß der Hochmeister im Vertrauen auf die Beihülfe aus Rußland und mit neuem Muthe belebt, seine Kriegsrüstungen und Wehranstalten im Verlaufe des J. 1518 mit doppeltem Eifer fortsetzte und im ganzen Lande Alles so vollkommen kriegsfertig hielt, daß er jeden Augenblick ins Feld zu rücken im Stande war. Auch auf des Königes von Dänemark Hülfsgenossenschaft sah er nicht ohne Hoffnung hin.

Zu diesem Eifer in seinen kriegerischen Vorbereitungen bewog ihn bald noch mehr die von neuem schwer drohende Sprache, womit der König ihn durch einen Botschafter abermals zur Rede stellen ließ, daß er widerspänstigen Geistes immer noch säume, seinen Pflichten gegen ihn, den Lehensherrn, dem ewigen Frieden gemäß nachzukommen; selbst bei der Feier seines Beilagers zu Krakau hatte er seine bittere Klagen gegen den Orden nicht vergessen können, denn es hatte ihn von neuem erbittert, daß Albrecht, von ihm eingeladen, bei dem Feste weder selbst erschienen war, noch auch einen Botschafter gesandt hatte. Es ging daher seitdem kaum eine Woche vorüber, ohne daß der König nicht neue Beschwerden erhob bald über das im Ordensgebiete noch fortdauernde wilde Raubwesen, wovon er die Schuld ganz allein dem Hochmeister beimaß, bald über dessen Verbot der Getreide-

ausfuhr, bald über andere Dinge. Je offener und entschiedener aber Albrecht sich gegen solche Klagen verantwortete, um so mehr stieg die gegenseitige feindliche Spannung. Das zeigte schon des Königes bald darauf erfolgende Verordnung, welche allen Polnischen Unterthanen den Handel in die Ordenslande bei Leibesstrafe und Verlust aller Güter aufs strengste untersagte.

Unter diesen traurigen Verhältnissen schmerzte den Hochmeister um so mehr der Tod eines Mannes, der ihm bisher stets mit Liebe und Anhänglichkeit zu Rath und That zur Seite gestanden hatte; es war der Bischof Günther von Samland, der am 16. Juli (1518) einer schweren Krankheit zu Merseburg hatte erliegen müssen. Niemand war jetzt wohl würdiger, das verwaiste Bisthum zu verwalten, als der Mann, der einst mit dem Hochmeister zugleich das Ordenskleid angelegt, bisher in verschiedenen Verwaltungsämtern vielfache Erfahrungen gesammelt, seine einst in Italien, namentlich auch am päpstlichen Hofe erworbenen Lebens- und Geschäftskenntnisse und seitdem vielseitig erweiterte Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Welt theils in den Angelegenheiten des Ordens als Unterhändler beim Könige von Polen, theils durch Sendungen an den Kaiserhof, an den päpstlichen Stuhl und verschiedene Deutsche Reichsstände, theils auf manche andere Weise so trefflich bewährt hatte, Georg von Polenz nämlich, der sich zuletzt noch als Hauskomthur zu Königsberg durch seine eifrige Amtsthätigkeit das hohe Wohlwollen und Vertrauen des Hochmeisters erworben hatte. Auf ihn fiel daher auch dessen erster Blick bei der neuen Besetzung des Samländischen Bischofsstuhles. Seine Wahl indeß verzögerte sich noch einige Zeit.

Das Vertrauen auf den Kaiser hatte Albrecht fast ganz aufgegeben. Noch vor dem Reichstage zu Augsburg, der im August eröffnet wurde, schrieb er dem Kurfürsten von Brandenburg: „was die kaiserlichen Zusagen den Fürsten bisher genützt, habt ihr, ich will andere verschweigen, an uns Deutschen, auch an meinen und meines Ordens Sachen zu ersehen. Ich besorge, der Kaiser sey auch euch im Grunde nicht hold; weil er euch aber jetzt zur Wahl eines Röm. Königes bedarf, so ist dieß in diesem Spiele die Braut, um die er tanzt, denn nach Ausgang dieses Anschlages der Wahl werden alle Sachen wieder im lan-

gen Kasten liegen." Hatte aber bisher im Hochmeister noch ein Funke von Hoffnung auf den Kaiser gelebt, so war er auf dem erwähnten Reichstage, zu welchem er auf des Kaisers Aufforderung seinen Rath Sigismund von Sichau gesandt, völlig erstickt worden, denn nachdem Maximilian dem Bischofe von Ploczk als Polnischen Botschafter erlaubt hatte, in Anwesenheit aller Fürsten und Reichsstände mit einer langen Rede voll von Schändungen und Schmähungen gegen den Orden aufzutreten, verweigerte er dem Ordensgesandten das Wort zu nehmen und den Orden zu vertheidigen; er wies ihn mit den Worten ab: „es ist jetzund nicht Zeit, ihr sollet doch meiner Ehre daran verschonen; ich werde es euch wohl sagen, wann es Zeit ist, seyd nur nicht zu hitzig in der Sache!" Auf des Kaisers Versprechen, die Streitsache durch einen Compromiß oder durch eine gütliche Verhandlung beizulegen, konnte man natürlich nicht die entfernteste Hoffnung mehr bauen, und so ging der Reichstag hin, ohne daß der Orden irgend eine Aussicht zur Beendigung seiner Mißverhältnisse mit Polen gewann.

Nun faßte zwar Albrecht eine Zeitlang wieder einige Hoffnung zu einer friedlichen Verständigung. Das dem Könige von Polen bekannt gewordene Bündniß des Hochmeisters mit dem Großfürsten von Moskau hatte auf ihn großen Eindruck gemacht, zumal da er wußte, daß nicht nur der Kurfürst von Brandenburg, sondern auch der König von Dänemark nöthigenfalls dem Orden zu Hülfe stehen würden. Dieß hatte ihn zaghafter gemacht. Als daher um dieselbe Zeit ein päpstlicher Botschafter bei ihm erschien, um ihn zu einem Waffenstillstande aufzufordern, erklärte er sich bereitwilliger als je zu einem friedlichen Vergleich geneigt, oder wenn dieser nicht zu Stande kommen sollte, wenigstens zu einem Beifrieden auf zwei oder fünf Jahre, sofern der Türkenzug seinen Fortgang haben werde. Allein die Aussicht zu einer friedlichen Verständigung verschwand bald wieder; denn der päpstliche Botschafter, der die Verhandlung leitete, meldete dem Meister aus Krakau: der König selbst habe sich auf seine Vorschläge zu einer Ausgleichung zwar sehr freundlich erklärt, indeß glaube er nicht, daß seine Reichsgroßen, ohne welche er nichts beschließen könne, zugeben würden, daß irgend etwas in Preussen sowohl diesseits als jenseits der Weichsel an

den Orden abgelassen werde; man habe daher den alten Vorschlag wiederholt, dem Orden etwa ganz Podolien und eine verwüstete Landstrecke von Litthauen diesseits des Dneprs abzutreten. Der Meister erwiederte hierauf: „wir wissen gar wohl, worauf die Polen ausgehen, uns gerne an einen Ort hinzuweisen, wo wir niemand zu uns und von uns bringen könnten.“ Wiederholte bittere Klagen des Königes über meist unbedeutende Dinge und erneuerte Streithändel über die Gränzen bewiesen auch bald, daß sich vorerst noch keine friedliche Zukunft erwarten lasse.

So brach das Jahr 1519 unter manchen trüben Aussichten an. Um dem Sturme, wenn er hereinbrechen sollte, mit Kraft entgegentreten zu können, mußte des Meisters ganze Thätigkeit vor allem noch unablässig auf zwei Ziele gerichtet bleiben, auf möglichste Verstärkung seiner Kriegsmittel und Bewehrung des Landes, und auf Beförderung des Wohlstandes seiner Unterthanen. Städte und Burgen wurden daher noch immer stärker bemannt und reichlicher mit Kriegsbedarf versorgt; selbst aus Prag wurde schweres Geschütz geholt, aus Deutschland tüchtige Büchsenmeister und andere im Kriegswesen geschickte Männer herbeigerufen. In den wichtigsten Ordensburgen legte man Magazine an. Zur Förderung des Wohlstandes der Unterthanen erleichterte der Hochmeister dem Landmanne so viel als möglich seine bisherigen schweren Dienste und Leistungen, für den Gewerbsstand in den Städten erließ er, dem strengen Handels-Verbote des Königes von Polen gegenüber, ein neues Handels-Mandat, in einem so liberalen, wohlwollenden und landesväterlichen Sinn, selbst gegen den König von Polen in einem so schonenden und friedfertigen Geiste entworfen, der dem Meister in der That zu hoher Ehre gereicht. Es sollte keinem fremden Kaufmanne weder aus des Königes Landen, noch aus irgend einer Seestadt der Handel und Verkehr im Ordensgebiete oder auch der Durchzug nach den Nachbarlanden auf irgend eine Weise beschränkt, gehemmt oder irgendwie verwehrt seyn, „damit jeder seinen Nutzen und sein Bestes suchen und fördern könne.“ Außerdem war der Meister auch eifrigst bemüht, den Handel mit dem Auslande, namentlich mit den Hansestädten,

mit den Skandinavischen Reichen und mit England wieder mehr in Schwung zu bringen.

Da traf die Nachricht von dem am 12. Januar erfolgten Tode des Kaisers ein. Albrecht faßte jetzt neue Hoffnungen und wandte sich alsbald an den Kurfürsten von Sachsen und an mehre andere Fürsten mit der Bitte, bei der neuen Kaiserwahl besonders auch die Rechtssache des Ordens von neuem in Anregung zu bringen und vornehmlich den neugewählten Kaiser über die verwickelten Verhältnisse desselben zu Polen genau zu unterrichten. Allein noch vor dieser Wahl drohte der Kriegssturm schon immer näher. Da der Großfürst von Moskau die Zusicherung gegeben hatte, im Verlaufe dieses Jahres Litthauen und Polen nicht weiter mit Krieg zu bedrängen, sofern der König seiner Seits Rußland nicht beunruhigen werde, so gewann dieser jetzt Muth genug, auf einem Reichstage zu Petrikau gegen den Orden den Krieg zu beschließen, sofern der Meister jetzt seiner Pflicht nicht genügen und sich des Königes Gebote nicht fügen werde. Und überall zeigten sich auch bald kriegerische Bewegungen. Danzig ward in größter Eile stärker befestigt und mit Geschütz und anderm Kriegsbedarf reichlich versorgt, desgleichen auch andere Städte. Darauf zeigte der König dem Hochmeister an, daß er auf die Klagen seiner Unterthanen über die fortdauernden Räubereien und Plackereien aus dem Ordensgebiete und auf ihre Bitten um stärkere Bemannung und Schutz gegen solche Gewaltthaten beschlossen habe, eine Anzahl Reiter ins Land zn senden; er erwarte vom Hochmeister, daß man ihnen, wenn sie bei Verfolgung der Raubgesellen ins Gebiet des Ordens einsprengen würden, solches ohne weiteres gestatten werde. Albrecht sah zwar wohl ein, daß der König nur Anlaß suche, neues Kriegsvolk ins Land zu bringen und seine Städte stärker zu besetzen, und erklärte ihm daher, es bedürfe zum Schutze des Landes keiner fremden Bewaffneten. Dennoch aber waren bald alle Städte stark mit königlichen Truppen besetzt; selbst in Frauenburg zog Polnisches Kriegsvolk ein; an der Weichsel nahm die Zahl der Kriegshaufen mit jedem Tage zu und fast täglich kam es an den Gränzen des Ordensgebietes auch schon zu feindlichen Auftritten, so daß der förmliche Ausbruch des Krieges fast außer allem Zweifel stand. Und er würde sicher-

lich auch sofort erfolgt seyn, wenn nicht eben damals der Chan der Tataren aus der Krimm mit einem gewaltigen Kriegsheere, durch das wehrlose Podolien und Volhynien heranstürmend, in Litthauen eingefallen wäre und zugleich über Lemberg bis nach Krakau hin Alles fürchterlich verwüstet hätte, denn um diesen wilden Feind vom weitern Vordringen in sein Reich zurückzuhalten, mußte der König die gegen den Orden gesammelte Streitmacht aus den Weichselgegenden eiligst wieder hinwegziehen.

Seit dem Reichstage zu Petrikau war kaum eine Woche hingegangen, in der nicht hier oder dort gegen den Orden und seine Unterthanen offene Feindseligkeiten verübt worden waren. Der raubsüchtige Hauptmann von Samaiten, der trotz aller Klagen des Hochmeisters beim Könige den Samaitischen Strand immer noch besetzt hielt und dadurch alle Verbindung mit Livland hemmte, hatte seitdem mehr als je durch Einfälle und Plünderungen seinem Muthwillen freien Lauf gelassen. Der Bischof von Pomesanien klagte aufs bitterste über den unerträglichen Uebermuth und die Gewaltthaten, denen er von Seiten der nahen Polnischen Beamten fort und fort ausgesetzt war. Längs der Gränze Litthauens und Samaitens fielen fast täglich Meutereien und gewaltthätige Ereignisse vor, wobei es häufig zu Mord und Todtschlag kam. Auch im benachbarten Masovien begannen kriegerische Rüstungen. Kurz man sah aus Allem, daß es für den König nur ruhigere Zeiten in seinem Reiche bedürfe, um seinen durch die Tataren unterbrochenen Kriegsplan gegen den Orden auszuführen.

Um so mehr eilte jetzt der Hochmeister, sein Hülfsbündniß mit dem Könige von Dänemark zu erneuern; es wurden gegenseitig neue Zusicherungen festgestellt. Auch auf die Freundschaft des Großfürsten von Moskau sah er nicht ohne Vertrauen hin, denn dieser verwandte sich mit regster Theilnahme für den Orden nicht nur bei den Deutschen Reichsfürsten, sondern selbst auch beim Könige Franz von Frankreich, der damals bekanntlich um die Deutsche Kaiserkrone buhlte. Der Ordensmarschall Georg von Eltz und Wolf von Schönberg, den der Hochmeister in seinen Dienst genommen, erhielten den Auftrag, so eilig als möglich theils Kriegsvolk anzuwerben und nach Preussen zu senden, theils die zur Kaiserwahl zu Frankfurt versammelten Kur-

Fürsten und Reichsstände mit der jetzt so schwer drohenden Gefahr für den Orden bekannt zu machen und nochmals aufs dringendste ihre Hülfe zu seiner Rettung in Anspruch zu nehmen. Allein es wurde auf dem Reichstage des Ordens in Preussen kaum öffentlich erwähnt. Der Kurfürst von Sachsen rieth entschieden von offenen Feindseligkeiten gegen Polen ab; andere Fürsten versagten dem Orden ohne weiteres allen Beistand und erboten sich nur zu einer friedlichen Vermittlung. Selbst der Deutschmeister wußte in den Kriegsereignissen in Deutschland für seine Unthätigkeit eine Entschuldigung zu finden. Sonach war wenig Aussicht zu auswärtigem Beistande. Nur in der Theilnahme des Deutschen Adels besonders in den Rheinlanden fand der Hochmeister noch einige tröstende Hoffnungen.

Kaum aber war in Polen bekannt geworden, daß König Karl von Spanien zum Kaiser erwählt sey, als man dort sogleich bemüht war, ihm ein an den Hochmeister gerichtetes Mahnschreiben unterzuschieben, worin er diesen zur schnellen Erfüllung der gegen den König von Polen schuldigen Verpflichtungen aufforderte. Albrecht indeß würdigte das Polnische Machwerk keiner weitern Beachtung, zumal da der Kaiser bald darauf das Mandat erließ, daß bis zu seiner Ankunft im Reiche Alles friedlich bleiben und keiner dem andern Anlaß zu Krieg und Fehde geben solle.

Den Krieg des Königes gegen den Orden hinderten immer noch die sein Reich bedrohenden Gefahren im Osten, denn seit dem August dieses Jahres waren drei verschiedene Russische Heere theils in Litthauen theils in die übrigen östlichen Lande mit schwerer Verheerung eingefallen, welche die königliche Kriegsmacht dort fort und fort beschäftigten. Mittlerweile setzte der Hochmeister seine Kriegsrüstungen unablässig fort, bewehrte besonders die tiefer im Lande liegenden und deshalb am meisten bedrohten Städte mit dem nöthigen Geschütz, ließ überall strenge Musterung halten, damit jeder Kriegspflichtige nach Laut seiner Handfeste aufs vollständigste kriegsfertig dastehe, ließ in Deutschland Söldner werben und sandte einen Eilboten an den König von Dänemark mit der Bitte, seiner Zusage nach dem Orden aufs schleunigste durch Zufuhr von Lebensmitteln, mit etwa tausend Kriegsleuten und einer Anzahl Schiffe zu Hülfe zu kommen.

Der König gab jedoch die untröstliche Antwort: die Kürze der Zeit mache es unmöglich, des Meisters Bitte zu erfüllen.

Um so mehr schreckte die Nachricht von der Ausrüstung einer außerordentlichen Kriegsmacht in Polen, die, wie man hörte, der König selbst noch vor Ausgang des Jahres nach Preussen führen wollte, auch von bedeutenden Kriegsanstalten im Polnischen Preussen und von dem Plane der Danziger, das Tief zu versenken, um dem Orden die Zufuhr zur See abzuschneiden. Gegen Ende des Octobers trat der König auch offen mit seiner Kriegserklärung gegen den Orden hervor, als Gründe dazu hervorhebend die fortwährende Verweigerung des Lehenneides, die unaufhörlichen Bedrückungen und Mißhandlungen seiner Unterthanen durch Raub, Brand, Mord und Einkerkerung und des Hochmeisters verrätherische Verbindung mit den Moskowitern und Tataren gegen die Krone Polens. Auf einem Reichstage zu Thorn, wozu er auch den Bischof Fabian von Ermland einlud, sollte der eigentliche Kriegsplan näher berathen und entworfen werden.

Der Hochmeister sandte in größter Eile seinen Rath Dieterich von Schönberg an die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, an den Erzbischof von Mainz, seinen Bruder den Markgrafen Kasimir u. a. mit der Bitte um schleunigste Hülfe, wie sie ihm solche früher in Berlin zugesagt. Allein keiner war zu thätigem Beistand zu bewegen. Der Kurfürst von Brandenburg wußte sich durch seinen Schaden, den er in seinen Landen durch einen gesammelten Söldnerhaufen des Ordens erlitten habe, in Betreff seines Versprechens der Beihülfe zu entschuldigen, stellte dem Hochmeister das Gefahrvolle des Krieges mit Polen vor, ließ ihn zugleich auch vor dem Könige von Ungern warnen, der dem von Polen Hülfe versprochen haben sollte, im Fall des Hochmeisters Verwandte unter den Fürsten den Orden unterstützen würden. Die Kurfürsten von Mainz, Sachsen, von der Pfalz und Herzog Georg von Sachsen begnügten sich bloß, einen Plan zu berathen, wie vorerst zwischen Polen und dem Orden ein friedlicher Anstand und dann ein Austrag der streitigen Verhältnisse zu Stande gebracht werden könne. Selbst des Hochmeisters Bruder mochte sich zu nichts verstehen, weder zur Beihülfe durch Kriegsmannschaft,

noch zu einer Anleihe von zehntausend Gulden, womit ein Reiterhaufe unter Anführung des Ritters Franz von Sickingen, den der Hochmeister auf zwei Jahre in Dienst genommen, nach Preussen gebracht werden sollte. Der Deutschmeister endlich verstand sich erst nach vielen Verhandlungen dazu, die erwähnte Geldsumme aufzubringen, um einen in den Rheinlanden von Wolf von Schönberg angeworbenen Söldnerhaufen, in welchem sich auch Hans von Sickingen, Franzens Sohn, befand, in Bewegung zu setzen.

So stand der Hochmeister noch ganz ohne auswärtige Hülfe da, als in den ersten Tagen des Decembers (1519) der König von Polen mit großem Gepränge und einem Kriegsgeleite von sechzehnhundert Pferden in Thorn ankam. Seine Kriegsmacht, nach der geringsten Angabe 20,000 Mann stark, lag noch großen Theils in Kujavien zerstreut, denn er erwartete erst noch den Zuzug einer bedeutenden Heerschaar von Böhmen, Mähren und Schlesiern, darunter auch zweitausend auserlesene Kriegsleute des Königes von Ungern. Vergebens suchte der zunächst bedrohte Bischof von Pomesanien den wilden Sturm von seinem Bisthum abzuwenden und den König durch den Erzbischof von Gnesen zu mildern Gesinnungen zu bewegen. Sigismund ließ den Hochmeister jetzt nochmals auffordern, vor ihm in Thorn zu erscheinen und seiner Pflicht nachzukommen. Da dieß am bestimmten Tage nicht geschah, so rückte das Kriegsvolk nun weiter ins Land ein.

Der Hochmeister erließ alsbald durchs ganze Land ein allgemeines Aufgebot; alle Wehrpflichtigen sammelten sich zu Hauf und rückten ins Feld. Der Bischof von Samland mußte schleunigst die Nehring besetzen, um dort die Danziger von einem Einfalle ins Land zurückzuhalten. Wie in Samland und Natangen so wurden auf des Meisters Befehl aus allen Aemtern sämmtliche Kirchengeräthe, Kleinodien und sonstige Kirchenschätze zu sicherem Verwahrsam nach Königsberg eingeliefert und um die ersten Kriegskosten zu bestreiten, zum Theil in Münze verwandelt, denn es verlautete: der Feind wolle zur Rache das ganze Land rein ausplündern, die Bewohner größten Theils nach Polen entführen und der Herrschaft des Ordens auf alle Zeiten ein Ende machen, um Preussen unter das Machtgebot

eines weltlichen Fürsten zu bringen. „Einen brennenden Krieg, so hieß es, wolle der König führen, der alle Spuren des Regiments des Ordens vernichten solle."

Zwölftes Kapitel.

Einbruch und Eroberungen der Polen in Preussen. Ergebung des Bischofs von Pomesanien an den König von Polen. Verzweifelte Lage des Hochmeisters. Fruchtlose Friedensverhandlung. Die Polen vor Königsberg. Der Hochmeister zu Thorn. Neue Ermuthigung des Ordens. Kaiser Karls V. Ermahnungsschreiben. Zerwürfniß mit dem Ermländischen Bischofe. Anzug Deutscher Söldner. Waffenstillstand. Kriegsopfer. Trauriger Zustand des Landes. Das Bisthum Pomesanien. Der Hochmeister in Prag und Deutschland. Verhandlungen mit dem Deutschmeister. Drückende Finanzverhältnisse. Ermländische Bischofswahl. Fruchtlose Friedensbemühungen. Des Hochmeisters Bekanntschaft mit Luther. Anfang der Kirchen-Reformation in Preussen. Der Pomesan. Bischofsstuhl. Verbreitung der Lehre Luthers in Preussen. Des Hochmeisters Verhalten zur Reformations-Sache. Fortgang derselben. Widerstand dagegen. Unzufriedene Stimmung im Lande. Verhalten des Hochmeisters gegen den Röm. Hof und den Deutschmeister. Der päpstl. Legat Campeggio. Friedenswünsche. Traurige Lage des Hochmeisters. Friedensverhandlungen mit dem Könige von Polen. Friedensschluß zu Krakau. Belehnung des Herzogs Albrecht mit dem Herzogthum Preussen. Untergang des Ordens in Preussen.

1520—1525.

Die feindliche Macht stürmte noch vor Anfang des Jahres 1520 aus dem Kulmerlande zuerst ins Bisthum Pomesanien, wo durch die rohen Tatarenhaufen fast jede nur erdenkliche Grausamkeit verübt, Kirchen geplündert, Altäre umgestürzt, die Heiligthümer besudelt und entweiht, Kinder und Greise erwürgt, Frauen und Jungfrauen entehrt und gemißhandelt wurden. Das ganze Bisthum erlag einer furchtbaren Verheerung durch Raub, Mord und Brand. Riesenburg, des Bischofs Residenz, ward

scharf belagert, hielt sich aber tapfer; nicht so Deutsch-Eilau und das bischöfliche Schloß Schönberg, die sich beide dem Feinde ohne Widerstand ergaben.

Der Hochmeister erließ zuerst nach ritterlichem Brauch einen Absagebrief, darin die Gründe darlegend, die ihn zum gerechten Kampfe gegen den König gedrungen; darauf rückte er am Neujahrstage mit einem Heerhaufen gegen Braunsberg, denn es war wichtig, vor allem diese Stadt zu gewinnen; sie ergab sich ihm ohne alle Gegenwehr und ward so viel als möglich bemannt. Inzwischen aber hatte der Feind schon Soldau erstürmt, geplündert und verbrannt. Gilgenburg und Hohenstein gaben sich den feindlichen Haufen ohne weiteres Preis, ebenso Rastenburg. Mohrungen leistete nur einige Tage Widerstand. Jetzt drängte der Feind in starker Macht nach Preuss. Holland heran. Die Stadt war weder mit Mannschaft noch Lebensmitteln hinlänglich versorgt; es ward ihr zwar eiligst eine Hülfsschaar unter dem Hauptmann Georg von Witramsdorf zugesandt, allein es herrschte Unordnung und Zwietracht unter der Besatzung und als bald nachher der Meister mit einer mäßigen Heerschaar hinaufzog, fand er die Stadt von 8000 Polen schon rings umlagert und mußte, zum Angriff gegen den Feind zu schwach, ohne Erfolg nach Königsberg zurückkehren. Da es aber dem Feinde am nöthigen Belagerungsgeschütz fehlte und die einzelnen Haufen sich oft weit und breit zur Ausplünderung der Dörfer zerstreuten, so gelang es dem Ritter Dieterich von Schlieben die Stadt mit Mannschaft, Proviant und Kriegsbedarf hinreichend zu versorgen und unter seinem Befehle wehrte sich die Besatzung gegen den stürmenden Feind mit solcher Tapferkeit, daß dieser in kurzem 2000 Todte zählte. Dieser Verlust, einbrechender Hunger und Kälte hatten das Polnische Belagerungsvolk schon sehr entmuthigt und als es nun eines Tages auch den heil. Ritter Georg auf der Mauer von Holland mit kämpfend gesehen haben wollte, entlief es in größter Unordnung und Verwirrung nach Braunsberg zu, ward aber von einer Reiterschaar aus Holland verfolgt, überfallen und großen Theils erschlagen.

Mitterweile ward auch Marienwerder vom Feinde stark bedrängt und fast täglich bestürmt. Elbing und Danzig sandten

zwar den Belagerern Geschütz, Sturmleitern und Mannschaft zu; allein es fehlte auch hier an grobem Belagerungsgeschütz und die Besatzung wehrte sich vom Dom und von den Mauern der Stadt mit solcher Tapferkeit, daß endlich der Feind, an der Eroberung verzweifelnd, sich zurückzog. Man schlug jetzt andere Mittel ein. Der Erzbischof von Gnesen machte dem Bischofe von Pomesanien das Anerbieten: sofern er sich in des Königes Schutz und Gehorsam ergebe, solle ihm das ganze Bisthum mit allen Städten und Schlössern eingeräumt und der erlittene Schaden so viel als möglich vergütet werden. Der Bischof aber antwortete: „nun das Gut verloren, will man mich auch um die Ehre bringen? Solche hat für mich mehr Werth als alles verlorene Gut!"

Da unterdeß auch Osterode und Allenstein sich dem Feinde ergeben hatten, Melsack von ihm erstürmt, doch bald darauf von Friederich von Heideck und Peter von Dohna für den Orden auch wieder gewonnen war, so drängte jetzt der Feind mit Macht bis unter die Mauern von Braunsberg heran, um durch Eroberung dieser Stadt sich die Heerstraße nach Königsberg zu eröffnen. So tapfer aber auch Friederich von Heideck selbst bei allem Mangel von Kriegsbedarf und bei der schwankenden Treue der Bürgerschaft mit nur fünfhundert Fußknechten die Stadt vertheidigte, so war es ihm wegen Mangel an Reiterei doch nicht möglich, dem Meilen weit umher plündernden Feinde zu begegnen. Es brach auch schon ein starker Heerhaufen mit Mord und Brand in Natangen ein, erstürmte Domnau, brannte Preuss. Eilau nieder und warf sich dann vor Zinten. Nachdem ihn hier die brave Bürgerschaft dadurch, daß sie die Häuser und Scheunen vor der Stadt, die der Feind besetzt hatte, während der Nacht in Brand steckte, zur Flucht getrieben, stürmte er abermals vor Melsack, welches sich ihm ergeben mußte. Die Böhmen plünderten trotz der verheißenen Sicherheit an Leib und Gut die ganze Stadt und ließen acht Rathsherren enthaupten.

Die Lage des Ordens ward mit jedem Tage trauriger. In Preuss. Holland, welches der Feind von neuem bedrohte, herrschte fort und fort wie unter den Hauptleuten, so unter der Besatzung Hunger, Mißmuth und Uneinigkeit. Dieterich von Schlieben und Georg von Witramsdorf konnten sich über nichts

verständigen. Als daher wenige Tage nach Ostern die Polen in starker Macht, mit vielem schweren Geschütz versehen, die Stadt von neuem umlagerten, alle Landstraßen besetzten und ihr alles Wasser und alle Zufuhr abschnitten, mußte sich endlich die Besatzung, die bis auf anderthalbhundert Mann zusammengeschmolzen war, aus Hungersnoth ergeben. Sie ward gefangen hinweggeführt. In andern hart bedrängten Städten fehlte es an zureichender Mannschaft, Geschütz und Kriegsbedarf oder an Geld zur Besoldung der Kriegsleute. Um in Braunsberg dem Mangel an Blei abzuhelfen, rieth der Meister dem dortigen Hauptmann, Kannen und Schüsseln, selbst die Orgeln in den Kirchen einzuschmelzen. Glückten dem Orden auch hie und da einzelne Unternehmungen, wie die Wiedereroberung der Stadt Melsack, die einen Kampf von sieben Stunden und über dreihundert Böhmen das Leben kostete, oder die Wiedereinnahme von Zinten, vor dessen Mauern die Hauptleute des Ordens gegen 4000 Polen und Kosacken einen blutigen Kampf bestanden, so trugen solche Gewinne im Ganzen wenig aus, denn überall hinderten den glücklichen Fortgang der Ordenswaffen theils der so oft eintretende Mangel an Kriegsbedarf und Lebensmitteln, theils die Unzufriedenheit und der Mißmuth der Söldner, die häufig drohten, ohne Solderhöhung nicht ferner dienen zu wollen. Ueberdieß war der Orden auch selbst der Treue seiner Städte nicht überall gewiß. Die Bartensteiner z. B. erklärten: sobald die Polen vor ihren Mauern erschienen, würden sie sich nicht lange berathen, welchem Herrn sie sich zuzuwenden hätten. Ueberhaupt hatte sich der Orden bisher noch wenig der besondern Standhaftigkeit irgend einer Stadt zu erfreuen. Zudem hatte auch gegen anderthalb Monate eine hartnäckige Krankheit den Hochmeister an aller Thätigkeit gehindert und ihn so geschwächt, daß er, wie er selbst sagte, „nur noch Haut und Bein an sich hatte.“

Kein Wunder also, daß unter diesen Verhältnissen der Bischof von Pomesanien fast alle Hoffnung zur Rettung aufgab. Vergebens hatte er den Hochmeister wiederholt um kräftigere Hülfe zur Vertheidigung seiner noch übrigen zwei Städte Riesenburg und Marienwerder gebeten; keine Drohung des Feindes hatte bisher seine Treue gegen den Orden erschüttern können. Als nun aber in der Mitte des März ein neuer starker Polni-

scher Heerhaufe mit zahlreichem schweren Geschütz Marienwerder mit solcher Heftigkeit mehre Tage lang beschoß und bestürmte, daß das Schloß seiner Wehren beraubt, die Stadtmauer zum Theil vernichtet wurde und die Besatzung, nachdem sich der Bischof nochmals um schleunigste Hülfe an den Hochmeister gewandt, sich dem Feinde ergeben mußte und dieser nun in starker Macht sich auch vor Riesenburg warf, um auch diese letzte Stadt des Bisthums zu erstürmen, da bat der Bischof durch eine Botschaft beim Könige um Gnade, erbot sich zu Gehorsam und versprach, ihn laut des ewigen Friedens als seinen Schutzherrn anerkennen und der Krone Polens treu und hold seyn zu wollen. Nur Noth und Hülflosigkeit hatten ihn zu diesem Schritte getrieben, denn in Gesinnung immer noch dem Orden zugewandt, blieb er auch fortan noch insgeheim mit dem Hochmeister in Verbindung. Dieses Verhältniß aber durchschaute bald auch der König und schrieb deshalb dem Bischofe als Bedingungen vor, daß er Riesenburg und Preuss. Mark weder stärker befestigen, noch mit Mannschaft oder Kriegsbedarf und Geschoß besser versorgen, mit dem Hochmeister zu des Königes Nachtheil in keiner weitern Gemeinschaft stehen und wenn es letzterer verlange, vor ihm über sein ferneres Verhalten Eid leisten solle. Dafür verhieß er ihm Schutz und Schirm in allen seinen Besitzungen, namentlich in Riesenburg und Preuss. Mark.

Jetzt aber drängte sich die feindliche Heermasse gegen das Gebiet des Pregels heran, denn das nächste Ziel war nun die Eroberung Königsbergs und ein Raubeinfall in Samland. Während ein Streithaufe sich Bartensteins, wiewohl nicht ohne blutigen Kampf, dann auch Friedlands, Schippenbeils und Rastenburgs bemächtigte, zog die größere Streitmacht durchs Bisthum Ermland mit fürchterlicher Verwüstung gegen Braunsberg heran, legte die Neustadt in Asche und rückte ohne Widerstand bis Heiligenbeil vor. Einige Streithaufen streiften bald bis an die Vorstadt Königsbergs, um sie wo möglich in Brand zu stecken. Die Lage des Hochmeisters war jetzt verzweiflungsvoll. Nicht einmal viertausend Mann war er im Stande dem Feinde hier entgegenzustellen. An Beihülfe von auswärts her war gar nicht mehr zu denken. Der Großfürst von Moskau hatte zwar bald nach der Einnahme Braunsbergs eine ansehnliche Geldsumme

gesandt, hierauf aber mit Polen einen Waffenstillstand auf sechs Monate geschlossen und wie er, so ließ auch der König von Dänemark den Orden ohne allen Beistand. Auch auf Deutsche Beihülfe konnte vorerst nicht viel gerechnet werden. Der Kaiser verweilte noch in Spanien. Die Deutschen Landkomthure klagten fort und fort über Schulden und Geldnoth. Den Abgesandten des Hochmeisters, Wolf und Dieterich von Schönberg, die in Deutschland Söldner werben sollten, gebrach es nicht nur an den nöthigen Kriegsgeldern, sondern in ihrer fortwährenden feindlichen Spannung gegen einander hinderte auch einer die Thätigkeit des andern. Der Kurfürst von Brandenburg, der dem Meister wiederholt Hülfsmannschaft und Geld versprochen, ließ vergebens auf die erwartete Zusendung hoffen. Wie er, so wollten auch die Kurfürsten von Mainz und Sachsen und mehre andere Fürsten vor allem den Erfolg der Unterhandlungen erwarten, die sie bereits zur Beilegung des Streites eingeleitet.

Es fand im Anfange des Mai zwischen den Bevollmächtigten der genannten Fürsten, einem päpstlichen Nuntius, einem Botschafter des Königes von Ungern und einigen Abgeordneten des Hochmeisters eine Friedensverhandlung zu Thorn Statt, um wo möglich eine friedliche Ausgleichung zu vermitteln oder doch wenigstens durch einen einstweiligen Anstand dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Allein der König wies alle Anträge mit der Erklärung zurück: der ewige Friede müsse, wenn er auch zugeben wolle, daß die schwierigsten Punkte in ihm theils ausgethan, theils ermäßigt werden könnten, unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Vergebens unterhandelte man darüber mehre Tage lang. Nicht einmal einen Waffenstillstand von zwei Monaten wollte der König zugestehen; er willigte zwar endlich in einen Anstand auf zehn Tage, jedoch unter Bedingungen, die der Meister nicht annehmen konnte.

In dem Maaße aber, als die vereitelte Friedenshoffnung die Gemüther im Ordensgebiete überall tief niederbeugte, stieg der Muth der Feinde und ihre Zuversicht auf Waffenglück bei der Hülflosigkeit, in welcher der Orden jetzt dastand, immer höher und höher. Der Kriegssturm hatte sich während der Verhandlungen zu Thorn schon so weit der Hauptstadt des Landes genähert, daß eine Rettung kaum noch möglich schien. Wie in

Braunsberg, wo Friederich von Heideck nur mit äußerster Anstrengung unter Hunger und Mangel aller Art sich noch behauptete, so fehlte es überall an Lebensmitteln, Kriegsleuten und Geld zu ihrem Solde; fast allenthalben drohten die schwachen Besatzungen, dem Dienste zu entlaufen, denn nirgends konnten die Bürger, verarmt und ausgezehrt, zu ihrer Unterhaltung irgend etwas leisten.

Nachdem unter solcher Noth sich auch Heiligenbeil dem Feinde hatte ergeben müssen, dann auch das feste Schloß Brandenburg, da nur siebenzig Mann seine Wehren vertheidigten, in seine Hände gefallen war und die Raubhorden der Tataren und Kosacken die Gebiete von Brandenburg und Balga aufs fürchterlichste verheert hatten, kam am zweiten Pfingsttage die Nachricht von der Annäherung der großen feindlichen Heerschaar nach Königsberg. Um den Feind in der Nähe keinen festen Posten fassen zu lassen, brannten eiligst die Bürger einen Theil der äußersten Vorstadt ab. Als das feindliche Heer sich der Stadt genähert, erließ der oberste Feldhauptmann Nicolaus von Dambrowitz an den Rath und die Zünfte und ebenso zugleich an alle umherliegenden kleineren Städte eine Aufforderung zur Uebergabe, mit dem Versprechen, man werde sie wie Danzig und andere Städte bei allen ihren Freiheiten und Privilegien lassen und der König sie auch noch vermehren, wo nicht, so drohe ihnen eine Belagerung zu Wasser und Land. Da ihm die Antwort des Rathes nicht genügte, so rückte er hart an die Stadt heran, um die Besatzung ins Freie zu locken, ward aber alsbald so nachdrücklich mit schwerem Geschütz begrüßt, daß er sich wieder zurückziehen mußte.

Mittlerweile waren die Abgeordneten, die der Meister zur Unterhandlung nach Thorn gesandt, in Begleitung einiger Polnischer Hauptleute nach Königsberg zurückgekehrt. Man rieth dem Hochmeister jetzt allgemein: er möge sich persönlich zum Könige begeben, um sich wo möglich mit ihm auszugleichen, denn nur durch eine persönliche Verhandlung könne Samland, fast der letzte Rest des Ordensgebietes, noch gerettet werden. Albrecht folgte dem Rathe; nachdem ein Waffenstillstand auf vierzehn Tage abgeschlossen war, trat er im Anfange des Juni unter Polnischem Geleite die Reise nach Thorn an. Dort an-

gelangt erhielt er vom Könige die Forderung gestellt: er solle vor allem, um den Krieg zu beendigen, den Huldigungseid leisten. Es blieb dem Meister jetzt keine weitere Wahl, denn der König beharrte unerbittlich auf seiner Forderung. Albrecht erklärte sich daher bereit, sich in das Gebot zu fügen und den Lehenseid zu vollführen. Noch in denselben Tagen aber erhielt er die Nachricht, daß zweitausend Mann Hülfsvölker, vom Könige von Dänemark gesandt, in Samland gelandet und in Königsberg angelangt, auch daß das in Deutschland gesammelte Söldnervolk bereits im Anzuge sey. Auch der Kurfürst von Brandenburg meldete ihm: es gebreche ihm nur noch an Geld, dann wolle er Alles anwenden, die versprochene Kriegshülfe aufs schleunigste herbeizusenden. Der Hochmeister versprach ihm eine baldige Geldsendung, nahm aber sofort sein Wort gegen den König zurück, brach alle Unterhandlungen ab und trat unter dem Vorwande eines Einfalles der Masovier ins Ordensgebiet eiligst die Rückkehr nach Königsberg an. Der König war über Albrechts plötzlichen Rückschritt so erzürnt, daß er ihm nicht einmal eine Audienz zu Verabschiedung bewilligte.

Also begann nun der Krieg von neuem. Die Polen aber brachen ihr Lager in der Nähe von Königsberg ab und zogen sich, nachdem sie die Dörfer umher in Asche gelegt und die Gegenden von Brandenburg und Balga in eine völlige Wüste verwandelt, (denn in Balga fanden sie noch festen Widerstand) nach Braunsberg zurück, welches von neuem stark belagert und drei Tage lang ohne Unterlaß beschossen wurde. Seitdem dauerte das wilde Kriegsgetümmel vor Braunsbergs Mauern den ganzen Sommer hindurch, denn die Besatzung, neu verstärkt und mit Allem hinreichend versehen, leistete fort und fort tapfern Widerstand.

Auch durch den Kaiser ward in denselben Tagen Muth und Vertrauen im Orden neu gehoben. Kaum in Brüssel angekommen und von einigen Deutschen Reichsfürsten über die traurigen Vorgänge in Preussen unterrichtet, erließ er von dort an den König von Polen ein ernstes Ermahnungsschreiben. „Dieweil, hieß es darin, der Großmeister in Preussen ein edel und würdig Glied des heil. Röm. Reiches und der Orden eine Zuflucht und Behältniß des Adels Deutscher Nation ist, will sich's unserem

Namen und unserer Gewalt in keiner Weise geziemen, ihn unter unserer Regierung austilgen oder auch nur schwächen zu lassen. Die Reichsfürsten haben uns daher mit allem Fleiße gebeten und ermahnt, ihm Hülfe und Rettung zu bringen. Da nun, seit wir die Regentschaft angehoben, wir mit allem Eifer bemüht gewesen, in der Christenheit Friede und Einigkeit zu stiften, so geziemt es uns um so mehr, uns des Hochmeisters mit Schutz und Hülfe anzunehmen, weil es dem Reiche schädlich seyn würde, ein edles Glied von unserem Reichskörper trennen zu lassen, zumal da das Brandenburgische Gesippe, worin der Meister geboren, unserem Hause Oesterreich durch Blutsverwandtschaft verbunden ist. Es bewegt uns weniger, daß des Meisters Vorfahren uns und unsern Vorfahren so gestreng in Glück und Gefahr stets mit Hülfe zugethan gewesen; wir verschweigen auch, daß seine Brüder Markgraf Kasimir und Markgraf Johann, der sich bei uns aufhält, sich uns durch ihre Verdienste theuer und werth gemacht. Uns bewegt in der obliegenden Sache jetzt nichts anderes, als daß wir den Orden und dessen Meister nothwendig beschützen müssen und ihm aus keiner Ursache unsern Beistand versagen dürfen, wenn wir nicht das Röm. Reich, dessen Zügel uns gegeben sind, unsern Namen, unsere Dignität und uns selbst verlassen und aufgeben wollten." Der Kaiser versprach, zur Schlichtung des obwaltenden Streites nächstens seine Botschafter zu senden und forderte den König auf, bis zu deren Ankunft die Waffen alsbald niederzulegen.

Dieses Interesse des Kaisers an der Sache des Ordens, die Zuversicht auf die wiederholt versprochene Bethülfe des Kurfürsten von Brandenburg, auch das fortdauernde Vertrauen auf den Großfürsten von Moskau, der noch immer mit einer großen Macht an der Gränze Litthauens lag und dessen Botschafter mit der verheißenen Geldsumme jeden Tag erwartet wurde, und selbst die ritterliche Standhaftigkeit und Treue der Hauptleute in Braunsberg, auf Preuss. Mark und mehrer andern stärkten den Muth des Hochmeisters in dem Maaße, daß er jetzt selbst einen Einfall nach Masovien wagte, wo zwei Städte und zweihundert Dörfer geplündert und zum Theil niedergebrannt wurden. So entschieden daher auch jetzt der Meister von Livland und dessen Gebietiger zu einem friedlichen Vergleich

mit dem Könige riethen, so konnte sich Albrecht doch nicht entschließen, die Friedensbedingungen anzunehmen, welche der wakkere Turnierkämpfer Ritter Hans von Rechenberg, ein beim Könige sehr angesehener Hauptmann, in seinen Unterhandlungen mit dem Bischofe von Pomesanien als Grundlage einer Sühne mit dem Könige ihm vorlegte.

Inzwischen aber war es auch mit dem Bischofe von Ermland zum Zerwürfniß gekommen. Bisher weder dem Orden, noch dem Könige ganz entschieden zugethan, erhob er bald allerei Klagen über Verletzungen und Mißhandlungen seiner Unterthanen durch einzelne Heerhaufen des Ordens. Gegenseitige ehrenrührige Vorwürfe führten zu feindseligen Aeußerungen und da endlich der Bischof auf des Hochmeisters Forderung, er solle, fortan nicht mehr zweideutig dastehend, sich mit seinem Stifte dem Orden untergeben, dieses Verlangen für eine Verletzung seiner Ehre erklärte, trat ihm der Meister nun als offener Feind entgegen, brach alsbald mit einem starken Heerhaufen in der Mitte des Augusts ins Bisthum ein und belagerte sofort des Bischofs Wohnsitz Heilsberg, entschlossen, nicht eher von dort zu weichen, als bis die Stadt gewonnen sey oder der Bischof sich demüthige. Umsonst forderte er diesen auf, vor ihm zu erscheinen und sich in Unterhandlungen mit ihm zu verständigen. Dem Meister schien es eine Ehrensache, den hartnäckigen Prälaten durch Eroberung seiner Residenz aufs nachdrücklichste zu bestrafen. Mehre Wochen lang wurden über 800 große eiserne Kugeln und mehr als 200 Feuerkugeln in die Stadt geschleudert, mehre Thürme und Mauern niedergeschossen und beide Vorstädte abgebrannt; allein trotz dieses „Freudenfeuers“, wie es der Meister nannte, konnte er nicht zum Ziele kommen und keinen eigentlichen Sturm wagen, denn Schloß und Stadt waren außerordentlich stark mit Böhmen und Polen bemannt, wozu noch kam, daß der Meister seine Kriegskräfte zum Theil zur Säuberung des Bisthums und anderer Gebiete von den umherschwärmenden Tatarenhaufen verwenden mußte und überdieß auch das vom Feinde immer härter bedrängte Braunsberg seine Hülfe sehr in Anspruch nahm, denn dort drohte jetzt mehr als je die Gefahr, daß die Polen die ausgehungerte, schwach besetzte Stadt erstürmen würden.

Da kam vom Kurfürsten von Brandenburg die frohe Botschaft an: der große Zug des Söldnervolkes, welches der Großkomthur Nicolaus von Bach, Wolf und Dieterich von Schönberg und Graf Wilhelm von Eisenberg mit Beihülfe des edlen Ritters Franz von Sickingen in Deutschland angeworben, 3000 Reisige und 11,000 Fußknechte seyen jetzt in Bewegung, mit ihnen auch „manche gute Vögel, die Singerin und Nachtigal und anderes gutes Feldgeschütz“, nur möge der Meister eiligst die zugesagte Geldsumme von 60,000 Gulden senden. Dieser jedoch, Gefahr bei der Sendung einer so großen Summe vorschützend, ersuchte den Kurfürsten, das Geld vorläufig vorzustrecken und um ihn und die Söldnerhauptleute in ihren Forderungen sicher zu stellen, stellte er dem erstern eine Pfandverschreibung auf die Ballei Oesterreich, diesen eine gleiche auf die Balleien Elsaß und an der Etsch aus. Auch dem Deutschmeister hatte er zuvor die Bürgschaft geben müssen, daß wenn einst an ihn von den Söldnern wegen hinterstelligen Soldes Forderungen erhoben würden, er vom Hochmeister schadlos gehalten werden, und wenn dieß binnen einem Jahre nicht geschehe, er das Recht haben solle, sich des Gebietes in Preussen oder der Balleien Koblenz und an der Etsch nach Verhältniß des Schadens zu unterziehen und darüber zu schalten und zu walten, bis der Schade ersetzt sey. Es hatte überhaupt unendliche Anstrengungen und Opfer gekostet, ehe man das Kriegsvolk in Bewegung setzen konnte.

Es war im October (1520) unter der Anführung Wolfs von Schönberg und des Grafen Wilhelm von Eisenberg, unter denen auch Franzens von Sickingen Sohn Hans von Sickingen als Rottmeister einen Reiterhaufen führte, bereits bis Konitz herangezogen, als von dort der Hochmeister die Aufforderung erhielt, eiligst in eigener Person mit einem Kriegshaufen sich an die Weichsel zu begeben, um sich mit den herankommenden Söldnern zu vereinigen. Man erwartete ihn an der Weichsel, fand jedoch, als man dort anlangte, weder ihn noch auch Fahrzeuge, um über den Strom zu setzen. Also brach das Kriegsvolk am 6. Novemb. gegen Danzig auf. Der König aber hatte mittlerweile die Besatzung der Stadt bedeutend verstärkt und der Rath in größter Eile alle Häuser und Gebäude vor der

Stadt und selbst auch mehre umherliegende Dörfer niederbrennen lassen, so daß der Feind in der Nähe nirgend festen Posten fassen konnte; ohnedieß fehlte es den Söldnerführern an schwerem Belagerungsgeschütz. Ihre Aufforderung zur Uebergabe blieb daher auch ohne Erfolg. Um so mehr erwarteten sie des Meisters Ankunft mit dem schweren Geschütze. Dieser indeß lag immer noch vor Heilsberg, hoffend, die Stadt bald zu gewinnen und als ihm dieß nicht glückte, zog er, um den Bischof anderwärts zu bestrafen, im Bisthum plündernd umher und vergeudete Zeit und Kräfte mit der Eroberung Guttstadts, Wormditts und anderer kleinen Städte. Ueberdieß verlor er auch seine Zeit wieder mit fruchtlosen Friedensverhandlungen, die sein Schwager Herzog Friederich von Liegnitz mit dem Könige anknüpfte. Unterdessen brach im Lager vor Heilsberg ein solcher Mangel an Lebensmitteln ein, daß das hungrige Kriegsvolk, immer trotziger und widerspänstiger, endlich keinem Befehl mehr folgen und an keinem Streite mehr Theil nehmen wollte. Der Aufruhr und die Meuterei ward bald so ungestüm, daß der Hauptmann Moritz Knebel sich zuletzt genöthigt sah, die Belagerung gänzlich aufzuheben und sich mit dem Geschütz nach Bartenstein und Schippenbeil zurückzuziehen. So waren die besten Kräfte vor Heilsbergs Mauern unnütz verschwendet und die aus Livland gekommenen Hülfsvölker ohne Erfolg großen Theils schon aufgerieben.

Noch trauriger waren die Ereignisse bei Danzig. Wolf von Schönberg und die übrigen Hauptleute hatten den Hochmeister wiederholt aufs dringendste gebeten, eiligst mit Belagerungsgeschütz ihnen zu Hülfe zu kommen. Als er ihnen aber endlich meldete, er könne erst in drei Wochen, wenn Heilsberg und Rößel erobert seyen, bei ihnen eintreffen, brach unter dem Kriegsvolke im Lager allgemeiner Unwille aus. Ein großer Haufe verlief sich schon in den ersten Tagen, um in entfernten Dörfern durch Plünderung den Hunger zu stillen, so daß beim Geschütz zuletzt nur noch 2000 Mann zurückblieben. Da nun eine nochmalige dringendste Bitte Wolfs von Schönberg an den Hochmeister ohne Erfolg blieb, so mußte er bei der einbrechenden rauhen Jahreszeit die Belagerung ganz aufgeben. Die Kriegshaufen hatten sich auch bereits größten Theils nach Pom-

mern zerstreut, wo ein Theil von den Bewohnern wegen der verübten Plünderungen und von den nachfolgenden Polen aufgerieben wurden; die Uebrigen kehrten in eiliger Flucht nach Deutschland zurück. Die Städte Dirschau, Stargard und Konitz, wo nur schwache Besatzungen geblieben waren, wurden von den Polen leicht wieder gewonnen.

So war durch des Meisters eigene Schuld Alles wieder verloren, wiewohl er selbst das Unglück dem Umstande beimaß, daß man den Kriegsleuten gesagt habe, der König von Ungern und andere Fürsten bemühten sich, einen Waffenstillstand oder Frieden zu vermitteln. Hätte ihn nicht die Lust nach Rache an dem Bischofe von Ermland verblendet, er hätte mit Beihülfe des Söldnervolkes nach menschlicher Einsicht leicht alles Verlorene wieder gewinnen können. Und dennoch war er der gewonnenen Städte in Ermland, bei deren Besetzung er seine Kriegskräfte vereinzeln mußte, nicht einmal ganz sicher, denn überall waren die Besatzungen wegen ihres rückständigen Soldes und Mangels an Lebensmitteln höchst unzufrieden und glaubten sich weder an Zucht noch Gehorsam gebunden. Selbst Braunsberg konnte der Hauptmann Peter von Dohna nur mit größter Anstrengung gegen den Feind behaupten.

So zog sich der Krieg matt und schläfrig geführt noch ins Jahr 1521 hinein. Keine einzige Unternehmung zeugt nur irgend von Kraft und großartiger Entschlossenheit. Die Kriegsmacht des Ordens bestand zwar noch aus etwa 7000 Fußknechten, 2000 Reisigen und mit dem bewaffneten Landvolke aus etwa 15—16000 Mann; allein auf die Diensttreue eines großen Theiles dieses Kriegsvolkes war bei dem überall herrschenden Unmuth und der allgemeinen Zuchtlosigkeit nicht viel zu rechnen. Zwei Kriegszüge, die der Hochmeister im Verlaufe des Winters an der Spitze einiger Heerhaufen ins Kulmerland und nach Masovien unternahm, hatten daher auch keinen weitern Erfolg, als daß man im feindlichen Lande raubte und brannte und dabei hie und da eine Stadt eroberte, die man beim Abzuge wieder aufgeben mußte. Nirgends kam es zu einem offenen, gerechten Kampfe.

Bald nach diesen Ereignissen langten die vom Kaiser schon früher angekündigten Friedensunterhändler zu Thorn an, beglei-

tet vom Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzog Friederich von Liegnitz und verschiedenen Sendboten des Königes von Ungern. Nachdem sie bei der Erschöpfung beider kriegführender Theile leicht einen vorläufigen Waffenstillstand bis Ostern vermittelt, sandte der Hochmeister den ehrwürdigen Bischof Hiob von Pomesanien, den Pfleger zu Neidenburg Heinrich von Miltitz und einige andere Abgeordnete zur Friedensunterhandlung nach Thorn, wo sich zur Zeit auch der König befand. Da sowohl der Kaiser als der Papst den König wiederholt aufs dringendste zum Frieden ermahnt, ihn selbst auch der Andrang der Türken an den Gränzländern Polens, sowie die inneren Verhältnisse seines Reiches den Frieden jetzt mehr als je herbeiwünschen ließen, die Friedensunterhändler auch bereits in vorläufigen Verhandlungen manche Schwierigkeiten beseitigt hatten und beide Theile in ihren Kriegskräften völlig erschöpft dastanden, so kam man schon am 5. April darin überein: es solle ein Waffenstillstand auf vier Jahre bestehen und währenddeß keine Feindseligkeit irgend welcher Art verübt werden; der König solle die Verpflichtung des Hochmeisters in Betreff des Huldigungseides dem Erkenntnisse des Kaisers oder in dessen Abwesenheit dem schiedsrichterlichen Ausspruche des Erzherzogs Ferdinand und des Königes Ludwig von Ungern anheimstellen, dergestalt daß diesen beiden noch einige Mitschiedsrichter beigegeben werden sollten; auch über den Besitz der von beiden Theilen eroberten Schlösser und Städte und über den gegenseitig zu leistenden Schadenersatz sollten die Schiedsrichter erkennen; die Söldner und Kriegsleute beider Theile sollten binnen vier Wochen ohne alle Gewaltthätigkeiten aus dem Lande abziehen, wobei der König das hinwegziehende Kriegsvolk des Ordens gegen Vergütung nöthigenfalls mit Schiffen und Proviant versorgen solle; endlich sollten alle Gefangenen ohne Lösegeld frei gegeben werden.

Damit endigte dieser Krieg, der so armselig er an wichtigen Begebenheiten, großen Männern und Thaten war, um so reicher an Gräueln und Verheerungen. Obgleich er nur ein Jahr und einige Monate gedauert, so hatte er doch ungeheuere Geldopfer, dem Orden eine Summe von 174,200 Mark gekostet, ungerechnet die Geldsummen, welche die Städte Königsberg

zugesteuert hatten. Der dem Lande zugefügte Schaden ward weit über 400,000 Mark geschätzt. Und doch hatten alle diese Opfer nicht hingereicht, die Söldnerhaufen in ihren Forderungen zu befriedigen. Der Großkomthur Nicolaus von Bach allein hatte für das Kriegsvolk Wolfs von Schönberg 48,600 Rhein. Gulden gezahlt und überdieß der Kurfürst von Brandenburg noch 20,000 Gulden vorgeschossen und doch war auch dieses Kriegsvolk noch nicht einmal befriedigt. Die nach Deutschland zurückgekehrten Haufen erhoben dort überall drohende Forderungen an die Balleien und selbst die Fürsprache des Ritters Franz von Sickingen und anderer angesehener Grafen und Ritter reichte nicht hin, die Ungestümen zu beruhigen. In Preussen selbst kannte das hungrige Söldnervolk schon längst keine Zucht und Ordnung mehr; wo es als Besatzung lag, war Aufruhr und Meuterei fast an der Tagesordnung. In Guttstadt z. B. wüthete der noch da liegende Haufe wie in Feindes Land; es blieb kein Bette mehr in einem Hause, selbst die Glasfenstern wurden von den Kriegsknechten verkauft, die Ställe ausgeräumt u. s. w. Sehr erwünscht kam daher dem Meister Friederich von Rechberg mit dem Plane entgegen, das noch in Preussen liegende Volk in den Dienst des Königes von Frankreich zu nehmen.

Es war aber kaum abzusehen, wie dem verwüsteten und verödeten Lande, den ausgehungerten, nahrungslosen Städten, den ausgeplünderten, zum Theil niedergebrannten oder menschenleeren Dörfern je wieder emporgeholfen werden könne. Geldmittel waren nirgend mehr vorhanden und wo sie der Meister auswärts suchte, wurden sie ihm abgeschlagen. Die Landesmünze war während des Krieges so verschlechtert, daß sie nun auf ein Drittheil des ehemaligen Werthes herabgesetzt wurde. An neue Hülfsquellen durch den Handel war daher vorerst schon deshalb und wegen der allgemeinen Verarmung und Verwüstung des ganzen Landes gar nicht zu denken. Ueberdieß suchten auch Danzig und Elbing aus Handelseifersucht den Handel Königsbergs so viel als möglich niederzudrücken. Dazu kam endlich noch der Verlust von zwei Männern, die bisher in der Landesverwaltung dem Hochmeister immer mit Rath und That zur Seite gestanden hatten; der alte, erfahrene Großkom-

thur Nicolaus von Bach, der bisher noch in Berlin verweilt, weil der Hochmeister seine bedeutenden Schulden nicht bestreiten konnte, erlag dort einer schweren Krankheit. Noch tiefer beugte den Meister der am 25. Mai (1521) erfolgte plötzliche Tod des Bischofs Hiob von Pomesanien, weil ihm gerade jetzt die reife Erfahrung, die tiefe Einsicht und der besonnene Rath dieses Prälaten in allen Verhältnissen von der größten Wichtigkeit war, denn wenn die schreckliche Verwüstung des Bisthums ihn endlich auch zur Ergebung an den König gezwungen hatte, so war doch dadurch seine treue Anhänglichkeit und freundschaftliche Gesinnung gegen den Hochmeister keineswegs erschüttert. Man fand rathsam, das verarmte Bisthum eine Zeitlang unbesetzt zu lassen, bis die äußern Umstände desselben sich würden verbessert haben. Um es jedoch unter sichere und feste Verwaltung zu stellen, bewog der Hochmeister durch das Domkapitel den Bischof von Samland, sich der bischöflichen Amtsgeschäfte der Pomesanischen Kirche zu unterziehen; die einstweilige Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten übertrug er dem Hauskomthur von Königsberg.

Den Hochmeister beschäftigte eine Zeitlang der Plan zu einer Reise nach Deutschland, um theils bei seinen Verwandten, theils bei andern Reichsfürsten wo möglich den sichtbar schon erkalteten Eifer und das Interesse für die Aufrechthaltung des Ordens neu zu beleben, zumal da er erfahren hatte, daß im Sommer der Kaiser und der König von Ungern eine persönliche Zusammenkunft halten würden, wobei er beide Fürsten zur baldigen Entscheidung seiner Verhältnisse mit Polen gewinnen zu können hoffte. Allein es gebrach ihm auch hiezu an den nöthigen Geldmitteln und alle Versuche, sie irgendwo aufzubringen, blieben ohne Erfolg. Als ihm endlich auch die letzte Hoffnung, von einem Bernsteinhändler zu Augsburg eine Geldanleihe als Vorschuß für den ihm zu liefernden Bernstein zu erhalten, fehlschlug, griff er, um auf einem andern Wege das Interesse der Fürsten für die Sache des Ordens neu zu erwärmen und zu wecken, den Gedanken auf, die ganze vereinte Kriegsmacht des Ordens gegen die Türken zu wenden. Ob es ihm wirklich damit rechter Ernst gewesen sey, mag dahin gestellt bleiben. Daß er mit dem Plan zur Ausführung eines solchen Unternehmens

hervortrat, konnte gewiß gerade unter den jetzigen Verhältnissen für den Orden von größtem Nutzen seyn. Beim Kaiser, beim Papste, der den Hochmeister und den König von Polen in den letzten Jahren so oft zum Kampfe gegen diesen Glaubensfeind aufgefordert hatte, beim Könige von Ungern, dessen Reich seit Jahren so schwer von den Türken bedrängt war, also gerade bei den Fürsten, in deren Händen jetzt vorzüglich die Entscheidung der Streitsache mit Polen lag, konnte sich der Meister durch eine solche Unternehmung nur Gunst nnd Beifall und für den Orden neues, lebendiges Interesse versprechen. Selbst auf den König von Polen, der dem letztern so oft vorgeworfen, daß er seine Bestimmung und Verpflichtung des Kampfes gegen die Ungläubigen verabsäume, konnte sie, wie Albrecht hoffte, nur günstig wirken. Wie er daher durch seine Brüder, die Markgrafen Kasimir und Georg den Kaiser und den König von Ungern von seiner Bereitwilligkeit zum Kampfe gegen die Türken unterrichten ließ, mit der Bitte, seinen Streit mit dem Könige von Polen um so schleuniger zur Entscheidung zu bringen, so geschah dasselbe auch beim Könige von Polen und zwar ebenfalls mit dem Gesuch, Mittel und Wege vorzuschlagen, wie die noch obwaltenden Streitpunkte aufs baldigste beseitigt werden und der Hochmeister um so sorgenfreier sein Unternehmen vollführen könne. Sigismund aber nahm die Sache mit einer Kälte auf, die den Meister sehr befremdete und es geschahen bald von Seiten des Königes auch so manche bedenkliche Schritte, die seine friedfertige Gesinnung bei Albrecht immer mehr in Zweifel stellten und sogar befürchten ließen, daß der Orden trotz des Waffenstillstandes gegen Gewaltthaten von Seiten der Polen nichts weniger als sicher sey.

Wie sehr es aber nöthig war, den König bei jedem seiner Schritte zu beobachten, zeigte dem Meister im Anfange des Jahres 1522 die befremdende Nachricht aus Rom, daß der Papst Leo X. kurz vor seinem Tode das Bisthum Pomesanien dem Kardinal Achilles de Grossis auf besondere Fürsprache des Königes von Polen, dem dieser schon früher als Legat bekannt geworden, verliehen habe und zwar deshalb, weil des Königes Gesandte in Rom behauptet hatten: Riesenburg sey, vom Könige erobert, noch jetzt in dessen Besitz; wenn daher der Papst das

Bisthum jetzt einem Ordensherrn verleihe, so werde dieß den festgesetzten Bestimmungen des Beifriedens entgegen seyn und neuen Zwist veranlassen. Der Hochmeister ließ zwar alsbald dieses Vorgeben gründlich widerlegen und bot Alles auf, um die Wahlrechte des Domkapitels aufrecht zu erhalten, damit das Bisthum für den Orden nicht verloren gehe. Allein bei der Ungewißheit in der Besetzung des päpstlichen Stuhles zog sich die Sache sehr in die Länge und wurde dadurch noch verwickelter, daß der erwähnte Kardinal, der sich schon förmlich als Bischof von Pomesanien betrachtete, bald darauf durch einen Bevollmächtigten das Bisthum, wie dieser wenigstens behauptete, in Besitz nehmen und sich das Versprechen geben ließ, daß dem Kardinal von den Einkünften des Bisthums jährlich dreihundert Ducaten nach Rom gesandt werden sollten.

Theils durch diese Verhältnisse, theils auch durch andere unerfreuliche Verhandlungen mit dem Könige noch mehr von Mißtrauen gegen dessen redliche Absichten erfüllt, faßte der Hochmeister wieder den Plan zu einer Reise nach Deutschland auf. Dazu bewog ihn vorzüglich auch der Umstand, daß der Kaiser auf vielfältiges Bitten des Markgrafen Johann, des Bruders des Hochmeisters, vor seiner Abreise nach Spanien seinem Bruder dem Erzherzog Ferdinand als Reichsstatthalter den Auftrag ertheilt hatte, während seiner Abwesenheit in allem dem, was der zwischen Polen und dem Orden aufgenommene Anstand in Betreff des schiedsrichterlichen Austrages ihm übertrage, mit ernstem Eifer vorzuschreiten, damit dieser letztere nicht zu lange versäumt werde. Ueberdieß hatte auch der König von Ungern den Hochmeister zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Prag eingeladen, um sich mit ihm theils über das erwähnte Anerbieten in Betreff des Türkenzuges, theils über andere dem Orden wichtige Angelegenheiten mündlich näher zu berathen.

Albrecht trat am 10. April die Reise nach Deutschland an und in Prag angelangt ward er vom Könige von Ungern und den übrigen dort versammelten Fürsten sehr ehrenvoll empfangen. Allein in seinen Verhandlungen mit dem Könige erfreute er sich keineswegs der gehofften Erfolge, denn auf seine Anerbietungen in Betreff des Türkenzuges scheint der König nicht weiter ein-

gegangen zu seyn und in seiner Streitsache mit Polen erlangte Albrecht nur so viel, daß der König den von Polen aufforderte, zu einem Verhandlungstage Bevollmächtigte nach Wien zu senden, wo er mit dem Erzherzoge Ferdinand Alles anwenden wollte, um die Irrungen zwischen Polen und dem Orden durch einen Vergleich beizulegen. Da sich indeß der Erzherzog nicht eher über die nähere Bestimmung eines Tages erklären wollte, als bis er darüber die Willensmeinung des Königes von Ungern vernommen habe, so zog sich die Sache noch sehr in die Länge.

Weit wichtiger in ihren Folgen waren die Verhandlungen, die der Deutschmeister mit dem Hochmeister in Prag anknüpfte. Die so oft theils vor, theils in und nach dem letzten Kriege wiederholten Anforderungen Albrechts an den Deutschmeister zur Beihülfe an Geld und Mannschaft, sowie die Drohungen, welche sich seine Bevollmächtigten hie und da erlaubt, hatten im Orden in Deutschland gegen den Hochmeister eine gewisse widrige Stimmung aufgeregt, die mehr oder minder bei allen dortigen Gebietigern herrschend geworden war. Der Deutschmeister selbst, der von jeher eine gewisse opponirende Stellung gegen ihn genommen und die zuletzt geleistete Beihülfe nur nach langem Widerstreben und nur mit Widerwillen zugestanden hatte, war nach der Rückkehr der Söldnerhaufen durch ihre Soldforderungen an die Deutschen Ordensgüter aufs neue schwer erbittert worden. Er glaubte daher jetzt diese Stimmung benutzen zu müssen, um in der bisherigen Stellung und Verwaltungsart des Hochmeisters eine diesen mehr beschränkende Veränderung zu bewirken. Nachdem er sich darüber mit den wichtigsten seiner Gebietiger berathen, wandte er sich in einem mit Klagen über die Verwaltung und den Zustand Preussens angefüllten Vorstellen auch an den Meister von Livland, mit der Aufforderung, eine Gesandtschaft zu näherer Berathung mit ihm und den Deutschen Gebietigern über die obliegenden Verhältnisse nach Horneck zu senden, um dann von da das Nöthige an den Hochmeister gelangen zu lassen.

Die Sache scheint beim Meister von Livland keinen Anklang gefunden zu haben. Dennoch sandte der Deutschmeister, um seinen Plan vorzubereiten, den Komthur von Heilbronn

zum Hochmeister nach Prag, theils um ihm die Verwickelungen
Verlegenheiten vorzustellen, in die er durch des Hochmeisters
fehle wegen Aufbringung von Söldnern gebracht worden
theils auch um ihm die nachdrücklichsten Vorwürfe darüber
machen, daß das aus Preussen zurückgekehrte Söldnervol
seinen Soldforderungen, trotz der von ihm ausgestellten
schreibung wegen Schadloshaltung, sich dennoch an den Deut
Ordensgütern befriedigen wolle. Er forderte daher das Deu
Ordensgebiet für die zur Befriedigung der Söldner theils f
aufgewandten, theils noch aufzuwendenden Summen durch
Schuldverschreibung über 68 bis 70,000 Gulden schadlos zu hal
Der Hochmeister indeß, nicht geneigt, sich jetzt mit dem Deu
meister in lange Verhandlungen einzulassen, ließ ihm die ku
etwas spöttische Antwort bringen: er könne nicht umhin,
wegen des bei ihm angebrachten Ansinnens fein gnädig zu
danken; die erwähnten Punkte aber seyen zu wichtig, als
er sie nicht erst näher erwägen müsse; bei seiner Reise n
Deutschland werde er Gelegenheit haben, dem Deutschmeis
die Antwort, auf die er sich bis dahin bedenken wolle, mit
theilen. Damit brach die Verhandlung dießmal ab. Sie bil
aber den Anfang vieler Verwickelungen und Streitigkeiten,
sich durch die nächsten Jahre hindurchziehen.

Auch in Preussen waren währenddeß die Verhältnisse kein
wegs erfreulicher Art. Der Kurfürst von Brandenburg mahn
die dortigen Gebietiger fort und fort aufs dringendste um Er
richtung wenigstens der Hälfte der geliehenen Schuldsumme. D
Meister von Livland aber, den man um Beihülfe ersucht,
klärte sich völlig außer Stande, die von ihm erbetene Summ
beisteuern zu können. In Preussen selbst war ebenfalls kei
Aussicht, den Fürsten irgendwie zu befriedigen. Der Handel
verkehr nach Polen, Masovien und in des Königes übrigen Lä
der war völlig aufgehoben und die Annahme der Ordensmün
dort überall streng verboten, indem man dadurch den Hochme
ster zur Abstellung der von ihm neu angeordneten Zölle zwinge
zu können glaubte. Alle Bemühungen des Bischofs Georg vo
Samland wegen Aufhebung dieser verderblichen Handelssper
blieben ohne Erfolg. Außerdem hatte auch der Hochmeister vo
seiner Abreise, um seine Reisekosten zu bestreiten, eine neue Ha

delsauflage angeordnet, nach welcher von allen im Lande aus- und eingeführten Handelsgütern je von der Mark ein Schilling gezahlt werden mußte und nur unverkaufte oder wieder auszuführende Kaufgüter von der Abgabe frei seyn sollten. Auch diese Anordnung hatte bald die verderbliche Folge, daß aller Handel und alle Schiffahrt besonders nach Königsberg fast ganz aufhörten. Die höchst erbitterte Bürgerschaft widersetzte sich ihr daher auch mit aller Standhaftigkeit und da der bei dem größten Theile der Bürger wenig beliebte Bischof von Samland in seinen Bemühungen wegen Erhebung der Abgabe nicht nachließ, vielmehr die Ordensbeamten dazu eifrigst aufmunterte, so fanden mehrmals die wildesten Ausbrüche des Zornes und des Ingrimms Statt. Man verlangte Heinrichen von Miltitz zum Landesverwalter. Täglich hörte man auch neue schwere Anklagen über die bisherige Landesverwaltung des Hochmeisters selbst, indem man ihm unnütze Verschenkung bedeutender Ordensgüter vorwarf, deren Verlust der Bürger nun durch neue Abgaben ersetzen sollte. Das Beispiel Königsbergs aber wirkte natürlich auch auf die kleineren Städte; auch diese beschwerten sich nicht bloß, sondern verweigerten selbst häufig die ihnen aufgebürdete Ziese. Selbst der Bernstein-Ertrag, der sonst zuweilen in der Noth ausgeholfen, war eine Zeitlang nur sehr unbedeutend. Die Finanzverhältnisse in Preussen waren daher in dem allertraurigsten Zustande.

Sonach zeigte sich noch gar keine Aussicht, wie sich das Land aus seiner Armuth und Ermattung irgend wieder zu einigem Wohlstande werde erheben können. Dabei fehlte es auch mitten im Frieden nicht an Ausbrüchen der alten Feindseligkeit der Polen und Masovier fast in allen Theilen des Landes, wo sie sich mit den Ordensunterthanen berührten. Die Polnischen Hauptleute verübten oftmals Gräuel wie mitten im Kriege. Man faßte endlich eine Menge von Klagbeschwerden zusammen und übersandte sie dem Könige mit der Bitte, dafür zu sorgen, daß solchen Verletzungen des Beifriedens Einhalt geschehe, zumal da mitunter Polnische Beamte offen erklärten: Alles geschehe auf des Königes ausdrücklichen Befehl. Allein auch diese Beschwerdeführung hatte wenig Erfolg. Der Bischof von Samland aber als Landesregent konnte oder mochte bei solchen Klagen zu keinen ernsten Maaßregeln greifen. Ueberdieß stand ihm unter den

Ordensbeamten auch kein Mann zur Seite, der ihn mit Kraft und Energie in der Verwaltung hätte unterstützen können. Der alte Großkomthur Simon von Drahe war ein schwacher Greis. Jobst Truchses von Wetzhausen, dem die Würde des Großkomthurs im J. 1522 übertragen ward, befand sich ebenso, wie der Ordensmarschall Georg von Eltz, dessen Würde überhaupt schon fast ganz bedeutungslos war, in Geschäften des Ordens in Deutschland.

So nothwendig und heilsam daher unter solchen Umständen des Hochmeisters Rückkehr nach Preussen auch gewesen wäre, so zeigten sich dazu doch auch mit dem Anfange des J. 1523 noch gar keine Aussichten, denn in Wien und auf dem Reichstage zu Nürnberg war zur Lösung der Streitfrage zwischen Polen und dem Orden nicht das Mindeste geschehen und da der Erzherzog Ferdinand und der König von Ungern Tag und Wahlstatt ihres schiedsrichterlichen Ausspruches nur mit Einwilligung des Königes von Polen bestimmen wollten, dieser aber den Aufschub der Sache nicht ungerne zu sehen schien, weil er nach Ablauf des vierjährigen Anstandes bei der Schwäche und Armuth des Ordens um so sicherer an sein erwünschtes Ziel zu kommen hoffte, so war kaum abzusehen, ob überhaupt die Entscheidung auf dem eingeschlagenen Wege werde erfolgen können. Was dem Hochmeister aber seinen Aufenthalt in Deutschland besonders drückend machte, war die Hülflosigkeit und finanzielle Bedrängniß, in der er sich dort befand. Wohin er sich um Beihülfe auch wenden mochte, beim Fränkischen Adel, bei den Grafen und der Ritterschaft des Steigerwaldes, beim Deutschmeister u. a., überall bekam er bald abschlägige Antworten, bald nur weitaussehende Versprechungen. Auf Unterstützung aus Preussen konnte er fast gar nicht mehr rechnen, denn bei der immer allgemeiner um sich greifenden Widersetzlichkeit in Entrichtung der Abgaben war der Ordensschatz so erschöpft, daß der Bischof von Samland, als er dem Hochmeister den Tod des Bischofs Fabian von Ermland (30. Januar 1523) meldete, freudig hinzufügte: nun werde der Meister auch nicht mehr um die fünfhundert Mark, die er dem Bischofe schulde, gemahnt werden, denn die Wälschen sprächen: ein Todter macht keinen Haber.

Auch dieser Todesfall brachte den Hochmeister wieder in neue Verwickelungen. Kaum war der Bischof verschieden, als der Polnisch gesinnte Ermländische Vogt Georg Preycke, wie man vermuthete, auf des Königes heimlichen Befehl sich eiligst des Schlosses zu Heilsberg bemächtigte, um es zur weitern Verfügung des Königes zu stellen. Es war daher schon völlig gewiß, daß dieser bei der Wahl eines neuen Bischofs sein Interesse verfolgen werde, wie er denn wirklich auch bereits mit dem Domkapitel zu Frauenburg wegen der Wahl einer ihm wohlgefälligen Person, der er sein Beneplacitum ertheilen könne, in Unterhandlung stand. Aber auch der Hochmeister hatte noch vor des letzten Bischofs Tod den Plan gefaßt, durch seinen Bruder den Markgrafen Johann Albrecht in Rom zu bewirken, daß das Bisthum bei der neuen Bischofswahl in die Hände des Ordens gebracht werden möge, zumal da auch die Streitfrage, wer eigentlich im Bisthum Pomesanien Bischof seyn solle, am päpstlichen Hofe noch nicht erledigt war. Der Papst Hadrian VI. erklärte sich nun zwar geneigt, vorerst wenigstens dieses Bisthum dem Orden wieder zuzuwenden; dieser indeß sollte sein Recht auf dasselbe erst durch eine Summe von mehr als tausend Ducaten gewissermaßen wieder erkaufen, worauf sich der Hochmeister auf keine Weise einlassen, sondern sein altes Recht durch den Rechtsgang geltend machen wollte. Dieß verdroß den Papst und so geschah vorerst weiter nichts.

Ueberall also, wo der Hochmeister in seinen Bedrängnissen Hülfe erwarten zu dürfen glaubte, beim Papste und dem Kaiser, beim Erzherzog Ferdinand und dem Könige von Ungern, beim Meister von Livland und dem Deutschmeister stand er ohne Beistand und verlassen da. Mit dem letztern kam er überdieß bald in neue ärgerliche Verhandlungen. Dieser nämlich glaubte die jetzigen Bedrängnisse des Hochmeisters benutzen zu müssen, um seinen erwähnten Plan zur Beschränkung der hochmeisterlichen Gewalt so viel als möglich durchzusetzen und sowohl sich selbst als dem Deutschen Ordensgebiete überhaupt eine freiere Stellung gegen den Hochmeister zu verschaffen. Er erbot sich demnach, dem letztern mit einer Summe von siebentausend Gulden zu Hülfe zu kommen, unter der Bedingung, daß er zehn ihm vor-

geschriebene Artikel genehmige. Darin hieß es unter andern: der Hochmeister solle sich verpflichten, der Wahl eines Deutschmeisters in keiner Weise einen Eintrag zu thun, niemand zu dessen Amt zu fordern oder vorzuschreiben, sondern den ihm nach der Wahl Präsentirten ohne weiteres zu bestätigen; er solle der Regalien wegen, die ein Deutschmeister bereits habe oder noch erhalten werde, keine Neuerung oder Verhinderung einlegen, fortan auch keine so belästigenden Verschreibungen, wie er sie den Söldnern gegeben, mehr ausstellen, worin er das Deutsche Gebiet mit verhaffte und des Ordens Freiheit aufhebe; er solle sich ferner nicht mehr unterfangen, Obrigkeiten im Deutschen Gebiete ein- oder abzusetzen oder Anweisungen auf Komthureien und sonstige Aemter zu geben, auch hinfort das Deutsche Gebiet in keiner Weise mit Anschlägen, Steuern oder Auflagen belästigen, sofern nicht die Gebietiger es selbst für billig und nöthig erkennten und der Deutschmeister ausdrücklich darin gewilligt habe. Im Fall, daß gegen diese Punkte von Päpsten, Kaisern oder Königen eine Befreiung oder Mandate ausgewirkt würden, welche dem Deutschen Gebiete nachtheilig wären, solle der Hochmeister sich derselben nicht bedienen, sondern sie für kraftlos und ungültig erklären. Der Papst und der Kaiser als die zwei Oberhäupter im Geistlichen und Weltlichen sollten diese Punkte bestätigen. — Dieß war gewissermaßen die Grundlage eines Streites zwischen dem Hochmeister und dem Deutschmeister, dessen Verhandlungen sich durch mehre Jahre hindurchzogen, deren Geschichte wir aber nicht weiter zu verfolgen für nöthig finden, da sie weniger die Verhältnisse in Preussen, als vielmehr die Geschichte des Ordens im allgemeinen betrifft.

Im Uebrigen ging das Jahr 1523 ohne wesentliche Veränderungen in den Verhältnissen zwischen dem Hochmeister und dem Könige von Polen vorüber. Von allen Seiten wünschte und verhieß man die Herstellung eines festen Friedens und doch geschah dazu nirgends ein entscheidender Schritt. Der Meister wandte sich, um eine baldige Entscheidung herbeizuführen, durch seinen Bruder Johann an den Kaiser, auch an die Schiedsrichter selbst, an den Erzherzog Ferdinand, an den König von Ungern, an seinen Bruder Georg, um durch diesen auf den König zu wirken; der Papst Hadrian suchte durch die Königin Bona von

Polen den König zu einem festen Frieden zu bewegen; allein alles ohne wesentlichen Erfolg. Die Schiedsrichter bestimmten Verhandlungstage, um sie entweder bald wieder aufzuheben oder von einer Zeit zur andern zu verschieben. Der eine schrieb dem andern die Schuld der Verzögerung des Ausspruches zu. So friedlich gesinnt und nachgiebig in alle mit der Würde und den Rechten des Reiches verträglichen Bedingungen der König von Polen sich auch erklärte und so folgsam er sich dem Papste auch schildern ließ, so standen sein Wort und seine That doch fort und fort im Widerspruch. Neben anscheinend friedsamen Gesinnungen sprach sich in seinen Erklärungen über den Hochmeister an die Deutschen Reichsfürsten ein innerer bitterer Zorn aus, der Alles, was Schuld hieß, auf den Nacken seines Gegners häufte. So schwand die Hoffnung einer baldigen Entscheidung immer mehr und mehr. Endlich fand im Herbst zwischen dem Erzherzog Ferdinand und Albrecht auf dem Reichstage zu Nürnberg eine persönliche Zusammenkunft Statt. Ersterer maß die Schuld der Vereitelung der bisherigen Verhandlungstage abermals dem Könige von Ungern bei und eröffnete zugleich dem Meister: der König von Polen habe bisher die Anordnung eines neuen Tages verhindert; jetzt aber sey er mit dem von Ungern übereingekommen, daß dieser sich mit dem von Polen über Tag und Malstatt verständigen und die übrigen Commissarien dann Alles aufbieten sollten, die Streitsache zur Entscheidung zu bringen. Gelinge kein fester Friede, so sollten sie dann wenigstens einen längern Anstand zu bewirken suchen. Somit sah sich der Hochmeister bei allen tröstenden und Alles verheißenden Zusicherungen, womit ihn der Erzherzog überhäufte, doch immer noch aufs Ungewisse hingewiesen, denn bei einem neuen Anstande konnten auf gleiche Weise noch Jahre hingehen, ehe der Streit ein Ende gewann.

Währenddeß kämpfte der Hochmeister fort und fort mit den größten Geldbedrängnissen. Da Handel und Wandel in Preussen fortwährend ganz darnieder lagen, der Bernsteinhandel nach Lübeck beinahe völlig aufgehört hatte, der ohnedieß nicht immer reiche Bernstein-Ertrag für gemachte Anleihen an einzelne Bernsteinhändler nach Augsburg geliefert werden mußte, die Abgaben bei der großen Armuth im Lande nur äußerst spärlich ein-

gingen, so waren die Finanzen im Ordensgebiete noch immer in dem allertraurigsten Zustande. Wurden dem Hochmeister zu seinem Unterhalte einmal auch dreitausend Mark zugesandt, so „waren diese, wie ihm der Rentmeister dabei meldete, an allen Orten zusammengelesen worden.“ Vom Deutschmeister und aus dem Deutschen Ordensgebiete war unter den obwaltenden Streitverhältnissen für den Hochmeister natürlich gar keine Unterstützung zu erwarten. Es blieb daher nichts anders übrig, als Anleihen auf Anleihen, Schulden auf Schulden zu häufen.

Bereits aber war im Verlaufe des Jahres 1523 in Albrechts Seele der erste Gedanke zu dem Schritte erweckt, der einst eine Lösung seiner verwickelten Verhältnisse herbeiführen sollte. Schon der Papst Leo X. nämlich hatte ihn ernstlich aufgefordert, eine gründliche, Haupt und Glieder berührende Reformation seines in so tiefen Verfall gerathenen, sittlich und religiös entarteten und in seinem innern Wesen fast schon völlig aufgelösten Ordens vorzunehmen. Der Krieg mit Polen aber hatte ein solches Unternehmen unmöglich gemacht; ohnedieß mochte der Hochmeister auch kaum Mittel und Wege absehen, einem faulen, erstorbenen Körper neues Leben und neuen Geist zu geben. Da indeß auch Leo's Nachfolger Hadrian VI. die Aufforderung mit schärfstem Nachdruck erneuerte, streng verlangend, der Meister solle Alles anwenden, „den Orden in den alten Stand zurückzuführen,“ so schien es bei diesem Ernste des Papstes unter den obwaltenden Verhältnissen mit Polen jetzt durchaus nothwendig, irgend welche Schritte zu thun; nur war der Hochmeister auch jetzt noch ungewiß, was in der Sache geschehen könne.

Nun hatte aber Albrecht während seines langen Aufenthalts in Nürnberg den dortigen evangelischen Prediger Andreas Osiander kennen gelernt. Durch die feuereifrigen Predigten dieses Mannes und dessen mündliche Mittheilungen war in seinem Geiste zuerst das wahre Licht des Evangeliums aufgegangen. „Durch ihn zuerst hatte ihn Gott, wie er nachmals selbst bekannte, aus der Finsterniß des Papstthums gerissen und zu göttlicher, wahrer, rechter Erkenntniß gebracht“; durch ihn, den er „seinen geistlichen Vater“ nannte, zuerst mit Luthers Lehre bekannt geworden, hegte er damals schon auch gegen Luther selbst Vertrauen und hohe Achtung. An diesen wandte er sich jetzt auch vertrauensvoll in

der Sache der Ordens-Reformation, indem er ihm im Sommer eine Abschrift der Ordensstatute mit der Bitte übersandte, ihm seine Meinung über die auf den Grund dieser Statuten vorzunehmende Reformation seines Ordens mitzutheilen. Die Sendung wurde sehr geheim betrieben, weshalb wir auch nicht unterrichtet sind, welchen Rath Luther gegeben habe. Nur so viel ist klar: Albrecht ging jetzt wirklich auf eine Aenderung in der Verfassung des Ordens aus und wollte, wie er Luthern ausdrücklich erklärte, darin ganz nach dessen Rathe handeln, „damit dieselbe zur Ehre Gottes ihren Fortgang ohne Aergerniß oder Empörung erlangen möchte." Als er nun aber gegen Ende des Septembers auf einer Reise nach Berlin zum Kurfürsten von Brandenburg seinen Weg über Wittenberg nahm und sich dort mit Luthern selbst über die Sache besprach, rieth ihm dieser: er solle „die alberne und verkehrte Ordensregel" auf die Seite werfen, eine Frau nehmen und Preussen in ein weltliches Fürstenthum oder Herzogthum verwandeln. So ging von Luther selbst der erste Gedanke zu der großen Umwandlung der Verhältnisse aus, die bald das ganze Schicksal des alten Ordensstaates umgestaltete. Auch Philipp Melanchthon stimmte Luthers Rathe bei. In des Hochmeisters Seele aber fand er offenbar Anklang; er lächelte ihm Beifall zu, gab jedoch darauf keine weitere Antwort.

Der Gedanke, Preussen in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln, hatte seitdem in Albrechts Seele tiefe Wurzel gefaßt. Daß er ins Werk zu setzen sey, war ihm kaum noch zweifelhaft; allein er mußte mit der größten Vorsicht und Besonnenheit verfolgt werden. Die Verhältnisse mit Polen, mit dem Kaiser, dem päpstlichen Hofe, mit den ernannten Schiedsrichtern in der Polnischen Streitsache, die alle noch der alten Kirche eifrigst zugethan waren, und ebenso die Stellung des Hochmeisters zu den Meistern von Deutschland und Livland verlangten vorerst nothwendig noch des Ordens ferneres Fortbestehen in Preussen und fesselten selbst im Aeußern den Hochmeister noch viel zu sehr an die alte Kirche. Diese Verhältnisse mußten erst so viel als möglich beseitigt und der Plan, wenn er gelingen sollte, zu größerer Reife gediehen seyn. Obgleich daher Luthers Ermahnung an die Deutschen Ordensherren „falsche Keuschheit zu

meiden und zur rechten ehelichen Keuschheit zu greifen," bereits die Folge gehabt, daß in Deutschland, Preussen und Livland sich mehre Ordensritter vom Orden lossagen und sich verehelichen wollten, so fand es der Hochmeister doch nothwendig und zu seiner Rechtfertigung rathsam, diesem voreiligen, für ihn selbst leicht sehr nachtheiligen Schritte so viel als möglich durch ernste Verbote und Strafdrohungen vorzubeugen. Er sprach seine Besorgniß darüber offen aus: der König von Polen, der schon vor Jahren dahin gestrebt, den Orden in weltliche Hände zu bringen, werde es gewiß jetzt gerne sehen, wenn „dieses subtile Gift" im Orden zu dessen Verderben Eingang finde.

Im Volke Preussens aber war das Licht des Evangeliums im Jahre 1523 schon angezündet. Es standen hier dem Eingange und der Verbreitung der neuen Lehre weit weniger Schwierigkeiten entgegen, als in manchen andern Ländern, denn theils hatten schon die dem Orden vielfach ertheilten päpstlichen Freiheitsbriefe, wodurch die bischöfliche Gewalt vom Eingreifen in die kirchlichen Ordensverhältnisse zurückgewiesen war, theils vorzüglich auch der Umstand, daß die Landesbischöfe, mit Ausnahme des von Ermland, stets selbst auch Ordensglieder, den Gesetzen und der Verfassung des Ordens gemäß leben und handeln mußten, die Ausbildung und feste Gestaltung einer strengen hierarchischen Macht nicht zugelassen. Selbst die Bischofswahlen, wenn gleich immer durch die Domkapitel vollführt, hingen schon längst entschieden vom Einflusse des Hochmeisters ab, zumal da auch die Domherren selbst ebenfalls Ordensglieder waren. Noch weniger hatte sich jemals eine irgend bedeutende Mönchsgewalt im Lande emporheben können. Die Klöster, ohnedieß nur gering an Zahl, waren durch kluge Vorsicht des Ordens stets sehr arm geblieben und fristeten meist ihr Daseyn nur durch kümmerlichen Erwerb. Ueberdieß setzte ihnen ihre Vorsteher in der Regel der Hochmeister und hielt sie stets in strenger Abhängigkeit. So niemals durch hierarchische Ketten gefesselt und eben so wenig von klösterlicher Finsterniß umfangen konnte sich im Volke der Geist seiner religiösen Bildung ungleich freier entwickeln und zum Empfange freierer Ansichten in der Erkenntniß göttlicher Dinge vorbereiten. Zudem war auch das alte, engverschlungene Band, welches den Orden und mit ihm auch das Land

seit Jahrhunderten an Rom gefesselt, seit länger als einem halben Jahrhundert schon immer lockerer geworden. Päpstliche Satzungen und Befehle fanden im Orden und im Lande schon lange keine blinde Befolgung mehr. Die alte Achtung und heilige Ehrfurcht gegen den päpstlichen Stuhl war im Verlaufe des funfzehnten Jahrhunderts in Preussen immer tiefer gesunken, denn eben die enge Verbindung, in welcher der Orden in seinen wichtigsten Verhältnissen an den Papst als seinen Oberherrn gewiesen war, hatte außerordentlich dazu beigetragen, die hohe Verehrung und heilige Scheu vor dem heiligen Vater zu mindern. Nirgends mochte man die Lasterflecken und Ungebührlichkeiten, die Gräuel und Abscheulichkeiten, die am Röm. Hofe im Schwange waren, die Geldgier und Bestechlichkeiten, die Intriguen und Umtriebe und das ganze sittenlose und sündhafte Unwesen, wie es im päpstlichen Pallaste herrschte, so genau kennen, als in Preussen, wo die Berichte und Schilderungen der Ordensprocuratoren und bei ihrer Rückkehr ihre mündlichen Mittheilungen schon durchs ganze letzte Jahrhundert hindurch Rom in seiner ganzen nackten Blöße und in seiner ganzen sittlichen Verworfenheit wie dem Orden so dem Volke vor Augen gestellt hatten. Nirgends urtheilte man daher über Papst und Geistlichkeit unbefangener als in Preussen.

Auch die letzten Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle wegen Besetzung des Bisthums Pomesanien hatten ihn in keinem bessern Lichte dargestellt. Wie wir bereits hörten, hatte der Orden seine Anrechte an den bischöflichen Stuhl durch eine namhafte Geldsumme wieder erkaufen und dadurch den alten Kardinal de Grossis zur Verzichtleistung auf das Bisthum bewegen sollen. Der Hochmeister hatte sich endlich, um nur das Bisthum dem Orden zu erhalten, auch geneigt erklärt und vier- bis fünfhundert Ducaten sollten jährlich der Willkühr des Papstes geopfert werden. Allein auch dieses fruchtete nicht. Nun starb zwar der Papst Hadrian im September und bald darauf auch der genannte Kardinal; es wäre nun leicht gewesen, die Sache auf geeignetem Wege zum Besten des Ordens wieder auszugleichen, allein der neuerwählte Papst Clemens VII. verlieh das Bisthum seinem Nepoten dem Kardinal Rudolphis und setzte diesen zugleich auch zum Protector des Ordens ein, so daß

dem Orden kaum noch eine Hoffnung auf das Bisthum übrig blieb. Der Hochmeister indeß, kaum davon benachrichtigt, entschloß sich schnell, ernannte den Doctor beider Rechte Erhard von Queis, aus Meißen, zum Pomesanischen Bischof, sandte ihn eiligst nach Preussen und gab Befehl, durch das Pomesanische Domkapitel eine förmliche Wahl desselben zu veranlassen und sobald sie geschehen sey, den neuen Postulirten sogleich in den Besitz des Bisthums einzusetzen, auch die Unterthanen im bischöflichen Gebiete ohne weiteres an ihn als ihren Herrn zu weisen. Alsdann wollte der Meister beim Papste auch auf die Bestätigung des neuen Bischofs antragen. Er eilte aber um so mehr, in solcher Weise der päpstlichen Willkühr zu begegnen, da ihm sein Wunsch, das erledigte Bisthum Ermland mit dem Orden vereinigt zu sehen, vereitelt war, denn das Domkapitel hatte seinem Wahlrechte gemäß mit Einwilligung des Königes von Polen den Domherrn zu Frauenburg Moritz Ferber zum Bischofe erwählt.

Dieses Feilschen aber am päpstl. Hofe bei Besetzung der Bisthümer hatte nicht bloß die bitterste Unzufriedenheit des Hochmeisters und der ihm näher stehenden Ordensgebietiger gegen die geldgierige Röm. Curie aufgeregt, sondern man hatte jetzt wieder neue Beweise erhalten, daß, während der Orden, die Bisthümer, das ganze Land mit drückender Armuth kämpften, der Röm. Hof doch immer fortfuhr, die geringen Kräfte des Ordens und des Landes gierig zu verschlingen. Eröffnete nun schon dieß der Lehre Luthers im Orden wie im Volke leichtern Eingang, so förderte diesen nicht minder auch die Persönlichkeit der Männer, die jetzt als Bischöfe die Leitung der kirchlichen Verhältnisse in Preussen in den Händen hatten. Erhard von Queis, dessen Wahl am 10. September (1523) erfolgte, war ein Mann von duldsamem Charakter, heller Einsicht und gelehrter Bildung. Er soll schon vor seiner Wahl der Lehre Luthers geneigt gewesen seyn. Wir finden zwar nicht, daß er in der ersten Zeit seines Amtes, da er erst noch seine Bestätigung aus Rom erwartete, der Verbreitung der neuen Lehre förderlich vorgearbeitet oder sie begünstigt habe, zumal da er sich bald eine Zeitlang wieder in Deutschland aufhielt; allein es war vorerst schon hinreichend, daß er ihr nicht hinderlich entgegentrat, denn in mehren nachbarlichen

Städten hatte sie bereits Eingang gefunden. In Danzig wurde schon im Jahre 1518 durch den Prediger Jacob Knade das erste Licht der neuen Lehre entzündet und es flammte in den Jahren 1522 und 1523 in den Gemüthern schon so hell, daß die Kirche die Zuhörer des zur Lehre Luthers übergetretenen Weltpriesters Jacob Hegge, genannt Finkenblock, nicht mehr fassen konnte. Auch in Thorn hatte das Evangelium schon im Jahre 1520 so großen Beifall gefunden, daß sich der König von Polen veranlaßt fand, die Einführung und Verbreitung der Schriften Luthers mit aller Strenge zu verbieten. Als indeß der damals dort anwesende päpstliche Legat Zacharias und der Bischof von Kaminiec es unternahmen, auf dem St. Johannis-Kirchhofe Luthers Bild auf einem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen, mußten sie sich durch die Flucht retten, um nicht vom Volke gesteinigt zu werden. Mönche und Nonnen entliefen ihren Klostermauern, um sich zu verheirathen. Dasselbe geschah in Elbing, wo schon im Jahre 1523 der größte Theil des Rathes und der Bürgerschaft der Lehre Luthers zugewandt war. In Braunsberg war besonders Peter von Dohna unermüdlich thätig, das neuerwachte geistige Leben im Sinne Luthers zu fördern, obgleich hier der strengeifrige Bischof Moritz von Ermland dem raschen Fortgange des guten Werkes vielfach hemmend entgegentrat.

Am erfreulichsten aber blühte die neue Saat des reinen Evangeliums im Gebiete des Bischofs von Samland und im ganzen östlichen Ordenslande auf. Georgs von Polenz wahrheitsliebender und hellsehender Geist erkannte schon im ersten Keime der ausgeworfenen Saat die heilbringende Triebkraft zu einstiger herrlicher Frucht. Es geschah offenbar mit seiner Einwilligung, daß schon im Jahre 1523 einer seiner Domherren Georg Schmidt öffentliche Vorträge im evangelischen Geiste hielt; nicht ohne seine und des Hochmeisters eigene Genehmigung konnte der aufgeklärte Oberkompan Friederich von Heideck, der den Meister nach Deutschland begleitet, bei seiner Rückkehr von Luther selbst sich einen Prediger erbitten und ihn mit nach Preussen führen. Es war Johann Brismann, früher Franciscaner, in Wittenberg von Luther selbst für die Sache der Reformation gewonnen, ein gelehrter, durch humanistische Studien aufgeklärter, in seinen Grundsätzen gemäßigter und menschenfreundlicher Mann, der zuerst dem

von Luther an ihn ergangenen Rufe nach Preussen folgte, und der außerordentliche Beifall, mit dem er in der Domkirche zu Königsberg vor einer zahlreichen Versammlung auftrat, war ein Beweis, mit welcher Sehnsucht man das erfrischende Wort des reinen Evangeliums erwartet hatte. Der Bischof selbst empfahl ihn der Gemeine als einen Mann, der Gottes Wort klar ohne Menschen-Tand verkündige. Bald nach ihm kam gleichfalls auf Friederichs von Heideck Anlaß auch der evangelische Prediger Johannes Amandus, aus Westphalen, früher Mönch und ebenfalls durch Luther gebildet, nach Königsberg an die Pfarrkirche der Altstadt, jedoch ein Mann von weit heftigerem und stürmischerem Geiste als der gemüthsruhige Brismann.

Der Bischof von Samland, obgleich wegen seiner politischen Stellung als Landesregent noch nicht öffentlich als Bekenner der neuen Lehre auftretend, förderte das gute Werk nach allen Seiten hin. Mit den erwähnten Begründern desselben waren auch viele neue Schriften Luthers und anderer Reformatoren nach Preussen gekommen, wo sie von Jung und Alt mit außerordentlicher Begierde gelesen und immer weiter verbreitet wurden. Dazu trug nicht wenig bei, daß der Hochmeister seinem Secretär Christoph Gattenhofer die Erlaubniß ertheilte, eine Buchdruckerei in Königsberg, die erste in Preussen, einzurichten. Wir finden, daß schon seit dem Anfange des Jahres 1524 eine Menge von Schriften für und gegen Luthers Lehre in Preussen verbreitet und mit lebendigem Interesse in den kleinen Städten gelesen wurden.

Auf der Rückreise von Berlin nach Nürnberg hatte nun aber der Hochmeister Luthern in Wittenberg von neuem besucht, viel mit ihm verhandelt und ihn auch ersucht, ihm noch einige tüchtige Prediger zuzuweisen, die er zur Verkündigung des reinen Evangeliums nach Preussen senden könne. Es konnte daher nicht fehlen, daß Albrechts Zuneigung zu Luthers Lehre bald ruchbar wurde. Der eifriggläubige Herzog Georg von Sachsen, einer der Mitschiedsrichter in der Polnischen Streitsache, war einer der Ersten, die davon Kunde bekamen und ließ den Hochmeister durch dessen Bruder Kasimir dringend warnen und auf die Gefahr aufmerksam machen, in welche er den ganzen Orden durch Theilnahme an der Lutherischen Ketzerei bringen werde,

zumal da kein Zweifel sey, daß gerade dieses die Sache der Polen beim Papste, dem Kaiser und vielen Fürsten fester und besser stellen müsse.

Es galt also jetzt, alle Klugheit und Vorsicht aufzubieten, um nicht den Haß der Partei aufzuregen, an deren Häupter der Orden in seinen wichtigsten Verhältnissen noch zu sehr gefesselt war und von denen allein jetzt die Entscheidung seiner Streitsache mit Polen abhing. Ueberdieß lauerte auch der Deutschmeister auf jeden Schritt, der ihm Stoff zum Tadel und zur Klage gegen den Hochmeister an die Hand gab. An eine Verständigung zwischen beiden war bei den Forderungen, die sie in Beziehung auf ihre Geltung und Stellung im Orden gegenseitig aufstellten und bei der Heftigkeit des Streites über die erwähnte Geldbeisteuer vorerst gar nicht zu denken. Dazu kam, daß sich für den Hochmeister noch gar keine Aussichten zu einer baldigen Rettung aus der schweren Bedrängniß zeigten, mit der er in seiner Geldnoth kämpfte. Ueberall, wo er sich Unterstützung versprochen, ward er hingehalten und verlassen; alle Mittel und Wege, durch die er sich Hülfe zu verschaffen gesucht, waren ihm fehlgeschlagen. Es war schon so weit gekommen, daß, wie ihm der Kurfürst von Brandenburg insgeheim meldete, Wolf von Schönberg und Thiele Knebel den Plan gefäßt hatten, dem Hochmeister, sofern er ihnen nicht bald Bezahlung leisten lasse, auflauern und ihn gefangen nehmen zu wollen. Zudem nahte auch die Zeit des Anstandes sich schon mehr und mehr ihrem Ende und es war sehr zu fürchten, daß der König von Polen nach Ablauf des Waffenstillstandes sogleich wieder die Waffen ergreifen werde, zumal da er bereits mehrmals über dessen Verletzung geklagt hatte und es ihm überhaupt an Gründen zum Wiederbeginn des Krieges nicht fehlen konnte. Der Hochmeister, der Kurfürst von Brandenburg und mehre andere Fürsten boten zwar alle Mittel auf, um dem vorzubeugen und namentlich durch Vermittlung des Herzogs Georg von Sachsen beim Könige von Ungern und dem Erzherzog Ferdinand die baldige Bestimmung eines Verhandlungstages in Erinnerung zu bringen; allein dieß hatte so wenig Erfolg als die Friedensverhandlungen, welche der Markgraf Georg von Brandenburg und Herzog Friederich von Liegnitz mit dem Könige von Polen gepflogen hatten, denn dieser

schob seine Entscheidung über die ihm gemachten Friedensvorschläge bis auf den künftigen Reichstag hinaus, der erst im Herbst des Jahres 1524 gehalten werden sollte.

Außer diesen Verhältnissen, die an sich schon dem Hochmeister die größte Behutsamkeit in Beziehung auf das Reformationswerk in allen seinen Schritten zur Pflicht machten, kamen noch andere wichtige Gründe hinzu, die ihn bewogen, noch nicht öffentlich selbstwirkend mit einzugreifen. Die Sache des Evangeliums schritt in Preussen in ihrem frischen Aufleben mit immer kräftigerem Gedeihen unaufhaltsam vorwärts. Der Bischof von Samland erließ schon im Januar (1524) die Verordnung, daß fortan in der Landessprache gepredigt und getauft werden solle und ermahnte die Geistlichen Luthers Schriften, vorzüglich dessen Deutsche Uebersetzung der heiligen Schrift fleißig zu lesen. Doctor Brismann wirkte nicht bloß auf das Volk von der Kanzel, sondern hielt mit großem Beifall auch öffentliche Vorlesungen über den Brief an die Römer. Das Vertrauen des Volks zu den evangelischen Predigern und ebenso deren Einfluß auf das Volk befestigte sich mit jedem Tage mehr. Schon im Februar waren in den Kirchen Königsbergs alle Altäre abgedeckt, ein Theil derselben abgebrochen, die Heiligenbilder hinweggeschafft u. s. w. Schon damals schrieb Luther voll Freude an seinen Freund Spalatin: „Endlich giebt auch ein Bischof Christo die Ehre und predigt in Preussen das Evangelium, nämlich der von Samland, den Johannes Brismann belehrt, welchen wir dorthin gesandt haben, um in Preussen dem Reiche des Satans ein Ende zu machen.“ Am Oster- und Pfingstfeste predigte der Bischof selbst schon mit aller Kraft und würdigem Eifer gegen die Irrthümer und Mißbräuche der alten Kirche, gegen Ablaß, Fasten, Seelenmesse, Fegfeuer und Mönchwesen. Er erklärte sich also nun schon offen ohne Scheu für Luthers große Sache.

Dabei fehlte es freilich auch in Königsberg nicht an stürmischen Auftritten. Johann Amandus verfuhr keineswegs mit der Ruhe und Mäßigung, wie Brismann und der Bischof. Durch wiederholte Aufforderungen zur Vernichtung der alten papistischen Ueberbleibsel reizte er von der Kanzel herab den Pöbel auf und als er diesem einst zurief: „die grauen Mönche

haben nun lange genug mit uns gegessen und getrunken, nun gehet hin und esset und trinket auch mit ihnen", stürmte das Volk in großen Haufen gegen das Kloster, plünderte es aus und verjagte die Mönche aus ihren Zellen. Aehnliche stürmische Plünderungen und Vernichtungen der Altäre, Bilder und Kirchenschätze erfolgten bald auch an andern Orten. Der Hochmeister warnte zwar von Nürnberg aus, „man solle von der Kanzel nichts Aufrühreriſches, sondern allein das klare Wort Gottes predigen und besonders sich aller Schmäh- und Schändworte enthalten"; es war indeß nicht möglich, das Volk überall in Zaum und Zügel zu halten, denn nach so langem und schwerem Druck der Armuth und der Noth mußte unter Jung und Alt jedes Wort von Erlösung und Befreiung die gepreßte Brust in Bewegung setzen und hie und da zu maßlosen Schritten treiben.

Es konnte jedoch nicht fehlen, daß Alles, was bisher der Hochmeister zur festen Begründung und Verbreitung der neuen Lehre in Preussen gethan, trotz aller Vorsicht von seinen Gegnern belauert wurde und somit auch bald zur Kenntniß des Papstes kam. Schon im Frühling des Jahres 1524 ließ er dem Bruder des Hochmeisters Markgrafen Johann Albrecht, der sich damals in Rom aufhielt, durch einen hohen Prälaten melden: „Was er vom Hochmeister in Betreff seiner Rathschläge wider die christliche Kirche erfahren, müsse ihn an diesem um so mehr befremden und schmerzen, da er stets zu ihm die größte Zuversicht gehegt, nicht bloß wegen der Güte und Bereitwilligkeit, die er ihm früher schon als Kardinal und jetzt auch als Papst stets gerne und mit väterlicher Hülfe bewiesen, sondern auch weil der Hochmeister in seiner fürstlichen Würde und in seinem Stande im ritterlichen und geistlichen Orden als ein Hauptmann der Kirche zu Schutz und Schirm des christlichen Glaubens aus göttlicher Gnade erwählt worden sey. Weil nun aber dieser ohne solches zu achten und aus ungegründeten Ursachen sich nicht allein vom Papste und der Römischen Kirche trennen, sondern auch öffentlich wider sie rathen, helfen und handeln wolle, so werde sich auch der Papst veranlaßt und gedrungen fühlen, sich an die zu schlagen und denen Beistand

zu leisten, bei welchen er feste und beharrende Hülfe finde, und sich davon in keiner Weise abwenden zu lassen."

Diese Drohung des Papstes wies offenbar auf den König von Polen hin. Der Hochmeister, den sein Bruder auf die aus dem Argwohn und Zorn des Papstes für ihn zu fürchtende Gefahr aufmerksam machte, verschob jedoch seine Verantwortung absichtlich längere Zeit. Er fand vorerst Schritte nöthig, die er zu seiner Rechtfertigung benutzen wollte. Dahin zielte der dem Bischofe von Samland zugesandte Befehl, daß die Ordensglieder, „wenn ihnen auch wegen der Verachtung und des Spottes des gemeinen Volkes das Tragen der Ordensmäntel erlassen werde, doch stets die Ordenskreuze noch an sich behalten sollten", desgleichen auch die dem Bischofe gegebene Weisung, daß durch die aus finanziellen Rücksichten nothwendig gewordene Auflösung des Haus-Konvents zu Königsberg der Gottesdienst mit Messen und Gezeiten keineswegs abgestellt seyn solle, „damit ihm, wie er hinzufügt, vom Papste oder jedem anderen nicht zugemessen werde, daß er solches Alles auf einmal fallen lasse und zum Aergerniß reize." Er sprach ferner öffentlich sein Verwundern darüber aus, daß der Bischof von Samland öffentliche Mandate wegen der Lutherischen Lehre habe ausgehen lassen, deren keins von ihm beschlossen und genehmigt worden sey. Er gab öffentlich seine Mißbilligung über die stürmische Ausplünderung des Mönchsklosters zu Königsberg zu erkennen und verordnete, daß wenn die Mönche, wie bereits zu Heiligenbeil, Wehlau und andern Orten geschehen war, aus den Klöstern auch entliefen, das Klostereigenthum zusammengehalten und in Verwahrung genommen, den aus den Klöstern entweichenden Mönchen aber nicht mehr wie bisher Geld oder eine sonstige Abfertigung gegeben werden solle, damit ihm niemand nachsagen könne, daß er Geistliche und Klosterleute auf solche Weise verlocken lasse. Allen diesen und ähnlichen Anordnungen lagen offenbar Rücksichten auf den Röm. Stuhl zum Grunde. Sie konnten jedoch dem glücklichen Fortgange der guten Sache nicht mehr schaden, denn wie der Bischof von Samland dem Meister meldete, „nahm das Evangelium Christi und Wort Gottes so gewaltiglich überhand, daß bei Menschen-Gedenken solcher Zulauf zu den Predigern nicht gewesen ist wie jetzt und daß das Volk auch in den aller-

größten Kirchen nicht wohl Raum hat." Die Zahl der evangelischgesinnten Geistlichen nahm auch in dem Jahre 1524 schon sehr bedeutend zu. Unter andern sandte der Hochmeister um Pfingsten den schon verheiratheten Doctor Paul von Spretten oder Speratus aus Schwaben, einen sehr gelehrten, aufgeklärten und besonnenen Mann, der auch bei Luther in hoher Achtung stand, als seinen künftigen Schloßprediger nach Königsberg, mit dem ausdrücklichen Auftrage, durch Predigten auf passende Weise bei dem gemeinen Manne den aufrührerischen Haß gegen die Geistlichkeit der alten Kirche so viel als möglich zu dämpfen.

Auch in den kleinern Städten und auf dem Lande gewann das Evangelium schon mehr und mehr Eingang und Verbreitung. Der Hochmeister trug dem Bischofe von Samland auf, auch aufs Land und in die andern Städte gelehrte und dem Evangelium treuergebene Geistliche auszusenden, damit das göttliche Wort allenthalben Wurzel fassen könne und so wurden auch bald solche evangelische Prediger nach Braunsberg, Wormditt, Bartenstein, Gerdauen, Neidenburg und andere Orte hingesandt. Allein sie fanden nicht überall die erfreuliche Aufnahme wie in Königsberg. In Ermland hemmte der Bischof Moritz den Fortgang der guten Sache, wo und wie er nur konnte. Er verbot durch ein allgemeines Landesmandat die Verbreitung „des Lutherischen Ungeheuers," wie er es nannte, in seinem Bisthum aufs allerstrengste und hielt in allen Städten Agenten, die beim Volke Alles aufbieten mußten, um es gegen die neue Lehre und deren Verkündiger aufzuhetzen und am alten Glauben festzuhalten. In Braunsberg erkämpfte sich daher das Evangelium, obgleich ihm der ganze Rath der Altstadt und ein großer Theil der Bewohner ergeben war, nur mit Mühe eine freie Bahn. Noch stärkern Widerstand fand es in Bartenstein, wo der dortige Statthalter Heinrich Reuß von Plauen in Verbindung mit dem Bischofe von Ermland alle Mittel, selbst die unsinnigsten Erdichtungen und Verleumdungen gegen den Bischof von Samland und den Hochmeister anwandten, um das Volk irre zu leiten und die Verbreitung der neuen Lehre zu verdächtigen.

Aber auch selbst in Königsberg war das Werk der Glaubensreinigung noch keineswegs ganz durchgekämpft. Es gab auch hier noch viele, die aus Eifer für die alte Kirche oder aus Wider-

willen und Haß gegen die Neuerung die evangelischen Geistlichen und die Bekenner der neuen Lehre mit den gemeinsten Schmähungen und Lästerungen verfolgten, so daß der Bischof für nothwendig fand, diesem Unwesen durch ein strenges Mandat unter Androhung der nachdrücklichsten Strafen entgegenzutreten und überhaupt alles unnütze Disputiren über religiöse Gegenstände bei Bierzechen und andern ungeeigneten Orten ernstlich zu verbieten. Auch unter den Ordensgliedern selbst herrschte in religiöser Hinsicht Unfriede und Zerwürfniß. Der größere Theil der vornehmen Ordensritter hatte sich ebenfalls schon der Lehre Luthers zugewandt und beförderte selbst auch ihre Verbreitung. Andere hielten zwar noch fest am alten Glauben und blieben der alten Kirche getreu; allein es knüpfte sie selbst kein festes Band mehr zu einem Ganzen zusammen. Von einem geschlossenen Zusammenleben im Convent, wie wir es früher kennen gelernt, war jetzt kaum noch eine Spur vorhanden, denn der eigentliche Ordenstand gewissermaßen schon fast völlig aufgelöst da und nur noch einige alte beobachtete Formen, Satzungen und Gebräuche hielten sein Scheinbild noch einigermaßen aufrecht. Wo noch der Form nach eine Art von Conventsleben bestand, bildeten es nur einige Priesterbrüder und einige wenige Ritter. Ueberhaupt bewiesen auch die seit Jahrzehnden immer wiederholten Klagen über Vernachlässigung des Gottesdienstes, wie wenig kirchlicher Sinn im Geiste des Ordens unter den Ordensbrüdern herrschte und wie wenig ihnen die alten leeren Formen genügten.

Mittlerweile kämpfte der Hochmeister in Deutschland fort und fort mit Hindernissen und Schwierigkeiten aller Art in seinen dortigen Verhältnissen. Am drückendsten war für ihn seine fortwährende Geldnoth. Aus Preussen hatte ihm seit Jahren wenig oder nichts mehr zugesandt werden können. Die Stände waren auf Landtagen, wenn von einer Hülfssteuer für den Meister die Rede war, zu keinem Beschluß zu bringen, denn wenn sich auch der Adel, den Albrecht immer sehr begünstigt, zu einer Unterstützung geneigt zeigte, so ließen sich doch die Städte auf keine Weise gewinnen. Der widerstrebende Geist zeigte sich zumal im Bürgerstande und unter dem gemeinen Volke der Städte bald in allen Gestalten und in allerlei Meutereien; es traten sogar schon unruhige Köpfe an der Spitze von Parteien

aus Unzufriedenheit wegen des Hochmeisters langer Abwesenheit mit dem Rathe auf, lieber einen andern auswärtigen Herrn ins Land zu rufen. Die fortwährende Theuerung, die Nahrungslosigkeit, der Druck aller Gewerbe, die Hemmung alles Handelsverkehrs zu Wasser und Land und der Stillstand aller gewerblichen Thätigkeit steigerten die Unzufriedenheit in allen Ständen in dem Maaße, daß der Kanzler dem Meister schrieb: „die Meuterei im Lande ist so groß, daß nichts wünschenswerther ist als euere Zurückkunft, denn es liegt ein großer, ungetreuer Bauer hinter dem Zaun verborgen, der vom rechten Schultheiß zur rechten Zeit überschlichen werden muß.“ Ueberhaupt sehnte man sich im ganzen Lande endlich einmal nach einem festen, dauerhaften Frieden.

Dabei dauerten die Streithändel mit dem Deutschmeister noch immer fort, denn selbst durch die eindringlichsten Vorstellungen, die ihm der Hochmeister durch den Bischof Erhard von Pomesanien machen ließ, war er zu keiner Aenderung seiner Forderungen zu bewegen. Vielmehr erhielt Albrecht bald sogar die Nachricht, daß die beiden Meister von Deutschland und Livland beim Röm. Hofe nicht nur allerlei Anklagen gegen ihn und den Orden in Preussen angebracht, sondern sogar auch versucht hätten, durch Auswirkung neuer päpstlicher Bestimmungen sich der Unterthänigkeit und dem Gehorsam gegen den Hochmeister mehr und mehr zu entziehen. Da nun bei der am päpstlichen Hofe gegen ihn herrschenden Stimmung sehr zu fürchten war, daß es den beiden Meistern leicht gelingen könne, sich vom Orden in Preussen gänzlich zu trennen oder doch wenigstens gegen den Hochmeister eine ganz andere Stellung zu gewinnen, so mußte er jetzt eilen, den Argwohn und Unwillen des Papstes so viel als möglich zu beschwichtigen. Er ließ daher eine Schrift abfassen, worin er sich gegen die ihm vom Papste wegen seiner Untreue gegen den Röm. Stuhl gemachten Vorwürfe und Beschuldigungen zu rechtfertigen und sie zu widerlegen suchte, und übersandte sie seinem Bruder Johann Albrecht in Rom, mit dem Auftrage, sie dem Papste mitzutheilen und Alles anzuwenden, um die Ungnade und den Unwillen des Papstes zu beseitigen und ihn zu überzeugen, daß er nichts Sträfliches, was wider Gott, den päpstlichen Stuhl und den christlichen Glauben sey,

unternommen habe. Allein es waren unterdeß durch den päpstlichen Legaten Campeggio neue Nachrichten über Albrechts Lutherische Gesinnung, über den Bischof von Samland und über die Verbreitung der Lutherischen Lehre in Preussen nach Rom gekommen. Obgleich daher der Markgraf Johann Albrecht sich alle Mühe gab, den Papst und die Kardinäle anders zu belehren und Alles für ein Gewebe von Erdichtungen und Verleumdungen der Feinde des Ordens zu erklären, so war der Papst doch so erzürnt, daß in einem von ihm gehaltenen Consistorium bereits davon die Rede war, den Hochmeister durch einen päpstlichen Machtspruch seines Amtes zu entsetzen. Es war dem Markgrafen kaum noch möglich, den Papst einigermaßen wieder zu besänftigen.

Unter diesen Bedrängnissen war aber in Albrecht, da er seine Pflichten im Orden und seine Stellung als Hochmeister mit seiner Ueberzeugung immer mehr in Widerspruch treten sah, selbst schon der Gedanke erwacht, sein hochmeisterliches Amt zu Gunsten des Herzogs Erich von Braunschweig, der damals Komthur zu Memel war, niederzulegen, in das weltliche Leben zurückzutreten und sich in den Dienst des Königes Franz von Frankreich zu begeben, mit dem er darüber auch schon in Unterhandlung stand. Dem Könige von Polen war dieß kaum bekannt geworden, als er dem Hochmeister durch einen geheimen Unterhändler den Rath geben ließ, das Hochmeisteramt, wenn er solchem entsagen wolle, keinem andern als dem Könige abzutreten, der ihn dafür reichlich mit Land und Leuten und auch mit einem Dienstgelde versorgen werde. Albrecht versprach den Antrag in nähere Berathung zu ziehen und ertheilte alsbald auch seinem Bruder Georg und seinem Schwager dem Herzog Friederich von Liegnitz den Auftrag, sich mit dem Könige über den Vorschlag in weitere Unterhandlungen einzulassen. Auch Luther hatte die Sache von neuem angeregt, indem er Johann Brismann nicht nur von dem früher schon dem Hochmeister gegebenen Rath, dem Orden zu entsagen und Preussen in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln, unterrichtete, sondern ihn zugleich auch aufforderte, das Volk in Preussen auf geeignete Weise für diesen Gedanken zu gewinnen, damit dieses selbst eine solche Forderung an den Hochmeister richte und dieser auf solche Weise Anlaß bekomme,

den ihm angerathenen Schritt zu wagen und als weltlicher Herr Preussens aufzutreten.

Seitdem hielt auch Albrecht selbst fest an diesem Gedanken, ging jedoch seiner Ausführung mit vorsichtigem Schritte entgegen. Vor allem mußte ihm daran gelegen seyn, die gegen ihn aufgeregte Stimmung in Rom, die ihm in jeder Weise sehr hinderlich seyn konnte, so viel als möglich zu beschwichtigen. Das Geschrei über ihn und seine Lutherische Gesinnung hatte sich dort, wie man ihm meldete, von neuem erhoben, denn es waren von dem erwähnten Legaten wieder allerlei ungünstige Nachrichten über die Vorgänge in Preussen am päpstlichen Hofe eingelaufen, unter andern auch das Gerücht, daß der Hochmeister damit umgehe, sich zu verehelichen und ins Weltleben zurückzutreten. Um Alles gründlich zu erweisen, hatte man sogar eine Predigt des Bischofs von Samland nach Rom gesandt. Dieß Alles aber konnte gerade jetzt für den Hochmeister höchst nachtheilige Folgen haben, denn der Papst konnte sich leicht im Zorn so weit hinreißen lassen, den Hochmeister, wie er bereits gedroht, durch einen Machtspruch seiner Meisterwürde für entsetzt zu erklären und damit auch dem Könige von Polen Anlaß zu geben, alle Unterhandlungen abzubrechen. Daß ein solcher Schritt des Papstes auch bei den Meistern von Deutschland und Livland Anklang finden werde, stand außer Zweifel.

Nun hatte sich Albrecht im October (1524) zu schnellerer Förderung seiner Angelegenheiten mit Polen nach Wien begeben, wo er auch bald durch die Zusage erfreut ward, daß zur Ausführung seiner Streitsache ein Verhandlungstag zu Preßburg in den ersten Tagen des nächsten Jahres Statt finden solle. Da ihm nun damals der päpstliche Legat in Wien wegen des vom Bischofe von Samland erlassenen Mandats in Betreff der Taufe in Deutscher Sprache und wegen der Lectüre von Luthers Schriften ernstliche Vorstellungen machte und darauf drang, den Bischof entweder zur Abstellung seiner Neuerungen zu bewegen oder ihn seines Amtes zu entsetzen, erließ Albrecht an diesen am 8. November ein öffentliches Schreiben, welches er auch dem Legaten mittheilte und worin er dem Bischofe nicht nur das große Mißfallen des Papstes zu erkennen gab, sondern ihm auch sein Befremden über die ohne sein Wissen vorgenommenen Neuerun-

gen bezeugte und befahl, alle bereits eingeführten unchristlichen Gebräuche von Stund an wieder abzustellen und fortan nichts wider den Papst und die Röm. Kirche zu unternehmen. An demselben Tage aber erließ er an den Bischof auch ein geheimes Schreiben, worin er ihm meldete: er habe jenen Befehl nur „zum Schein wegen des Legaten und wegen seines hitzigen Gemüthes und Anzeigens ausstellen müssen;“ der Bischof möge sich gegen diesen in der Art verantworten, daß ihm mit Recht keine Beschwerde auferlegt werden könne und seine Antwort dermaßen begründen, daß sie durchs Wort Gottes und die Wahrheit bestätigt werde. Dabei wolle er den Bischof so lange schützen, als er von Gott selbst in Gnaden erhalten werde.

Auch dem Deutschmeister waren bereits Gerüchte über des Hochmeisters Hinneigung zum Lutherthum zugekommen und er benutzte sie als trifftige Gründe, ihm jede Unterstützung zu verweigern. Auf eine an ihn ergangene Aufforderung wegen einer Beisteuer zur Abhaltung des Tages zu Preßburg erklärte er: es habe sich jetzt Alles geändert, seitdem er die glaubliche Nachricht erhalten: der Hochmeister gehe damit um, das Ordenskreuz abzulegen, sich zu verheirathen, das Ordensland Preussen in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln und erblich an sein Haus zu bringen. Nur wenn alles dieses als ungegründet vom Hochmeister bündig widerlegt werden könne, werde er ihm eine Hülfssumme von 7000 Gulden unter der früher erwähnten Bedingung in Betreff der zehn Artikel zukommen lassen. Der Hochmeister stellte zwar alle Beschuldigungen als bloße Erdichtungen seiner Widersacher dar und suchte sich so gut als möglich in Betreff der Vorgänge in Preussen durch seine lange Abwesenheit zu rechtfertigen; allein der Deutschmeister war nicht so leicht zu überzeugen, zumal da der Hochmeister zum wenigsten eine Summe von 10,000 Gulden von ihm forderte.

Die Unterhandlungen hierüber dauerten noch fort und es war zur Besendung des Verhandlungstages zu Preßburg auch schon Alles vorbereitet, als beim Hochmeister die traurige Nachricht einlief, daß der erwähnte Tag nicht Statt finden werde, weil der König von Polen Hindernisse entgegenlege. So schienen wieder alle bisherigen Bemühungen zu einer Verständigung fruchtlos. Da jedoch bereits die Bevollmächtigten mehrer Für-

sten, namentlich auch des Kurfürsten von Brandenburg in Preßburg angelangt waren, so begab sich auch der Hochmeister im Anfange des Jahres 1525 nach Wien, um beim Erzherzog Ferdinand und dann auch nach Ofen, um beim Könige von Ungern über die Vereitelung des Tages Beschwerde zu führen und darauf zu dringen, daß er seinen Fortgang gewinne. Dort theilte ihm der päpstliche Legat Campeggio ein neues Breve des Papstes mit, worin dieser seinen schweren Zorn über das erwähnte Mandat des Bischofs von Samland, über dessen Begünstigung und Verbreitung der Lutherischen Ketzerei in Preussen und über das ganze der Kirche und dem wahren Glauben verderbliche Unwesen in der Verwaltung seines Amtes aussprach. Da der Legat den Auftrag erhalten hatte, den „verbrecherischen und meineidigen Bischof" vorzuladen, zum Geständniß zu zwingen und wenn er seiner Ketzerei überwiesen sey, ihn seines kirchlichen Amtes zu entsetzen, so forderte er mit nachdrücklichstem Ernst, daß dem päpstlichen Befehle Gnüge geleistet und vom Hochmeister selbst Maaßregeln ergriffen würden, um die Beschwerden abzustellen. Dieser entschuldigte sich wieder mit seiner langen Abwesenheit aus Preussen, mit seiner Unkenntniß dessen, was mittlerweile dort geschrieben und gelehrt worden, wies dabei auch auf die nothwendige kluge Milde und Nachsicht hin, womit man jetzt zumal das gemeine Volk behandeln müsse und ersuchte den Legaten, den Papst von seiner Schuldlosigkeit in der Sache zu überzeugen, indem er versprach, bei seiner Rückkehr ins Land seine Verwaltung so zu führen, wie es einem rechtschaffenen und christlichen Fürsten gezieme und nichts zuzulassen, was ihm des Papstes Zorn zuziehen könne.

Im Uebrigen blieben Albrechts Verhandlungen in Ofen ohne weitern Erfolg. Da der friedliche Anstand mit Polen jetzt nur noch einige Monate dauerte, so hatte sich der Erzherzog Ferdinand mit dem Könige von Ungern dahin verständigt, zwischen dem Hochmeister und dem Könige von Polen eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf mehre Jahre zu vermitteln. Allein keiner von beiden wünschte dieß. Des Königes östliche Reichslande waren im vergangenen Jahre wiederholt durch schreckliche Einfälle der Türken und Tataren verheert worden, so daß er auf Mittel bedacht seyn mußte, seine dortigen Grän-

zen durch eine stärkere Kriegsmacht mehr zu sichern; schon deshalb mußte er einen dauernden Frieden an der Nordgränze seines Reiches wünschen.

Der Hochmeister hatte in seiner schweren Bedrängniß längst eine Entscheidung des jahrelangen Streites herbeigesehnt. Seine Lage war die traurigste, die es für einen Fürsten nur irgend geben konnte. Wo er hinsah, traten ihm für die Pflichten, die ihm als Fürsten oblagen, Hemmungen und Hindernisse entgegen. Es war ihm kaum mehr möglich, seine Stellung als Oberhaupt des Ordens ferner noch mit einiger Würde zu behaupten. In Preussen bewiesen mehre von den Ordensbeamten und Statthaltern sich gegen den Bischof von Samland so ungehorsam und widerspänstig oder in ihrer Amtsverwaltung so eigennützig und habsüchtig, daß sie ihrer Aemter entsetzt oder auf andere Weise bestraft werden mußten. Am drückendsten war dem Hochmeister sein Verhältniß zum Deutschmeister, der endlich trotz alles Widerstrebens seinen Willen dennoch durchgesetzt hatte. Albrecht hatte sich mit 7000 Gulden, die er ausdrücklich nur zur Ausführung der Streitsache mit Polen anwenden sollte, begnügen und dagegen zur Verschreibung und Aufrechthaltung der ihm vorgelegten zehn Artickel verpflichten müssen, wobei bestimmt ward, daß der Hochmeister die erwähnte Summe in Jahresfrist wieder zurückzahlen könne und der Deutschmeister alsdann ihm die ausgestellte Verschreibung wieder zustellen solle, daß aber wenn die Rückzahlung nicht erfolge, die Verschreibung dann in allen Punkten volle Kraft und Gültigkeit haben werde. Die Stellung, in die der Hochmeister auf diese Weise gekommen war, war in jeder Hinsicht traurig. Geschah die Rückzahlung nicht, so trug er die seine Macht beschränkenden, eben nicht ehrenvollen Fesseln, die ihm die Verschreibung anlegte, so lange er als Hochmeister dastand; löste er sie aber durch Rückzahlung der Summe wieder ein, so begann der ärgerliche Streit von neuem.

Auf sonstige Beihülfe vom Orden in Deutschland konnte der Hochmeister nicht im entferntesten mehr rechnen. Alle seine bisherigen Bitten an die dortigen Landkomthure um Unterstützung waren ohne Erfolg geblieben, denn überall waren die Balleien verarmt und so tief verschuldet, daß sie sich kaum noch

erhalten konnten. Ueberdieß drückte den Meister selbst eine übermäßige Last von Schulden. Bei mehren Deutschen Fürsten und Bischöfen waren bedeutende Anleihen aufgenommen, selbst die alte Schuld beim Kurfürsten von Brandenburg noch nicht abgetragen, die verpfändeten Kleinodien und Silbergeräthe noch nicht eingelöst und die Finanzen des Hochmeisters überhaupt in solcher Zerrüttung und Unordnung, daß gar nicht abzusehen war, wohin es damit noch kommen werde, wenn nicht bald ein fester Friede hergestellt und bei baldiger Rückkehr des Meisters in sein Land eine besser geordnete Verwaltung eingeleitet werden würde.

Aber selbst auch wenn ein Friede mit Polen zu Stande kam, konnte Albrecht bei seiner Rückkehr fast unmöglich wieder als Hochmeister in einem Lande auftreten, wo Luthers Lehre schon so tiefe, unvertilgbare Wurzeln gefaßt und von Tag zu Tag stärkern Eingang gewonnen hatte, wo der Orden schon überall feindliche Gesinnung, Hohn und Verachtung fand, wo kein Ordensritter mehr ohne des Volkes Gespött sich im Ordensmantel zeigen durfte, wo schon immer mehr Ordensritter aus dem Orden ausschieden, zur evangelischen Kirche übertraten und sich verheiratheten, wo man ferner im Volke, wie es Luther selbst gewünscht und gerathen, den Landesfürsten nicht mehr als Hochmeister, sondern lieber als fürstlichen Erbherrn des Landes zurückerwartete. Dazu kam nun noch, daß sich sein Verhältniß zum Römischen Stuhle auf die Länge unmöglich mehr halten ließ. Während der Papst sich schon auf jede Weise um des Polnischen Königes Freundschaft bewarb, wurde der Hochmeister am Römischen Hofe fort und fort als eifriger Beförderer der Lutherischen Ketzerei ausgeschrieen und verwünscht, der Deutschmeister dagegen um so mehr als eifriger Beschirmer des wahren christlichen Glaubens gepriesen. Kehrte der Hochmeister nach Preussen zurück, so fielen alle seine bisherigen Entschuldigungen in Betreff der Lehre Luthers hinweg; es gab für ihn dann keinen andern Ausweg, als Alles, was für jene geschehen war, ohne weiteres gut zu heißen; er mußte dann offen als Anhänger Luthers auftreten, was ihm als Hochmeister unmöglich war.

Albrecht mußte daher in dieser Lage einen Frieden wünschen, der zugleich auch alle seine bisherigen Ordens-Verhältnisse veränderte. Einen solchen Frieden aber konnte er von den ernannten Schiedsrichtern unmöglich erwarten, weder von dem strenggläubigen Könige von Ungern, noch von dem katholischgesinnten Erzherzog Ferdinand, eben so wenig von dem religiöseifrigen Herzog Georg von Sachsen oder dem Erzbischof von Salzburg, selbst auch nicht von der Einsprache des Kaisers, so wohlwollend und freundlich sich dieser jetzt auch gegen den Hochmeister aussprach und so ernst er auch die Schiedsrichter von neuem ermahnte, die Streitsache jetzt aufs förderlichste vorzunehmen.

Da traten Herzog Friederich von Liegnitz und des Hochmeisters Bruder Markgraf Georg von neuem ins Mittel und knüpften mit dem Könige von Polen neue Unterhandlungen an. Nachdem ihnen der Hochmeister diejenigen Artickel des ewigen Friedens, gegen welche er bisher am meisten angekämpft hatte und über deren Veränderung oder Abstellung sie mit dem Könige unterhandeln sollten, auf ihr Verlangen mitgetheilt, begaben sie sich nach Krakau; der Hochmeister selbst verfügte sich, um den Verhandlungen näher zu seyn, nach Beuthen im Gebiete des Herzogs von Oppeln, zehn bis zwölf Meilen von Krakau entfernt. Dort trafen auch bald die Abgeordneten des Ordens und der Stände aus Preussen ein, an ihrer Spitze der Bischof Erhard von Pomesanien. Die Verhandlungen zu Krakau begannen in der zweiten Woche des März. Der Hochmeister faßte sogleich die besten Hoffnungen zum Frieden. Der König zeigte sich zwar keineswegs geneigt, die vom Hochmeister beschwerlich befundenen Artickel abzuändern, verlangend, der ewige Friede müsse unverändert in Kraft und Geltung bleiben; er ließ jedoch dem Meister als Grundlage eines festen Friedens folgende Bedingungen vorlegen: 1) Sofern der Hochmeister ihn als seinen Lehensherrn anerkennen und das Ordensland von ihm als Lehen annehmen wolle, werde er ihm alle im vorigen Kriege eingenommenen Schlösser, Städte und Flecken wieder einräumen. 2) Solle der Hochmeister alle im Bisthum Ermland gewonnenen Städte dem Bischofe wieder abtreten und dieser ihm jährlich für seine Lebenszeit dreitausend Mark entrichten. 3) Sollte die Be-

lehnung, wenn der Meister sie annehme, vom Könige erblich ertheilt werden; sterbe jener ohne männliche Nachkommen, so solle das Lehen auf seine Brüder, die Markgrafen Kasimir, Georg und Johann oder die nächsten erbberechtigten Fürsten, worüber sich die Brüder vereinigen würden, übergehen, doch also daß sie jederzeit ebenso wie der Hochmeister die Lehenspflicht über sich nähmen.

Ueber diese Friedensvorschläge fanden lange Verhandlungen Statt. Die Abgeordneten der Stände aus Preussen verweigerten Anfangs aufs entschiedenste ihre Annahme und Einwilligung, weil ihre Vollmacht sie dazu nicht berechtige. Man gestattete indeß keinen weitern Anstand. Die Friedensvermittler erklärten ihnen: „Ihr habt nur drei Wege zu wählen: Krieg oder den ewigen Frieden oder die Annahme der Belehnung.“ Es gelang endlich dem Hochmeister, der sogleich entschieden für die Annahme der Belehnung war, auch bei den Abgeordneten der Stände ihre darüber obwaltenden Bedenklichkeiten zu beseitigen, zumal da er ihnen die feste Zusicherung gab, daß er als getreuer Landesfürst Lande und Städte gegen allen aus der neuen Ordnung der Dinge drohenden Schaden schützen, sie bei allen ihren Rechten und Privilegien ungeschwächt lassen und beschirmen und das Land überhaupt in wahrhaft christlichem Geiste regieren und erhalten werde. In den Verhandlungen mit dem Könige stellte zwar Anfangs der Hochmeister das Verlangen, fortan auch im Besitz von Braunsberg, Tolkemit, Neumark und Brathean bleiben zu können, wozu ihn wichtige Gründe veranlaßten. Da jedoch der König, wie er erklärte, durch seinen königlichen Eid gebunden, in dieses Gesuch nicht willigen konnte, so nahm Albrecht das ihm gemachte Anerbieten an, nach welchem der König ihm für die im Bisthum Ermland und sonst noch eroberten Städte und Flecken gegen Abtretung an die Krone Polens jährlich auf Lebenszeit viertausend Rhein. Gulden zu entrichten verhieß.

Darauf begab sich der Hochmeister zum förmlichen Abschlusse des Friedens selbst nach Krakau, wo er am 2. April anlangte und bei seinem Einzuge, zum letztenmal als Hochmeister mit dem schwarzen Adlerkreuze geschmückt, vom Könige sehr ehrenvoll empfangen wurde. Nach wenigen Tagen, die unter Verhandlungen über einzelne Friedensbestimmungen hingingen, erfolgte end-

lich am 8. April der förmliche Friedensschluß unter folgenden wesentlichen Bedingungen: 1. Jeder Theil räumt dem andern die im letzten Kriege eingenommenen Schlösser, Städte und Flecken mit dem darin gefundenen schweren Geschütz ein. 2. Herzog Albrecht soll dem Könige als seinem Erbherrn einen Eid leißen und sich forthin gegen ihn in Allem, wie es einem belehnten Fürsten gegen den Erbherrn gebührt, gehorsam erzeigen. Albrechts Brüder sollen binnen Jahresfrist diesen Vertrag durch Brief und Siegel genehmigen. 3. Erst nach Aussterben aller männlichen Lehenserben der Markgrafen soll das dem Herzoge zugewiesene Land an die Krone Polens fallen. 4. Der König soll den Herzog Albrecht, dessen Erben und alle Einwohner des Landes bei allen ihren Privilegien, die diesem Vertrage und des Königes Oberherrlichkeit nicht entgegen sind, lassen und gegen ungerechte Gewalt schützen. 5. Der Herzog von Preussen nimmt auf Landtagen und in Rathsversammlungen die erste Stelle im Sitze neben dem Könige ein. 6. Der Herzog und seine Nachfolger sollen vom Herzogthum Preussen nichts verkaufen, und wofern sie die Noth bringt, was sie verkaufen wollen, dem Könige zuvor anbieten. Verpfändungen von Schlössern und Städten sollen nur an des Herzogs Lehensleute geschehen können. 7. Der Herzog soll fortan gehalten seyn, dem Könige im Kriege mit hundert gerüsteten Reitern zuzuziehen, doch von diesem Kriegslehensdienst vorerst auf sechs Jahre befreit seyn, im Fall nicht der König dieses Vertrages oder der Belehnung wegen von irgendwoher angegriffen wird. 8. Den beiderseitigen Unterthanen der Lande Preussen wird freier Handel zugesichert. Auch fremde Kaufleute sollen völlige Handelsfreiheit genießen. 9. Ohne Genehmigung beider Theile sollen keine neuen Zölle und kein neues Stapelrecht eingeführt, alle seit Kasimirs Zeit angeordneten Zölle aber wieder abgestellt werden. 10. Der Herzog, sowie die Städte Elbing, Danzig und Thorn sollen sich fortan des Münzschlages enthalten, doch soll zwischen dem Könige und dem Herzog über die Münze binnen bestimmter Frist eine nähere Verständigung Statt finden. 11. Der Herzog soll auf alle von Päpsten, Kaisern oder Königen von Polen dem Orden verliehenen Privilegien auf ewig Verzicht leisten und solche dem Könige einhändigen, der sich verpflichtet, dem Herzoge und dem Lande

über Gränzen oder andere Freiheiten und Gerechtigkeiten, welche diesem Vertrage nicht widerstreiten würden, neue Verschreibungen zu ertheilen. Endlich wurde in andern Punkten des Friedensschlusses noch näher bestimmt, wie es fortan mit geistlichen Gütern, mit der geistlichen Gerichtsbarkeit zwischen dem Herzog und den Bischöfen, mit dem Gerichtswesen in Streithändeln, Klagsachen und Ansprüchen sowohl des Königes und Herzogs als ihrer beiderseitigen Unterthanen gehalten werden solle.

Die Abgeordneten der Stände Preussens genehmigten den Friedensvertrag mit der ausdrücklichen Erklärung, daß das Land den nunmehrigen Herzog Albrecht auch forthin als seinen rechtmäßigen Erbherrn und Landesfürsten anerkennen werde. Darauf fand am 10. April die feierliche Belehnung mit dem Herzogthum Preussen statt. Die Hand an ein Panier von weißem Dammast gelegt, auf welchem ein schwarzer Adler mit dem silbernen Buchstaben S., zur Erinnerung an den ersten Lehensherrn Sigismund, stand, schwur Albrecht als Herr und Erbfürst des Herzogthums Preussen dem Könige und der Krone Polens auf das Evangelium den Huldigungseid, worauf der König den vor ihm knieenden Herzog durch drei Schläge mit dem Reichsschwerte von neuem zum Ritter schlug, dann mit einer schweren goldenen Kette schmückte und ihm das Lehens-Panier einhändigte. Der Lehenshandlung folgte ein feierlicher Gottesdienst und ein glänzendes Gastmahl.

Nachdem hierauf der König dem neuen Herzog von Preussen die nöthigen Dokumente über die Uebergabe Preussens als Lehen seiner Krone, über die Erblichkeit desselben auf Albrechts männliche Erben oder seine Brüder und deren Erben, über das dem Herzog auf Lebenszeit zugesicherte Jahrgeld und einige andere Bestimmungen des Friedensschlusses ausgefertigt, der Herzog selbst aber ausdrücklich auch den Ständen Preussens die Erhaltung aller ihrer Rechte, Privilegien und Freiheiten, wie sie solche bisher unter des Ordens Herrschaft genossen, in seinem und seiner Brüder Namen fest verbürgt und unverbrüchlich zugesichert, trat er über Brieg die Rückreise nach Königsberg an, wo er nach dreijähriger Abwesenheit am 9. Mai seinen glänzenden Einzug hielt, vom Volke mit lauter Freude empfangen.

So hatte der Orden in Preussen endlich seinen Untergang gefunden, dessen er sich längst würdig gezeigt. Es waren dreihundert und vier und dreißig Jahre vorübergegangen, seit er vor Akkons Mauern gestiftet worden, und zweihundert und sechs und neunzig Jahre, seit die ersten Ordensritter bei Herzog Konrad von Masovien erschienen waren. Sieben und dreißig Hochmeister hatten seit seinem Daseyn ihm als Oberhäupter vorgestanden und vier und dreißig derselben die Regentschaft über Preussen geführt. Sechzehn hatten ihren Wohnsitz in dem erhabenen Haupthause Marienburg und sieben den ihrigen auf der Burg zu Königsberg gehabt. Als jetzt Herzog Albrecht auf diese zurückkehrte, war der Orden in Preussen bis auf wenige Glieder schon untergegangen. Im Dunkel des Mittelalters ins Land verpflanzt, im Kampfe mit dem Heidenthum erstarkt, nachdem er es bewältigt lange in kräftigem Gedeihen und in hoher Blüthe dastehend, in seiner Riesenmacht für Preussens Kultur höchst segensreich wirkend, dann aber durch schweres Unglück von Polens Waffen niedergeschlagen, immer tiefer gebeugt, durch eigene Schuld verarmt, in seiner Kraft entnervt, in seinem innern Wesen entartet, entsittlicht, in seinem einst so ehrwürdigen Geiste und großartigen Charakter durch Sünden und Gebrechen verwahrlost, pflichtwidrig in Gesinnung, oft unredlich in Wort und That, — so war der Orden jetzt keines Daseyns mehr werth. Das Land war eines andern Landesfürsten würdig und ersehnte ihn längst herbei. Das ewige Gesetz der Weltgeschichte hatte dem Lande Preussen unter dem Fürstenstamme Brandenburgs eine höhere Bestimmung zugeschrieben. Darum auch mußte Luthers Mahnungswort an Albrecht von Brandenburg in Erfüllung gehen. Es schlug wie ein Blitz in Albrechts Seele und glimmte fort, bis es zu einem hellleuchtenden Licht in der Erkenntniß des Evangeliums hervortrat. Darum mit Recht hocherfreut über das, was durch ihn geschehen war, rief der Glaubensheld zu Wittenberg die Worte aus:

„Siehe dieß Wunder! In vollem Laufe, mit vollen Segeln eilt jetzt das Evangelium nach Preussen!"

Chronologisches Verzeichniß

der

Hochmeister und Bischöfe von Preussen

bis

zum Jahre 1525.

Hochmeister des Deutschen Ordens.

Name.	Vaterland.	Amts-Antritt.	Tod oder Abdankung.
26. Ulrich von Jungingen	Schwaben . .	1407. 26. Juni.	1410. 15. Juli.
27. Graf Heinrich v. Plauen	Plauen . . .	1410. 9. Nov.	1413. 14. Oct.
28. Michael Küchmeister v. Sternberg	Franken . .	1414. 9. Jan.	1422. 10. Mrz.
29. Paul von Rußdorf .	Rheinlande .	1422. 10. Mrz.	1441. 2. Jan.
30. Konrad v. Erlichshausen	Franken . .	1441. 12. Apr.	1449. 7. Nov.
31. Ludwig v. Erlichshausen	Franken . .	1450. 21. Mrz.	1467. 4. April.
32. Heinrich Reuß v. Plauen	Plauen . . .	1469. 15. Oct.	1470. 2. Jan.
33. Heinrich Reffle v. Richtenberg	(ungewiß) . .	1470. 29. Spt.	1477. 20. Febr.
34. Martin Truchseß von Wetzhausen	Franken . .	1477. 4. Aug.	1489. 5. Jan.
35. Johann von Tiefen .	Schwaben (od. Schweiz).	1489. 1 Spt.	1497. 25. Aug.
36. Herzog Friederich von Sachsen	Sachsen . .	1498. 29. Spt.	1510. 14. Dec.
37. Markgraf Albrecht von Brandenburg . . .	Anspach . .	1511. 14. Feb.	1525. 8. April.

Bischöfe von Kulm.

Name.	Antritt des Amtes.	Todesjahr.
16. Johannes Margenau	1416 . . .	1457 5. März.
17. Bartholomäus . .	1457 . . .	1466.
18. Vincenz Kielbassa .	1466 . . .	1479.
19. Stephan (v. Heidelburg)	1479 (o. 1480)	1495.
20. Nicolaus Crapitz . .	1495 . . .	1509 oder 1510.
21. Johannes v. Konopat	1512 29. Mrz.	1530.

Bischöfe von Pomesanien.

Name.	Antritt des Amtes.	Todesjahr.
11. Johannes II. (Rymann)	1410 . . .	1417 4. Sept.
12. Gerhard (Stolpmann)	1417 . . .	1427.
13. Johannes III. (Vinkeler)	1428 . . .	1440.
14. Kaspar	1440 . . .	1463. Octbr.
15. Nicolaus	1463 . . .	1466.
16. Vincenz Kielbassa . .	1466 . . .	1479.
17. Johannes IV. . . .	1479 . . .	1501. 10. Apr.
18. Hiob (v. Dobeneck) .	1501 . . .	1521. 25. Mai.
19. Achilles (de Grossis) .	1521 . . .	1523. Nov.
20. Erhard (v. Queis) .	1523 . . .	

Bischöfe von Ermland.

Name.	Antritt des Amtes.	Todesjahr.
12. Johannes III. (Abezier)	1415 8. Juli.	1424. 11. Febr.
13. Franciscus (Kuhschmalz)	1424 13. Febr.	1457. 18. Juni.
14. Aeneas Sylvius . .	1457 . . .	1458 (wird Papst.)
15. Paul (v. Legendorf) .	1458 . . .	1467. 26. Juli.
16. Nicolaus (v. Tüngen)	1467 . . .	1489. 14. Febr.
17. Lucas (Waißelrodt) .	1489 . . .	1512. 29. Mrz.
18. Fabian (v. Lussanis) .	1512 . . .	1523. 30. Jan.
19. Moritz (Ferber) . .	1523 13. Oct.	

Bischöfe von Samland.

Name.	Antritt des Amtes.	Todesjahr.
10. Heinrich IV. (von Schauenburg) . . .	1415 . . .	1416.
11. Johannes II. (von Salfeld)	1417 . . .	1425.
12. Michael Junge . . .	1425 . . .	1441.
13. Nicolaus I. (v. Schöneck)	1442 . . .	1470.
14. Dieterich (v. Cuba) .	1470 . . .	1474.
15. Johannes III. (Rehwinkel)	1474 . . .	1497.
16. Nicolaus II. (Kreuder)	1497 . . .	1503.
17. Paul (v. Wath) . .	1503 . . .	1505.
18. Günther (v. Bünau) .	1505 . . .	1518.
19. Georg (v. Polenz) .	1519 . . .	1524 (starb 1550)

Gedruckt bei E. J. Dalkowski in Königsberg i. Pr.